Erinnerungen

aus

meinem Leben.

Von

Wilhelm Chezy.

Dolores mis alhricias.

Erstes Buch:

Helmina und ihre Söhne.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1863.

Helmina

und

ihre Söhne.

Von

Wilhelm Chezy.

Erstes Bändchen.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1863.

I. Einleitung.

Der Verfasser dieses Buches ist zugleich ein Gegenstand desselben. Die Erinnerungen, welche aufgefrischt werden, knüpfen sich theilweise so unmittelbar an seine eigenen Erlebnisse, daß letztere nothgedrungen miterzählt werden müssen, wenn der Vortrag überhaupt nicht unverständlich bleiben und aller Zusammenhang verloren gehen soll. Und was in diesen Aufzeichnungen von den äußerlichen Vorgängen des eigenen Daseins, vom Dichten und Trachten des Verfassers, von den Wandlungen in Gemüth und Seele, von den näheren oder ferneren Beziehungen zu theilweise hervorragenden und wiederum theilweise dunkeln Zeitgenossen gesagt wird, gehört ja wie alles Andere urwüchsig zum Ganzen, dessen Bestimmung ist, möglichst anschaulich ein Stücklein der „Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts" von seinem Anbeginn bis zu den gegenwärtigen Tagen darzubieten. Ueber die großen Ereignisse werden keine Aufschlüsse gegeben; wo die Welthändel zur Sprache kommen, erhält der Leser nur einige Scheidemünze der Geschichte, nach Kräften scharf ausgeprägt und hoffentlich nicht ganz ohne Werth für das jüngere Geschlecht. Lehrt doch die Erfahrung, daß solcherlei Kleingeld schon in kurzer Frist geschätzt wird, um dann in späteren Tagen noch mehr zu gelten, wie z. B. die Aufzeich-

nungen des bekannten Ritters von Schweinichen aus dem 16. Jahrhundert.

Weil der Verfasser die kleinen Begebenheiten seiner eigenen Irrfahrten nicht als die Hauptsache betrachtet, sondern nur als einen Theil des Ganzen und als den rothen Faden, woran die einzelnen Schilderungen sich zusammenhängend an einander reihen, so glaubt er in der dritten Person von sich reden zu dürfen. Und da er bei großen Begebenheiten niemals zu den Führern oder auch nur zum Generalstab derselben gehört hat, so wird Niemand argwohnen, daß er durch die Wahl der Form seiner Darstellung sich anmaßen wollte, einem Xenophon, geschweige denn einem Julius Cäsar sich ins Schlepptau zu hängen. An jener Stelle aber, wo er in der ersten Person als „ich" redet, begleitet er gleichsam als Chorus die Handlung.

Das vorliegende erste Buch der „Erinnerungen" umfaßt die Schilderung dessen, was der Verfasser von den Tagen seiner Kindheit bis zu seinem selbstständigen Eintritt in die „weite, weite Welt" von Mitlebenden und zeitgenössischen Begebenheiten gesehen und erlebt hat. Diese Abtheilung erstreckt sich bis zum Jahre 1829. Der Erzähler bezeichnet sich darin ausschließlich mit dem Taufnamen, weil er von Freunden und Bekannten während dieses Zeitraumes nicht anders sich nennen hörte. In den folgenden Abtheilungen, welche in einiger Zeit sich anschließen sollen, wird er heißen, wie die Leute in einer Welt ihn riefen, für die er kein Wilhelm mehr sein konnte.

Das zweite Buch wird sich mit der Zeit von 1829

bis 1850 befassen, um den Aufenthalt in München, Baden-Baden, Freiburg im Breisgau und Köln am Rhein zu schildern. Eine Gestalt, welche hier vor allen in den Vordergrund zu treten hat, ist Karl Spindler, mit welchem Chezy mehr als anderthalb Jahrzehnte hindurch ein gemeinsames Dasein führte, innig verknüpft durch das Band der wackersten Freundschaft. Mancherlei haben sie durchgemacht, erlebt, gedichtet.

Die dritte Abtheilung soll Chezy's Erlebnisse und Wahrnehmungen in Wien seit dem Jahre 1850 zum Gegenstande haben, und der Verfasser wird sich gewissenhaft befleißigen, auch diesen Zeitraum mit derselben Unbefangenheit der Anschauung und mit demselben furchtlosen Freimuth zu behandeln, welche in den Mittheilungen „Aus dem Leben einer deutschen Dichterin" im Cotta'schen „Morgenblatt" den Grundton gaben und auch auf den gegenwärtig vorliegenden Blättern geben.

Die genannten Bruchstücke, wovon der bedeutendste Theil diesem ersten Buche sich einverleibt findet, erschienen während der Jahre 1856, 1857 und 1858. Sie wurden mit fürwahr nicht alltäglicher Theilnahme gelesen. Von vielen Seiten ergiengen Aufforderungen, eine Fortsetzung folgen zu lassen. Der Nachdruck beutete sie fleißig aus, oft genug ohne Angabe der Quelle. Auch widerfuhr ihnen eine ganz besondere Aufmerksamkeit, wie sie Aufsätzen in Zeitschriften nicht häufig erwiesen wird: man besprach sie öffentlich. Allerdings war es bei Weitem nicht immer das Wohlwollen, welches die Feder dabei geführt; doch darum blieb die That-

sache nicht minder schmeichelhaft für den Verfasser, der, wie er oft schon gethan, auch dießmal mit dem alten Jörg von Frundsberg spricht: „Viel' Feind', viel Ehr'."

Ueber die Vorwürfe, welche wegen der Mittheilungen im „Morgenblatt" den Verfasser trafen, würde ihn seinerzeit der Erfolg in der Lesewelt vollständig getröstet haben, auch wenn sie nicht ohnehin wirkungslos abgeprallt wären. Die Empfindlichkeit gegen öffentliche Anfeindungen pflegt allein ganz jugendlichen Schriftstellern eigen zu sein und nur bei solchen sich nicht zu verlieren, welchen eine weibische Eitelkeit inne wohnt. Ein Mann von gesunder Gemüthsart, der bereits seit mehr denn dreißig Jahren zu Felde gelegen, läßt Hagel und Regen gleichmüthig an sich ablaufen. Nur ausnahmsweise wird er auf Vorwürfe zur Rede stehen; und das soll in nachfolgender Andeutung über einen der mannichfachen Klagepunkte wenigstens mittelbar geschehen.

Die Mittheilungen im „Morgenblatt" hatten nicht den Zweck, ein Denkmal kindlicher Liebe und Verehrung zu stiften, sondern den höheren, Beiträge zur Schilderung eines selbstdurchlebten Zeitraumes mit seinen Charakteren, Sitten ꝛc., und zwar namentlich in Kreisen von künstlerisch angeregten Mitlebenden zu bringen. Sollte eine solche Gabe nicht werthlos bleiben, so mußte sie aus der Frucht eigener Wahrnehmungen bestehen und die unverfälschte Wahrheit enthalten, nicht nur in Bezug auf die Entwicklungen im Gemüthe des Erzählers, nicht bloß in Betreff der Nebengestalten, sondern vorzugsweise in der Darstellung der Hauptfigur, welche keine andere sein konnte als eben des Verfassers Mut-

ter. Er hat demgemäß die Dichterin vorgeführt, wie sie wirklich leibte und lebte, mit ihren Vorzügen und Schwächen, ohne die ersten zu übertreiben, die andern zu vertuschen. Schimpf und Schande hat er ihrem Andenken damit nicht zugefügt; um dieß zu thun, hätte er sie verläumden müssen. Helmina's wunderliche Eigenheiten und Launen, womit sie ihre Umgebungen peinigte, sich selber unglücklich machte und sich die Herzen auch ihrer nächsten Angehörigen entfremdete, lassen sich fürwahr frischweg erzählen, ohne ihrem Dichterruhm oder ihrer bürgerlichen Ehrenhaftigkeit damit zu nahe zu treten. Darum hat ihr Sohn kein Bedenken getragen, in jenen Bruchstücken sich auszusprechen wie er gethan. Im vorliegenden Buche spricht er nicht weniger freimüthig die Wahrheit, wie über sich selbst, so auch über seine Mutter, seine Angehörigen, seine Freunde und überhaupt alle diejenigen, von denen die Rede ist. Hie und da mag er sich irren, doch wissentlich sagt er niemals „das Ding, das nicht ist." Und so schmeichelt er sich denn, auch dießmal nicht ganz erfolglos gethan zu haben, was Göthe vorschreibt, wenn er sagt: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben: ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt, und wo ihr's packt, da ist's interessant."

2. Wilhelms Herkunft und Ausfahrt.

Der Held dieser wahren Geschichte ist zu Paris am 21. März 1806 geboren. Sein Vater war ein Franzose,

der berühmte Orientalist Chezy: seine Mutter eine Deutsche, die ebenfalls berühmte Dichterin Helmina, eine geborne Freiin von Klencke aus Berlin.

Chezy gehörte zu einer adeligen Familie, deren Stammgut sein Vater geerbt haben würde, hätte es nicht die siegreiche Revolution mit so vielen andern Besitzthümern verschlungen. Der enterbte Rechtsnachfolger besaß hinlänglich guten Geschmack, den nutzlos und sogar lästig gewordenen Adelstitel auch dann noch zu verschmähen, als unter Napoleons des Ersten Herrschaft jede damit verknüpfte Gefahr beseitigt war. Sobald seine Frau jedoch aus Familienpapieren ersah, daß ihr die Vorsatzsylbe „von" gebühre, verlangte sie mit beharrlichem Eifer die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand: und da sie in allem Ernste Werth auf die Kleinigkeit legte, gab Chezy ihrem Wunsche insoferne nach, als er die Erneuerung in Bezug auf amtliche Schriftstücke zuließ, obschon er selber seinen Namen nach wie vor nicht anders schrieb, als er seit 1792 sich angewöhnt hatte. In ähnlicher Weise verfuhr nachmals auch sein Sohn, des Namens letzter Erbe. Sobald ihn keine Rücksicht für die reizbare Empfindlichkeit der Mutter mehr band, bediente er sich des „von" nur bei solchen Gelegenheiten, welche um der juristischen Genauigkeit willen unbedingt eine vollständige Uebereinstimmung der Unterschrift mit seinen amtlich beglaubigten Ausweisen erheischten. In Oesterreich aber braucht er auch diese Förmlichkeit nicht zu beobachten; denn so lange er vom Heroldsamte nicht ausdrücklich die Bestätigung des Titels begehrt, hat derselbe für den Rai-

ferstaat keinerlei Geltung und darf ungestört in der Versenkung liegen bleiben, wohinein sein Eigenthümer ihn längst geworfen.

Helmina war die Enkelin der Anna Louise Karschin durch ihre Mutter Karoline, die in zweiter Ehe einen Freiherrn von Klencke geheirathet hatte, der an Jahren bedeutend jünger war als sie. Bald nach der Hochzeit lief der Junker in die weite Welt. Das verlassene Weib genas im Hause der Karschin eines Töchterleins, das Wilhelmine Christiane getauft, als Kind nach Berliner Gewohnheit „Minchen" gerufen ward und später als „Helmina" sich geltend machte.

Kaum dem Kindesalter entwachsen, ward Helmina an einen preußischen Offizier, den Freiherrn von Hastfer, vermält, um in großer Geschwindigkeit wieder von ihm getrennt zu werden. Unter dem preußischen Gesetz war (damals wenigstens) eine Scheidung zu bewirken mit geringeren Umständlichkeiten verknüpft als eine Ehe zu schließen. In ihrem achtzehnten Jahre ging die Dichterin nach Paris, eingeladen durch die Gräfin von Genlis, deren Bekanntschaft sie in Berlin gemacht und die versprochen hatte, Mutterstelle bei ihr zu vertreten. Nachdem dieses Verhältniß sich gelöst, ward Helmina die Hausgenossin des Friedrich Schlegel'schen Ehepaars und durch Schlegel mit Chezy bekannt. Wer Näheres über Vorfahren und Jugendzeit der Dichterin zu lesen begehrt, schlage ein Buch nach, das sie zu nicht geringem Theil in ihrer letzten Krankheit der Herausgeberin desselben in die Feder gesagt hat. Es heißt „Unvergessenes" und ist 1858 bei Brockhaus in Leipzig erschie-

nen. Vom Inhalt des Buches, wie von seiner eigenthümlichen Geschichte werde ich seinerzeit (in der dritten Abtheilung) mancherlei zu sagen haben.

Helmina's zweiter Ehebund gestaltete sich nicht glücklicher, als der frühere gewesen. Den ersten Stein des Anstoßes gab die Mutter, welche Chezy seit seines Vaters Tod im Hause hatte. Abgesehen davon, daß nicht gar selten eine Mutter in der Schwiegertochter eine Freibeuterin erblickt, die ihr des Sohnes Herz widerrechtlich geraubt, war Chezy ein Spätkind, ungefähr 30 bis 40 Jahre jünger als seine zwei Schwestern, und über dreißig Jahre alt geworden, bevor er an's Freien gedacht: so daß die alte Frau nur mit viel Mühe sich in den Gedanken finden konnte, ihr liebes Kind herzugeben, nachdem sich die Vorstellung in ihr festgesetzt, es werde wenigstens bis zu ihrem Tode ledig bleiben. Dazu war die Schwiegertochter nicht nur Protestantin, sondern auch eines noch lebenden Mannes geschiedene Frau. Als echte und rechte Katholikin, die sie war, konnte die Mutter Chezy in der Verbindung ihres Sohnes keine vollgültige Ehe anerkennen, und so gereichte es ihr kaum zu halbem Troste, daß die katholische Erziehung der Enkel vertragsmäßig gesichert wurde. Helmina verstand nicht, den Schlüssel zum Herzen der Schwiegermutter zu finden, und der zum Herzen des Gemahls ging ihr ziemlich schnell verloren. Er liebte Ordnung im Hauswesen, regelmäßigen Gang der einmal festgestellten Dinge und Schweigen über einmal getroffene Einrichtungen; dafür haßte er Unordnung, Fahrläßigkeit, unnütze Aenderungen, eitles Geschwätz über

untergeordnete Gegenstände und vor allem die Störung in seiner Arbeit. Nebstdem waren Geduld und Sanftmuth nicht sein Erbtheil. Seine Gemalin dagegen hatte nicht den geringsten Sinn für Ordnung, fand jede einmal getroffene Einrichtung unerträglich, sobald sie im Gange war, wollte über alles und jedes reden, was ihr durch den Sinn schwirrte, und war viel zu ungeduldig, eine gelegene Zeit abzuwarten, so daß sie weder die Beschäftigung noch den Schlaf desjenigen achtete, dem sie etwas mittheilen zu müssen glaubte. Sie war im Stande, mitten in der Nacht jemand aufzuwecken, um ihn zu fragen, ob er weiße Maulbeeren den rothen vorziehe? Wenn man nicht sofort auf jede ihrer flüchtigen Launen einging, und vollends, wenn man eine mürrische Antwort gab, so nahm sie sich's gleich zu Herzen, und dann folgte leicht ein stürmischer Ausbruch von Thränen und Klagen über Lieblosigkeit, Undank, Verrath und Abfall. Endlich meinte man, sie sei fertig, aber dann fing der mißliebige Auftritt erst recht von vorne an, wobei sie vom Hundertsten in's Tausendste zu gerathen pflegte und gar kein Ende mehr fand. Die Ehe gestaltete sich zum Fegefeuer und führte endlich zur Trennung unter der Form eines Urlaubs, welchen Chezy seiner Frau auf unbestimmte Zeit ertheilte, ohne später jemals eine Einberufung zu versuchen. Helmina ging gegen Ende des Jahres 1810 nach Heidelberg und nahm ihre zwei Söhne — Wilhelm und Max — mit. Ohne die Kinder wäre sie um keinen Preis gegangen, und Chezy, der sich lange dagegen gesträubt, hatte am Ende selbst dieses Lösegeld für seine

häusliche Ruhe nicht zu hoch gefunden. Er gab seiner Frau ein Jahrgeld von 2400 Franken, welche zu jener Zeit ein überaus anständiges Einkommen bildeten, namentlich in Süddeutschland. Bei ihrer Abreise trug die Dichterin noch ein drittes Kind unter dem Herzen, das in Heidelberg geboren wurde, in der hl. Taufe den Namen Leopold erhielt und — noch kein Jahr alt — zu Aschaffenburg starb. Beim Abschied von Paris stand Wilhelm im fünften Jahre: Max, geboren am 25. Jan. 1808, im dritten. Beide redeten bereits geläufig, doch nur in ihrer Vatersprache, die sie in Deutschland sehr schnell mit der Muttersprache vertauschten.

Mit dem Tage der Ausfahrt hat für Wilhelm der Faden zusammenhängender Erinnerungen seinen Anfang genommen, was ohne einen so plötzlichen Wechsel im äußerlichen Leben zweifelsohne viel später geschehen sein würde. Die eigentliche Erinnerung beginnt erst unterwegs. Der Abschied mag thränenreich gewesen sein, und vielleicht haben die Kleinen zur Gesellschaft mitgeweint: doch das war schnell genug vergessen, um andern bleibenderen Eindrücken Platz zu machen. Wilhelm und Max freuten sich des Fahrens auf der Heerstraße. Sie gaben sich mit süßer Beruhigung der Vorstellung hin, recht weit fahren zu dürfen. Mit Entzücken fühlten sie eine Art von Schwindel, welcher oft den Wagen stehen und die Bäume am Straßengraben vorübergleiten ließ. Im Verlauf der Reise hatten sie mancherlei zu bereden: vor allem wunderten sie sich, daß die Pferde, die doch kein Wort Französisch verstanden, immer den rechten Weg fanden, und stets vor Häusern

hielten, worin man etwas zu essen bekam. Das Getümmel in den Wirthshäusern behagte ihnen über die Maßen. Der angeborene Reisetrieb, der — ein Erbtheil der Mutter — beide fort und fort beunruhigen sollte, den einen bis an seinen allzu frühen Tod, den andern bis zum jenseitigen Abhang des Lebenspfades, welchen er jetzt hinab wandelt, dieser Reisetrieb hat damals seinen ersten Anfang genommen, um stets dieselbe Neigung zu behalten, welche den Weg dem Ziele vorzog.

Der Gasthof zum Hecht in Heidelberg war eine Herberge voll lauten Getümmels. Die Aussicht auf den von Nachen belebten Strom, auf die von Fuhrwerk und Fußgängern nie leere Brücke, auf den Fahrweg jenseits und auf die bewaldeten Berghöhen boten mannichfache Zerstreuung. Auf dem Platz vor dem Hause fanden sich auch Spielkameraden, an denen nichts auszusetzen schien, als daß sie in unverständlichen Lauten redeten. Mit demselben Fehler waren auch die Erwachsenen behaftet. — „Wir sind in Deutschland," sagte die Mutter, „und man spricht hier Deutsch." Zum Erstaunen der Knaben fand sie selber nicht die geringste Schwierigkeit, sich der besagten Gewohnheit zu bequemen.

Helmina's Name war damals schon nicht unbekannt. Ihr Buch „Leben und Kunst in Paris" hatte in weiteren Kreisen Beachtung gefunden; nicht minder verschiedene Aufsätze in der Bertuch'schen Zeitschrift, deren Namen mir entfallen ist. Vielleicht war sie auch mit einzelnen Gedichten im „Morgenblatt" ansässig, das einige Jahre vorher gegründet worden, und in der

„Zeitung für die elegante Welt," welche damals auch schon bestand, seitdem aber eingegangen ist.

Den Winter brachte die Dichterin in Heidelberg zu. Ihre literariſche Thätigkeit mag ſich auf ein ſehr geringfügiges Maß beſchränkt haben, wenn man nicht einen ausgebreiteten Briefwechſel dafür gelten laſſen will. In unſern Tagen iſt die Gewohnheit, mit Freunden und Bekannten in unausgeſetztem Briefverkehr bloß um der freundſchaftlichen Mittheilung willen zu ſtehen, faſt nur noch in ariſtokratiſchen Kreiſen heimiſch; namentlich ſind die eigentlichen Schriftſteller briefkarg geworden, ganz im Widerſpiel zu unſern nächſten Vorgängern, die ihre beſten Gedanken und ihre tiefſten Empfindungen gerne für die Freunde vorbehielten. Aber man lebte damals auch noch nicht von der kleinen Schriftſtellerei, deren Kunſtfleiß ſich erſt ſpäter entwickeln ſollte.

Die Knäblein führten ein wahrhaft glückliches Leben. Das alte Schloß war für ſie ein Zauberpalaſt, eine Welt von großartigen Wundern, geheimnißvoll und beinahe ſchauerlich, aber nichts weniger als furchtbar. Eben ſo behaglich ſchauerlich klang in ihrem Ohr, als die Herbſtſtürme ſich einſtellten, das Sauſen und Brauſen der Windsbraut. Nirgends in der Welt kann der Sturmwind furchtbarer heulen wie durch das Neckarthal; zu Paris und in Montmorency hatten ſie niemals etwas Aehnliches vernommen. Noch bis zum heutigen Tage kann ich das Heulen einer ſchrillenden Windsbraut nicht hören, ohne jener ſüßen Schauer am Fuße des Schloßbergs zu gedenken; ſelbſt das Singen im Theekeſſel mahnt mich zuweilen daran.

Eines Tages wurden wunderlich geheimnißvolle Anſtalten getroffen. Eine ſpaniſche Wand baute ſich vor dem Bette auf. Die Kinder wurden zu befremdeten Nachbarsleuten geſchickt, wo man ſie unter allerlei Vorwänden feſthielt, was keine leichte Aufgabe ſein mochte, da ihre Neugierde rege geworden. Als ſie endlich nach Hauſe kommen durften, fanden ſie ein Wickelpüppchen, das der Storch gebracht. Wilhelm entſann ſich des Tages, an welchem der Rothſchnabel den Bruder Max in die Wiege gelegt; er wußte mithin aus Erfahrung, daß der kleine Bruder wachſen werde, um zu laufen, zu ſpringen, zu plaudern und zu ſpielen. Dieſe angenehme Ausſicht enthielt er dem Bruder Max nicht vor, dem ſie dergeſtalt einleuchtete, daß er ſpäterhin noch häufig ſein Erſtaunen und ſeinen Unwillen über das Ausbleiben ferneren Nachwuchſes ausdrückte. Die Mutter pflegte darüber unbändig zu lachen, bis einmal der Spaß zu ungelegener Stunde kam; da erhielt das vorlaute Bürſchlein einen handgreiflichen Denkzettel, und die Knaben ſprachen nur noch ganz heimlich unter ſich von ihrem ſchönen Traum, dreißig Brüder zu beſitzen, um mit Hülfe derſelben alle Buben in der Stadt durchzuprügeln und die Mädchen in den Holzſtall zu ſperren.

Der Winter kam mit ſeiner Schneedecke. Schnee hatten die beiden in Paris nie geſehen oder wenigſtens nicht bemerkt. Mit Jubel begrüßten ſie ihn als Zucker. Dieſe holde Täuſchung hatte keinen Beſtand; der vermeintliche Zucker that Händen und Zähnen weh und war nicht ſüß; doch zeigte er bald eine andere höchſt

schätzbare Eigenschaft; man konnte ihn ballen und damit werfen. Allem Vermuthen nach wird das reizende Spiel einige Unannehmlichkeiten im Gefolge gehabt haben, wie zerbrochene Fensterscheiben und was sich sonst daran zu knüpfen pflegt; doch diese bitteren Zuthaten hat die Erinnerung längst abgeschüttelt, und der Schneeball lebt in blanker Verklärung im Gedächtniß fort, ein würdiges Seitenstück zu den Kirschen der Kinderjahre. Wißt ihr noch, wie die Kirschen damals schmeckten? O nein, ihr wißt es nicht. Nur wenn ihr im Frühsommer die erste Kirsche in den Mund nehmt, mahnt euch eine leise Erinnerung an das verlorene Paradies, und um diesen Anklang nicht zu verscherzen, könnt ihr gar nichts besseres thun, als den Teller voll Kirschen, der vor euch steht, einem Kinde schenken. Beißt in die zweite, und der Zauber ist für Jahr und Tag verweht.

Der Winter brachte eine unerhörte Lust, eine wahre Seligkeit, an die auf Erden nichts mehr reicht, als höchstens etwa das Scheidestündlein des Gerechten, sobald er die lieben Engel singen hört. Der erste Kuß, ja sogar das hohe Entzücken, „Jüngling zu sein und Lieutenant zu werden," das Apollonius von Maltitz*) für die höchste Erdenlust erklärt, — sie scheinen in der Erinnerung bleich und matt neben dem flimmernden,

*) Nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Franz, welcher Schillers Demetrius auszuführen versucht hat, und noch weniger mit seinem Vetter, dem sogenannten Pfefferkörner-Maltitz. Von Apollonius ist an andern Stellen in diesem Buche ausführlich die Rede.

glitzernden Christbaum mit seinen hellen Kerzen, seinen vergoldeten Aepfeln und Nüssen und seinen andern Schätzen. Vielleicht ließe sich die bleibende Wirkung der holden Weihnachtsfreude naturgeschichtlich erklären; denn wie das Menschenherz den überwältigenden Eindruck, welchen in der Liebe eigentlich nur die Neuheit des Gefühls hervorgebracht, dem besondern Verdienste des Gegenstandes seiner ersten Neigung zuzuschreiben liebt, ebenso trägt der Weihnachtsbaum den reichen Schmelz der Neuheit auf seinem Glanze, womit er in eine von starken Eindrücken überhaupt noch unberührte Seele leuchtet. Doch wäre jede Erklärung wenigstens überflüssig, da wir vom Weihnachtsbaum nicht die verbotene Frucht pflücken, sondern vielmehr noch in späten Jahren, nachdem wir uns längst den Magen am lockenden Sündenapfel verdorben, bei seinem Glanze, den wir eigenhändig hergestellt, für Augenblicke wieder unschuldig werden. Unsere Kinder, unsere Enkel versetzen uns mit ihrem Jubel unter unsern ersten Christbaum zurück, welchen das Jesuskind selber angezündet. — Helmina hatte, auf deutschem Boden wieder angelangt, des deutschen Brauches der Weihnachtsbescheerung sich alsbald wieder entsonnen. Die Knaben wurden den Nachmittag über auswärts beschäftigt und ihnen Abends die Ueberraschung bereitet, deren Wunder zu schildern ich nicht versuche. In den nächsten Tagen nach dem seligen Abend erhielt das Entzücken einen neuen Aufschwung durch die willkommene Eröffnung, daß das Christkind wiederkommen werde. — Wann? — Uebers Jahr. — Was ist das? — Jetzt erfolgte die erste Belehrung über

den Kreislauf des Jahres. Im Lenz, hieß es da, schmilzt der Schnee, werden die kahlen Bäume wieder grün und kommen die Kirschen, dann folgen nach einander Birnen, Aepfel, Nüsse, Weintrauben, hernach fällt frischer Schnee. — Diese Auseinandersetzung fand aufmerksames Gehör, wiewol für den Augenblick der lange Zwischenraum für überflüssig erklärt ward. Später söhnten sich indessen die Knaben auch damit aus, wozu nicht wenig beitrug, daß sie allmalig lernten, wie der Kreislauf des Jahres auch andere Feste brachte, freilich nicht so herrlich wie Weihnachten, aber doch auch nicht zu verachten.

Zu jener Zeit bereits lebte in Heidelberg der Graf von Graimberg, dessen Name mit dem alten Schlosse innig verwachsen ist; er hat den ehrwürdigen Trümmern zu neuem Ruhme verholfen. Die Stürme der Revolution hatten ihn über den Rhein geweht, die Schönheiten Heidelbergs seinen Beruf zur Kunst entschieden zur Geltung gebracht. Des Zeichnens nicht unkundig, bildete er seine Fertigkeit aus; seine Abbildungen des Schlosses, stets der einzige Gegenstand seiner Arbeiten, wurden in Kupfer gestochen und haben den größten Beifall gefunden. Später hat er sein bekanntes Museum gegründet, das für Heidelberg ist, was die Wallraff'sche Sammlung für Köln. In der Zeit, von welcher hier die Rede ist, hatte er eine kleine Wohnung im bewohnbaren Theile des Schlosses inne. Graimberg gehörte zu Helmina's näheren Freunden und war einer von den Wenigen, die nicht in ernstliche Mißverständnisse mit ihr gerathen sind, wenigstens nicht in unlös-

bare, denn sechsunddreißig Jahre später standen beide im besten Vernehmen.

Um die Darstellung eines etwas wirren Zeitraums von vier Jahren (1811—1815) nicht schleppend zu machen, kann die Zeitfolge nicht genau eingehalten werden. Im allgemeinen ist zu sagen, daß während dieser Jahre der Heidelberger Aufenthalt theils durch förmliche Uebersiedelung nach Aschaffenburg, Darmstadt, Amorbach, theils durch kürzere oder längere Ausflüge nach Miltenberg und Erbach, nach Köln, nach dem Rheingau und bis tief in die Niederlande hinein unterbrochen ward.

In Heidelberg weilten um diese Zeit die Brüder Boisserée nebst ihrem Freunde Bertram mit ihrer berühmten Gemäldesammlung, die später nach München gekommen ist. In dieser Sammlung brachte die Dichterin mit ihren zwei Knaben viele Zeit zu. Sie hatte Sinn und Verständniß für Malerei, wie sie in dem oben erwähnten Buche „Leben und Kunst in Paris“ bewiesen; selbst für die Technik besaß sie einen feinen Blick, trotz ihrer Kurzsichtigkeit, die mit jedem Jahr zunahm. Indem sie ihre Söhne mitnahm, begann sie dadurch die künstlerische Erziehung derselben, wobei sie Takt genug besaß, die Kleinen nicht mit unverlangten Erklärungen zu behelligen. Sie trieb sie auf die Augenweide und ließ sie nach Belieben sich äsen; später hat sie es zu Köln, zu Berlin und zu Dresden ebenso gemacht.

Gleichzeitig mit Helmina verweilte noch eine Dichterin zu Heidelberg, Amalie von Helwig, geborne Imhof,

ebenfalls eine junge Strohwitwe. Amalie war das Widerspiel Helmina's. Vor allem hielt sie darauf, sich immer hübsch angezogen zu zeigen, in einer wohleingerichteten Behausung zu wohnen und ihren Sohn, einen schönen Knaben, überaus sauber zu halten, was ihr alles nach Wunsch gelang, obschon sie kein größeres Einkommen besaß als die andere. Indessen war eine Stadt wie Heidelberg zu klein für zwei Frauen solcher Art, und sie würden sich jedenfalls auch ohne derlei Gegensätze überworfen haben, die Fehde brach bald genug aus. Die eine sprach von Zigeunerwirthschaft, die andere von vornehmthuerischer Prunksucht. Die eine stichelte: „Sie läßt ihre Buben wie Bettelkinder umherlaufen," die andere brummte: „Sie macht aus ihrem Knaben einen Pudelstock." Wilhelm und Max lernten den kleinen Bror Helwig wegen seiner wohlgepflegten Locken verspotten, und sein nordischer Taufname, um den sie ihn ursprünglich beneidet hatten, kam ihnen sofort unbeschreiblich lächerlich vor. Bror verhöhnte die beiden, weil sie in Schuhen ohne Strümpfe einher gingen, mit allen Gassenbuben spielten und im Aeußern zu diesen paßten.

3. Kreuz und quer im rheinischen Lande.

Helmina ging nach Aschaffenburg, wo damals der Fürst Primas Hof hielt. Der Umzug kostete keine sonderliche Mühe; sie hatte sich keine Einrichtung angeschafft, und wäre es auch geschehen, würde sie keine Rücksicht darauf genommen haben; denn sie besaß die

Fertigkeit, wie sie in späteren Jahren bewiesen hat, sich ohne Umstände jeden Block vom Bein zu streifen. Ich vermag nicht zu sagen, ob sie von Dalberg eine unmittelbare Einladung erhalten, oder ob der Wunsch, „dem Florbesen“ aus dem Wege zu gehen, sie hauptsächlich bestimmte. Mit diesem zarten Beinamen wurde in vertrautem Kreise die Helwig bezeichnet: man konnte nicht in einer Universitätsstadt wohnen, ohne sich einige Ausdrücke der Studentensprache anzueignen.

Ueber den Fürsten Primas und seine Umgebung hat die Dichterin Mittheilungen hinterlassen, die sich theils im „Morgenblatt“ und im „Freihafen“, theils in ihrem Buche „Unvergessenes“ vorfinden. Für die Kinder war Dalberg nichts anderes als ein gütiger Greis mit langen weißen Locken, den sie gerne besuchten, weil in seinen Sälen mitten im Sommer eine braune Eisfläche zu finden war, spiegelglatt, wo sie schleifen und rutschen konnten, und zwar mit ausdrücklicher Bewilligung des Fürsten. „Laßt den Kleinen doch die Freude,“ hatte er gesagt, als man ihnen die Unart verwiesen. Auch besaß er die löbliche Neigung, den beiden jedesmal etwas zu schenken, so oft er sie in seinem Schlosse, im Garten oder auf der Straße antraf. Die Kleinen zogen daraus den Schluß, daß überhaupt die Sitte großen Herren vorschreibe, die Leute mit denen sie verkehren, zu beschenken, welches Vorurtheil sich noch dadurch befestigte, daß Dalberg ihrer Mutter etwas gab, das sie für eine großartige Einrichtung hielten, nämlich ein Sopha mit sechs Sesseln von Mahagoni und einen Schreibkasten mit einer Klappe, einen soge-

nannten Kaunitz. Wie der Name des großen Staatsmannes an das hölzerne Geräth gekommen, ist allenfalls zu vermuthen, doch um so schwerer festzustellen. Später nannte man diese Art von Schreibtischen „Secretär," und jetzt sieht man sie nur selten mehr.

Der Kaunitz spielt eine große Rolle in den häuslichen Erinnerungen jener Zeit. Er hätte den beiden Knaben schier das Leben gekostet, nachdem Helmina den dritten bereits verloren, zu ihrer Verzweiflung wie zum tiefen Schmerze der Brüder, die gar nicht begreifen konnten, weßhalb man ihnen den dicken Buben mit den freundlichen Augen weggenommen, der sie und den sie so lieb gehabt. Der Kaunitz war in ihren Augen ein gewaltiger Thurm mit geheimnißvollen Räumen. Wenn die Mutter vor der herabgelassenen Klappe saß und schrieb, so schien sie ihnen Zauberei zu treiben. Auch bargen die Fächer noch einen süßen Hort; in einer der Schubladen wurde der kleine Zuckervorrath für den Hausbedarf aufbewahrt. Eines Tages vergaß Helmina die Klappe zu schließen, als sie fortging; Wilhelm und Max erblickten darin eine Einladung, zuzulangen. Mit Sturm wurde der Stuhl vor dem Schreibpult genommen und dann die Klappe erklettert. Sofort geschah, was geschehen mußte; die Last war zu schwer und der obere Theil des Pultes stürzte nach vorwärts. Zu allem Glücke fing der Stuhl vor dem Schreibtische die Masse mit seiner Lehne auf, die stark genug war, die Wucht zu tragen, sonst wären die kleinen Näscher zwischen Klappe und Obertheil todtgequetscht worden. Jetzt kamen sie mit ein paar blauen Flecken davon. Der

wackere Stuhl, der weder zerbrochen war noch gewankt hatte, genoß seitdem eine Art von dankbarer Verehrung: er wurde nur im Nothfall zum Dienst berufen. Heutzutage macht man keine so handfesten Stühle mehr, dafür aber gibt es auch keine Kannitze, die über eine hoffnungsvolle Nachkommenschaft hinstürzen könnten. Wilhelm verlor seit jener Zeit alle Verehrung für den hölzernen Thurm, der eben so unerwarteter als schmählicher Weise aus zwei Stücken bestand. Solch eine erste Enttäuschung schmerzt tief; später lernt man dergleichen auf die leichte Achsel nehmen, selbst wenn es kein hölzerner Minister ist, der uns entzaubert.

Das Mutterherz sollte in Aschaffenburg noch ein paar besonders angstvolle Prüfungen durchmachen. Die Knaben wurden vom Keuchhusten ergriffen, der alle beide dem Tode nahe brachte. Der helfende Engel war ein Arzt aus czechischem Blute, Namens Cziak, ein höchst gemüthlicher alter Bursche mit kupferrothen Wangen und weithinleuchtender Bardolphsnase. Er brachte Spielsachen zum Lohn für fleißiges Einnehmen. Mit Flinte und Säbel eroberte er die Einwilligung, beim Einreiben mit der Autenrieth'schen Salbe stillzuhalten, die auf der Herzgrube so schmerzhafte Pusteln erzeugte. — Einmal stürzte Max in den Bach, wo er sich eine aus dem Acker gezogene Rübe waschen wollte. Sein Retter ward ein junger Mann, der sich damals zur Reise nach Paris anschickte, um sich unter Chezy's Leitung dem Studium des Sanskrit zu widmen. Helmina lehrte ihn vorläufig die Buchstaben kennen (mehr wußte sie selber nicht), und er führte zuweilen die Angeho-

rigen seines künftigen Lehrers spazieren. Dieser junge Mann war der später so berühmte Gelehrte Franz Bopp.

Von den kleineren Sorgen der Mutterliebe ist ein für allemal zu sagen, daß Helmina, die nur von Wallungen lebte, zuweilen plötzlich eine Beschäftigung oder eine Unterhaltung abbrach, um nach den Kleinen zu schauen, weil eine ängstliche Ahnung sie überfallen. Wenn sie einen schlimmen Traum gehabt oder Schweine gesehen hatte, durften die Buben nicht aus dem Zimmer. Schweine waren ihr überhaupt ein Greuel: wenn sie deren begegnete, kehrte sie um und ging nach Hause. Abgesehen von augenblicklichen Eingebungen der bezeichneten Art, ließ Helmina ihre Sprößlinge laufen, wohin sie wollten. Ich will just nicht behaupten, daß eine solche Erziehung zur Nachahmung zu empfehlen sei; ich gebe sogar zu, daß ich sie nicht nachgeahmt habe; darum aber bleibt nicht minder gewiß, daß Wilhelm und Max sich sehr wol dabei befanden, ihre Kindheit unverkümmert genossen und am Ende doch in geistiger Ausbildung nicht zurückgeblieben sind. Sie hätten sogar eben so gut Gelehrte oder Fachmänner werden können, wie jeder andere, wenn sie nicht Künstler geworden wären.

Dalberg baute ein Schauspielhaus. Der Bau ward zu einer Quelle von Freuden für die Knaben, die erst recht zu sprudeln begann, als sie durch die Vollendung des Hauses zu versiegen schien, so daß die Klage sich alsbald in Jubel verwandelte. Der Bauplatz nämlich hatte der lieben Jugend einen viel groß-

artigeren Spielplatz dargeboten, als dies sonst bei gewöhnlichen Neubauten der Fall war. Der weite Umfang, die vielen Steine und Hölzer bildeten eine ganze Welt von Verstecken, Burgen, Schaukeln und Hütten aus dem Stegreif, und die Annehmlichkeiten wuchsen mit den Mauern, Zwischenwänden, Gängen und Stiegen, bis eines schönen Morgens die eingehängten Thürflügel den Zutritt wehrten. Das war ein schmerzlicher Augenblick. Bald darauf jedoch ward der Schauplatz eröffnet und die Mutter hielt den fünf- bis sechsjährigen Wilhelm für verständig genug, um ihn mitzunehmen. Der Versuch fiel so befriedigend aus, daß der Knabe fortan Helmina's ständiger Begleiter zum Theater blieb, während der unruhige Schreihals Max nicht einmal zum ersten Versuche zugelassen ward. Später ward er einmal in eine Probe mitgenommen, die zugleich für ihn eine vorstellte. Er bestand sie schlecht und verlangte auch nach keiner Wiederholung, sondern sagte: „Ich will in's Theater, aber nicht, wenn's nur so „probert." Er hatte aus den Erzählungen des Bruders sich gewisse Vorstellungen gebildet, welchen die Probe durchaus nicht entsprechen wollte. Er verlangte helle Räume, er wollte die Personen in der spanischen Tracht, in den Rüstungen und in den anderweitigen Verkleidungen seiner Nürnberger Bilderbogen erblicken. Indessen übertrugen sich die Eindrücke, welche Wilhelm unmittelbar erhalten, mittelbar auf Max. Mit papierenen Mützen und hölzernen Schwertern stellten die Brüder Ritter und Feinde dar, welcher letztere Ausdruck für sie ein Wattungsname war, oder sie machten als Ritter

gemeinsam einen Ausfall, um ihre Spielgenossen zu Feinden zu schlagen. Hernach bauten sie selbst ein Theater für ihre Nürnberger Figuren, welche durch hölzerne und bleierne Soldaten und durch Kartenbilder ergänzt wurden. Die Coulissen bauten sich aus Quartanten in Lederbänden: — sie enthielten Calderons Schauspiele in der Ursprache. Helmina hatte Spanisch gelernt und hegte eine große Vorliebe für Calderon, den sie noch übersetzen müsse, wie sie scherzte, da er den Rachen bei sich habe. (Calderon de la Barca.) Sie hat später auch wirklich dem Freiherrn Ernst von der Malsburg bei seiner Bearbeitung einer Reihe von Calderon'schen Stücken in ausgiebigster Weise geholfen, und ein Lustspiel „El galan fantasma" selbständig für die Bühne zurecht gemacht. Es ist auch in Berlin durch den Grafen Brühl angenommen und bezahlt worden, aber nicht zur Darstellung gelangt. — Den Vorhang der Bühne mit den spanischen Coulissen bildete ein Bogen Papier, den Hintergrund ein Holzschnitt. Viel später erst lernten die Knaben die Herrlichkeiten eines echten und rechten Puppentheaters kennen. Die Liebhaberei dafür wurzelte so tief, daß sie noch in den Jünglingsjahren dergleichen anfertigten, freilich unter dem Vorwand, ein kleines Mädchen damit zu erfreuen.

Es war damals eine bewegte Zeit, wenn schon noch leidlich ruhig gegen die Tage, welche zunächst bevorstanden. Die Knaben bekamen Kriegsvolk zu sehen, das nach Rußland zog. Die Cürassiere fanden ihren vollsten Beifall, namentlich aber ein Mohr als Trom-

peter. In einem Gange des Schloſſes ſah Wilhelm auch, an die mächtigen Stiefel eines Panzerreiters gelehnt, den Kaiſer Napoleon gleich einem Schatten vorüber huſchen.

Helmina hegte keine ſonderliche Vorliebe für den Helden des Jahrhunderts, trotz der Verehrung, welche ihr verblendeter Gönner ihm weihte. Napoleon hatte ihr Buch „Leben und Kunſt in Paris“ mit Beſchlag belegen laſſen, unbeſtochen von dem Widmungsſonett an Napoleon „den Großen.“ Sie konnte ihm ferner ſein Benehmen gegen ihre Königin Louiſe und gegen die unglückliche Joſephine Beauharnais nicht verzeihen. Auch ihr Gemal war nicht von ſeinem Kaiſer entzückt, ſondern bewahrte eine gewiſſe Anhänglichkeit an das rechtmäßige Königshaus, inſofern ihm nämlich ſeine gelehrten Beſchäftigungen Muße gönnten, ſich um das eitle Treiben der Welt zu bekümmern.

Der Aſchaffenburger Aufenthalt Helmina's dauerte tief in das Jahr 1812 hinein, aber mit langen Unterbrechungen. Die Weinleſe des geſegneten Cometenjahres (1811) wurde im Rheingau zugebracht, und einige Wochen — ich weiß nicht wann — im Schloſſe zu Erbach beim alten Grafen, dem bekannten Sammler von Alterthümern, und bei ſeiner ſchönen Gemalin. Das Muſeum des Grafen mit ſeinen vielen Harniſchen und Waffen lebt hauptſächlich in der Erinnerung fort: daran ſchließen ſich: ein in Epheu gehüllter Thurm im Schloßhofe, der an die lieben Epheuthürme von Heidelberg gemahnte, und die ſchweren Silberteller bei Tafel, die man ſo handfeſt angreifen durfte ohne Scheu vor dem Zerbrechen.

Die bedeutsamste Erinnerung jener Zeit dürfte sich an die Miltenburg knüpfen, und zwar aus zwei Gründen: erstens traf Helmina dort eine geistesverwandte Haushaltung, und zweitens fand sich eine schöne Seele zu ihr, die — ursprünglich für sie geschaffen — sich an den Saum ihres Gewandes heftete, um ihr zwanzig Jahre lang wie ihr Schatten zu folgen, bis der Tod das Band zerriß. Es soll damit nicht gesagt sein, daß „die alte Babette" (damals noch nicht alt) nicht zu den Burgleuten gepaßt hätte; aber zu Helmina paßte sie entschieden noch viel besser.

Von den Lesern dieser Aufzeichnungen hat wol mancher die alte Babette noch gekannt; wer in Darmstadt, in Heidelberg während des zweiten Aufenthalts, in Köln in Berlin, Dresden, Wien und München die Dichterin besuchte, und das waren viele Leute, der stolperte sozusagen über ein runzliges Gesicht mit spitzer Nase, mit einem blauen und einem braunen Auge, von gutmüthig dummdreistem Benehmen und zigeunerhaftem Aussehen. „Babetta Gerlachin", wie sie sich zu nennen liebte, war ein Kind des Odenwaldes und die Witwe eines östereichischen Unteroffiziers, der bei Aspern auf dem Bette der Ehren gestorben. Das Erbtheil des gefallenen Tapfern bestand in einer Tochter, Kathrinchen geheißen und ungefähr im Jahr 1796 geboren, und dann in einer plattgedrückten Bleikugel, welche die Witwe mit rührender Sorgfalt in einem Lederbeutelchen verwahrte. Babette hatte in den neunziger Jahren und hernach bis zur Schlacht von Aspern alle Feldzüge mitgemacht: auf dem Schwarzwald, am Rhein,

in Tirol und der Lombardei wußte sie Bescheid. Auch im Witwenstand blieb ne der Fahne so lange getreu, bis ein neuer Herzensfreund, den sie sich erkoren, in Böhmen ihr abhanden kam. Babette behauptete mit dem Treulosen getraut zu sein, aber ihre Schriften wußten nichts davon. Auf der Miltenburg war sie alles in allem: Schlüsselmagd, Köchin, Stubenmädchen, Kindsfrau und Viehdirne. Den Viehstand bildete eine Kuh, Namens [illegible], welche dem Nachwuchs der Familie als Amalthea diente.

Das alte Schloß, einst Götz von Berlichingen zugehörig, thront auf der Höhe über dem Städtchen Miltenberg am Main, in reizender Lage von Waldbergen umgeben. Ein großer Theil davon befand sich noch in baulichem Stande, als die Neugestaltungen der Napoleon'schen Zeit dem Besitzer die Freiheit gaben, sich eines Besitzes zu entäußern, welcher nur eine Last für ihn war. Der Burgstall, bisher Bestandtheil des unveräußerlichen Stammgutes des fürstlichen Hauses Leiningen, wurde um ein geringes Geld losgeschlagen. Käufer war ein Mann von damals ziemlich bekanntem Namen, — Hortig, dessen schriftstellerische Leistungen eine vielleicht allzu undankbare Nachwelt vergessen hat. Er führte, glaube ich, den Titel eines Bückeburg'schen Consistorialraths. Doch wenn auch verschollen, was er wirklich gethan und versucht, so sind dafür die Eigenthümlichkeiten seines häuslichen Lebens unvergessen geblieben, und leben in fratzenhafter Verzerrung als wunderliche Ueberlieferung fort. Hortig und seine Frau waren urwüchsig gemüthliche Naturen, von unverwüst-

licher Kindlichkeit nicht nur der Empfindung, sondern auch der Anschauung, und dabei von der stolzen Unabhängigkeit eines Diogenes beseelt, die sich in Wort und That nie verläugnete. Stets bereit, auch das letzte Stückchen Brod sich vor dem Munde wegnehmen zu lassen, griffen sie in ihrer Herzenseinfalt eben so unbefangen zu, um mit dem Mitmenschen sein Stückchen Brod zu theilen. Sie sahen die bürgerliche Gesellschaft für einen Schwarm von Spatzen an, von denen jeder mithält, wo sich etwas zu fressen findet. Diese Auffassung war aber nicht etwa gemacht, sondern von der allerursprünglichsten Natürlichkeit, wie jeglicher bald begriff, der mit besagtem Ehevolk und den vielen vielen Kindern desselben je in nähere Berührung gekommen; was indessen begreiflicher Weise nicht hinderte, daß die Horitige häufig in eine schiefe Stellung zur Außenwelt geriethen, und daß allerlei abenteuerliche Sagen über sie in Umlauf kamen. Wenn man sie heimsuchte, fand man es ganz in der Ordnung, aus ihrer Schüssel zu essen und unter ihrem Dache zu schlafen; wenn sie aber, ein halbes Dutzend Mäuler stark, gelegentlich den Besuch erwiederten, sich ohne Umstände zum Tische setzten und sich Abends, wenn es keine Betten im Hause gab, eine Streu aufschütten ließen, dann wurden sie wenigstens „gar zu naiv“ genannt, namentlich wenn sie noch länger blieben, und vollends wenn der Besuch nicht ein Gegenbesuch war.

Horitig besaß kein Vermögen, das versteht sich ungefähr von selber. Als es galt, die Mittenburg zu erwerben, wußte er nicht, wo er die 2—300 fl.

auftreiben sollte, die zur ersten Anzahlung unerläßlich waren. Das gab großen Kummer in der Familie. Niemand wollte das Geld vorspannen, obschon Horstig bei Christen und Juden Sturm lief. Doch da bewährte sich wieder Schillers unsterblicher Spruch vom Verstand der Verständigen. Der eine Knabe schrieb an seinen Pathen, den Selbstherrscher aller Bückeburger, in seiner kindlichen Weise: „Vater konnte das schöne Schloß haben, aber die dummen Leute wollen es ihm nicht lassen, wenn er nicht so und so viel Gulden blecht." Das Schreiben enthielt eine Einlage an einen Spielkameraden, den Zögling eines Fußbekleiders. Der Empfänger kannte seine Leute hinlänglich, um zu wissen, daß der Brief nicht von den Eltern eingegeben war. Horstig wäre nicht zu blöde gewesen, sich an den Fürsten zu wenden, wenn er von ihm Beistand gehofft hatte. Der Kleine selbst hatte auch nicht um das Geld gebeten, sondern die Geschichte von den dummen Leuten grade nur erzählt; die Hauptsache war für ihn, daß die Anlage besorgt werde. Der erlauchte Pathe ließ Horstig die bezeichnete Summe übermitteln und dem Kleinen vermelden, daß seine Sendung an den Schusterbuben gewissenhaft abgeliefert worden. So kam Horstig in den Besitz des alten Schlosses, und hat sich auch darin bis zu seinem Tode erhalten, eben so seine Witwe, die bald nach 1850 gestorben ist. Einige Jahre vor ihrem Tode bot ihr der Fürst von Löwenstein-Wertheim vergeblich 10.000 fl. für die Mittenburg; sie wollte in Ruhe unter ihrem Dache sterben. Die Erben scheinen das Besitzthum weggegeben zu haben.

Als bezeichnender Zug wird noch zu erwähnen sein, daß Horstig, obschon stets des Geldes sehr bedürftig, sich standhaft weigerte, einen alten Thurm aus Werkstücken auf den Abbruch zu verkaufen, wofür ein Jude ihm hundert und endlich bis zu fünfhundert Gulden geboten. Nicht minder ist hier einzuschalten, daß Horstigs Vorbeern Helmina nicht schlafen ließen. Sie wollte auch eine Burgfrau werden, und da sie herausgebracht, daß Dalberg irgend ein altes Nest, das nichts eintrug, wegzugeben gedenke, so lag sie ihm deßhalb unaufhörlich in den Ohren. Dießmal aber war der sonst so gütige Fürst Primas unerbittlich: die Kinder, sagte er, müßten erzogen werden und dürften nicht als Wildlinge im Odenwald aufwachsen. Er hatte recht; und so hat sich's denn seltsamer Weise gefügt, daß ihm Wilhelm und Max für das, was er versagte, noch größeren Dank schuldig geworden sind als für seine Gaben.

Obschon Wilhelm im Heidelberger Schlosse heimisch war, so kam ihm die Miltenburg doch noch ganz stattlich vor. Das Wohnhaus, welches den Hof begränzte und die Aussicht auf die Stadt und den Strom beherrschte, erschien ihm wie ein Palast; die Verhältnisse des Rittersaals waren riesenhaft. Seine Einbildungskraft belebte den Raum mit eisernen Mannern, wie er sie im Theater von Aschaffenburg zuerst kennen gelernt. Den Hof umfing die Ringmauer, deren Höhe, gegen außen durch eine mit Schießscharten durchbrochene Brustwehr verwahrt, an der innern Seite einen geländerlosen Gang darbot, zu dem aus einem Stockwerk des Hauses eine Thüre führte. Den Aufgang vom

Hofe bildeten holzerne Sprossen, zwischen die Augen der Steine getrieben. Die luftige Leiter und der hohe Gang waren ein Lieblingstummelplatz der Horstigschen Jugend, und die kleinen Ehezwo zögerten keinen Augenblick, ihn zu betreten. Helmina wollte zwar Einsprache erheben, aber das duldete Horstig nicht. Das ernste Wort des Mannes, die heitere Ruhe der Frau übten eine so mächtige Wirkung auf die für augenblickliche Eindrücke so empfängliche Dichterin, daß auch sie, obschon nicht ohne geheime Herzensangst, die Kinder ohne weiters der Obhut des Schutzengels allein überließ. Sie hat keine Ursache gehabt, diese Nachgiebigkeit zu bereuen.

An der obern Seite des Hofs erhob sich der Thurm aus schönen Steinen, welchen Horstig nicht verkaufen wollte, obschon derselbe nichts zu thun hatte, als da zustehen. Unfern davon grünte ein Kirschbaum, der zur Kirschenzeit den Kindern gehörte, die sich ihres Rechtes nach Art der Spatzen bedienten, was in so unbeschränktem Sinne zu verstehen ist, daß Helmina, die in ihrer Kurzsichtigkeit sich unter dem Baume an dem Getümmel droben mit ergötzen wollte, eine ernstliche Warnung erhielt.

Die Dichterin weilte zu verschiedenen malen mit ihren Kindern zu Wittenberg, und einmal darunter eine Reihe von Wochen; indessen hatte ihre Natürlichkeit, obschon noch sehr grün, doch hinlänglich gelitten, um sie berüchtigen zu lassen, daß es im gegebenen Fall eine gar zu starke Zumuthung an die Gastfreundschaft wäre, sich durch längere Zeit unentgeltlich bewirthen zu lassen, weßhalb sie sich zum voraus mit der

Burgfrau wegen eines Kostgeldes verständigt hatte, das die Horstig ebenso unbefangen annahm, wie sie die Gastlichkeit auch unentgeltlich geübt haben würde.

Der Verkehr mit Horstigs hat eine geraume Weile gedauert, ist aber am Ende doch nicht ungetrübt geblieben. Zweifelsohne wird die Schuld hauptsächlich der klatschsüchtigen Zwischenträgerei zuzuschreiben sein. Beide Frauen waren gewohnt, rücksichtslos laut zu denken, beide führten ein offenes Ohr für den Zuträger, und Helmina besaß eine unglückselige Gabe, auch in der wohlwollendsten Absicht zu verletzen. Man darf keck behaupten, daß unter zehn Feinden, die sie sich machte, immer sieben waren, mit denen sie es entschieden gut gemeint. Sie war eine wahre Kassandra des Wohlwollens. Die wenigen beständigen Freunde, deren sie sich rühmen konnte, blieben es nur, weil sie manches verschmerzen und verzeihen konnten, was kein Sterblicher so leicht verwindet. Vielleicht hat zum Zerwürfniß auch der Umstand beigetragen, daß Helmina die Babette in ihren Dienst nahm.

Die Babette war für eine unordentliche Haushaltung wie geschaffen. Bei ihr hieß es: „à la paix comme à la guerre", und wie genial es auch bei Horstigs zugehen mochte, so litt die Wirthschaft doch an einer philisterhaften Ständigkeit. Eine echte und rechte Marketendernatur, wie die Witwe von Aspern, konnte unmöglich in einem festen Wohnsitz aushalten. Der folgende Zug war es, welcher ihr vor allem Helminas bewundernde Neigung eroberte. Eines Tags war ein sogenannter Sauerbraten in die Beize gelegt worden, als

Horstigs mit Helmina und den größeren Kindern einen Ausflug antraten. Babette wurde angewiesen, die kleinen Kinder und sich selbst ohne Geld mit den Vorräthen des Hauses zu erhalten, zu denen der genannte Braten als Hauptstück gehörte. Als nach einigen Tagen die Gesellschaft zurückkehrte, fand sie nicht nur die Kinder satt und vergnügt, sondern wurde auch mit dem unsterblichen Sauerbraten bewirthet. Babette hatte ihre Pfleglinge mit den Gaben Trudels, mit Wurzeln und Kräutern und mit Schwarzbrod gefüttert, wovon sie kurz zuvor einen großen Vorrath gebacken. Die Sitte, das Brod selbst zu backen, war auf dem Lande allgemein, und sogar in städtischen Haushaltungen damals nicht selten. Letzteres ist jetzt in Städten über fünftausend Einwohner meistentheils abgekommen. Nach einem solchen Meisterstück, wie es Babette geliefert, war es rein unmöglich, daß sie bei Helmina eine Fehlbitte that, als sie ihre Dienste anbot.

Den grimmig kalten und überhaupt berühmten Winter von 1812 — 13 brachte die Dichterin zu Amorbach zu, wo der Fürst von Leiningen mit seiner liebenswürdigen Gemalin (der späteren Herzogin von Kent und Mutter der Königin Victoria) Hof hielt. Der Fürst hatte seine Unmittelbarkeit verloren, und indem er beklagte, durch den Verlust nur Seinesgleichen vergrößert zu sehen, tröstete er sich mit seinem häuslichen Glück und mit den schönen Künsten. Er hatte sich ein Liebhabertheater eingerichtet und spielte selber mit. Für diese Bühne hatte Helmina ein Stück gedichtet; es hieß „Eginhard und Emma," und behandelte die bekannte

Liebesgeſchichte der Kaiſertochter und des Kanzlers, von denen das Haus Leiningen ſeinen Urſprung herleitet.

Helmina war nach Amorbach gekommen, um das Drama zu ſchreiben und dann in Scene ſetzen zu ſehen. Ihre Fahrniſſe hatte ſie in Aſchaffenburg zurück gelaſſen, wohin ſie baldigſt zurückzukehren gedachte, was aber nicht geſchehen iſt. Ihre Wohnung nahm ſie beim Schultheiß von Amorbach, beim „Alcalde," wie ſie den ehrlichen Odenwälder zu nennen liebte, dem, wenn er auch kein Spaniſch verſtand, der Ausdruck jedenfalls ſpaniſch genug vorgekommen ſein wird. Die Wohnung war ſo dorfgemäß als möglich: Stube und Kammer von der ländlichſten Einrichtung, wie ſie bei jedem Bauern zu finden, mit braungerutſchter Bank an der Wand, mit ſpreizbeinigen Stühlen, nur aus Holz, dafür aber aus ſehr vielem Holze gefertigt. Derlei Seſſel mit ihren zwei Finger dicken, zierlich ausgeſchnitzten Lehnen findet man heutzutage noch in Wirthshäuſern ganz entlegener Gegenden; die Füße derſelben, unten dünner wie oben, und vermittelſt eines Zapfens in das Sitzbrett eingelaſſen, ſpielten ehedem eine wichtige Rolle in den Erörterungen am Zechtiſch. Wenn keine Gründe mehr verfangen wollten, riß man ein Stuhlbein aus und ſchlug damit eben ſo zu, wie einige Jahre vor dem Ausbruche des Bürgerkriegs die amerikaniſchen Geſetzgeber unter ſich, wenn ſie ſich über gewiſſe brennende Fragen nicht verſtändigen konnten. Der Stolz des Wohngemachs war ein rieſiger Kachelofen, dem es an Holz nie fehlte. Die Ausſicht der kleinen Fenſter mit ihren in Blei gefaßten runden Scheiben ging auf eine breite Gaſſe hinaus,

deren Mitte das Rinnsal des Baches einnahm. Jenseits standen Gehöfte, die vor den diesseitigen sich dadurch auszeichneten, daß sie auf der Vorderseite durch Barricaden von Dünger verwahrt waren, auf deren Höhe täglich die sehr zahlreiche kindliche Bevölkerung erschien, um unmittelbar die Vergrößerung derselben zu befördern. Vierbeinige Schweine und Ferkel am Gestade, schwimmende Gänse und Enten auf dem Wasser, ab und zugehende Kühe und Ochsen vollendeten das arkadische Bild. Sonntags zeigten sich zur Abwechslung auch noch viele Bauern in gelbledernen Hosen, langen blauen Röcken, deren Schöße unter den Schulterblättern anfingen, und mit jenen wunderbaren Hüten bedeckt, die man hie und da Nebelspalter nennt.

Aus dieser Wildniß wurde Helmina ziemlich häufig in einer Kutsche zur Tafel oder zur Abendgesellschaft in's Schloß geholt. Das war für die Kinder regelmäßig erst ein Kreuz und dann ein Fest. Besagtes Kreuz bestand in einer sehr ausgiebigen Strafpredigt; die Dichterin war während des Ankleidens immer in der allerübelsten Laune und keifte dann unaufhörlich, wozu es bei zwei so wilden Rangen natürlich nie an Stoff fehlen konnte. In diesen Strafpredigten bestanden die Anfänge jener Erziehung, über deren lange Dauer die Nachwelt sich verwundern wird, wenn sie in einer der späteren Ausgaben des Brockhaus'schen Conversationslexikons (aus den 40er Jahren) einst liest: „Die Dichterin beschäftigt sich mit der Erziehung ihrer Söhne." — Das Fest bestand in einem süßen Nachspiel bei der Wiederkehr. Helmina brachte von der Leining'schen Tafel Zuckerwerk mit, wie

ſie auch in Aſchaffenburg gethan, wenn ſie bei Dalberg geſpeist. Zuweilen jedoch wurden die Bonbons den begehrlichen Jungen vorenthalten, wenn ſie Zucker geraubt hatten, nicht ſowol zur Strafe als zum Erſatz. „Da ihr mir den Zucker genommen, ſo verſüße ich mir den Kaffee mit Bonbons," ſagte die Mutter.

Die Knaben wurden manchmal zum Beſuche in die ſtädtiſchen Häuſer unfern des Schloſſes und wohl auch in's Schloß ſelber mitgenommen. Sie wunderten ſich nicht wenig, daß der Fürſt ſie nie beſchenkte, was doch nach ihrer in Aſchaffenburg gebildeten Weltanſchauung ſeine Pflicht geweſen wäre. Mit der Fürſtin waren ſie ſchon mehr zufrieden; dieſe herzte und küßte ſie und ließ die langen Ringellocken über ihre feinen weißen Finger rollen. Der kleine Prinz befriedigte ſie nicht; man bekam freilich bei ihm Aepfel in Hülle und Fülle, und zwar ſchon geſchält, geviertheilt und geputzt, aber er kugelte nicht auf dem Boden umher, hatte einen langweiligen Hofmeiſter bei ſich, und die Knaben nannten ihn einen „Bror." Vermuthlich hegte der Prinz von ihnen dieſelbe Meinung, welche derjenige ausgeſprochen, deſſen Namen ſie ihm beilegten.

Der Aufführung von Eginhard und Emma durften beide Knaben beiwohnen. Der Fürſt machte in der Rolle Karls des Großen einen nachhaltigen Eindruck auf ſie. Wilhelm konnte ſich den gewaltigen Kaiſer lange nicht anders denken, bis endlich Bilder mit Krone, Scepter und Reichsapfel die Vorſtellung verwiſchten. — Auch ein „Declamatorium" durften die Brüder mitgenießen, das der weltbekannte harmloſe Abenteurer Theodor Frei-

herr von Sydow gab, der im Anbeginn seiner Laufbahn als Schauspieler den Kriegsnamen Warwick geführt hatte.

Sydow ist 1854 oder 1855 hochbetagt in Graz gestorben, wo er die letzten zwei Jahrzehnte seines vielbewegten Daseins in würdevoller Ruhe zugebracht, gestützt auf einen Jahresgehalt von ungefähr 600 fl., den ihm einige hochgestellte Frauen, die er den „Huldverein" nannte, gemeinsam ausgeworfen. Er war aus demselben Stücke Teig geknetet, wie seine Zeitgenossen Helmina, Horstig, der Philosoph Pitschaft und die Liebeskind, deren ursprüngliche Verwandtschaft sich nicht läugnen läßt, so verschieden auch ihre Neigungen und Schicksale sich gestalteten. Die hervorstechende Mischung in Sydows Charakter war eine gewisse Junkerhaftigkeit; er wollte den Cavalier spielen, so viel es irgend anging. Als Schauspieler hatte er seinen Familiennamen verleugnet, ihn jedoch für seine Laufbahn als fahrender Declamator wieder angenommen. Er fand dabei in doppelter Weise seinen Vortheil. In den Städten zog der Adelstitel die Neugier an, auf dem Lande verschaffte er seinem Träger Zutritt in die Schlösser. Ein „von" vor dem Namen hatte überhaupt zu jener Zeit noch eine Art von Bedeutung. Beim großen Publicum machte Sydow nur wenige Jahre hindurch gute Geschäfte, desto besser bei einem hohen Adel. Er war ein guter Gesellschafter, den man gerne für Wochen und Monate als Gast beherbergte. Den allmälig eintretenden Mangel an Zulauf zu den Declamatorien ergänzte anfangs und ersetzte endlich ganz die goldene Großmuth

gekrönter Gönnerschaft, so daß zuletzt gar kein Versuch mehr gemacht wurde, Zuhörer anzulocken. Von den Königen Max Joseph und Ludwig, von der Königin Caroline hat Sydow in München manche stattliche Reiterzehrung erhalten, welche Beispiele ich nur deßhalb anführe, weil ich zufällig Näheres darüber weiß. Mit der Zeit wurde Sydow gleich allen Menschenkindern alt und unbehülflich, und da fand er denn im Huldverein den Ankergrund für seinen Lebensabend. Zur Zeit, als er vorzugsweise von der Krippenreiterei lebte, brachte er auch einige Zeit auf der Malsburg beim Oheim des Dichters Ernst v. d. Malsburg zu. Zum Abschied verehrte ihm der alte Herr einen Friedrichsd'or, den Sydow ganz großartig dem Bedienten schenkte, um, wie er hernach sagte, den Geizhals zu demüthigen und sich selbst nichts zu vergeben. Ob Malsburg sich die Lehre gemerkt hat, ist mir nicht bekannt geworden. — Zum letztenmal in diesem Leben ist mir Sydow in Graz zu Gesicht gekommen. Es war im August 1846. Spindler und ich frühstückten auf der Gartenterrasse unserer wackern Herberge zum wilden Mann. Ein Herr gesellte sich zu uns, dessen Gesicht mit dem Schmuck der breitleistigen Goldbrille ich auf der Stelle wiedererkannte, obschon ich es seit fünfzehn Jahren nicht gesehen, und wiewol es aufgedunsen war wie ein Schwamm. Spindler konnte ihn nicht erkennen, doch entsann er sich des schlanken, fröhlichen Warwick noch recht wohl, den er vor mehr denn vierzig Jahren im Vaterhause oft gesehen. Warwick hatte, wie Spindler lachend erzählte, dem kleinen Karlchen einen Reisebeutel mit Nürnberger

Rechenpfennigen geſchenkt und dazu geſagt, es ſei zwar kein Fächer, aber doch zum Windmachen geeignet.

Noch ſei ein Gegenſatz von ſonſt und jetzt hervorgehoben. Sydow ſo gut wie ſeine Zeitgenoſſen, welche mehr oder weniger die Feder führten, würden ſich ohneweiters für entehrt gehalten haben, hätten ſie gegen Entgelt für Handel und Wandel auch nur eine Zeile geſchrieben, während ſie ſich damit brüſteten, wenn ſie für ein Gelegenheitsgedicht ein Trinkgeld in Form einer Doſe, einer Buſennadel, eines Ringes erhalten hatten. Eine große Anzahl von Tagesſchriftſtellern trägt heute im allgemeinen kein Bedenken, ſich von Handel und Wandel die Mühe bezahlen zu laſſen, die ſie in ſeinem Dienſte aufwendet, oder an ihn ihren Einfluß zu verkaufen; ſind die Summen bedeutend, welche ſie damit erobern, ſo wird dadurch nur ihr Einfluß auf das Publicum verſtärkt. Aber ſelbſt die kleinen literariſchen Schnapphähne, die vom Brandſchatzen der Komödianten, Muſikanten und anderer Künſtler leben, reden mit ſtolzer Verachtung von den gereimten Bettelbriefen, welche ihre Vorgänger auf Atlas drucken ließen, und wenn einem von ihnen zufällig ein demantenes Trinkgeld in die Hand gleitet, ſo fährt er damit ſchnell in die Taſche und macht weiter kein Rühmens davon, inſofern es nicht etwa von einem gekrönten Haupt herrührt und gleichſam einen Orden vorſtellt.

Helmina freute ſich, ſo oft ſie mit Sydow zuſammentraf, und der Abſchied verurſachte ihr regelmäßig noch mehr Vergnügen. Gegen ſeine guten Freunde pflegte er kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und ſeine

Bemerkungen über der Dichterin Thun und Lassen klangen zuweilen gar zu aufrichtig. Manchmal auch mutete er seinen Freunden in gar zu ausgedehntem Maße die Theilung seiner Langenweile zu. Doch alle diese unangenehmen Eindrücke verwischten sich nach der Trennung sehr schnell wieder.

Ein Wintertag brachte schweres Leid nach Amorbach. Der Vater eines Spielkamaraden war in Rußland gefallen. Die Hiobspost stürzte wie eine Bombe in eine kleine Gesellschaft, die sich in einem Hause zusammengefunden. Das schneebedeckte Waldthal hallte wider von zeterndem Jammergeschrei. Die unglückselige Witwe warf sich auf den Boden, heulte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, raufte sich das Haar, stieß Lästerungen gegen den Himmel aus und geberdete sich überhaupt wie eine Rasende. Sie wurde fortgebracht. Ihr Söhnlein machte es ihr nach, augenscheinlich mehr vom Jammer der Mutter ergriffen, als von der Vorstellung eines Verlustes, von welchem der Kleine keinen rechten Begriff haben konnte. Helmina suchte ihn zu trösten. Sie verhieß ihm schöne Spielsachen, wenn er sich vernünftig betragen wolle. Er ging darauf ein. Im Kaufladen waren der nahenden Weihnachtszeit halber viele Spielsachen ausgestellt, und von diesen hatte ein gewisses Pferd vor allen ihm das Herz abgewonnen. Er schluchzte von diesem Rößlein einiges heraus. Es ward geholt. Er tröstete sich. Max und Wilhelm waren nahe daran, ihn zu beneiden. Ob und wie die Witwe getröstet worden, weiß ich nicht; vielleicht hat sie einen Reiter bekommen.

Helmina wartete in Amorbach weder des Erwachen des Lenzes ab, noch kehrte sie nach Aschaffenburg zurück, sondern begab sich nach Darmstadt. Sie war zu der Großherzogin in Beziehungen gekommen, und erhielt von dieser eine venezianische Goldkette mit einer Damenuhr. Babette war nach Aschaffenburg geschickt worden, um den Kaunitz nebst Zubehör zu holen. Die Dichterin bezog eines von den neuen großen Häusern, wie man sie damals in dem kleinen Darmstadt zu bauen angefangen. Wer ein schönes Haus aufführte, erhielt eine Unterstützung von Staatswegen, das sogenannte Façadengeld. Der Großherzog wollte eben eine schöne Hauptstadt haben. Das Haus, welches sich die Dichterin ausersehen, stand noch ziemlich allein, einem grünen Anger gegenüber, welchen nach dem Kriege seitdem langgedehnte Gassen überdeckt haben. Der freie Plan wurde theilweise als Zimmerplatz, theilweise als Exercierplatz benutzt, und den ganzen Tag über tummelte sich die liebe Jugend darauf herum, wenn sie sich nicht in die halb vollendeten Neubauten der Nachbarschaft verschlupfte.

Am Zimmerplatz zog die Landstraße vorüber, die im Verlaufe des Sommers und Herbstes mancherlei militärische Schauspiele darbot. Die gesammte Jugend spielte nichts anders mehr als „Sodateles.“ Das stattlichste unter diesen Schauspielen war der Durchzug eines österreichischen Heerhaufens, der vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht währte. Wilhelm und Max wurden nicht aus dem Hause gelassen; dafür wichen sie nicht vom Fenster. Selbst ihre Malzeiten verzehrten sie auf dem Posten. Wozu alle die Waffen und

Geſchütze gebraucht wurden, wußten ſie in ihrer Weiſe recht gut. Sie ſprachen den Wunſch aus, einmal in ſolcher Nähe einen „Krieg“ zu ſehen. In ihrer Sprache verſtanden ſie darunter eine Schlacht. Für dieſen frommen Wunſch wurden ſie von der Mama gemaßregelt. Helmina äußerte dabei, das ſeien Worte übler Vorbedeutung, die man nicht ausſprechen dürfe, um nicht dem finſtern Geſchick zu verfallen. Das war eine von den endlos vielen Formen, welche der beherrſchende Aberglaube in der allzu phantaſiereichen Frau annahm. Ich habe mich oft darüber verwundert, daß den Knaben dieſe beklagenswerthe Schwäche nicht anerzogen ward; vielleicht hat ſie grade nur der angeborne Widerſpruchsgeiſt davor bewahrt. Sie ärgerten ſich entſetzlich, wenn ſie eines Schweines wegen einen begonnenen Spaziergang aufgeben mußten, wenn man ſie zu Hauſe feſtbannte, weil ein böſer Traum die Mutter erſchreckt hatte, weil beim Kartenſchlagen der Schippenachter ſtets zum Eckſtein-Aß und dem Schippenzehner gefallen, oder weil überhaupt ein „Unglückstag“ war. Leider fehlte es nicht an dienſtfertigen Seelen, welche den Söhnen die Lächerlichkeit ſolcher Schwächen ſchonungslos aufdeckten und dadurch die Grundfeſten der kindlichen Achtung erſchütterten. Man ſollte Kindern nie dergleichen zu Gehör reden; ſolch ein bischen Belehrung muß das Herz ſtets über den Werth bezahlen. Aber es lag ja in Helminas finſterem Verhängniß, auch zwiſchen ihren Theuerſten und ſich ſelbſt Riſſe, Klüfte und endlich Abgründe geöffnet zu ſehen.

Zu Darmſtadt tauchten zwei Irrlichter zu verſchiede

denen Zeiten, aber doch während Helminas Aufenthalt empor, um ſchnell vorüber zu ſchwirren. Das eine war die Dichterin Henriette von Montenglaut, die mit einem halbgewachſenen Sohn und einem Herzensfreund ein luftiges Sommerhäuschen bewohnte, deſſen einzigen Raum während des Winters ein eiſernes Windöfchen bewohnbar gemacht; — wenigſtens iſt keiner von den drei Inſaßen erfroren. Sie lagen Nachts beiſammen in dem einen Bett, das bei Tag als Sopha diente. Henriette führte den Kriegsnamen Villiers. Den geſelligen Kreis im Luſthäuschen hat Helmina (im Morgenblatt) mit der ganzen wolwollenden Gemüthlichkeit beſchrieben, welcher ſie ſo gern ſich überließ, wenn man ihre Empfindlichkeit nicht gereizt hatte. Die Montenglaut war geiſtreich und liebenswürdig, und ihre Schwächen — nicht Urſache, ſondern Folge ihres unverſchuldeten Unglücks — ſind ihr von der rückſichtsloſen Welt jedenfalls zu hoch angerechnet worden. Später kam ſie wieder in günſtigere Verhältniſſe und brachte ihren Sohn in preußiſchem Waffendienſt unter, worin er verhältnißmäßig raſch zum Stabsoffizier vorgerückt ſein ſoll.

Der andere Irrwiſch war „das Mädchen aus Schwaben,“ die arme Eliſe Bürger, welcher ſo viel zu vergeben war und wol aus dem Grunde vergeben worden iſt, den unſer Erlöſer ſelbſt ausgeſprochen. Sie ruhe in Frieden! Eliſe reiste „auf mimiſch plaſtiſche Darſtellungen,“ zu denen mehr der Hunger ſie getrieben zu haben ſcheint, als die Erwartung, einer Händel-Schütz den Rang abzulaufen. Die Händel-Schütz war von Außenwerken vertheidigt, gegen die nicht ſo leicht

eine weibliche Mitbewerberin aufkam, abgesehen davon, daß sie den Rahm der Neuheit für sich abgeschöpft. Wenn sie, die vollen blanken Arme auf das rothe Polster des Sitzschemels gelegt und den üppig schönen Leib in wundervoller Wellenlinie hingegossen, als Sphinx kniete, gerieth die ganze Versammlung in einen Aufruhr des Entzückens. Ein ziemlich verbreiteter Kupferstich stellte die Händel-Schütz als Sphinx dar, und sie hatte in dieser Rolle von niemand weniger zu befahren, als von Elise. Diese scheint auch kaum den Versuch gemacht, sondern den Ersatz für die fehlenden Reize bei der Kunst des Faltenwurfs und in sonstigen Zuthaten gesucht zu haben. So stellte sie die Gruppe der Niobe dar, wozu sie sich ein halbes Dutzend Kinder lieh. Zu diesen gehörten auch Wilhelm und Max, die — gewaschen, gekämmt, gekräuselt und in gestrickte Hüllen gesteckt — sich ganz leidlich ausnahmen, vor allem ihres langen hellen Haares wegen, das bei dem einen, von Natur gelockt, einer Löwenmähne glich, während beim andern das Eisen des Haarkräuslers für den Augenblick nachhalf. Besagte Haare sind später braun geworden, und was von der Löwenmähne noch übrig, ist bereits sehr stark mit Silberfäden durchwebt.

Die Gruppe machte auf Helmina einen furchtbaren Eindruck. Ihre zwei Kinder lagen so natürlich todt da, daß sie das Fallen des Vorhangs kaum erwarten konnte, um auf den Schauplatz zu stürzen, die Knaben an sich zu reißen und sie unter Thränen zu liebkosen, als wären sie aus Feuer und Wasser gerettet worden. Eine Wiederholung wollte sie um keinen Preis zugeben.

Nicht einmal Zeit gönnte ſie ſich, die Kleinen umzukleiden, ſondern warf ſich mit ihnen in den Wagen und fuhr nach Hauſe. Der Tag aber ward im Kalender des Aberglaubens als dies nefastus bezeichnet, zum großen Verdruß der lieben Engel, welche noch nicht im Stande waren, den rührenden Zug genugſam zu würdigen, um dem Mutterherzen die Phantaſterei der Dichterin zu vergeben. Sie fühlten grade nur die unliebſame Beſchränkung ihrer Freiheit und die Unhaltbarkeit des Grundes heraus.

In Darmſtadt beſtand ein Theater, ſonſt wäre der Ort ja keine „Reſidenz“ geweſen. Natürlich war's ein Hoftheater. Die Knaben wurden manchmal in eine Vorſtellung mitgenommen. Nagler ſpielte als vielbewunderter Heldenſpieler den Wilhelm Tell, und Helmina pries ihn als den vorzüglichſten Darſteller dieſer Rolle. Von einer „Rolle“ hatten die Söhnlein keinen Begriff; ihnen galt nur das Stück im großen und ganzen, und ſie begriffen um ſo weniger, wie man den Herrn Nagler bewundern könne, als ſie ihn nicht leiden konnten. Sein Sohn war nämlich ihr Spielkamerad Fritz, und der zehnjährige Knabe ward zuweilen von ſeinem Papa mit Stockſtreichen jämmerlich gezüchtigt. Da war ihnen die ſchöne Sängerin viel lieber, die manchmal zu Helmina kam und von den Buben gewöhnlich nur Emmeline geheißen ward. Sie ſpielte nämlich die Emmeline im Singſpiel „die Schweizerfamilie,“ das auf allen Bühnen das tägliche Brod war. Ihr Familiennamen dürfte Frank gelautet haben; ich weiß es nicht gewiß. Emmeline hatte ſpäter einen Herrn Grahn geheirathet,

deſſen reichhaltige Sammlung älterer Gemälde ſich einer gewiſſen Berühmtheit erfreute.

Helminas literariſche Thätigkeit beſchränkte ſich mit geringen Ausnahmen auf Gelegenheitsgedichte; im übrigen ſang ſie, „wie der Vogel ſingt, der auf den Zweigen wohnet.“ Einige ihrer reizendſten Lieder ſind in jener Zeit entſtanden. Dabei beſchäftigte ſie ſich vielfach mit der ſpaniſchen Poeſie. Der Zeitbewegung konnte ſie natürlich nicht ganz fremd bleiben, was ſie jedoch in Bezug darauf dichtete, war nur angeflogen. Es kam nicht von Herzen und drang nicht zum Herzen, wurde aber wenigſtens von Einzelnen geſchätzt. So war die Markgräfin Amalie von Baden der Dichterin eifrige Gönnerin; man ſah ſie eines Tages in Helminas Wohnung erſcheinen, Mundtaſſe nebſt ſechs vergoldeten Theelöffeln eigenhändig abzugeben. Dieſe Theelöffel ſind im Lauf der Jahre oft verſetzt, aber ſtets wieder eingelöst worden. Ueberhaupt pflegte Helmina in Nothfällen ihre Koſtbarkeiten nie zu verkaufen, ſondern nur zu verſetzen, und da dieß ſehr häufig vorkam, darf man wol ſagen, daß ſie Geſchmeide und Juwelen, welche ſie geſchenkt bekommen, am Ende mehr als doppelt bezahlt hat.

Der Krieg brachte eine arge Verlegenheit. Die Zuſendungen aus Frankreich blieben ein paar Monate geſperrt und das Haus Bethmann in Frankfurt, an das Helmina angewieſen war, ließ das Monatsgeld einſtweilen unbezahlt. Zu allem Glück waren kleinere Leute in Darmſtadt minder ängſtlich als der große Bankier in Frankfurt. Der Metzger, der Bäcker, der Kaufmann eröffneten einen großartigen „Pump.“ Einige Gönner,

unter denen der Freiherr v. Cotta nicht gefehlt zu haben scheint, leisteten Vorspann. Kurz, die Dichterin wurde nie weniger von kleinen Verlegenheiten gepeinigt, als in dieser Noth.

In Darmstadt bildete sich eine Schaar freiwilliger Jäger. Kugelstutzen und grünes Tuch stiegen im Preise. Die Großherzogin vertheilte Feldzeichen von Eichenlaub an die Vaterlandsvertheidiger, von denen jeder überzeugt war, daß grade er bisher noch gefehlt habe, um mit dem corsischen Weltbezwinger ein Ende zu machen. Auf dem Zimmerplatz wurden die Freiwilligen gedrillt, nicht ohne großen Nutzen für die Jugend, welche lernbegierig zuschaute und hernach eifrig nachahmte — nicht bloß zum Spaß, sondern in der Ueberzeugung, demnächst ebenfalls ein Feldzeichen von der Großherzogin zu erhalten, um damit über den Rhein zu ziehen.

Die freiwilligen Jäger rückten in's Feld. Unter ihnen befand sich ein guter Bekannter, Namens Fresenius, ein Mann in den Dreißigen, der ein Weib und zwei kleine Mädchen von fünf bis sechs Jahren besaß. Der Himmel mag wissen, ob es ein häusliches Glück war, das Fresenius auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, oder ob er den Krieg einem häuslichen Unfrieden vorzog. Die Frau gab mit den Kindern ihrem Manne das Geleit; ihre Freundin Helmina ging nebst ihren Söhnen zur Gesellschaft mit. Die andern Jäger wurden gleichfalls von Angehörigen, Freunden und Neugierigen begleitet. Vor der Stadt wurde das Gefolge bald geringer, aber die Fresenius mit ihrer Gesellschaft dachte an keine Umkehr, so daß sie mit den Kriegern

das Nachtquartier erreichten. Zur Heimkehr an demſelben Abend wäre es zu weit und zu ſpät geweſen, wenn man es überhaupt begehrt hätte. In der großen Zechſtube des ländlichen Wirthshauſes wurde eine Streu aufgeſchüttet, wo eine große Genoſſenſchaft ihr Nachtlager nahm. Das klingt heutzutage ganz abenteuerlich romantiſch; dazumal war es etwas ſehr Gewöhnliches. Unſere Art zu reiſen iſt allerdings viel behaglicher, dafür aber hinterläßt ſie der Erinnerung nur nüchterne Vorſtellungen. Am nächſten Morgen gab es einen herzzerreißenden Abſchied. Eine weitere Begleitung mußte auf höheren Befehl unterbleiben. Die weinende Freſenius wurde mit ihrer Geſellſchaft einem Leiterwagen anvertraut und nach Darmſtadt zurückbefördert.

Die Schlacht von Hanau war geſchlagen worden. Ein Zug von Kriegsgefangenen kam nach Darmſtadt, geleitet von behelmten Baiern. Welch ein jammervoller Anblick! Welch ein Gegenſatz zu den ſtolzen Reihen in blankem Waffenſchmuck, die einſt gleichmäßigen Schrittes der wirbelnden Trommel, dem klingenden Spiel, der flatternden Fahne gefolgt! Die Gefangenen wankten zum Theil wie bleiche Geſpenſter einher. Manch einen, der nicht recht von der Stelle wollte, ermunterten Kolbenſtöße. Bei dieſer Gelegenheit ſetzte ſich in Wilhelm das Vorurtheil feſt, die Baiern ſeien gröber als andere Leute; ein Vorurtheil, das er immer noch nicht abzuſtreifen vermocht, obſchon er ſpäterhin zwei Jahre in München und im bairiſchen Hochlande zugebracht hat.

Die Gefangenen wurden im Exercierhauſe untergebracht, einem weitläufigen Gebäude, worin zur Win-

terszeit die Heeresmacht des Darmſtädtiſchen Reiches ihren Waffenübungen oblag. Die Wohlthätigkeit der Einwohner zögerte nicht, für die Erquickung der Unglücklichen zu ſorgen. Der entwaffnete Feind war kein Feind mehr. Vielleicht erinnerte man ſich auch in Darmſtadt, daß die Beſiegten von Hanau noch kurze Zeit zuvor Waffenbrüder des Prinzen Emil geweſen, den man allgemein liebte und verehrte.

Helmina blieb in Ausübung der Barmherzigkeit nicht zurück, getreulich unterſtützt von ihrer Babette. Die alte Marketenderin fühlte ſich als Fiſch im Waſſer. In der Waſchküche kochte ſie eine richtige Soldatenſuppe, die ſie dann im Kübel auf ihrem Odenwälder Schädel zum Exercierhauſe trug, wo Helmina mit andern Frauen die Vertheilung unternahm. Die zwei Knaben liefen bis zur Thüre mit, in den innern Raum wurden ſie nicht gelaſſen, doch ſahen ſie von der Schwelle aus das Bild des unvergeßlichen Jammers. Ihre unbedingte Vorliebe für den Krieg erlitt dadurch einige Beſchädigungen. Auf der nackten Erde, die bereits in einen ſtinkenden Pfuhl verwandelt war, kauerten und lagen die armen Schelme. Viele von ihnen ſchliefen, und ihre Geſichtsfarbe erinnerte an das Ausſehen des kleinen Leopold, als ihn Wilhelm zum letztenmal erblickt hatte, — nur im Fluge, denn kaum hatte er die Thüre geöffnet, ſo war er auch wieder hinausgejagt worden. Man hatte Bretter gelegt, um den Frauen den Zugang nicht ſowohl zu erleichtern, als gradezu möglich zu machen.

Viele von den Schwerkranken wurden auf Verlan-

gen einzelnen Familien überlassen; namentlich waren es „schöner Leute Kinder," die in solcher Weise ein ruhiges Plätzchen zum Sterben und die Gelegenheit fanden, den Ihrigen eine Nachricht von sich zu hinterlassen. Doch sind nicht alle gestorben, sondern manche, die verloren schienen, durch die liebreiche Pflege gerettet worden. Unter diesen befand sich ein gewisser Adrian aus Flandern, den Helmina bei einer Witwe in der Nachbarschaft eingelagert. Nach seiner Genesung wurde er in das graue Tuch gekleidet, aus welchem das Christkind Wämser und Hosen für Max und Wilhelm hatte machen sollen. Beide fanden das ganz einfach in der Ordnung. Später hörten sie öfter Klagen „gegen den saubern Herrn Adrian", der aus seiner Heimat nichts mehr von sich hören ließ, obschon man mehr für ihn gethan, als St. Martin für den Bettler; denn Helmina hatte ihm ja statt des einen halben Mantels zwei ganze Mäntel gegeben.

Die Baiern lagerten auf dem Zimmerplatz. Das Leben und Treiben bei den Wachtfeuern nahm sich überlustig aus. Herren und Damen der Stadt lustwandelten durch das Lager und ließen sich von den Offizieren die Vorgänge der Hanauer Schlacht erzählen. Ein Offizier, welcher das französische Ehrenkreuz trug, wurde von Helmina ziemlich heftig darüber zur Rede gestellt. Lachenden Mundes versetzte er: „Soldat ist Soldat und Orden Orden. Das Kreuz ist ein Zeugniß, daß ich als Soldat meine Schuldigkeit gethan." Als Helmina sich mit diesem Bescheid nicht begnügen wollte, fertigte er sie dergestalt baierisch ab, daß sie alle Lust verlor,

ihre Ansichten über die Ehrenlegion fortan gegen ein Mitglied derselben zu äußern."

Wenige Tage später gerieth Darmstadt in Verzückung. Eine Horde Kosaken durchzog die Vorstadt. Es war die Schaar des Generals Platoff, welche gewöhnlich das Schinderhannescorps genannt wurde. Die Bürgerschaft verlangte die Leute zu bewirthen, stand aber von diesem Wunsche ab, als der Führer sagte: „Sobald die Kerls abgesessen sind, stehe ich für nichts mehr gut." Man begnügte sich damit, den „Befreiern", die in Reih und Glied ein Viertelstündchen halten durften, einen Stegreiftrunk zu verabreichen. Helmina trat mit ein paar Krügen voll Wein und einem Laib Brod aus dem Hause. Der nächstbeste Kosak nahm ihr die Krüge aus dem Arm und befestigte dieselben an die Pistolenhalfter. Während sie ihm noch begreiflich zu machen suchte, er habe den Wein mit seinen Kameraden zu theilen, nahm er ihr das Brod weg und barg es in den Schnappsack. Sie hielt darauf eine „strategische Bewegung" durch die Hausthür für dringend angezeigt.

Nach dem Verschwinden der Platoff'schen Kosaken war viel von dem Unfug die Rede, welchen die zuchtlose Bande schon hie und da begangen haben sollte, und in den Köpfen der Knaben verschmolzen die Begriffe Soldat und Plündern zu einem unzertrennlichen Ganzen. Groß war daher ihr Entsetzen, als eines Tags ein Offizier in's Zimmer trat. Jetzt gehe das Plündern los, meinten sie, und zeterten um Hülfe. Die Mutter kam herbei. „Minchen!" rief der Plünderer. — „Wilhelm!" rief die Dichterin entgegen und fiel ihm um den Hals.

Der Bewaffnete war kein streitbarer Kriegsmann, sondern preußischer Auditor; sein Name Hempel. Wilhelm und Max lernten ihn als ihren Oheim kennen. Er war Helminas Stiefbruder, um dreizehn Jahre älter wie sie. Die Geschwister hatten sich lange nicht gesehen und in der Zwischenzeit mehr erlebt, als sich in den paar Stunden mittheilen ließ, welche Hempel in Darmstadt zubringen durfte. Helmina entschloß sich, ihn bis Frankfurt zu begleiten, von wo sie am andern Tag zurückzukehren gedachte. Die drei stiegen, wie sie gingen und standen, mit dem Oheim in den Wagen, und wie sie gingen und standen, haben sie hernach zwei volle Wochen und darüber in Frankfurt zugebracht.

Die Landstraße war grundlos. Die Reisenden geriethen unter Kosaken, deren Pferde bis schier an die Knie in einer dicken Brühe wateten. Anfangs fürchteten sich die Knaben ein wenig; bald jedoch bemerkten sie, daß die preußische Uniform den Lanzenträgern Ehrfurcht gebot. Die zottelbärtigen Krieger lachten und nickten den Buben freundlich zu, und am Ende lachten diese mit und nickten zurück. Das war der Anfang eines herzlichen Einvernehmens zwischen den beiden und den Reitern aus den Steppen des fernen Ostens, das sich später noch vielfach äußern sollte. Wilhelm hat seitdem den Herren Kosaken ein freundliches Andenken bewahrt, doch nicht ohne den ernstlichsten Wunsch, daß kein Wiedersehen die holde Täuschung zerstören möge.

Die Gegend weit und breit war ein großartiges Feldlager, Frankfurt das Hauptquartier einer Welt in Waffen, überfüllt mit gekrönten Häuptern, Prinzen

und andern Kriegsfürsten. Ein glücklicher Zufall kam Helmina zu Hülfe und verschaffte ihr Unterkunft im Römischen Kaiser. Schon das stolze Bewußtsein, in Frankfurt zu solcher Zeit über vier Wände zu verfügen, konnte nicht so schnell aufgegeben werden, wenn die Dichterin auch nicht eine Menge alter Freunde und Bekannte angetroffen hätte, abgesehen von allen andern Verlockungen, gegen welche die berühmten Reize der Messe nur Rauschgold und Flitter waren. Und die Frankfurter Messe hatte — wohlgemerkt — damals noch eine Bedeutung, für die in unsern Tagen der Maßstab abhanden gekommen ist. Es war mithin sehr erklärlich, daß Helmina ihren Aufenthalt verlängerte. Der Mangel an Wäsche und Kleidern fiel nicht in die Wagschale. Die Kinder waren auch in diesem Punkte nicht verwöhnt. Vom Wechsel der Kleidung war ohnehin bei ihnen nie die Rede, da jeder nur eine Hose und ein Wamms besaß. Strümpfe trugen sie nicht; als Kopfbedeckung diente das Haar, woran sie dergestalt gewöhnt waren, daß sie Kappen, welche ihnen hie und da von Freunden geschenkt wurden, regelmäßig verloren und erst im Alter von zehn bis zwölf Jahren dazu gebracht werden konnten, sich dem herrschenden Brauche zu fügen. Was das Hemd betraf, so wurde es zu Hause Mittwochs und Sonntags gewechselt, doch fragten sie nichts danach, wenn die Regel einmal eine Ausnahme erlitt. Für sich selbst kaufte Helmina an Ort und Stelle einen Hut, ein Kleid, zwei Paar Strümpfe und ein Hemd. Die Strümpfe wurden Abends im Waschbecken gewaschen.

Für die zwei Knaben begann in Frankfurt ein Dasein, das sie sich nicht angenehmer zu träumen gewußt hätten. Babette war nicht mitgekommen, also nicht einmal von jenem Schatten einer Aufsicht die Rede, welcher „die alte Hutzel" zuweilen lästig machte. Vor der Mama hatten sie gute Ruhe vom Frühstück bis zur Tischzeit, von der Tafel bis Abends, wo sie in's Theater mitgenommen wurden und fast jedesmal die Schweizerfamilie zu hören bekamen. Die Milder-Hauptmann sang die Emmeline, und die Epauletten konnten nicht genug bekommen, so daß alle Räume stets überfüllt waren und der Beifall kein Ende nehmen wollte. — Die viele freie Zeit brachten die Knaben theils auf der Gasse, theils im Speisesaal des großen Gasthofes zu. Der Saal wurde von Gästen nicht leer. Schon in der frühen Morgenstunde kamen Uniformen von allen Farben und schrieen nach Futter, was sie in überwiegender Mehrheit durch das Wort „Beefsteak" ausdrückten, woher es kam, daß die Brüder den Gasthof bald „Hotel du Beefsteak" hießen, und auf späteren Reisen mit diesem Namen jede vornehmere Herberge beehrten. Der besagte Leckerbissen blieb ihnen nicht bloß dem Namen nach bekannt; sie befanden sich keine drei Tage in Frankfurt, ohne sich zahlreiche Gönner theils bei Tische, theils im Theater gewonnen zu haben, namentlich unter denen in dunkelgrünen Röcken. Da gab es denn zur Frühstückszeit manche Gabel voll saftigen Fleisches, und noch etwas, das sie bei Tische neben der Mutter nicht annehmen durften, nämlich Champagnerschaum. Andern Wein verschmähten sie aus eigenem

Antrieb, weil er ſie „brannte," wie ſie's hießen. Von den Blauröcken wurden „die kleinen Huſaren" mit Zuckerwerk bedacht. Der Kellner kargte nicht mit dem Inhalt ſeiner Körbe voll friſcher Semmeln, ſo daß man die Zeit bis zu der reich beſetzten Tafel ohne gar zu grimmige Ungeduld überdauern konnte. Der Wirthstiſch ließ an Ueppigkeit ſelbſt die Tafel von Erbach hinter ſich, welche bisher das unübertroffene Bild des Schlaraffenlebens vorgeſtellt. Im Saal war's alſo gut, ſehr gut; aber draußen war's ſchön, ſehr ſchön. Die Streifzüge der Brüder dehnten ſich oft weit aus, namentlich über die Brücke nach Sachſenhauſen, wohin viele Fahrgelegenheiten à la polisson führten, nämlich auf dem Trittbrett der erſtbeſten Kutſche, wo man ohne Vorwiſſen des Roſſelenkers Platz nahm. In Sachſenhauſen fanden ſich immer von den zottelbärtigen Kinderfreunden in ſchlotterig weiten blauen Hoſen mit rothen „Blitzableitern." Da gab es Spaß in Hülle und Fülle. Die Koſaken ſpielten Fangball mit den Buben, d. h. die Kleinen wurden als Fangbälle geworfen. Ein andermal nahm der Koſak ſeinen Günſtling zu ſich auf's Pferd und ritt in Sturmeseile über Stock und Stein eine tolle „Fantaſie", daß dem Buben Hören und Sehen, aber nicht das Lachen verging. Nicht ſelten wurde auf dieſelbe Art in die Schwemme geritten. Die Mutter erfuhr nichts davon; die lieben Jungen waren bereits pfiffig genug, um einzuſehen, daß der Spaß durch ein förmliches Verbot ſein Ende finden würde, ſobald die Mama davon vernommen. Erſt viel ſpäter, als ihnen ſchon der erſte Flaum durch's Kinn ſtach, ge-

riethen sie durch gemeinsame Besprechung auf die Muthmaßung, daß ein Verbot sich allenfalls auch umgehen lasse.

Eines Tags gab es ein Getümmel in den Straßen, das selbst für jene bewegte Zeit ganz außerordentlich erschien. Die Brüder geriethen in ein Volksgewühl, wo sie zertreten zu werden fürchteten. Sie flüchteten sich zur bewaffneten Macht, indem sie mit gewohnter Behendigkeit unter den Rossen einer Kürassierabtheilung durchschlüpften und dann zu ihrem großen Troste Kosaken fanden, die leider jedoch gleich darauf in Bewegung geriethen. Die Kosaken lachten hellauf, als die Buben zwischen ihnen empor tauchten. Mit dreister Hand erfaßte Wilhelm einen Steigbügel, Max hielt sich am Bruder fest, und so trabten sie getrost einher. Der Schutzengel brauchte sich keine besondere Mühe zu geben da die Kosaken ihm getreulich halfen. Der Mann, dessen Steigbügel Wilhelm ergriffen, ließ die beiden nicht aus den Augen, und eben so machte es sein Nachbar zur Linken. Zweifelsohne hätten sie die Kleinen gerne zu sich auf's Pferd genommen, wenn sie gedurft. Die Bewegung ging nicht weit. Eine Reihe bildete sich, gegenüber auf zwanzig Schritt eine andere, deren Mitglieder mit unverkennbarem Erstaunen die zwei kleinen Buben zwischen den Pferden betrachteten. Hinter den Soldaten drängte sich das Volk. Die Fenster der Häuser waren mit Menschengesichtern vollgesteckt. Selbst auf den Dächern saßen Gaffer. Bald erfüllte Jubelgeschrei die Luft. Hoch zu Roß erschienen die drei großen Monarchen, von denen kurz zuvor die Leipziger

Zeitung gemeldet: „Die Allerhöchsten knieten nieder, um dem Höchsten für den herrlichen Sieg zu danken.“ Kaiser Franz mit dem leutselig ernsten Ausdruck, König Friedrich Wilhelm mit der stets verdrießlichen Miene, Kaiser Alexander mit dem glatten glauen Gesicht und den ewig lachenden Augen ritten in einer Reihe neben einander her, gefolgt vom glänzendsten Generalstab. Während des Zugs hatten von einem Fenster gegenüber Bekannte Helminas die zwei Knaben bemerkt, und bevor die Masse wieder in Bewegung gerieth, war ein Herr bei der Hand, um sie in seine Obhut zu nehmen. Er hieß Buginet und gehörte zur Diplomatie eines süddeutschen Fürsten — des Großherzogs von Baden, wie ich glaube.

Zu jener Zeit gab Helmina zum Besten der Verwundeten von Hanau ein Declamatorium. Der Zulauf war bedeutend, die Einnahme glänzend. Die Dichterin trug von ihren eigenen Gedichten vor, wie sie ungefähr zum Anlaß paßten. Vielleicht hatten die einleitenden Schritte zu dieser Abendunterhaltung das Ihre zur ungebührlichen Verzögerung der Abreise von Frankfurt beigetragen. Vielleicht wären sogar neue Verzögerungen eingetreten, wäre nicht ein schweres Gewicht in die Schale für den Abschied gefallen. Max erkrankte eines Nachmittags in Folge genossenen Weins, der ihm eingenöthigt worden, und Helmina erfuhr bei diesem Anlaß, daß einige gute Freunde sich schon öfters der traurigen Unterhaltung hingegeben, den possirlichen Kleinen ein wenig einzuheizen. Vermuthlich hatte ihr auch Buginet die Strafpredigt gehalten, wozu er ein Recht

erworben. Am Tage nach dem Unfall des kleinen Max nahm Helmina einen Wagen und fuhr nach Darmstadt zurück. Das Gepäck bestand aus den Ueberresten der Wachsbeleuchtung vom Declamatorium, welche noch lange den Bedarf der kleinen Haushaltung deckten, worin der Aufwand an Beleuchtung nie bedeutend war. — Wenn nämlich Helmina Abends zu Hause blieb, was selten vorkam, saß die ganze Familie bei der Kerze, welche der einzige Leuchter trug. War sie nicht zu Hause, so genügte Babette's Blechlämpchen, das den Vorzug hatte, daß man es nicht zu putzen brauchte, welches Putzen nicht bloß im gewöhnlichen Sinne lästig war, sondern durch den Umstand erschwert wurde, daß die Lichtscheere, wenn zufällig einmal dergleichen vorhanden, gewöhnlich nicht zu finden war. Helmina putzte das Licht dann mit einer Nähscheere oder mit zwei Holzspähnen; die Kinder bedienten sich ganz einfach der Finger, wie sie's von Babette gelernt. Die Wachsstümpchenzeit machte eine willkommene Ausnahme von dieser unbequemen Regel.

Zum näheren Umgang Helminas gehörte der Abt Vogler, bekannt als Musiker, berühmt durch seine Schüler Karl Maria von Weber und Meyerbeer. Für die Söhne der Dichterin hegte Vogler keine Vorliebe; der ältere, sagte er, werde nie auch nur eine Spur von Musikgehör besitzen, und der jüngere zwar empfänglich für die Tonkunst werden, aber nur als Hörer. Beide Vorhersagungen haben sich bewährt.

Helminas Name zählte bereits zu den literarischen Berühmtheiten der Zeit, und sie erhielt viele Besuche

ſowohl von Kunſtgenoſſen als von Jüngern der ſchönen Künſte überhaupt und von vornehmen Leuten, deren Anrede dem Sinne nach unwandelbar in der Aeußerung beſtand, daß ſie, auf der Durchreiſe begriffen, Darmſtadt nicht verlaſſen könnten, ohne u. ſ. w. Der Durchreiſenden aber gab es viele, denn die ganze Welt war ja in Bewegung und eine Schlagader des großen Verkehrs lief durch Darmſtadt wie heute, nur nicht ſo zauberſchnell.

Helmina kehrte nach Heidelberg zurück, — vermuthlich im Januar 1814, jedenfalls aber vor Ende des Winters, um fünf bis ſechs ganze Vierteljahre zu bleiben, doch nicht ohne Unterbrechungen, von deren bedeutenderen gleich die Rede ſein wird. Die Fahrniſſe blieben (vielleicht als Pfand) in Darmſtadt zurück und wurden erſt im Sommer geholt. Wohnung und Koſt nahm die Dichterin in einem Hauſe, das eigentlich auf die Aufnahme von Muſenſöhnen berechnet war, doch auch vor der Muſentochter nicht die Thüre verſchloß. Der Hausherr war ein eingewanderter Franzoſe, Namens Dubois, ſein Weib ein Heidelberger Kind, er Stiefelfuchs, ſie Wäſcherin, und beide nicht zu hochmüthig, ihre Beſchäftigungen fortzuſetzen, die ihnen bereits zu Haus und Hof verholfen hatten. Der Mann wurde von allen Leuten ſtets bei ſeinem richtigen Namen genannt, das Weib aber nie anders als Frau Holzin, entweder weil man die Endſylbe „in“ nicht mundgerecht an Dubois anzuhangen wußte, oder weil man vorausſetzte, daß die Frau, da ſie kein Franzöſiſch verſtand, auf ihren eigenen Namen nicht hören würde,

wenn man ihr denſelben nicht in der Ueberſetzung verſtändlich machte. Das Ehepaar beſaß ein niedliches Töchterlein, ungefähr ſechzehn Jahre alt, Eva getauft, und wenn vielleicht der Mutter Stolz, doch nicht ihre Freude. Die ſtrenge Zucht der Holzin hatte die Dirne hartſchlägig gemacht. Wenn ſie Schläge erhalten ſollte, rückte ſie vorſchriftgemäß einen Stuhl mitten in's Zimmer, legte ſich zurecht, ſteckte die Schürzenzipfel in den Mund und nahm ihre Tracht in Empfang, ohne ſich zu rühren und ohne einen Laut von ſich zu geben; nur ihre Thränen bezeugten den Schmerz, den ſie unter den grimmigen Ruthenſtreichen empfand, denn die Holzin ſchlug unbarmherzig zu, bis es Blut gab. Evchen war darauf gefaßt, in ziemlich regelmäßigen Friſten eine ſolche Prügelſuppe zu genießen, und ließ ſich dadurch nicht in ihrem Vergnügen ſtören.

Freunde und Bekannte drangen in Helmina, ihre Kinder endlich einmal etwas lernen zu laſſen, und ſie machte wirklich das Zugeſtändniß, den jetzt achtjährigen Wilhelm zur Schule zu ſchicken. Max war ihrem Ermeſſen nach zum Lernen noch zu zart. So wurde Wilhelm ein ABCſchütz, blieb es aber nicht lange; denn als eines Tages der Lehrer ihn zum Buchſtabiren aufrief, verſetzte er trutzig: „Ich mag nimmer buchſtabiren, ich kann ja leſen.“ Der Lehrer machte ein Geſicht, als wolle er dem dreiſten Bürſchlein eine Ohrfeige verabreichen, nahm indeſſen ein Buch und hieß Wilhelm ſeine Kunſt zeigen. Die Probe fiel genügend aus, und der Kleine ward einige Bänke weiter befördert. Helmina aber ſagte triumphirend zu den Freunden: Sehet ihr wohl, wie

thöricht es ist, die Kinder gar zu früh mit Lernen zu plagen? Wenn sie später anfangen, geht es hernach um so rascher, und sie haben indessen zum Vortheil ihrer Gesundheit die Freuden der Kindheit ein paar Jahre länger ungetrübt genossen."

In Folge der Züge auf dem Schachbrett des Krieges wurde ein Springer in Form eines Kosakengeschwaders nach Heidelberg gesetzt. Die Holzin erhielt zwei Stück als Einquartierung, deren Rößlein im engen Hofe unter dem Dachvorsprung des Holzschuppens hausten. Es wird keiner besondern Erwähnung bedürfen, daß sich zwischen den Knaben und den Zotteibarten schnell ein Freundschaftsverhältniß gestaltete, und daß die Kleinen nicht leicht versäumten, mit ihren Gönnern zur Schwemme zu reiten. Wilhelms Ehrgeiz war es, auf einem Pferd allein zu sitzen, was ihm auch außerhalb des Wassers nicht selten gestattet wurde. Wenn er bei solcher Gelegenheit Reißaus nahm, hatten die Kosaken ihren gnädigen Spaß daran und ließen ihm willig einige hundert Schritte Vorsprung, bevor einer nachsetzte. Mit Händen und Füßen festgekrallt und gellammert, gleich einem Affen, saß der Bube sicher genug, um keinen Sturz befürchten zu lassen. Einmal ging ein Pferdlein vor der Stadt mit ihm durch, setzte über den Straßengraben und rannte querfeldein über die Felder, bis es endlich an Sturzäcker gerieth, wo der weiche Boden seinen Eifer abkühlte. Der Kosak war außer sich vor Vergnügen über den Schwank; er gab zu verstehen, daß er den Buben mitzunehmen gedenke. Das unterblieb freilich, war aber darum vielleicht doch nicht ganz im

Spaß gesagt; wenigstens wurde beim Abzug der Kosaken ein anderer Knabe, Bror Helwig, wirklich mitgenommen. Er wurde nicht eher vermißt, als bis schon mehrere Stunden vergangen waren. Die schwer geängstigte Mutter erfuhr endlich, was sich zugetragen; eilfertig fuhr sie nach, war aber noch nicht so weit gekommen, als der vermißte auf einem Bauernwagen ihr entgegen kam. Ein Offizier hatte den gar zu kleinen Kosaken bemerkt und sich beeilt, ihn zurück zu schicken. Der Anblick ihres Kleinods tröstete die kaum so todesbange Mutter dergestalt, daß sie ohne Verzug ein Strafgericht ergehen ließ. Helmina hat ihr das sehr übel genommen.

Auch in Heidelberg erhielt die Dichterin mancherlei Besuche von Durchreisenden, unter denen ein Graf von Löben aus Dresden zu nennen sein wird, weil die Bekanntschaft sich zu einer innigen Freundschaft gestaltete. Löben war Dichter, einer von den kleinen Romantikern; damals trug er eine Uniform und zog gegen Napoleon zu Felde. Nach der Rückkehr von Paris brachte er mehrere Wochen in Heidelberg zu, um dann Justinus Kerner aufzusuchen, den er als Dichter verehrte und später als Arzt sehr hochstellte. Als Löben, ungefähr zehn Jahre später, sich gefährlich krank fühlte, ging er wieder zu seinem Freunde, um wenigstens Trost und Linderung in seinem unheilbaren Uebel zu finden.

Von Heidelberg aus unternahm Helmina ein paar Rheinreisen. Die Verbindung zwischen Mainz, Koblenz und Köln wurde in regelmäßiger Weise durch Reiseschiffe, sogenannte Yachten, unterhalten, deren Dasein (als Vorläufer der Dampfer) von dem damals schon

bedeutenden Zuge von Luſtreiſenden auf jener Strecke Zeugniß gibt. Faſt möchte ich ſagen: die Rheinfahrt war bereits erfunden. Aloys Schreiber hatte auch ſchon ſein Reiſebuch, die Quelle aller ſpäteren Handbücher für Rheinfahrer, bei Engelmann in Heidelberg herausgegeben. Vom Erfolg dieſes Werks ermuntert, verlangte Engelmann von Helmina, ſie ſolle eine Beſchreibung von Heidelberg verfaſſen, was ſie auch verhieß; doch hat ſie von dem unter ihrem Namen erſchienenen Buche nicht viel mehr ſelber geſchrieben als das Titelblatt. — Auf den genannten Yachten iſt Helmina mehrmals hin und her gefahren, und die Ausflüge dauerten gewöhnlich länger und erſtreckten ſich weiter, als urſprünglich im Plane gelegen. Einmal verweilte ſie ziemlich lange mit den Kindern in Köln und Aachen. In Köln gab es viele Kunſtſchätze zu ſehen, die mit behaglicher Ruhe genoſſen wurden, vor allem die Wallraff'ſche Sammlung und die Gemälde im Beſitz eines alten Freiherrn von Meeringen. (Für die Richtigkeit des Namens ſtehe ich hier nicht ein; er kann auch ein wenig anders gelautet haben.) Die Dichterin brachte ganze Tage in dieſen Sammlungen zu. Wallraff, ein verſchrumpftes Männlein, ließ ſie gewähren, ohne ſich viel um ſie und um die Kinder zu bekümmern. Ich ſehe ihn noch vor mir in ſeinen Halbhoſen und Schnallenſchuhen, eben ſo wie den langen klapperdürren Freiherrn in ſeinem ſchäbigen Anzug. Wallraff war einer von den Menſchen, welche die Welt als Narren zu bezeichnen liebt, weil ſie ausſchließlich einem Gedanken lebend, für das gewöhnliche Thun und Treiben der Geſellſchaft keinen Sinn haben. Er lebte und webte im alten Ruhme

ſeiner altehrwürdigen Vaterſtadt, dem ein Denkmal zu ſtiften ſeine einzige Aufgabe war. Alle Genüſſe des leiblichen Daſeins blieben ihm gleichgültig. Wenn er überhaupt Nahrung zu ſich nahm, ſich kleidete und Feuer anzündete, ſo geſchah es eben nur, weil er ſonſt verhungert und erfroren wäre. Er behandelte ſich wie eine Nachtlampe, der man an Oel und Docht nur das unbedingt Nothwendige zumißt. Ein einziger Zug ſei hier erzählt: er iſt eine Löwenklaue. Zu Anfang eines Winters verlangte Wallraff von einem Freunde dreißig Thaler, die er bedurfte, um ſich einen „Schatz“ nicht entgehen zu laſſen. Der Freund gab das Geld nicht her. Kurz darauf ſagte Wallraff zu ihm: „Erlaube, daß ich bei dir arbeite. In meiner einſamen Stube iſt's gar ſo unheimlich.“ Die Bitte ward gewährt. Nach Ablauf des Winters ließ ſich Wallraff vernehmen: „Siehſt du, jetzt habe ich meine dreißig Thaler doch von dir heraus bekommen und brauche ſie nicht einmal zurück zu geben.“ — „Wie ſo?“ — „Das Geld, welches zum Heizen beſtimmt geweſen, habe ich für meine Sammlung verwendet und mich dafür bei deinem Ofen warm gehalten.“

Mit dem Freiherrn hatte es eine verwandte und dennoch ganz andere Bewandtniß; er war reich und hätte nicht nöthig gehabt, ſich etwas abzudarben, da er nur einen Theil ſeiner Einkünfte der Leidenſchaft des Sammelns opferte; aber der Geizteufel ſaß in ihm und mißgönnte ihm den Biſſen Brod, welchen er verſpeiſen mußte, um den Platz inmitten ſeiner Kunſtſchätze und Seltenheiten behaupten zu können.

In Aachen veranſtaltete Helmina ein Declamatorium,

aber es fiel nicht glänzend aus, und sie hat später dergleichen nimmer versucht. Eine erfreulichere Erinnerung aus der alten Quellenstadt blieb die Bekanntschaft mit dem ritterlichen Sänger Max von Schenkendorf, welcher im Bade Heilung für seine gelähmte Hand suchte.

Schon von Paris aus stand Helmina in lebhaftem Briefwechsel mit ihrem Vater, von dem sie erfahren, daß er nach Hamburg gezogen, wo er von einem kleinen Ruhegehalt lebte. Sie drang in ihn, nach Heidelberg zu kommen, wenigstens zum Besuche. Dazu verstand er sich endlich; er sagte zu, im Herbst (1814) sich einzufinden und den Winter über zu bleiben. Sie fühlte sich hocherfreut in der Hoffnung, ihren Vater kennen zu lernen, den sie und der sie nie mit Augen gesehen; doch hinderte sie das nicht, kurz vor der Zeit, wo seine Ankunft zu erwarten stand, nicht nur einen „Ausflug" nach den Niederlanden zu machen, sondern auch die Babette mitzunehmen. Den Anlaß dazu hatte die Nachricht gegeben, daß Hempel in Verviers verweile und voraussichtlich ziemlich lange dort bleiben werde. Ein solcher Abstecher, der heutzutage kaum ein paar Tage kosten würde, war damals eine weite Reise, weßhalb Helmina den Hausherrn, einen Schreiner Eckhard, vorsorglich beauftragte, den Herrn v. Klencke bestens zu bewirthen, wenn er etwa vor ihrer Heimkehr anlangen sollte.

Die Familie bestieg einen Kauffahrer, der mit Haber gefüllt nach Mainz segelte. Die Frucht lag nicht eingesackt, sondern frei im Schiffe unter einem niedern Bretterdache; für die Reisenden gab's Platz unter dem

Zelt von Segeltuch, wenn sie nicht Lust hatten, sich wie Max und Wilhelm im Haber zu walzen. Die Fahrt nach Mainz dauerte zwei Tage. Dort wurde die Jacht bestiegen, auf deren Verdeck die Dichterin und ihre Zofe sich ziemlich häufig und immer sehr heftig zankten. Babette besaß neben ihren unbedingt guten und den für ihre Stellung bedingungsweise schätzenswerthen Eigenschaften auch einige unbequeme; vor allem war sie eigensinnig und widerbellerisch. Wenn sie eine rechte Dummheit begangen hatte und zu Rede gestellt war, so rief sie Gott und die lieben Heiligen zu Zeugen an, daß sie in ihrem Rechte sei. Wenn sie zufällig aber einmal den Mund halten wollte, so trieb die ungeberdige Gebieterin sie zum Reden; denn wenn Helmina auch keine Antwort vertragen konnte, so brachte das Schweigen sie in Wuth. „Sei nicht stumm wie ein Stock!“ hieß es da. Indessen bedurfte Babette nur selten eines solchen Sporns, um ihr Mundwerk loszulassen. Beide keiften sich außer Athem, und dann regnete es Ohrfeigen, natürlich nur von einer Seite. Wenn Babette Schläge bekommen hatte, fühlte sie sich in die schönen Tage ihres ehelichen Lebens zurück versetzt; dann verkroch sie sich in einen Winkel, weinte Zähren stiller Wehmuth und kam hernach mit sonnenheller Miene wieder zum Vorschein, um eine geraume Weile gut zu thun.

Das Fabrikstädtchen Verviers liegt zwischen waldlosen Hügeln, welche den Knaben schier wie Berge vorkamen. Der Stadttheil, wo Helmina im Hause eines Gewürzkrämers Unterstand fand, war eine lange, sehr

breite Straße, in der Mitte mit einem Baumgang, den Steinpfosten und Ketten vom Fahrweg zu beiden Seiten absperrten. Am Ende dieser Alameda stand, von allen Seiten frei, eine Kirche. Der Oheim wohnte in der Nähe bei einem reichen Fabrikbesitzer, dessen stattliches Haus in seiner bescheidenen Umgebung sich wie ein Palast ausnahm. Die übrigen Häuser waren nach niederdeutscher Art gebaut, zwei oder drei Fenster breit, eng und winklig im Innern. In den Küchen stand immer eine schmale Butte, wohin mehr oder weniger unmittelbar abgeliefert wurde, was aus der Küche gekommen und seine nährende Bestimmung erfüllt hatte. War die Butte gehörig voll, so wurde sie an die Industrie abgeliefert.

In der Nachbarschaft befand sich eine Schule, wohin auf des Oheims Andringen mit Wilhelm auch Max geschickt wurde. War die Schule vielleicht nichts Besonderes, so war jedenfalls doch der Schulmeister eine Merkwürdigkeit. Der hatte sicher und gewiß mehr als *eine* Sehne an seinem Bogen, indem er mit dem Geschäft der Jugendbildung einen Kaufladen und eine Schenkwirthschaft verband. Der Kaufladen stellte eine Welt im Kleinen vor. Ueber dem Zahltisch schwebten an der hohen Leiste pralle Schinken und lange Schlackwürste. Umfangreiche Körbe boten schwarzes und weißes Brod feil. In den Fächern des Wandgestells gab es Schnittwaaren aller Art, vom feinsten Tuch bis zur Sackleinwand. Auch sonst noch war vorhanden, was billigerweise in Verviers erwartet werden durfte. Neben diesem niederländischen „Vetselmaier" öffnete sich

die Zechstube, wo die Kunden in blauen Ueberhemden, den Pfeifenstummel zwischen den Zähnen, das trübdunkle Bier aus Gläsern tranken, deren Form an einen Lampencylinder erinnerte. Auf dem Ofen stand der ewige Kaffeekessel, in den ein Loth Kaffee mit etwas Cichorie und einer Messerspitze voll Salz zu einer Maß Wasser kam. Die dampfende Jauche wurde mit vieler Begierde geschlürft. Was man dazu aß, war eine Brodschnitte mit Mus von Aepfeln oder Birnen, welche dort in der Art eingemacht wurden, wie in Böhmen die Zwetschgen. Dieses Mus kennt man auch in Köln, wo es — je nach seinem Stoff — Aepfel-, Birnen- oder Traubenkraut geheißen wird. Dem alten Schenkwirth Kaufmann Schulmeister halfen Weib und Kinder aus, doch war er überall selbst, um nachzuschauen und wohl auch zu arbeiten, — in der Schenke, wo seine dicke Ehehälfte Kaffee, Krautschnitten und Bier vertheilte, — in der Schlafkammer, wo die Tochter ganz kleine Buben und Mädchen mit den ersten Anfangsgründen der Buchstabenschrift zu befreunden suchte, — in der Wohnstube, wo ein Sohn sich mit etwas größeren Rangen abmühte.

Außerhalb der Schule bot die Alameda einen vortrefflichen Spielplatz, wo die Jugend, wenn sie nichts anderes wußte, sich auf den Ketten zwischen den Pfosten wiegte. Wilhelm und Max lernten zwei neue Spiele kennen, das Reifenschlagen und das Drachensteigen. Namentlich war es der papierne Vogel, der ihre Einbildungskraft mit sich fortriß. Sie träumten von nichts anderem mehr und haben auch später in Heidel-

berg manchen Bogen Papier verpappt, um einen Drachen fertig zu bringen, zu welchem das Gestell ein Anbeter Babettes, seines Zeichens ein Schreiner, liefern mußte. Hier ist zu bemerken, daß Babette noch lange nicht den süßen Täuschungen der Minne entsagt hatte. In Verviers eroberte sie einen königlich preußischen Ulanen, gegen den die Brüder nichts weiter einzuwenden hatten, als daß er nie auf seinem Pferde reiten ließ. Wilhelm hatte unter den Kosaken eine heftige Leidenschaft für Rosse gefaßt.

Eines Tages lief ein Brief von Heidelberg ein. Der Großvater war angekommen. Die Abreise wurde anberaumt, und zwar in Frist von zwei oder drei Tagen. Da wurde Max plötzlich krank — in Folge des Lernens, wie Helmina behauptete. Der Arzt hat vielleicht eine andere Ursache herausgeklügelt. Es dauerte ein paar Wochen, bis man wagen durfte, den Wiedergenesenen den Beschwerlichkeiten der weiten Fahrt auszusetzen, und die Reise konnte nicht einmal mit jenem Grade von etwas beschleunigter Langsamkeit vor sich gehen, welchen man damals für Eile hielt. Mit jedem Posttage schrieb Helmina an ihren Vater, um ihm Nachricht vom Befinden seines Enkels zu geben, und an den Meister Eckard, um ihn zur fleißigsten Fürsorge für den geehrten Gast zu ermahnen. Endlich langte sie eines Abends zu Hause an, glühend von zärtlicher Ungeduld, um sofort ein kaltes Sturzbad in Empfang zu nehmen. Der unstäte Herr von Klencke war an demselben Morgen abgereist, und seine Tochter hat ihn nie zu sehen bekommen. Später hörte man sie oft er-

zählen, die berühmte Kartenhexe in Handschuchsheim habe ihr prophezeit, sie werde ihren Vater nie erblicken. Auch Babette sagte, es sei in ihrer Karte gestanden, wie sie überhaupt alles aus der Karte wußte, was sich zutragen sollte, aber niemals etwas verrieth, bis die Weissagung eingetroffen war. Sie wollte zuvor keine Sorge rege machen. Die Frau wie ihre würdige Zofe hatten beim Erwachen regelmäßig nichts eiligeres zu thun, als die Karte zu legen. Nach dem Frühstück befragte Helmina dann noch das Orakel des Kaffeesatzes. Gelegentlich ließ sie wohl auch eine Kartenhexe kommen oder wanderte nach Handschuchsheim zur alten Lorele, die auf zehn Stunden im Umkreise für eine echte und rechte Seherin galt. Dergleichen Sibyllen gibt's auch noch heutzutage; es klingt lächerlich, ist aber wahr. Womit übrigens nicht geleugnet werden soll, daß hie und da eine magnetisch reizbare Kartenschlägerin die Gedanken der Person, welcher sie weissagen will, aus den bunten Blättern, die unter dem stillen Einflusse von Empfindungen und Wünschen gemischt wurden, mehr oder weniger klar herausliest. Die Deutung wird dann das Innere des Fragenden wiederspiegeln; wenn aber je einmal etwas Zukünftiges richtig vorhergesagt wurde, so geschah es nur darum, weil Wunsch oder Besorgniß mit der Erfüllung zusammentrafen. Und es ist keine Muthmaßung, was ich da sage, sondern eine bewährte Erfahrung, für die ich zuverläßige Bürgschaften besitze, u. a. meine eigene. Denn nachdem ich von solcher Wahrnehmung mehrfach vernommen, habe ich in späteren Jahren nach und nach

ein Dutzend der berühmteſten Hexen aufgeſucht und ſie allemal beſtätigt gefunden. Einige Freunde, welche ich auf dieſe Erſcheinung aufmerkſam gemacht, haben hernach ebenfalls die Beobachtung als richtig anerkannt. Mittelbar beſtätigt ſie auch Arthur Schopenhauer in ſeinen bekannten Aeußerungen über das Hellſehen ꝛc. Es dürfte heilſam ſein, derlei Erfahrungen nach Kräften bekannt zu geben, um den Aberglauben auch durch die ganz entſchieden materialiſtiſche Wiſſenſchaft darauf hinzuweiſen, daß kein geſchaffener Geiſt die Zukunft ergründet. Was übrigens die Kartenſchlägerin von geſchehenen Dingen und von Gedanken vermittelſt der magnetiſchen Einwirkung beim Miſchen innewird, iſt keine klare Anſchauung, ſondern nur eine phantaſtiſch aufgeputzte Spiegelung, an die Traumbilder erinnernd, durch welche z. B. ein körperliches Weh dem bewußten Gefühle des Schlafenden allerdings zugeführt wird, aber nur in einer ganz fremdartigen Form. Das Seitenſtechen macht den Traum zum Stich in die Seite und dichtet mit dem Dolche auch gleich den Banditen hinzu.

Wenn Helmina das gaſtliche Haus der Holzin verlaſſen, ſo hatte zu den angeführten Gründen der Mangel an landſchaftlicher Ausſicht gehört. Die Fenſter bei Eckard gingen auf den Neckar hinaus und auf das jenſeitige Ufer, deſſen maleriſche Schönheit nicht verkannt wurde; indeſſen hätte Helmina doch noch lieber das alte Schloß und die Stadt vor Augen gehabt, und ſo kam es, daß ſie endlich ein kleines Haus am rechten Ufer oberhalb der Brücke bezog. Im Erdgeſchoß wohnten die Hausleute, ein Ehepaar mit vielen Kindern;

die schmale Stiege führte außerhalb zum Stockwerk empor, und das Ganze trug einen so reizenden Stempel der Verwilderung, daß die Dichterin gewiß nicht schon im nächsten Frühjahr (1815) das Nest verlassen hätte, wenn sie nicht mit den Hausleuten in Verdruß gerathen wäre. An demselben Ufer hat sie in späteren Jahren während ihres letzten Heidelberger Aufenthaltes wiederum gewohnt; aber da hatte sie ein Häuschen für sich allein, und mit dem Hausherrn konnte sie keinen Verdruß bekommen, weil er zu Ancona gefangen saß. Sein Name lautete Beltrami.

Obschon Max in Verviers vom Lernen krank geworden, so wurde er nichtsdestoweniger mit Wilhelm zur Schule geschickt, weil er allein zu Hause nicht gut that. Als eine der lebhaftesten Erinnerungen aus jener Zeit blieb den Brüdern das Andenken an die kalten Flußübergänge im Winter. Als sie — genau dreißig Jahre später — an einem Tage des Winters von 1844—45 die Neckarbrücke mit einander überschritten, blieben sie plötzlich stehen und lachten hellauf, dem schneidigen Winde zum Trotz und zum Erstaunen eines Begleiters, der mit Wilhelm die Reise nach Heidelberg gemacht hatte. „Was gibts da zu lachen bei der grimmigen Kälte?“ fragte der Freund, noch mehr entrüstet als verwundert. Die Erklärung blieb nicht lange aus. In nicht minder grimmiger Kälte waren vor dreißig Jahren zwei Buben von acht und sechs Jahren am Brückengeländer hingekrochen, tief geduckt, um den Wind weniger zu spüren. Sie waren höchst einfach gekleidet, ohne Kopfbedeckung, ohne Halstuch, die Füße strumpf-

los in den Schuhen, nur Wamms und Hoslein über dem Hemd. Das Hemd war nach weiblichem Schnitt gemacht, schon weil Babette keinen andern kannte, und seine Länge wurde doppelt unbequem, weil dieselbe Babette auch die Hosen geschneidert, welche regelmäßig im Schnitt platzten. Blau gefroren und zähneklappernd erreichten die Büblein das Werneck'sche Haus; aber da ging auch ein Stern des Trostes auf in Form von gebratenen Aepfeln, welche Babette in der Ofenröhre bereit hielt. Vergessen war sofort alles Herzeleid.

Im Verlauf des Winters gerieth Wilhelm in jene stille Lesewuth, deren Ausbruch wol nur durch die Zerstreuung der Reisen im Sommer aufgehalten worden. Er las, was ihm in die Hände fiel, und das war meistentheils Romantik, die er pflichtgemäß bewunderte, ohne sie zu verstehen. Sein Lieblingsbuch, zu dem er immer wieder zurückkehrte, war „der kleine Robinson;" diesem zunächst kam eine Blumenlese von Gellert, Lichtwehr, Hagedorn u. a. Wenn der Kleine nichts Neues zu lesen hatte, nahm er diese Bücher vor, zu denen sich noch im Verlauf desselben Jahrs, aber auf weit entferntem Schauplatz, in wunderlicher Zusammenstellung Shakespeare und das Neue Testament gesellten. Letzteres wurde dem Knaben in einer zierlichen und handlichen Taschenausgabe in Aachen zugesteckt, von wem, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls hat Wilhelm aus diesem Büchlein die ersten religiösen Vorstellungen geschöpft, wenn man nicht dafür gelten lassen will, daß Babette den Brüdern zuweilen vorsagte, sie seien katholisch. Helmina war nämlich protestantisch, aber wie schon berich

tet worden, durch ihren Ehevertrag verpflichtet, die Kinder katholisch erziehen zu lassen; und da sie nicht wagte, den Vertrag gradezu zu brechen, fand sie sich mit ihrem Gewissen dahin ab, jeden Religionsunterricht abseits liegen zu lassen. Vermuthlich würde es bei diesem Ausweg sein Bewenden gehabt haben, wenn nicht eines Tags, als Wilhelm bereits dreizehn Jahre zählte, das ernstliche Einschreiten des hochwürdigsten Bischofs in Dresden diesem Zustande verneinender Thatlosigkeit ein Ende gemacht hätte. Die Vermuthung liegt ziemlich nahe, daß Babette an rechter Stelle die bezüglichen Enthüllungen gemacht haben dürfte.

Im Frühling 1815 schmetterte auf's neue die kaum verstummte Kriegsdrommete. Napoleon war von Elba zurückgekehrt, hatte in ungestümem Anlauf den König von Frankreich verjagt und sich wieder auf den Thron geschwungen. Vom Standpunkt seines persönlichen Vortheils aus wird man vielleicht sagen dürfen, daß er sich noch sechs Monate länger hätte gedulden sollen, erstens weil der Congreß in Wien auf dem Sprunge stand, sich in einen polnischen Reichstag zu verkehren, und zweitens, weil er dann einen ganzen Winter zu Rüstungen und Unterhandlungen gewonnen hätte. Jetzt verständigten sich augenblicklich diejenigen, welche in wenigen Tagen Todfeinde geworden wären, und ganz Europa in Waffen erhob sich gegen den Kronenräuber. Die Jahreszeit begünstigte den Zug der Heeresmassen, und schon im Rosenmond ward die Entscheidungsschlacht bei Waterloo geschlagen.

Helmina, von der allgemeinen Begeisterung er-

griffen, ließ es nicht dabei bewenden, einige Lieder im Zeittone zu singen. Sie kündigte eine Sammlung ihrer Gedichte zum Besten der Verwundeten an, schrieb an alle gekrönten Häupter, die sie kannte und nicht kannte, an alle möglichen hohen Frauen, an Fürsten, Grafen und Herren, deren Namen sie erfahren konnte, und reichliche Beiträge liefen ein. Die Damen von Heidelberg hatten sich indessen Kleider mit altdeutschen Puffärmeln machen lassen, alle Welt zupfte Leinwand oder nähte Verbandstreifen, und Helmina ließ Johannisbeeren und Himbeeren in großen Massen einkochen. Während dieser Beschäftigung stiegen ihr Bedenklichkeiten auf, angeregt durch allerlei Sagen, welche über die Verwaltung der Militärspitäler in Umlauf gekommen — ob mit Recht oder Unrecht, bleibt dahingestellt. Helmina glaubte fürchten zu müssen, daß treulose Verwalter die eingesottenen Früchte selber essen, die gezupfte Leinwand an Papiermüller verschachern, das bare Geld in die Tasche stecken könnten, und faßte den großen Entschluß, ihre Gaben selber zu vertheilen. Sie schrieb deßhalb an den König von Preußen, der ihr die erbetene Erlaubniß sofort in einem sogenannten Cabinetsschreiben zukommen ließ. Anfangs hatte sie im Sinne gehabt, allein zu reisen; aber sie brachte es nicht über das Herz, sich so weit von den Kindern zu entfernen, und zudem meinte sie, ihre Babette in den Spitälern nicht entbehren zu können, woraus ganz natürlich folgte, daß die Buben mitkommen mußten, denn ohne Mutter und ohne Babette durfte man sie doch nicht lassen. — So trat sie die Reise an, die, ursprüng-

auf einige Wochen berechnet, sie in die weite Welt führen sollte, dergestalt weit und für so lange Zeit, daß ihr letzter Aufenthalt in Heidelberg wol ein Wiedersehen, aber keine Heimkehr genannt werden mag. Dieser lange Rückweg führte über Berlin, Dresden, Wien, München, Paris, Elsaß, wieder nach München und endlich über Baden-Baden, und dauerte über ein Vierteljahrhundert.

1. In die Niederlande und nach Berlin.

Eine Krankenwärterin von Gewerbe, Frau Schröder genannt, und ein verkommener Schreiber Bachmann hatten der Dichterin begreiflich zu machen gewußt, daß ihre Dienste nicht nur ersprießlich, sondern unbedingt nothwendig sein würden. Beide wurden mitgenommen, Bachmann jedoch bereits in Köln fortgejagt und die Schröder etwas später in Gnaden entlassen. In Köln und Aachen gab es Aufenthalt, dann folgten kleinere Kreuz- und Querzüge durch die Niederlande, wobei man jedoch immer wieder nach Namur zurück kam, wo auch stets der längste Aufenthalt stattfand, so daß diese Stadt gleichsam das Hauptquartier Helminas bildete. Das größte der Spitäler, der feldärztliche Generalstab und viele verwundete Offiziere in Bürgershäusern befanden sich zu Namur, welchen Namen Babette und andere gemeine Leute unerbittlich „Lamör" aussprachen. Max und Wilhelm waren nur durch die nachdrücklichsten Zwangsmaßregeln dahin zu bringen, diese Lesart aufzugeben, während die Dienerin selbst durch die beleh-

rendsten Ohrfeigen zu keinem andern Zugeständniß zu bewegen war, als vor der Gebieterin reizbarem Ohr den Namen gar nicht auszusprechen.

Der Brief des Königs, womit bewaffnet Helmina auftrat, wirkte als Talisman. Sie erhielt nicht nur Zutritt in die Spitäler, sondern auch Anweisungen auf Unterstand und Verköstigung wie ein Offizier. Babette bezog für sich den Unterhalt eines Offiziersburschen und holte regelmäßig ihr Commisbrod aus der Militärniederlage, zum großen Jubel der Knaben, die nichts lieber aßen. Wenn ich nicht irre, hatte General Gneisenau die darauf bezüglichen Befehle ertheilt; gewiß ist, daß die Dichterin bei ihm hoch in Gunst stand. Er hatte sie in Aachen zur Tafel gezogen sammt den Knaben, und die drei in Begleitung eines Adjutanten vierspännig spazieren fahren lassen.

Meine Erinnerungen aus jenen Tagen sind nur Bruchstücke, von denen jedes einzelne sich scharf ausgeprägt und in der lebhaftesten Färbung darstellt, während im ganzen jeder Ruck sie durcheinander wirft, so daß dieser Lebensabschnitt statt der Perlenschnur ein Kaleidoskop spielt. Dazu kommt noch eine seltsame Eigenheit. Die verschiedenen Stadttheile und die Umgebungen von Namur stehen mir klar vor Augen, obschon nicht in ihrem Zusammenhange, aber an die Bergveste kann ich mich nicht erinnern. Ich weiß, daß Namur von einer Burg beherrscht wird, auch ist mir aus Abbildungen das Aussehen derselben hinlänglich bekannt; wenn mich aber die Erinnerung an den Ort zurück versetzt, so bleibt mir's rein unmöglich, die hohe Festung

zu finden, die ich doch nothwendigerweise mit leiblichen Augen gesehen haben muß.

Die erste Wohnung, in welche Helmina mit ihrem Gefolge auf Regimentsunkosten gelegt wurde, stand hinter einer Gartenmauer an der Straße auf dem hohen Gestade der Maas. Die Häuser der Nachbarschaft waren in gleicher Weise von Mauern verdeckt, so daß die Gegend sich öde genug ausnahm. Die Wohnung in der Tiefe des abgeschlossenen Gartens, schon an sich düster genug, gewann durch die Insassen — einen Hagestolz mit zwei unvermälten Schwestern von sehr reifen Jahren — vollends ein klösterliches Gepräge. Wie die Kost am Tische dieser drei stillen und verdrießlichen Leute eigentlich beschaffen gewesen, ist glücklich vergessen worden bis auf den bezeichnenden Umstand, daß täglich zum Nachtisch neben Butter und Käse ein ungeheurer schwarzer Rettig aufgesetzt ward, der vom Messer unberührt blieb. Der Jahreszeit nach mußte dieses wunderliche Schaustück eine Gabe der unterirdischen Ceres von 1814 sein; Helmina behauptete, es stamme aus den Tagen Ludwigs des Heiligen.

Die Dichterin sollte in der einsamen Gegend einen bösen Schrecken erleben, in dessen Folge sie gleich darauf die Wohnung wechselte. Als sie eines Abends in der Dämmerung allein nach Hause ging, wurde sie von zwei preußischen Soldaten angesprochen. Die beiden waren, wie es schien, betrunken, und da ihre Anrede nicht die gewünschte Aufnahme fand, wurden sie unangenehm. Der eine sagte endlich, er wolle „die Gans“ in's Wasser werfen, wohin sie gehöre, und traf richtig

Anſtalten, Helmina in die Maas hinabzuſtoßen. Der andere, etwas nüchterner, legte ſich in's Mittel. Dieſen Augenblick erſah die geängſtigte Frau, ſich zu retten. Sie erreichte ihre nahe Gartenthüre und riß die Klingel mit großem Ungeſtüm. Die Angreifer fanden für gerathen, das Haſenpanier zu ergreifen. Am nächſten Tage wurde die Anzeige gemacht, und die Unterſuchung hatte den Erfolg, welcher vorauszuſehen geweſen, — nämlich gar keinen.

Die Dichterin hatte nach Verlauf einer gewiſſen Zeit ihre eingeſottenen Früchte an den Mann gebracht, das Verbandzeug ſeiner Beſtimmung überantwortet und das Geld verausgabt. Jetzt hätte ſie nichts zu thun gehabt, als die Heimreiſe anzutreten. Aber ſo ſchnell vermochte ſie ſich nicht loszureißen. Zudem erwartete ſie noch weitere Zuflüſſe, die — ſo geringfügig ſie auch ausfielen — ihr immerhin der Mühe werth ſchienen, ſie eigenhändig zu verwenden. Täglich beſuchte ſie das Spital in Namur, redete in allen Angelegenheiten mit und machte ſich die geſammte Verwaltung zu Feinden.

Aerzte, Wundärzte, Krankenwärter und Verpflegsbeamte gingen natürlicherweiſe von ganz andern Grundſätzen aus, als Helmina. Die gemüthreiche Frau mit ihrer lebhaften Einbildungskraft hegte offenbar die Vorſtellung, daß die Verwundeten im Spital genau ſo verpflegt werden müßten, wie Kinder unter der Obhut ihrer Mutter, wie Väter und Gatten im Schoß der eigenen Familie; die Beamten dagegen betrachteten die Angelegenheit rein geſchäftsmäßig. Die Herren waren Aerzte, Verrechner und dergleichen geworden, um ihre

Laufbahn zu machen, und die Arbeit, welche ſie dabei zu beſorgen hatten, nahmen ſie nur als ein nothwendiges Uebel in den Kauf. Selbſt den Wolwollenderen darunter erſchien es wenigſtens abgeſchmackt, daß man ihnen zumuthen wollte, ſich wie barmherzige Brüder zu opfern. Nebſtdem nahmen ſie es übel, daß eine hergelaufene Frau ſich in die Angelegenheiten der Behörden miſchte. „Behörde“ war damals der königlich preußiſche Ausdruck für Bureaukratie, oder, um mit Ch. Dickens zu reden, für Circumlocution office, wo die Barnacles und Stiltſtalkings dafür ſorgen, daß nichts geſchehe. Schon die Verſchiedenheit der urſprünglichen Auffaſſung mußte zu Mißverſtändniſſen zwiſchen den Behörden und Helmina führen. Dazu kam, daß hie und da einer, nach dem Kunſtausdruck der politiſchen Fleiſchbank von Liestal, „nicht ſauber um's Nierenſtück“ war, weshalb er mit doppeltem Unwillen vermerkte, wie die Dichterin ſehr angelegentlich mit Kranken und Geneſenden verkehrte, um ſich dann zum Herold ihrer Beſchwerden zu machen. Das Verhältniß ward immer geſpannter, bis zuletzt der unbequemen Frau rund heraus erklärt ward, ihre Sendung ſei vollzogen und ſomit die Vollmacht des königlichen Briefes erloſchen.

Die Stellung im Niederland war unhaltbar geworden. Helmina beſchloß nach Aachen abzureiſen. Sie wohnte damals zu Namur in einem großen Gaſthofe. Der Wagen fuhr vor; aber vor dem Thore wuchs der Dichterin urplötzlich ein anderer Kopf, ſie ließ vor einem kleinen Wirthshauſe halten, ſtieg ab und ſchickte das Gefährte zurück.

Ein paar Tage lang erhielt ſie zahlreiche Beſuche, meiſtens von geneſenen Verwundeten, zum Theil auch von einigen Mitgliedern der wundärztlichen Zunft in Uniform. Was ſie mit dieſen Leuten redete, konnten die Knaben nicht wiſſen; ſie trieben ſich in der Vorſtadt eben ſo, wie ſie es in der Stadt gemacht, auf der Gaſſe herum, wo es ihnen nicht an Spielkameraden fehlte. In der Nacht vor der anberaumten Abreiſe erwachte Wilhelm durch ein helles Flackern, das durch die Ritze zwiſchen den Bettvorhängen glänzte. Er ſchaute hinaus. Die Mutter verbrannte ein Papier, worauf ſie ſich wieder an den Tiſch ſetzte, einen Briefbogen vor ſich nahm und mit großem Eifer ſchrieb. Der Kleine ſchlief wieder ein, erwachte jedoch wider ſeine Gewohnheit noch mehrmals in der Nacht, und jedesmal ſah er die Mutter ſchreiben, oder das Geſchriebene verbrennen.

Der letzte von den vorräthigen Briefbogen wurde nicht verbrannt, vielleicht nur darum, weil er der letzte war und die Kerze zu Ende ging. Am Morgen ward das Schreiben eingeſiegelt, an Gneiſenau überſchrieben und zur Poſt geſendet. Es war derſelbe Brief, welcher dem Lebensgang der Dichterin bald darauf eine ganz unvermuthete Wendung geben ſollte. Sie hatte darin dem General in vertraulicher Weiſe Eröffnungen über die Gebarung in den Spitälern gemacht. Gneiſenau ſandte den Brief in der Urſchrift an ſeinen Untergebenen, den General Zaſtrow, mit dem Erſuchen, den Mißſtänden nach Thunlichkeit abzuhelfen. Aber Zaſtrow war ein bureaukratiſcher Zopf, der in der Mittheilung eine Ehrenkränkung der Behörden zu erkennen glaubte, und ſtatt dem Wunſche

ſeines eben ſo wolwollenden als tapfern Feldherrn Rechnung zu tragen, ſich an den Staatsanwalt wandte.

Während dieſes Gewitter ſich über dem Haupte der Dichterin zuſammenzog, ging ſie nach Aachen und dann nach Köln, von wo ſie im Frühjahre nach Heidelberg zurückkehren wollte. Indeſſen ſchrieb ſie den kleinen Roman „Emma“, der als Anhang zu der Gedichtſammlung zum Beſten der Verwundeten erſcheinen ſollte und wirklich mit dieſer erſchienen iſt, ſo daß die Unterzeichner in der That das Werk erhielten, da ſie meiſtens zum voraus bezahlt hatten. Ich erwähne dieſes Umſtandes darum ausdrücklich, weil vorausbezahlte Bücher zuweilen nicht nur ungedruckt, ſondern ſogar ungeſchrieben bleiben, und weil Helmina die Auflage (bei Engelmann in Heidelberg) aus eigenen Mitteln beſtritt, da ſie vergeſſen hatte, von den eingehenden Geldern den Betrag der Koſten zu decken. Der Roman Emma aber erfreute ſich eines höchſt bedeutenden Erfolges und verhalf der Dichterin zu ihrer Stellung unter den bevorzugten Schriftſtellern des Tages, welche Stellung ſie ungefähr ein Jahrzehent hindurch behauptete, bis ihr, wie ich bereits erwähnt, der Boden unter den Füßen wich. Beiläufig ſei hier bemerkt, daß ihre Erzählungen, welche einige Zeit hindurch ſo beliebt waren und von den Verlegern ſo gut bezahlt wurden, nicht diejenigen Erzeugniſſe ihrer Muſe ſind, denen Helmina ihre bleibende Stelle, zwar nicht auf der oberſten Höhe, aber doch immerhin hoch genug im Dichterwalde verdankt.

Der oben genannte Roman iſt im Rheiniſchen Lande nicht ganz fertig geſchrieben worden; zwiſchen dem An-

fang und dem Ende haben ſich ſeltſame Störungen ergeben, wenn man Störungen nennen darf, was durch die Erregung des Gemüthes und der Einbildungskraft dem Werke wenigſtens mittelbar Vorſchub geleiſtet hat. Wie jeder Dichter hatte auch Helmina ihre eigenthümliche Weiſe zu arbeiten, und daß dieſe Art eine ganz abſonderliche geweſen, verſteht ſich bei einem ſolchen Charakter wol von ſelbſt. Von einer geordneten Thätigkeit war natürlich nie die Rede bei ihr, noch weniger band ſie ſich an die Zeit. Manchmal ſtand ſie mitten in der Nacht auf, um heftig zu ſchreiben, manchmal traf ſie große Vorbereitungen zur Arbeit: ließ ſich ein Dutzend Federn ſchneiden, legte ſich Papier zurecht, und arbeitete dann erſt nichts, indem ſie entweder fortlief, oder mehrere Briefe hintereinander anfing, ohne einen zu vollenden. Es kam auch wol vor, daß ſie Geſichter kritzelte. Wenn ſie aber einmal in den Schuß kam, ſo gab's ein tüchtiges Stück, und ſie ſchrieb in einer Stunde mehr, als ein geübter Abſchreiber in drei bis vier Stunden abzuſchreiben im Stande war. Am beſten ging ihr die Arbeit von der Hand, wenn ſie kein gleiches Papier, keine gute Feder zur Verfügung hatte, und die allergräulichſte Unordnung ſie umgab. Für dieſes letztere Hülfsmittel war übrigens immer geſorgt. Sie hatte auch nicht viel dagegen, wenn in ihrer Nähe verſtändlich geſprochen wurde; Flüſtern und Ziſcheln aber konnte ſie nicht ertragen, weil dieß ihre ſtets rege Neugierde reizte.

Es war bereits tief im Spätherbſt, als Helmina nach Köln ging. Dort erhielt ſie zu ihrer nicht geringen Ueberraſchung eine Vorladung vor den Unter-

ſuchungsrichter, welcher ihr den Brief an den Grafen Gneiſenau vorlegte und ſie fragte, ob ſie denſelben geſchrieben? Sie erkannte ihre Handſchrift ohne weiters an, bemerkte dazu, daß der Brief eine vertrauliche Mittheilung an einen Freund geweſen, und wurde mit dem guten Rath entlaſſen, ſich einen tüchtigen Anwalt zu beſtellen, denn die Sache werde ſehr ernſthaft werden. Helmina ſchlug ausnahmsweiſe den guten Rath nicht in den Wind. Der Anwalt, den ſie zu Rathe zog, eröffnete ihr, daß ſie nichts Klügeres thun könne, als abzureiſen, bevor die gerichtliche Ladung an ſie ergangen ſei. Im Rheinlande, ſagte er, habe ſie keine Ausſicht, vor Gericht in dieſer Angelegenheit zu gewinnen, während vor dem Richter ihres Wohnorts, wo das deutſche Recht gelte, der Kläger wahrſcheinlich verlieren werde. Die Gründe, welche der wohlerfahrene Rechtsfreund anführte, konnten Helmina nicht überzeugen, daß die Förmlichkeiten des Napoleoniſchen Geſetzbuches ſie in eine Lage verſetzten, wo die Wahrheit ihrer gemachten Angaben ſie nicht mehr zu ſchützen vermochte.

Nach Verlauf einiger Zeit brachte der Gerichtsbote die Ladung, an dem und dem Tage vor den Schranken des Zuchtpolizeigerichts zu erſcheinen, „um ſich wegen Amtsehrbeleidigung königlicher Behörden in Bezug auf ihre Amtsverrichtungen zu den im Paragraph ſo und ſo des Code Napoleon vorgeſehenen Strafen verurtheilen zu hören.“ Der Gerichtstag war in einer Friſt von ſechs bis acht Wochen anberaumt. Helmina, ihrem guten Rechte vertrauend, blieb entſchloſſen, ſich zu ſtellen, obſchon außer ihrem Anwalt auch andere Freunde

ihr dringend anriethen, die Zuständigkeit des Gerichtes abzulehnen. Vor Allem schien mißlich für sie, daß die Zeugen, auf welche sie sich berufen wollte, persönlich vorzuladen ein Ding der Unmöglichkeit war. Sie hatte zu ihrer Vertheidigung nichts vorzulegen, als ein paar vereinzelte Aussagen, die auf ihre Veranlassung einzelne Pfleglinge der Spitäler auf ihrer Durchreise nach der Heimat vor einem Notar urkundlich abgegeben. Damit glaubte die Dichterin sich durchzufechten: sie wollte sich nicht überreden lassen, daß allem Vermuthen nach der Vertheidigung nicht einmal die Vorlage dieser Schriftstücke gestattet werden würde, ganz abgesehen von der wahrscheinlichen Erfolglosigkeit eines solchen Beweismittels.

Kurz vor dem anberaumten Gerichtstag kam vor den Schranken der Zuchtpolizei ein Fall zur Verhandlung, der mit Helmina's Angelegenheit eine gewisse Aehnlichkeit besaß. Ein Mann aus der Rheinprovinz, dessen Namen mir entfallen und den ich darum Fischer nennen will, hatte der Amtsehre einer Behörde auf die Hühneraugen getreten. Helmina wurde von ihrem Rechtsfreund veranlaßt, der Verhandlung beizuwohnen. Sie ließ sich um so williger dazu herbei, als sie dadurch Gelegenheit fand, wie sie sagte, sich an's Feuer zu gewöhnen. Herr Fischer hatte eine ganze Reihe von Entlastungszeugen und führte seine Vertheidigung selbst. Seine Rede brachte einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer hervor. Sie hatte, wie man zu sagen pflegt, Hand und Fuß; Form und Inhalt bildeten zusammen ein Prachtstück überzeugender Beredtsamkeit. Nach den vernommenen Zeugenaussagen und nach dieser glänzenden Vertei-

digungsrede schien den Galerien nichts gewisser als eine Freisprechung. Helmina's Zuversicht stieg zum höchsten Punkt; sie hielt ihre Sache für eben so gewonnen, wie die des Herrn Fischer. Ihre Zuversicht sollte gleich darauf tief unter den Gefrierpunkt fallen. Der Angeklagte ward zu Gefängnißstrafe und Geldbuße verurtheilt. Die Dichterin konnte daraus schließen, wie es ihr ergehen werde. Ihre Vertheidigungsmittel waren im Vergleich zu denen des Herrn Fischer sehr ungenügend: dabei erwuchs ihr aus der Erinnerung an die Zuversicht, welche sie eben noch gehegt, eine Art von abergläubischer Furcht. Sie faßte sofort den Entschluß, sich nicht zu stellen, sondern nach Berlin zu gehen, um denjenigen Richter anzurufen, welchen sie ihren natürlichen nannte.

Von jenem Kölner Abenteuer schreibt sich der Haß her, welchen Helmina gegen die Gerichtsverfassung des Rheinlandes hegte, und welchem sie bei Gelegenheit der Fonk'schen Mordthat den lärmvollen Ausdruck gab, dessen im weitern Verlaufe der Erzählung ausführlich gedacht wird.

Zum Kriegführen gehört Geld, zum Reisen braucht man auch noch einen Paß. Geld zu schaffen war für Helmina bloß schwierig, aber einen regelrechten Paß zu erhalten, gradezu unmöglich. Dennoch wußte sie sich zu helfen, wie wir gleich sehen werden. Der Bankier Boisserée, ein naher Verwandter der Freunde in Heidelberg, folgte der Dichterin für drei Monatsquittungen ihres Jahresgehaltes den entfallenden Betrag von 600 Franken aus.

Die Knaben waren natürlich mit allen diesen Vorgängen unbekannt geblieben. Eines Vormittags, dessen windiges und nasses Februarwetter nicht eben zum Luft-

wandeln durch die kothigen Straßen einzuladen schien, ging die Mutter mit ihnen fort. Vor einem Kaufladen in der Bechergasse hielt Helmina plötzlich still, trat dann hinein und kaufte zwei Paar wollene Knabenstrümpfe, welche die Kinder auf der Stelle anziehen mußten. Dann ging es hinab zum Rhein an die fliegende Brücke, welche damals die Verbindung zwischen Köln und Deutz unterhielt. Die Brüder glaubten, es gelte einen Gang zum Marienbildchen, dem beliebten Belustigungsort in Deutz. Groß war ihre Verwunderung, als die Mutter, statt in den Baumgarten des wohlbekannten Wirthshauses einzulenken, vorüber ging und bei dem schändlichen Wetter die Straße nach Müllheim einschlug.

Zu Müllheim betrat Helmina das gastliche Haus des Pfarrers, wo sie mit den Kindern schon früher mehrere Besuche abgestattet. Wilhelm und Max blieben in der Unterstube unter der Obhut ihrer wolgewogenen Gönnerin, der Schwester des geistlichen Herrn, die ihnen mit ausgiebigen Schwarzbrodschnitten und Aepfeltraut einen anmuthigen Zeitvertreib bot, so daß sie die Eßstunde mit Seelenruhe erwarten konnten. Noch im Verlaufe des Vormittags stellte sich Babette ein. Sie brachte ein Pack Wäsche, Kleider und Papiere. Nach Tische ging den Knaben ein Licht auf: sie waren durch die wollenen Strümpfe aus der Bechergasse zu einer Reise ausgerüstet worden. Ihre Tracht bestand nach der bereits erwähnten Gewohnheit in Hose und Jacke; doch war jetzt das Gewand von Tuch und in Aachen neu gemacht.

Babette wollte nicht mitgehen. Sie hatte ein „Verhältniß", und zwar dießmal nicht von flüchtiger Art.

Ihr Erkorner war freilich nicht ſo ſchön wie jener ſtattliche Uhlan von Verviers, nicht ſo jung wie der backenbärtige Zimmermann von Darmſtadt mit den großen goldenen Ohrringen, dafür aber führte er den Titel eines Inſpectors und behauptete ehrliche Abſichten zu hegen. Babette ſprach die Furcht aus, ihr Inſpector könnte ſich ein Leides anthun, wenn ſie ihm dergeſtalt treulos durchgienge. Helmina machte ſie darauf aufmerkſam, daß ſie ja mit dem ihr abhanden gekommenen Unteroffizier verheirathet ſei und durch ein neues Eheband ſich der Strenge des Geſetzes überantworten würde. Babette blieb ungerührt von dieſer Vorſtellung; zweifelsohne glaubte ſie vom Nachfolger des Todten von Aspern nicht befürchten zu müſſen, daß er jemals ſeine Rechte geltend machen würde, inſofern er wirklich deren beſaß. — Da Babette auf ihrem Sinn beſtand, ſo erhielt ſie den verlangten Abſchied und eine Summe Geldes. Wir werden ſpäter ſehen, daß dieſer vermeintliche Abſchied nur ein Urlaub war; hier genügt einſtweilen zu ſagen, daß der Inſpector nicht dieſelben zarten Rückſichten für Babette hegte, welche ſie für ihn an den Tag gelegt. Er ließ ſie ſitzen, und ſie kehrte nach Heidelberg zurück, wo ſie im Gaſthofe zum Ritter eine Stelle fand.

Helmina beſtieg zu Müllheim mit den Kindern und ihrem loſen Gepäck einen Wagen. Die Straßen befanden ſich bei dem naſſen Wetter in heilloſem Zuſtande; ohnehin hatte der Krieg ſie ſo ziemlich zu Grunde gerichtet. Schon im erſten Nachtquartier wurde die Reiſende nach einem Paſſe gefragt; ſie antwortete mit der Gegenfrage nach dem Platzcommandanten. Dieſer war

ein regierender Herr Lieutenant. Sie wies ihm ihren alten Talisman, den Königsbrief, vor, indem sie nicht weniger verlangte, als daß er ihr eine Offiziersmarschroute ausstelle. Das stand nicht in seiner Macht, aber aus Hochachtung für den Namenszug Seiner Majestät, und vielleicht auch, um die unbequeme Bittstellerin los zu werden, verwies er die Ortspolizei zur Ruhe. Aehnliche Auftritte wiederholten sich in den nächsten Tagen noch mehrfach mit gleichem Anfang und Ende, bis sich in einem Hauptquartier ein Platzmajor fand, welcher die verlangte Marschroute ausstellte, kraft deren Helmina überall, wo sie auf preußischem Gebiete ankam, Wohnung, Kost und Vorspann anzusprechen hatte. Der Vorspann wurde gewöhnlich mit einem offenen Leiterwagen gestellt, welche Beförderung in Wind und Wetter bei den schlechten Wegen für die leicht gekleideten Reisenden an Behaglichkeit einiges zu wünschen übrig ließ, namentlich im sogenannten westfälischen Sumpfe mit seinen grundlosen Straßen und seinen gräulichen Knüppeldämmen.

Wenige Jahre später durchzogen wolgehaltene Landstraßen das sumpfige Land, auf denen die Eilwagen, Herrn von Naglers viel bewunderte Schöpfung, einher rollten. Heutzutage fliegt der Reisende in zwanzig Stunden von Köln nach Berlin. Kein Wunder also, wenn die Erzählung der beschwerlichen Fahrt vom Jahr 1816 wie ein Märchen aus den Tagen des dreißigjährigen Krieges klingt.

Einmal bestieg Helmina den Postwagen. Das schwere Gefährt versank eine Stunde vor der Stadt bis an die Naben; man holte vier Pferde Vorspann und dann noch

vier andere, bevor es möglich ward, die Laſt von der Stelle zu bringen. Auf der nächſten Poſt nahm Helmina Extrapoſt mit einem offenen Korbwagen. — Ein paar Stunden lang ging es (verhältnißmäßig) ziemlich gut; mitten im Walde jedoch, als bereits die Abenddämmerung angebrochen war, blieb der Wagen ſtecken. Die Reiſenden ſtiegen aus, um den Pferden die Laſt zu erleichtern. Das Abladen des Gepäckes konnte füglich unterbleiben; es beſtand, wie ſchon geſagt worden, aus Papieren und geringem Plunder, den nicht einmal eine Schnur zuſammen hielt. Vergeblich mühten ſich die Pferde und der Poſtknecht, ein vierſchrötiger Weſtfale, ab, den Wagen von der Seite zu rücken. Am Ende blieb kein anderes Mittel, als daß der Burſche ausſpannte und von dannen ritt, um aus dem nächſten Dorfe Beiſtand zu holen. Einſtweilen mußten ſich die Reiſenden im nächtlichen Walde ſo gut oder übel gedulden, wie es eben ging. Die Lage wurde dadurch nicht angenehmer, daß das Thauwetter des Tages in einen ſcharfen Nachtfroſt umſchlug. Wilhelm kroch unter die Sitzbank, rollte ſich zuſammen wie ein Stacheligel, ſchlummerte ein und verſchlief richtig die Stunden der bangen Erwartung. Als er, tüchtig gerüttelt und geſchüttelt, die ſchlaftrunkenen Augen öffnete, hielt der Wagen vor einem ländlichen Wirthshauſe, wo ein warmes Zimmer, ein Nachtmal von ſchwarzem Pumpernickel, goldener Butter und rothem Schinken, und hernach ein raſchelndes Strohlager neben dem Kachelofen für die überſtandenen Mühſeligkeiten volle Entſchädigung bot. Max, der ſonſt in der Meiſterſchaft des Schlafens nicht einmal ſeinem Bru-

der, geſchweige denn einem Murmelthier nachſtand, hatte dießmal aus Angſt im Walde keinen Schlaf gefunden, und erzählte beim Eſſen, was vorgegangen war. Der Poſtknecht hatte bei ſeiner Rückkehr mit einigen Landleuten und friſchen Pferden den Wagen dergeſtalt eingefroren gefunden, daß man genöthigt war, die Räder mit Axthieben loszueiſen, bevor man daran denken konnte, das Fahrzeug flott zu machen. Es war Mitternacht geworden, ehe die Reiſenden zur Herberge gelangten. Am andern Morgen ſtellte ſich wieder das verdrießliche naſſe Thauwetter ein, und die Reiſenden fuhren in wörtlichem Verſtande durch Dick und Dünn. Mit dem Moraſt des Heerweges wechſelten zuweilen Gewäſſer, welche den Pferden hie und da bis über die Knie gingen. So ward Detmold erreicht.

Zu Detmold ſtand preußiſches Militär und Helmina erhielt einen Quartierzettel, deſſen ſie auf der Reiſe nie in höherem Grade benöthigt geweſen; ihr letztes Viergroſchenſtück hatte ſie dem Roſſebändiger als Trinkgeld verabreicht. Max war nicht ganz wol und die Dichterin ſelbſt fühlte, daß ſie einige Rafttage dringend bedürfe. Zu allem Glück war die Quartieranweiſung nicht auf ein Wirthshaus geſtellt, und fügte es der Zufall, daß die Quartierträger ihre zugewieſenen Gäſte nicht wie eine unabweisbare Laſt, ſondern wirklich als liebe Gäſte aufnahmen. — Zweifelsohne flößte den behäbigen wackern Bürgersleuten von Detmold der Anblick der reiſenden Frau mit den dürftig gekleideten Kindern tiefes Mitleid ein. Sie thaten, was ſie irgend konnten. Unter anderem verehrten ſie den Knaben Halstücher und der Mutter einen

Kartoffelsack, um ihr Gepäck darin zu verwahren. Auf diesen Sack waren die Buben förmlich stolz; ein Koffer von Juchtenleder hätte sie auch nicht glücklicher gemacht. Max wurde in's Bett gelegt, bekam Holderthee zum Schwitzen und war am nächsten Morgen wieder so frisch wie zuvor. Helmina stellte sich durch westfälischen Schinken und Kornbranntwein vollkommen wieder her, so daß sie in munterer Laune der Fürstin ihre Aufwartung machen konnte.

Die Fürstin von Lippe-Detmold, damals für ihren minderjährigen Sohn Regentin des Landes, war selbst Schriftstellerin. Sie nahm die Dichterin überaus freundlich auf, vernahm mit großer Theilnahme den Grund der Flucht aus Köln und wartete keine Aufforderung ab, um Helmina mit einer Unterstützung zu bedenken. Die Summe betrug fünfzig oder sechzig Thaler. — Auf Andrängen der liebenswürdigen Wirthsleute verweilte Helmina einige Tage in Detmold, um dann neu gestärkt die Reise nach Hameln fortzusetzen.

In der Nähe von Hameln sitzen auf dem Schloß Hämel'sche Burg seit Menschengedenken die Freiherrn von Klencke. Helmina wußte das; vielleicht hatte sie es auch in Hameln erst erfahren. Jedenfalls war sie entschlossen, den Namensvettern ihres Vaters einen Besuch abzustatten. Sie begab sich mit „Sack und Pack" nach der Hämel'schen Burg, wo sie die freundlichste Aufnahme fand, aber — wie sich später ergab — mehr um ihres eigenen als um des ererbten Namens willen. Der Klencke in Hamburg, über dessen Großvater Helmina keine nähere Auskunft wußte, kam den landsässigen Edelleuten nur

halb und halb wie ein richtiger Vetter vor. Das Junkerthum in den Niederungen des Weserlandes betrachtet als das eigentliche Kennzeichen des Adels den Grundbesitz, wodurch Schild und Helm erst ihre wahre Geltung erhalten. Helminas Vater war ein vom Winde entführtes Blatt, welches dem Stammbaum fremd geworden.

Auf der Hämel'schen Burg hausten zwei Brüder, wovon der eine — wenn ich nicht irre, der ältere — sich zum Hagestolz bestimmt hatte, um das gemeinschaftliche Vermögen ungetheilt den Nachkommen seines Bruders einst zu hinterlassen. Weßhalb das Erbe von Klencke kein untheilbares Stammgut war, vermag ich nicht zu sagen; vielleicht hatten die Tage des Königs Jerome einen älteren Zustand verändert. Der Hagestolz hieß in der Familie mit seinem vertraulichen Spitznamen: Oheim Kühleborn. Für jüngere Leser ist hier erklärend beizufügen, daß besagter Name aus Fouqués damals weltberühmtem Roman „Undine" stammt. Der andere Bruder, verheiratet, besaß zwei Söhne von zwölf bis vierzehn Jahren, deren jüngerer Leopold hieß, beide stämmige Westfalen gleich ihrem Vater und ihrem Oheim. Die Mutter der beiden kernkräftigen Sprößlinge war eine hübsche Frau im Sommer des Lebens, fein erzogen, geistreich und die gute Stunde selbst. Elise von Klencke war es vorzugsweise, welcher das Erscheinen der Dichterin Freude machte; Helminas Name war ihr wol bekannt, und sie wußte sogar einige Dichtungen derselben auswendig.

Helmina verweilte ungefähr zwei Wochen bei ihren Verwandten. Sie benutzte die Zeit theils zur Fortsetzung der Emma, theils zum Schreiben von Briefen, wovon

die meiſten nach Berlin abgingen. Die Abende wurden im Familienkreiſe mit Vorleſen zugebracht. Die Dichterin las, wie ſichs von ſelbſt verſteht, die bereits vollendeten Bruchſtücke ihres Romans vor. Unter den neuen Büchern, welche der Buchhändler von Hannover eingeſchickt, befanden ſich auch die Elixire des Teufels von Callot-Hoffmann. Während der Vorleſung dieſes Buches wurden auf Eliſes Andringen die vier Knaben in die Mägdeſtube verwieſen, wo ſie ſpinnen ſahen und plattdeutſch reden hörten.

Beim Schloſſe befand ſich ein großer Park, wo Max und Wilhelm ſich nach Herzensluſt tummeln konnten. Leopold hielt in ſeinen Freiſtunden getreulich mit; leider waren dieſe Freiſtunden karg zugemeſſen, da der junge Herr, mit einem Hofmeiſter behaftet, ſich gezwungen ſah der Zukunft die ſchöne Zeit zu opfern.

Der Oheim Kühleborn pflegte der Steckenpferde etliche; unter allen ſeinen Liebhabereien jedoch ſtand die Pflege eines Stalles voll Eſel oben an. Dieſe Eſel ſtachen Wilhelm ſtark in die Augen. Sie erinnerten ihn an die zottigen Ponies vom Strande des Don, und mehr als einmal richtete er an Leopold die vertrauliche Frage, ob ſich der Oheim nicht bewegen laſſen würde, einen Ritt zu erlauben? Leopold beſchwor ſeinen jungen Freund, um keinen Preis ein ſolches Wort vor dem Oheim auszuſprechen; ihm ſelbſt aber ging von Stunde an der Gedanke an einen ſolchen Ritt im Kopfe herum und reifte endlich zu einem verwegenen Anſchlag. Am Sonntag Morgen, während ſich alles Geſinde in der Kirche befand, nahm Leopold, von Wilhelm begleitet, den Schlüſ-

sel zum Eselstall vom wolbekannten Nagel. Die beiden traten in den Stall. Leopold, welcher mit dergleichen bereits umzugehen wußte, sattelte und zäumte zwei Eselein, zog sie mit Wilhelms Hülfe in den Hof, brachte den Schlüssel wieder an seinen Ort, und die Knaben ritten wohlgemuth davon. „Wir haben nichts zu befürchten," sagte Leopold unterwegs, „weil bei unserer Rückkehr dem Eselsjungen daran liegen muß, den Vorfall zu vertuschen."

Der Junker hatte dießmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht, weil Oheim Kühleborn, zweifelsohne von einer Ahnung getrieben, auf den Einfall gerieth, seinen Lieblingen einen Besuch abzustatten. Er erschrack nicht wenig, als er vier lange Ohren vermißte. Die nähere Untersuchung ergab, daß auch zwei Reitgeschirre fehlten, und nun errieth er den wahren Sachverhalt um so leichter, als er kurz zuvor den kleinen Max bemerkt hatte, der wie ein verlorenes Schaf umherlief und von jedem Eckpfosten im Burghofe seinen Bruder verlangte. Wenn einer dem guten Oheim Kühleborn einen Sattel auf die feisten Schultern geschnallt und einen Zaum in den Mund gezwängt hätte, dieser würde schwerlich eine grimmigere Entrüstung empfunden haben, als über die frevelhafte Störung der Sonntagsruhe seiner theuern Kreuzträger. Mit Ungeduld erwartete er die Heimkehr des Gesindes aus der Kirche, um nach allen Seiten flinke Boten zu entsenden. Leopold und Wilhelm ritten eben in der Tiefe eines Hohlweges hin, als seitwärts über ihnen eine langbeinige Gestalt auftauchte und ihnen ein gebieterisches Halt zurief. Sie mußten absteigen, jeder den Sattel seines

Thiers auf den Arm nehmen und dieſes fein ſäuberlich nach Hauſe geleiten, während der Langbein mit der Amtsmiene eines Häſchers hinter ihnen einher ſchritt. Oheim Kühleborn empfing ſeine vierbeinigen Lieblinge mit rührender Zärtlichkeit. Leopold erhielt einige Jagdhiebe; Wilhelm hatte die Gnade des wackern Herrn unwiederbringlich verſcherzt.

Da ſich kaum wieder die Gelegenheit ergeben dürfte, von den Inſaſſen der Hämel'ſchen Burg zu reden, ſo ſei hier in aller Geſchwindigkeit noch erwähnt, daß einige Jahre ſpäter der reizbare Oheim Kühleborn in einem Anfall böſer Laune Knall und Fall ſich verheiratet hat und acht Tage nach der Hochzeit geſtorben iſt. Sein Vermögen fiel laut Ehevertrag an ſeine Witwe, und von dieſer haben es ihre väterlichen Verwandten geerbt.

Helmina wäre zweifelsohne gern bereit geweſen, ſichs noch lange bei den lieben Verwandten gefallen zu laſſen; indeſſen war es eine Ehrenſache für ſie, in Berlin den Verdacht nicht rege zu machen, daß ſie ſich der Verantwortung vor dem Richter entziehen wolle. Sie durfte um ſo weniger mehr zögern, als in Köln das Gericht die Ablehnung ſeiner Zuſtändigkeit nicht angenommen, ſondern ein verurtheilendes Abweſenheitserkenntniß gefällt und in Folge deſſen eine öffentliche Fahndung ausgeſchrieben hatte, die in allen Zeitungen zu leſen ſtand. Der Abſchied von den Klenckes war herzlich. Eliſe nahm der Dichterin das Verſprechen ab, im Laufe der nächſten Jahre einmal zum Beſuch auf mehrere Monate wieder zu kommen.

In Braunſchweig wurde ein halber Raſttag gemacht,

um die Familie Campe aufzusuchen. Eine alternde Frau wurde den Knaben als „Lotte aus dem Robinson“ gezeigt. Man glaubte ihnen damit eine rechte Freude zu bereiten, erregte aber nur das bittere Gefühl einer Enttäuschung. Wilhelm überschlug von jenem Tage an regelmäßig die Zwischengespräche, wenn er je wieder den Robinson las, was übrigens nicht mehr oft vorfiel. Die Campes luden Helmina ein, am nächsten Morgen vor der Abfahrt bei ihnen zu frühstücken, um die Braunschweiger Mettwurst in ihrer eigenen Heimat kennen zu lernen. Die Dichterin stellte sich pünktlich ein. Der Wagen hielt vor der Thüre. Die Gäste bekamen Thee und überaus zierliche gedeckte Butterbrödchen in homöopathischer Zutheilung. In Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, verschluckten Wilhelm und Max die paar dargereichten Schnittchen, um dann mit schmerzlichem Erstaunen zu vernehmen, daß die Wurst der Verheißung sich zwischen den papierdünnen Brodscheibchen befunden haben sollte. Bis Hannover sprachen sie von nichts anderem als von der schnöden Aufführerei mit den armseligen Theebutterbrödchen. Um ihnen endlich den Mund zu stopfen, fand Helmina dort kein besseres Mittel, als jedem ein spannenlanges fingerdickes Butterbrod mit etlichen Wurstscheiben reichen zu lassen. Hernach wurden sie in ein Haus mitgenommen, wo es Thee und Butterbrödchen gab, deren winzige Form nur darum ihre Seelenruhe störte, weil die düstere Ahnung in ihnen aufstieg, daß sie in das Reich des Meisters Schmalhans gerathen seien.

In Magdeburg erhielt Helmina zwar eine Anwei-

ſung auf Unterſtand und Verpflegung in einem „Hotel du Beefſteak," zugleich aber von Seiten des Platzmajors die unliebſame Eröffnung, daß er ſie auf ſeine Verantwortlichkeit nicht könne weiterreiſen laſſen. Er werde, fügte er hinzu, beim Commandirenden Verhaltungsbefehle einholen. Dieſe Bedenklichkeit des Platzmajors verurſachte einen Aufenthalt von zwei oder drei Tagen. Helmina verlangte mit dem Commandirenden, dem General Horn, ſelbſt zu reden. Er wollte ſie nicht vorlaſſen, und ſchien nichts geringeres im Schilde zu führen, als die Beleidigerin ſeines Freundes und Waffenbruders, des Generals Zaſtrow, nach Köln zurück zu liefern. Helmina ließ ſich nicht einſchüchtern. Am Morgen des einundzwanzigſten März feierte ſie den zehnten Geburtstag ihres älteren Sohnes durch ein zweites Frühſtück mit kaltem Geflügel und einer Flaſche Franzwein, die bis zur Nagelprobe ausgeſtochen ward, worauf ſie mit den Kindern ſich zum Hauſe des Generals verfügte und den Zutritt erzwang. Der General empfing die Dichterin in der rauheſten Weiſe. Er wurde in allem Ernſte grob, ſo daß Helmina ſpäter, wenn von ihm die Rede war, zu ſagen liebte, er trage ſeinen Namen paarweiſe vor der Stirne. Uebrigens zeigte ſie ſich nicht faul, die grobe Münze zu wechſeln. Das Ende des überaus heftigen Auftritts war, daß der General, eingeſchüchtert durch den Königsbrief, die Erlaubniß zur Reiſe nach Berlin ertheilte. Beſagter Brief war nicht nur in den huldvollſten Ausdrücken abgefaßt, ſondern zeichnete ſich durch eine Länge aus, welche demjenigen auffallen mußte, der mit den Gewohnheiten des Königs bekannt war. Ein Brief aus dem Cabinet,

ſtets ein Bogen Velinpapier in Kleinfolio, pflegte ganz oben am Rande ein, zwei oder drei Zeilen zu enthalten, die im Lapidarſtyl die Willensmeinung Seiner Majeſtat ausdrückten, und welchen dann die eigenhändige Unterſchrift folgte. Der Brief an die Dichterin nahm eine halbe Seite ein.

Die Reiſe wurde im Wagen eines Lohnkutſchers fortgeſetzt. In Brandenburg erhielten Helmina und die Kinder ein alterndes Fräulein zur Reiſegefährtin. Fräulein oder, wie man damals ſagte, Mamſell — Kolbe fand großes Wohlgefallen an den zwei Knaben, namentlich jedoch an Max, und da Helmina einen halben Tag in Potsdam zu verweilen vorhatte, ſo erbot ſich die Kolbe, den Kleinen nach Berlin mitzunehmen und bei den Verwandten abzuliefern, welche der Dichterin gaſtliche Aufnahme für die erſten zwei oder drei Tage zugeſagt hatten. Wilhelm blieb mit der Mutter in Potsdam zurück, wo dieſe ihre Jugendgeſpielin, die Frau des Regierungspräſidenten von Baſſewitz, aufſuchte, und von derſelben wie von ihrem Manne zum Erſtaunen freundlich empfangen ward. Das Erſtaunen bezieht ſich hier natürlich nur auf den Mann, der als Bureaukrat möglicherweiſe für die Beleidigerin königlicher Behörden nicht eben die freundlichſten Geſinnungen hätte hegen dürfen. Indeſſen erging es hierin dem Herrn Präſidenten wie noch manchem andern altpreußiſchen Bureaukraten. Helmina hatte, indem ſie der verhaßten rheinländiſchen Gerichtsverfaſſung ein Schnippchen ſchlug, ſich einen Stein bei ihm in's Brett geſetzt.

Als Helmina Nachmittags unter dem Thorwege eines

großen Gasthofes nach einer Gelegenheit zur Fahrt nach Berlin fragte, redete ein wolgekleideter ältlicher Herr sie an: „Da ich vernehme, meine Gnädige, daß Sie mit dem Kleinen allein sind und kein Gepäck mit sich führen, so erlaube ich mir, Sie in meinen Wagen einzuladen. Ich bin der Kaufmann Schultze aus Berlin.“ Das höfliche Anerbieten wurde angenommen. Herr Schultze fuhr in einer Kutsche mit Glasfenstern, wie man sich deren sonst nur zum Fahren in der Stadt und in den nächsten Umgebungen derselben bediente. Er zeigte sich als ein überaus angenehmer Gesellschafter, und trieb die Verbindlichkeit so weit, daß er, kurz bevor man die Stadt erreichte, dem Kutscher befahl, statt zum Potsdamer Thor zu fahren, den Umweg durch das Brandenburger Thor zu machen, weil die gnädige Frau, fügte er hinzu, das schöne Thor nicht kenne.

Hier ist zu wissen, daß durch das Brandenburger Thor Reisende nicht zu kommen pflegten. Herrn Schultze lag daran, für einen Spazierfahrer zu gelten; deßwegen hatte er einen Glaswagen gemiethet, und nur darum die Gelegenheit ergriffen, eine Frau mit einem Kinde mitzunehmen. Sein Zweck wurde erreicht, der Wagen blieb am Thore undurchsucht und Herr Schultze ersparte viele Thaler an Zoll. Diesen Zusammenhang der Begebenheit hat Helmina erst viel später ganz zufällig erfahren.

Die Dichterin hatte ihre Reise von Köln aus zu Fuße angetreten, ihren Einzug zu Berlin hielt sie in einer verglasten Kutsche mit einem galonirten Rosselenker auf dem Bock.

5. Berlin.

Helmina beſaß zu Berlin eine Muhme, die an einen Mechaniker Thielemann verheiratet war und bei der ſie für die erſten Tage gaſtliche Aufnahme fand. Die Unterkunft war beſcheiden genug: die Gäſte lagen in der Wohnſtube auf dem Sopha und auf zuſammengerückten Stühlen. Der Dienſt aber, welcher der Dichterin dadurch erwieſen wurde, war ſehr erheblich; ſie konnte nicht nur mit Umgehung des theuren Gaſthofes eine paſſende Wohnung ſuchen, ſondern hatte auch zu eſſen, während ſie einiges Geld aufzutreiben ſich bemühte. Sie beſaß bei ihrer Ankunft in Berlin noch drei oder vier Achtgroſchenſtücke, deren Erhaltung ſie der billigen Fahrgelegenheit von Potsdam verdankte. Ihr Monatsgeld war bis zum Juni ſchon vorgegeſſen Brod, und bis dahin galt es, noch zwei lange Monate zu überdauern.

Mit ſeltſam wehmüthigen Empfindungen durchwanderte ſie die Stadt, wo ſie einſt zu Hauſe geweſen und in deren endlos langen Gaſſen ſie jetzt als eine Fremde umher irrte. Schon jeder von uns hat in ſeiner Kindheit geträumt, daß er durch öde Gänge zwiſchen ſtarren Mauern einher wandle und vergebens eine Thüre ſuche; wohl dem, welchem der böſe Traum nie in Erfüllung gegangen! Helmina ſtieß auf viele verſchloſſene Thüren und verſperrte Herzen; zum Glück fand ſie hie und da auch freundliche Aufnahme, aber meiſtens nicht bei denen, auf deren Geſinnung ſie gerechnet hatte, ſondern bei neuen Bekannten, mit welchen der Zufall ſie zuſammen geführt. Ihr thätiger Gönner wurde der Kammergerichtsrath

Eduard Hitzig, deſſen Namen und Schickſale hinlänglich aller Welt bekannt ſind.

Auf den langen Wanderungen durch die weitläufige Stadt mit den breiten ſchnurgraden Gaſſen, mit den offenen Rinnſteinen voll ſchwarzer übelriechender Gewäſſer hatte Helmina ihre Knaben zur Begleitung, die Abends immer todtmüde und mit Schmerzen an den Füßen auf ihr Lager ſanken. In's Innere der Häuſer wurden die Kleinen gewöhnlich nicht mitgenommen; ſie blieben dann auf dem Eckſtein ſitzen, ohne ſich um die Knaben auf der Straße zu bekümmern: nicht aus Anſtandsgefühl, ſondern aus blöder Scheu. Sie fühlten ſich noch zu fremd und unſicher. Ihr Ausſehen mag armſelig genug geweſen ſein; hie und da machte ſogar ein Vorübergehender oder eine Vorübergehende den Verſuch, ihnen ein Almoſen zu reichen. Wilhelm war bereits verſtändig genug, mit ſtolzer Geberde ſchon im Entſtehen den Verſuch zurückzuweiſen. Ein paar Wochen ſpäter wurde der Anlaß zu derlei kleinen Gaben durch eine große Gage beſeitigt. Eine Dame — ſie hieß Frau von Brandt — ließ die Knaben vom Hals bis zu den Füßen anſtändig kleiden. Sie erhielten braune Tuchröcke und graue Hoſen nebſt Weſte und Hoſenträgern. Die Füße wurden in blaue baumwollene Strümpfe und Schnürſtiefel geſteckt. Ein paar Hemden und etliche Auslegekrägen vollendeten die Ausſtattung, bei deren Aufzählung ich mit gutem Vorbedacht die Mützen mit Schweigen übergehe, weil dieſelben mit wunderbarer Schnelligkeit verloren wurden.

Zu den erſten Beſuchen, welche gemacht wurden, gehört der bei Helminas Stiefbruder. Wilhelm Hempel war

nach ſeiner Rückkehr aus den Niederlanden in den Civil dienſt übergegangen und hatte mit der wolverdienten Beförderung einen Platz in Berlin erhalten. Als Helmina an das Haus gelangte, wo ihr Bruder wohnte, wurden Schweine vorbei getrieben; ſofort kehrte ſie um und ſtattete den Beſuch erſt am nächſten Tage ab. Für den Empfang, der ihr ward, hätte ſie eben ſo gut unmittelbar nach der Begegnung mit den Jammern des Bürſtenbinders eintreten dürfen. Hempel war vom Scheitel bis zur Sole ein gediegener Biedermann, aber zugleich von jenem eiſenſtarren Ehrgefühl durchdrungen, das im Punkt der Ehre keine Unterhandlung ſelbſt mit den zarteſten Empfindungen des Herzens zuließ. Er ſagte Helmina gradeheraus, daß er ſie nicht eher wieder als ſeine Schweſter anzuerkennen vermöge, als bis ſie die Anklage, ſich einer Verläumdung ſchuldig gemacht zu haben, von ſich abgewälzt. Sie mußte gehen, ohne nur Hempels Frau und Kinder geſehen zu haben. Im Vorhauſe trat die verſtoßene Schweſter in einen dunkeln Winkel und weinte ſich aus. Später erfuhr man, daß in derſelben Minute der Bruder, mit ſchwer zurückgehaltenen Thränen kämpfend, der Regung widerſtand, nachzueilen und Helmina zurück zu rufen. Es darf jedoch nicht ungeſagt bleiben, daß er dieſe Regung eine Verſuchung nannte.

Helmina miethete ſich zuerſt im Bairiſchen Hofe in der Leipziger Straße ein, nahm dann ein Monatszimmer in der Taubenſtraße und ſchickte die Kinder in eine benachbarte Schule, ſo daß dieſelben der endloſen Gänge durch die Stadt überhoben blieben. Die häusliche Lebensweiſe fand ſich durch die bittere Noth auf eine wahrhaft

rührende Einfachheit zurückgeführt. Das Mittageſſen be ſtand ſehr häufig aus kalter Wurſt, Brod und Kaffee. Abends, wo man da oder dort zum Beſuche war, gab es eine Taſſe Thee und ein paar Butterbrödchen, deren beklagenswerthe Dünnleibigkeit die düſtere Ahnung in Hannover nur gar zu richtig voraus geſagt.

Im erſten Stocke des Hauſes, welches Helmina be zogen, wohnte ein junger Dichter, Graf Georg von Blan kenſee, der aus den Feldzügen ein halblahmes Bein mit nach Hauſe gebracht und ſich für dieſe Unbequemlichkeit mit dem Bewußtſein tröſtete, daß ſie ihm eine Aehn lichkeit mit Lord Byron verlieh. Er beſaß noch einige Aehnlichkeit mit Byron, doch iſt er nicht ganz ſo be rühmt geworden. Blankenſee hatte kaum die Ankunft der Dichterin vernommen, als er ihr ſeinen Beſuch abſtat tete. Er führte dann auch Freunde und Bekannte bei ihr ein, und Helmina kam dadurch mit einem Kreiſe von jüngern Dichtern in Berührung. Unter dieſen wird vor allen der zu früh verſtorbene Wilhelm Müller aus Deſſau zu nennen ſein; nicht minder Wilhelm Henſel, der ſich zwar nicht als Dichter, wol aber als Maler einen rühmlichen Namen gemacht hat.

Helminas Rechtshandel wurde beim Kammergericht anhängig gemacht. Ueber die Form, in welcher dieß ge ſchah, vermag ich nichts beizubringen; wer ſich über den gerichtlichen Gang dieſes Proceſſes genau zu unterrichten wünſcht, muß ſich ſchon die Mühe geben, die rechtswiſſen ſchaftlichen Jahrbücher jener Zeit nachzuſchlagen. Mei nes Erachtens haben jene Einzelnheiten, welche damals ſo großes Aufſehen erregten, ihre Bedeutung eingebüßt.

Für die Nachwelt bleibt der Proceß im großen und ganzen eine geſchichtliche Merkwürdigkeit, weil er den Anfang einer Reihe von Kämpfen der altpreußiſchen Bureaukratie gegen die Errungenſchaften des Rheinlandes bildete. In dieſem Kampfe hat der alte Zopf einige kleine Siege erfochten, um dann eine großartige Niederlage zu erleiden. Das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren, welches man damals am linken Rheinufer zu unterdrücken hatte, herrſcht jetzt bis zu den letzten ſchwarzweißen Schlagbäumen an der ruſſiſchen Grenze. Doch wenn auch der genaue Sachverhalt nicht hieher gehört, ſo muß nichtsdeſtoweniger der Verlauf des Handels in der Art erzählt werden, wie ihn die kindliche Erinnerung aufbewahrt hat.

Zum Verhörrichter ward der Criminalrath Hoffmann beſtellt. Vielleicht geſchah dieß nur, weil er zufällig an der Reihe war; doch fehlte es nicht an Leuten, welche eine Abſichtlichkeit darin ſuchten. Helmina ſelbſt glaubte dem Einfluß ihrer Gönner dafür verbunden zu ſein. Hoffmann, Verfaſſer der berühmten Phantaſieſtücke in Callots Manier, und von den Nachkommen gewöhnlich Callot-Hoffmann genannt, war gleich ſeinem Freunde Hitzig zur Zeit der Napoleoniſchen Zwingherrſchaft aus ſeiner amtlichen Laufbahn herausgeſchleudert worden und hatte bis zur Wiederherſtellung der früheren Zuſtände ein künſtleriſches Wanderleben geführt. Er kam der Dichterin als wolwollender Bruder in Apoll entgegen und ſtellte bei den Verhören die Fragen mit ſolcher Kunſt, daß er damit ſeiner Verhörten die Antworten ſchon fertig in den Mund legte. Die Art, wie dieſe Verhöre geführt

wurden, trug nachdrücklich zur schnellen und günstigen Entscheidung des Rechtshandels bei.

Helmina kam ziemlich oft in Hitzigs Haus. Die Frau Hitzig war gestorben; die Pflege der drei oder vier kleinen Kinder hatte eine Freundin der Seligen, Fräulein Piaste, mit der Leitung des Hauswesens übernommen. Die Klatschsucht hatte über dieses Verhältniß mancherlei zu sagen: die Freunde aber wußten recht gut, daß Hitzig die Leiterin seines Hauses ganz einfach nur darum nicht geheiratet hatte, weil zwischen ihnen keine zärtliche Zuneigung bestand. Die Piaste war die beste Seele von der Welt, doch hätte sie wol eher den Mond vom Himmel gelangt, als die Gefühle der Freundschaft und Hochachtung in Liebesgluthen verklärt.

Eines Tages brachte ein Zettelchen von Hitzig der Dichterin die Einladung zu einem Abendessen von Kopfsalat mit harten Eiern. Bei den einfachen Gewohnheiten jener Zeit konnte man wol eine förmliche Einladung auf ein solches Gericht erlassen; heutzutage wäre der Braten dazu unerläßlich. — Helmina und die Knaben ließen sich den Schmaus vortrefflich munden. Zum Schlusse machte Hitzig der Dichterin die willkommene Eröffnung, das Kammergericht habe in der Sitzung des Vormittags das Erkenntniß gefällt und ihr gewonnene Sache gegeben.

Am nächsten Tage war Berlin voll von dieser Neuigkeit, und obwohl verlautete, daß der Justizminister Kircheisen das Erkenntniß umgestoßen, so galt Helmina doch allgemein für gerechtfertigt, und Wilhelm Hempel kam in freudiger Hast herbei, um sich mit seiner Schwester auszusöhnen. Gleichsam als Schmerzensgeld brachte er

ihr ein hochgeschätztes Erbstück aus dem Nachlasse der Karschin, eine goldene Uhr und ein dreiseitiges Petschaft von weißem Bergkrystall. Auf einem Felde waren zierlich verschlungen die drei Buchstaben ALK (Anna Luise Karschin), auf dem zweiten eine antike Lyra, auf dem dritten ein Phantasiewappen eingegraben. Helmina hat dieses Petschaft bis in ihre letzten Lebensjahre getreulich bewahrt; in die Hände ihres Sohnes ist es jedoch nach ihrem Tode nicht gelangt. Hoffentlich ist es unverloren geblieben und mit dem übrigen Nachlaß in den Besitz ihrer mütterlichen Verwandten gekommen.

Hempel führte die Schwester und seine Neffen zu seiner Familie, die aus zwei Töchtern erster Ehe, aus seiner zweiten Frau und deren sechsjährigem Töchterlein bestand. Die Versöhnung war so vollständig, daß die Geschwister eine größere Wohnung zusammen nahmen und eine einzige Familie bildeten; das natürliche Ergebniß dieses Zusammenlebens war, daß die Schwägerinnen sich gründlich überwarfen. Sie wurden wieder gute Freundinnen, nachdem sie in verschiedene Stadttheile weit von einander weggezogen waren und sich Gott weiß wie lange nicht gesehen hatten. Die Seltenheit der Begegnungen und der Mangel an näheren Beziehungen des häuslichen Daseins ließ keine neuen Störungen des guten Einvernehmens zu.

Das Kammergericht, stolz auf seine Unabhängigkeit, sprach zum zweiten und dann zum drittenmal dasselbe Urtheil, worauf Herr von Kircheisen sich endlich fügen mußte. Er konnte schon an und für sich das Recht nicht beugen, und im gegebenen Fall würde der Fürst Staats-

lanzler es ihm noch besonders verwehrt haben. Hardenberg war ein abgesagter Feind der überrheinischen Gerichtsformen, und dazu besaß Helmina bei ihm noch einen einflußreichen Fürsprecher, nämlich den Leibarzt Koreff, der früher in Paris Arzt und Hausfreund bei ihr gewesen.

Wilhelm Hensel, der Maler, machte Helmina mit seiner Mutter bekannt. Frau Hensel, die Witwe eines Landpfarrers, brachte den Sommer in Schönberg oder Schöneberg, einem Dorfe in der Nähe von Berlin, zu. Sie wohnte in einem Bauernhaus zwischen Bäumen, Büschen und grünen Wiesen. Von den beiden Töchtern, welche die Mutter noch bei sich hatte, war die ältere, Luise, bereits erwachsen; sie galt für eine vollendete Schönheit, und dennoch für liebenswürdiger als schön. Im Jahr 1816, von welchem hier die Rede, hatte Wilhelm Hensel, wie ich glaube, noch nicht die Bekanntschaft Clemens Brentanos gemacht, den er später zu seiner Mutter in's Haus brachte. Clemens soll eine heftige Leidenschaft für Luise gefaßt haben. Ob seine Neigung zärtliche Erwiederung fand, ist mir nicht bekannt geworden; ich weiß nur, daß Luise mit Standhaftigkeit mehrere sogenannte gute Partien ausgeschlagen hat und unvermält geblieben ist. Sie ist in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt und hat sich dem Fache der Jugenderziehung mit gesegnetem Erfolge gewidmet, welche Thätigkeit sie auch dann nicht aufgab, als sie, noch ziemlich jung, durch die günstige Gestaltung in den Verhältnissen ihres Bruders eine vollkommen unabhängige Stellung erhielt. — Zur Zeit, als Frau Hensel in Schönberg lebte, hatte ihr Sohn Wilhelm Mühe genug, das

Brod für seine Angehörigen zu erwerben. Er war bereits ein geschickter Maler und besaß Gönner bei Hofe. Den Freiheitskrieg hatte er als Uhlan mitgemacht, und war vom König wegen seiner schönen schlanken Gestalt bemerkt worden. Im Jahr siebenzehn erhielt er den Auftrag, ein Bildniß des Königs in ganzer Figur zu malen. Von jenem Tage an gestalteten sich seine Verhältnisse immer günstiger; er stand bereits fest auf eigenen Füßen, als er durch seine Heirat mit der Tochter des Bankiers Mendelssohn (der Schwester des Tondichters Felix Mendelssohn) zu einem großen Vermögen gelangte.

Die Witwe Hensel hatte in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit immer zahlreichen Besuch. Die jungen Freunde des Malers hielten keinen Ausflug für lohnender, als den nach Schönberg. Allerdings ist jene Gegend in den meistens sandigen Umgebungen Berlins eine Oasis; so weit das Auge reicht, sieht es nur Grün auf der Erde, hier Bäume, dort breite Wiesenteppiche, von Rinnsalen durchfurcht, deren Ränder blaue Säume von Vergißmeinnicht einfassen. Dennoch wird die Behauptung nicht allzu gewagt scheinen, daß Luises Vergißmeinnichtaugen für sich allein mehr Anziehungskraft ausübten, als die ungezählten hunderttausende von blauen Blumen am Bachesrand. Es ging häufig recht lustig dort zu. Die jungen Leute unternahmen Wanderungen zu den Fischerhütten, wo sie Krebse auflauften, welche dann die alte Frau Hensel kochte. Diese Krebsschmäuse erfreuten sich einer gewissen Berühmtheit in dem kleinen Kreise. Es sollte mich wundern, wenn sie nicht von irgend einem besungen worden wären. Dieses Völklein sang und zwitscherte bei

jeder Gelegenheit. Wenn einer nicht wußte, was er sagen sollte, so machte er einen Vers draus. Am späten Sommerabend wurden die heimkehrenden Gäste von Luise und ihrer Schwester oft weite Strecken begleitet, namentlich an Abenden, wo es Feuerwerk gab. In Berlin pflegt es an Feuerwerkabenden nicht zu regnen, wie zum Beispiel in Wien. Die Gesellschaft blieb dann vor einer Wiese stehen, hinter welcher ein Erlenwald sich erhob, aus dessen Mitte die Raketen empor zu steigen schienen. „Der Raketenvogel" wurde regelmäßig mit lautem Jubel begrüßt.

Helmina brachte zuweilen mit den Knaben einen ganzen Tag in Schönberg zu. Sie schrieb in einer Gartenlaube; Wilhelm und Max unterhielten sich, so gut sie konnten, und haben bei einer solchen Gelegenheit der kleinen Minna ihre große Puppe hingemordet, wie man einem davon nach vierunddreißig Jahren noch vorrückte. Frau Hensel bereitete indessen mit kunstfertiger Hand die Malzeit, deren Bestandtheile Helmina aus der Stadt mitgebracht. Im Hauswesen der Dichterin war nach der tiefen Ebbe einmal wieder hohe Fluth eingetreten. Das Monatsgeld aus Paris konnte ungestört erhoben werden; für das theure Pflaster von Berlin waren fünfzig Thaler monatlich freilich grade nur eine Deckung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, aber die Dichterin hatte einige außerordentliche Zuflüsse erhalten. Verschiedene hochgestellte Personen hatten von dritter Hand vernommen, daß Helmina nach ihrer Flucht aus Köln in bitterem Elend zu Berlin angelangt sei. Sie schickten sofort Hülfsvölker von Ducaten und andern geprägten

Stücken zum Entsatz, der richtig eintraf, als die Noth bereits gehoben war. Man beklagte zwar die späte Ankunft, ließ sich aber nichts desto weniger den Zuschuß gerne gefallen. Ueberflüssig schien er just nicht.

Wilhelm und Max hatten schon mancherlei vom Turnplatz in der Hasenheide vernommen, hie und da wol auch Turner in ihrer „Uniform" von ungebleichter Leinwand gesehen, von denen sie gleich andern Nichtturnern mit dem Spottnamen Kuchenbäcker beehrt worden. Sie wollten nicht länger Kuchenbäcker heißen und lagen der Mutter deßhalb stets in den Ohren. Helmina wollte nichts vom Turnen hören, doch bequemte sie sich eines Tages zu dem Zugeständniß, den Turnplatz in Augenschein zu nehmen. Ein junger Mann, Namens Förster (der sich später rühmlichst bekannt gemacht hat, im Anfang seiner Laufbahn jedoch von den boshaften Berlinern der Hofdemagog geheißen ward), machte den gefälligen Führer. Natürlich versäumte er nicht, der Dichterin den Turnvater Jahn vorzustellen. Jahn war verhältnißmäßig höflich genug; er freute sich, Helminas Bekanntschaft zu machen, schalt sie jedoch am Ende gradezu aus, weil sie ihm die Jungen noch nicht geschickt. Er rechne darauf, fügte er zum Abschied hinzu, daß sie wenigstens den Rest des Sommers fleißig benutzen würden. Jetzt hatte Helmina Tag und Nacht keine Ruhe mehr vor dem ungestümen Bitten und Betteln ihrer Söhnlein. Vielleicht würde sie dennoch nicht nachgegeben haben, wenn nicht Hitzig sich ins Mittel geschlagen. Er sagte Helmina, sie möge den größeren Knaben zu Jahn schicken; der kleinere, welchem vor allem die Angst der Mutter galt, erhielt die Erlaubniß, mit Hitzigs

sechsjährigem Söhnlein den Unterricht zu theilen, welchen ihm ein erwachsener Turner im Garten beim Hause gab. So durfte Wilhelm zur Hasenheide hinaus wandern, ohne daß Max über Zurücksetzung klagen konnte. Zu den Turnübungen waren die Nachmittage eines jeden Mittwochs und Samstags bestimmt, an denen in den Schulen gefeiert ward.

Auf dem Turnplatz hatte Vater Jahn eine musterhafte Ordnung eingeführt, um Unglücksfällen vorzubeugen. Die Knaben waren nach den Jahrgängen ihrer Geburt abgetheilt, jeder Jahrgang unter die Obhut eines Vorturners gestellt, der unter anderem dafür verantwortlich gemacht war, daß in der Raststunde keiner zu trinken bekam, der sich nicht schon gehörig abgekühlt hatte. Außer dieser Zeit konnte ohnehin keiner trinken, da es weit und breit kein Wasser gab. Der Bedarf für die Raststunde wurde von erwachsenen Turnern in Eimern aus bedeutender Entfernung herbei geschleppt. Zu essen durfte sich kein Knabe etwas anderes mitbringen als ein Stück trockenes Brod. Weißes Gebäck war verpönt. Wer kein trockenes Hausbrod essen mag, sagte Jahn, der hat auch noch nicht den rechten Hunger, und kann schon warten, bis er heimkommt, um zu schlecken und zu lecken.

Nebenbei wollte er auch die Gleichheit nicht gestört sehen, welche er durch die einförmige Turntracht hergestellt hatte und durch die Behandlung der Knaben aufrecht erhielt. Er duldete nichts, was irgend auf den Unterschied der Geburt, des Standes, des Vermögens und der Religion Bezug hatte. Es gab bei ihm nur Turner, sonst nichts. Die republikanische Gleichheit, welche er

unter ſeinen Zöglingen eingeführt, iſt ihm von den Herren Eltern vielfach arg verübelt worden, und hat ſpäter auch den Behörden einen ihrer Vorwände zur gewaltſamen Schließung des Turnplatzes an die Hand gegeben. Die eigentlichen Gründe zu dem bekannten Verfahren der preußiſchen Regierung gegen Jahn lagen natürlich tiefer. Er hatte, wie Ernſt Moriz Arndt, erſprießliche Dienſte gegen Napoleon geleiſtet, machte ſich aber nach den Befreiungskriegen unbequem, und da hieß es denn: „Der Mohr hat ſeinen Dienſt gethan, der Mohr kann gehen!“

Am Erinnerungstage der Schlacht von Groß-Beeren (im Auguſt) führte Jahn ſeine Turngemeinde auf das Schlachtfeld und erklärte den Knaben an Ort und Stelle in ſeiner anſchaulich kräftigen Redeweiſe den Hergang des Kampfes und die nächſten Folgen des glänzenden Sieges der deutſchen Waffen über den fremden Eroberer. — Am 18. Oktober wurden alljährlich die Turnübungen in der Haſenhaide durch ein Freudenfeuer unter Abſingung patriotiſcher Lieder geſchloſſen. Zu den winterlichen Uebungen in geſchloſſenem Raum wurden nur die größeren Turner zugelaſſen. Jahn war ein Verſchwörer der allergefährlichſten Art: er zettelte eine von jenen Verſchwörungen an, die eben dadurch, daß ſie offen vor aller Welt Augen zu Tage liegen, ihres Erfolges ſicher ſind, wie zum Beiſpiel der 18. Brumaire und der 2. December. Er wollte ein großes einiges Deutſchland, und als das beſte Mittel dazu galt ihm die Erziehung der Jugend. Es war der Selbſterhaltungstrieb, welcher die preußiſche Regierung bewog, gegen Jahn zu handeln, wie ſie handelte.

Helmina ſtand bei der Prinzeſſin Wilhelm in hoher

Gunſt. Die Prinzeſſin war überhaupt die Schutzfrau des patriotiſchen Sängervolkes. Der überſchwängliche Romantiker Fouqué hat ihr Bild unter dem Namen Gabriele von Montfaucon in verſchiedenen ſeiner Romane gefeiert. Seine Jünger ſangen auch fleißig von einer hohen Frau, von einem minniglichen Frauenbilde, und was dergleichen mehr war, um ihrer Verehrung für das Urbild Gabrieles Ausdruck zu geben. Helmina brachte eines Tages ihre Knaben in's Schloß zur Prinzeſſin. Beim Eintritt wiederholte ſie den zögernden Kindern die ſchon früher ertheilte Weiſung, den Saum des Kleides der Prinzeſſin zu küſſen, worauf Max ganz laut ſagte? „Warum ſoll ich denn das Kleid küſſen? Das Kleid ſpürt ja nichts davon.“ — „Recht haſt du, Kleiner,“ lachte die Prinzeſſin, beugte ſich zu ihm nieder und ſchmatzte ihn tapfer ab. Bei dieſer Kundgebung blieb es nicht allein. Der Diener brachte Chocolade und die Prinzeſſin verſorgte eigenhändig „die lieben Jungen“ mit dem ſüßen Tranke und vielem Zwieback. — Die Dichterin erhielt auch die Einladung, den Sommeraufenthalt der Prinzeſſin bei Pankow zu beſuchen. Natürlich wurde ein ſolcher Befehl nicht umgangen. Den Knaben ſind die zu verſchiedenen Zeiten wiederholten Beſuche zu Pankow eine liebe Erinnerung geblieben. Der kleine Prinz Adalbert war ganz ein Prinz nach dem Herzen der zwei Wildfänge. Er nahm die beiden ohne Umſtände bei den Händen, lief mit ihnen dem Dorfe zu, trommelte ein halbes Dutzend Bauernbuben zuſammen, und die Schaar lief in den Wald, um ſich mit allerlei Spielen zu erluſtigen. Kein Hofmeiſter bewachte die

Schritte des Prinzen, nicht einmal ein Lakai ließ ſich auch nur von weitem blicken. Aus dem Walde zurückkehrend wurden die Kinder von der Prinzeſſin eigenhändig mit Obſt und Butterbrod bedacht. Der Prinz Adalbert iſt preußiſcher Admiral geworden. Als er ſeinerzeit von den Riff-Piraten an der nordafrikaniſchen Küſte in's Bein geſchoſſen wurde, hat es Wilhelm dem ſchwarzen Geſindel ſehr verargt, ohne jedoch in Abrede zu ſtellen, daß die Marokkaner eigentlich in ihrem guten Rechte waren, als ſie ſich gegen die fremden Eindringlinge wehrten.

Den Sommer hatte Helmina in der Stadt verlebt. Als im Spätherbſt der Bruch mit ihrer Schwägerin erfolgt war, bezog ſie eine ländliche Wohnung vor dem Potsdamer Thor. Heutzutage reiht ſich dort Haus an Haus; damals fand man wol hie und da eine Villa von ſtädtiſcher Bauart, ſonſt aber nur kleine Häuſer, wo Gärtner und Milchhändler ihren Sitz hatten. Die kleinen Wohnungen, welche von den Gärtnern vermiethet wurden, trugen ein entſchieden dürftiges Gepräge, vor allen diejenige, welche Helmina ſich ausgeſucht. Hinter einem Vorgärtchen, das mehr Hof als Garten war, ſtand ein winziges Gebäude, zu deſſen Stockwerk eine hölzerne Stiege mit einem gedeckten, altanartigen Vortritt empor führte. Vom Altan gelangte man unmittelbar in die Wohnſtube, an die ſich eine Kammer ſchloß. Das war die ganze Wohnung, worin der Kachelofen die Küche vorſtellte. Im Erdgeſchoß hausten die Gärtnersleute mit vielen Kindern, von denen man nie recht herausgebracht hat, wie ſie bei Nacht Raum zum Schlafen gewannen, wenn ſie nicht etwa gradezu auf dem Eſtrich

lage. Hinter dem Hause dehnte sich lang und schmal der Gemüsegarten bis zum traurigen Rinnsal eines schleichenden Gewässers hin. Das Wasser hieß der Landwehrgraben. Die Gegend führte den Namen der Potsdamer Vorstadt, im gewöhnlichen Verkehr bezeichnete man sie aber als zum benachbarten Thiergarten gehörig. Vor der Freitreppe strebten zwei zierliche Birken mit schlanken weißen Stämmen himmelan; die Dichterin und ihre Freunde nannten darum die Wohnung das Birkenhäuschen. Jenseits der Straße stand eine große Villa, wo ein Engländer Namens Bedford wohnte, für welchen Helmina schottische Volkslieder übersetzte, welche er mit den Singweisen herausgab. Dasselbe Haus bezog im nächsten Sommer der bekannte Kanzelredner Schleiermacher, dessen Stiefsohn Ehrenfried Willich den Knaben Helminas ein lieber Spielgenosse ward. Er war wo möglich noch wilder wie sie, obwol ihn seine Mutter unter strenger Zucht zu halten suchte. Weiter abwärts stand eine Tabagie, in deren oberem Stockwerk Gubitz ein Zimmer gemiethet hattte, wo er zur Sommerszeit den Tag über zu verweilen pflegte und sich einbildete, auf dem Lande zu sein.

Gubitz war ursprünglich Künstler; seine Holzschnitte fanden viele Anerkennung. Er machte auch Verse; das Versemachen war die Krankheit der Zeit. Zelter pflegte von ihm zu sagen: „Es ist eine schwer zu lösende Frage, ob Gubitz sein Holz in Verse, oder seine Verse in Holz schneidet.“ Gubitz antwortete darauf, indem er auf Zelters frühere Beschäftigung als Architekt anspielte: „Seine Tonkunst ist Lehmkunst.“ Beide haben damit traurige Witze gemacht und sich gegenseitig Unrecht zugefügt. Zel-

ter hat ſich um die Muſik unſtreitbare Verdienſte erworben, wie Gubitz — freilich nicht durch ſeine Verſe — um die Tagesliteratur. Damals gründete er das ſchöngeiſtige Blatt „der Geſellſchafter," das ſich eine Reihe von Jahren hindurch einer ziemlichen Beliebtheit erfreute. Im Anbeginn gab Gubitz jeden Monat eine neue Titelvignette, zu deren Erklärung eine Erzählung diente. Eine dieſer Erzählungen hat Helmina geſchrieben: ſie hieß „der Apfelbaum" und machte großes Glück. Helmina arbeitete ſonſt noch ziemlich fleißig für Gubitz. Sie zog aus franzöſiſchen und engliſchen Zeitungen die nicht politiſchen Tagesneuigkeiten für den Geſellſchafter aus. In der Wohnſtube des Birkenhäuschens ſtand ein großer runder Tiſch, ſtets voll von Büchern, Zeitungen und Papieren aller Art. Dort arbeitete Helmina, indem ſie zugleich die Küche im Kachelofen beaufſichtigte, deren Beſorgung einer Tochter des Hauſes, Namens Mike, übertragen war. Unter den vielen Entſtellungen, welchen der ſüße Name Maria unterworfen wird, klingt wohl keine widerwärtiger als die märkiſche Mike. Während des Schreibens und Kochens leiſte Helmina den ganzen Vormittag. Die Knaben trieben ſich inzwiſchen im Thiergarten herum. Aus der Schule waren ſie weggenommen worden, weil ein Lehrer ſich unterfangen hatte, einem von ihnen mit Ohrfeigen aufzuwarten. Für die weitere Fortbildung war noch keine neue Veranſtaltung getroffen. Zur Beſchäftigung für den Abend hatte man ihnen ein Schachſpiel gegeben und ſie in den erſten Anfangsgründen des edlen Spieles unterwieſen. So lernten ſie mit einander allmälig Schach ſpielen, ohne durch die Uebung

einen Fremden zu langweilen. Sie brachten es ziemlich schnell zu einer ganz leidlichen Fertigkeit, so daß Freunde und Bekannte bald Vergnügen daran fanden, mit einem oder dem andern zu spielen. Wilhelm Müller äußerte, daß im Spiele der Knaben eine urwüchsige Anlage sich zeige; man möge sie nur sofortmachen lassen, um ihnen dann die wissenschaftlichen Geheimnisse des Spieles durch eine gründliche Unterweisung zu erschließen. Von diesem guten Rathe ist allein die erste Hälfte, aber diese getreulich befolgt worden, und noch jetzt nach so vielen Jahren weiß Wilhem auf dem Schachbrett nur den Parteigängerkrieg zu führen. Die Strategie ist ihm fremd geblieben; ich vermuthe stark, daß er auch gar keine Anlage dazu gehabt hätte.

Nachmittags pflegten Besuche aus der Stadt zu kommen. Wilhelm Müller brachte gelegentlich einen gewissen Karow mit, der seines Zeichens ein Hörer der Rechte war, aber nur bis an den Hals studirt hat. Es wird keiner besondern Erwähnung bedürfen, daß Karow so gut wie alle Welt seinen Vers zwitscherte; doch trieb er die Dichterei mit löblicher Bescheidenheit, und machte in jedem Vierteljahr höchstens ein Dutzend Verse. Er erbot sich, Wilhelm in den Anfangsgründen der lateinischen Grammatik zu unterrichten. Das Erbieten wurde angenommen. Man schaffte den kleinen Bröder herbei und der Knabe begann mensa, mensae zu lernen. Ob der Schüler bedeutende Fortschritte machte, vermag ich nicht zu sagen, jedenfalls machte deren der Lehrer, denn im Frühjahr wurde Karow förmlich als Hofmeister für die Knaben angenommen.

Eines Tages erschien Hitzig vor dem Birkenhäuschen — ich hätte schier gesagt: hoch zu Roß. Er kam nämlich in der That zu Pferde, wie man ihn nie zuvor gesehen, aber die kugelrunde Gestalt mit dem Schmerbauch lastete auf einem winzigen Rößlein, einer Art Pony. Sein Gesicht glänzte wie der Vollmond am klaren Himmel; er schien überaus vergnügt zu sein, und war es auch in der That. Sein Vater, der alte Itzig, hatte sich nach vielen Jahren des Grolls endlich mit ihm ausgesöhnt und ihm als Zeichen der Versöhnung das Rößlein geschenkt. Der Leser ersieht ohne Mühe aus der Verschiedenheit der Namen, daß der Vater noch, der Sohn kein Jude mehr war, und so läßt sich auch leicht der Schluß auf den Grund des Zerwürfnisses ziehen. Beim Uebertritt hatte Hitzig seinen väterlichen Namen durch Versetzung eines Buchstaben verändert: Helmina pflegte zu sagen, er habe sich vergriffen, denn nicht ein H, sondern ein W habe vor den Namen gehört. Er besaß in der That eine außerordentliche Gabe behenden Witzes, der immer Funken sprühte, die aber — wolverstanden — leuchteten und wärmten, aber nicht wehe thaten. Man wird selten einen Menschen finden, in welchem sich die gediegenste Gutmüthigkeit ohne Schwäche dergestalt mit allen Vorzügen des Scharfsinns vereinigte. Hitzig war ein ausgezeichneter Criminalist, sowol in seiner Amtsthätigkeit wie auch in wissenschaftlicher Beziehung. Seine Zeitschrift für peinliche Rechtspflege hat ihrer Zeit große Anerkennung gefunden. Zugleich leitete er als eigentlicher Besitzer und unsichtbares Oberhaupt eine Buchhandlung, die er in der Zeit begründet hatte, da er (wie auch Hoffmann) durch die Napoleonische Gewaltherrschaft

um ſein Amt gekommen war. — Hitzig hatte ſein Rößlein, gleich nachdem es ihm mit Sattel und Zeug überbracht worden, beſtiegen, um ſpornſtreichs in den Thiergarten zu reiten und Helmina als ſein eigener reitender Bote die Freudenkunde von der Ausſöhnung zu überbringen.

Vom Birkenhäuschen bis zu Hitzigs Wohnung war der Weg eine wahre Reiſe, welche jedoch nicht gar zu ſelten unternommen wurde. Das Ziel war der Mühe ſchon werth. Hoffmann fand ſich gerne dort ein, obſchon man „nur Thee mit Rum und nicht Rum mit Thee“ erhielt, um mit ſeinen eigenen Worten zu reden. Er liebte es, allerlei Poſſen zur Erheiterung der Geſellſchaft zu treiben und ſie zuweilen auch in eine ſchauerliche Stimmung zu verſetzen. So ließ er eines Abends nach einem kleinen Schmauſe die Tafelrunde ihre Servietten wie Leichentücher über Kopf und Schultern hängen, zündete auf einem Suppenteller geſalzenen Weingeiſt an und löſchte die Kerzen aus. Die Anweſenden ſahen wie Leichen aus, was den kleinen Kobold ungemein zu ergötzen ſchien. Die Kinder im Nebenzimmer merkten, daß in der Geſellſchaft etwas Beſonderes vorgehe, und eilten neugierig hinzu. Helmina ſchnellte von ihrem Sitz auf und ſcheuchte zeternd die Kleinen hinaus. Sie konnte ſich den ganzen Abend nicht mehr von dem Entſetzen erholen, das ihr der Anblick der fünf Kinder mit leichenhaften Geſichtern eingeflößt, und ſprach die Beſorgniß aus, daß der ſchauerliche Spaß ein unſchuldiges Opfer koſten werde. Als ſie ein paar Jahre ſpäter vernahm, daß Hitzigs kleine Maria geſtorben, war ihr erſtes Wort eine Mahnung an das, was ſie Hoffmanns Frevel nannte.

Weihnachten rückte heran. Wilhelm und Max übersahen es nicht. Sie schmeichelten sich mit der Hoffnung reichlichen Ersatzes für den letzten kahlen Christabend, welcher ihnen zu Köln auch so gar nichts gebracht hatte, als trübselige Enttäuschung. Die Erwartungen waren zu hoch gespannt, um sich zu erfüllen, aber es gab doch eine wirkliche Bescherung, wenn nicht mit einem Baum, so doch mit einer Pyramide. Die Pyramide, im Munde des Volkes „Berjamide," vertritt in Berlin sehr häufig den Christbaum. Sie ist aus Holzleisten mit einer Umkleidung von Buchsblättern und Immergrün zusammengesetzt und wechselt in der Größe von einer Geviertelle Grundfläche abwärts bis zu puppenhaft winzigem Umfange. Mit kleinen Lichtern besteckt, nimmt auch die Pyramide als Mittelpunkt von Weihnachtsgaben sich gar nicht übel aus, besonders wenn man nicht vorher vom lieben grünen Tannenreis geträumt hat. Die Knaben vergaßen den Traum und waren schon weise genug, den Anhaltspunkt zu Vergleichungen nicht in Heidelberg zu suchen, sondern in Köln, wo sie gelernt hatten, daß die Weihnacht allenfalls auch erscheinen könne ohne nur das Geringste mitzubringen. Bis zum Morgen des 25. December 1815 hatten sie so etwas für rein unmöglich gehalten, doch jetzt war die Erfahrung ein volles Jahr alt und diente der Genügsamkeit zur Stütze. Verwöhnt waren die Buben ohnehin nicht gar zu sehr, und wenn ihnen auch ein Leibsprüchlein der Mutter: „Kleine Gabe, große Freude, armes Leben, reiches Herz," nicht sonderlich einleuchtete, so nahmen sie wenigstens vorlieb.

Indessen darf nicht verschwiegen bleiben, daß beide

ſchon damals ſich verfängliche Gedanken über mancherlei Reden machten, die ſie von guten Freunden Helminas aufgeſchnappt. Man erlaubte ſich nämlich hie und da, ohne die Gegenwart der Knaben zu beachten, darauf hinzudeuten, daß die Dichterin nur durch ihre Unachtſamkeit arm ſei, denn ſie beſitze die Mittel, ein ordentliches Hausweſen zu führen und die Kinder anſtändig zu kleiden. Aehnliche Reden waren, wie bereits erwähnt, in früheren Jahren an andern Orten gefallen und mußten deßhalb in Berlin um ſo größeren Eindruck machen, als das Verſtändniß reifer geworden und Beiſpiele aus dem Kreiſe der nächſten Bekannten aufgeſtellt wurden. Die Knaben horchten hoch auf, und zwar nicht zum Vortheil ihres innerlichen Friedens, wenn ſie ſagen hörten, daß die Familie Gärtner mit fünfhundert Thaler lebe. Die Söhne, ihre Spielgeſellen, waren ſtets nett gekleidet, das Töchterlein nicht minder, und das Hausweſen war den Brüdern immer wie das reicher Leute vorgekommen. Die Gärtnerſchen Kinder hatten zu Weihnachten einen Baum, neues Gewand nebſt andern angenehmen Gaben erhalten, und wenn Max wie Wilhelm auch nicht die geringſte Anlage zum Neid in ſich verſpürten, ſo konnten ſie doch leider nicht umhin, die Nachwirkung der unvorſichtigen Reden zu empfinden, mit denen man ſie wol beſſer verſchont hätte. Max ſagte bei dieſer Gelegenheit zur Mutter: „Die Frau Gubitz erzählte neulich, daß du jährlich über tauſend Thaler ausgibſt, die Gärtners aber haben nur die Hälfte, ſind fünf Perſonen, und doch ſind die Jungen zu Weihnachten neu gekleidet worden.“ Da Max zu dieſer Aeußerung eine höchſt un-

geſchickte Zeit gewahlt, ſo trug ihm ſein lautes Denken etwelche Püffe nebſt einer ungeheuer langen Strafpredigt ein, worauf man ſich über den Gegenſtand beruhigte, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Gubitz wirklich eine Schnattergans ſei. Ueberhaupt zog ſich Max häufig durch ſeine Voreiligkeit im Reden ſolche Zurechtweiſungen zu, durch welche Wilhelm noch zurückhaltender gemacht wurde, als er von Natur war. Die Mutter beſchwerte ſich oft darüber, daß er auch ſo gar nicht „mittheilend“ ſei, während ihr Max doch alles erzähle. Sie bedachte aber nicht, daß Wilhelm ſchon frühe gemerkt hatte, wie ſelbſt die unverfänglichſten Aeußerungen ſeines Bruders, wenn auch nicht auf der Stelle, ſo doch nachträglich zu einer Fundgrube von Vorwürfen wurden, ſobald einmal zu böſer Stunde die Wallung der übeln Laune ſich in einem Gewitter entlud. Derlei Unwetter kehrten von Zeit zu Zeit in beinahe regelmäßigen Zwiſchenräumen wieder. Wenn die Wolke geladen war, bedurfte es nur eines geringfügigen Anlaſſes, um den Ausbruch zu bewirken. Wilhelm hatte die Zeichen kennen gelernt, wie er überhaupt alles beobachtete, was um ihn herum vorging: ſobald ein Donnerwetter am Himmel ſtand, machte er ſich nach Möglichkeit aus dem Wege, und gewöhnlich kam Max allein in den Regen und in die Traufe.

Die verabredete Beſtallung Karows zum Hofmeiſter machte einen Umzug nöthig. Man bedurfte einer größeren Wohnung, die ſich im Nachbarhauſe fand. Helmina miethete das Stockwerk des ländlichen Gebäudes in Gemeinſchaft mit einer Frau von Hülſen, der Witwe eines

Majors. Die Hülſen lebte mit ihren zwei Töchtern und einer Freundin der Mädchen zuſammen. Jettchen und Julchen, ſo wie Fräulein Zöllner verfertigten feine Häckelarbeiten, namentlich Geldbörſen auf Beſtellung von Seiten irgend einer Handlung; die Arbeit wurde nicht glänzend bezahlt, aber die drei Mädchen waren nicht minder fleißig wie geſchickt, und ſo konnten ſie ſich anſtändig durchbringen. Die Majorin hatte einen Witwengehalt. Ihr Sohn befand ſich im Cadettenhaus und ſollte eben als Lieutenant in ein Regiment treten. Die Ausrüſtung machte der Mutter und den Schweſtern ſchwere Sorgen, welche zu heben Helmina glücklich genug war. Die Fürſprache der Dichterin erwirkte dem hinterlaſſenen Sohne des verdienten Stabsoffizier bei Hardenberg einen Beitrag, welcher die Koſten der Ausrüſtung nahezu deckte. — Die Witwe, ein winzig kleines altes Weiblein von ſeltener Rührigkeit, verſtand ſich zu einem Abkommen mit Helmina, in Folge deſſen ſie die Dichterin mit den Kindern und dem Hofmeiſter unter ihre Fittige nahm. Helmina konnte demnach von häuslichen Geſchäften ungeſtört ſich ihren Arbeiten widmen. Sie gewann Zeit und ſparte noch Geld dabei, trotz des Zuwachſes von einem mündigen Koſtgänger. Man führte gemeinſamen Tiſch und im großen Wohnzimmer ein gemeinſames Leben.

Die Familie Hülſen beſaß eine eben ſo ausgebreitete Bekanntſchaft wie Helmina. Das Wohnzimmer ward zum Taubenſchlage. Abends fand ſich häufig ein munterer Kreis zuſammen, der mit Mehlſuppe bewirthet ward und ſich mit allerlei harmloſer Kurzweil unterhielt. So machte man Gedichte nach gegebenen Endreimen, wozu

jeder eine Zeile beitrug, ohne die vorhergehende zu kennen. Derlei Kaleidoskop-Poesie ging damals stark im Schwange, und der Unsinn, welcher dabei heraus kam, war oft ergötzlicher als der, welchen Einzelne in ganz eigenen Gedichten lieferten. Man suchte vor allem seltene Reime aufzutreiben, und die glückliche Lösung wurde höchlich gepriesen. So galt Karow für überwiegend geistreich, weil er auf „Rohrspatz" den Reim fand: „Und Alfred bat die Braut um einen Vorschmatz."

Der Frühling war gekommen und Wilhelm machte seine erste nähere Bekanntschaft mit Kräutern und Blumen. Wie dürftig die Natur auch im Thiergarten sein mag, so brachte nichtsdestoweniger der Lenz mancherlei Leben. Die Knospen der Bäume schwellten und entwickelten sich zu Laub. Die grünen Dolden der Roßkastanien gestalteten sich zu weißen Blüthen, um sich später in Kapseln mit Stacheln zu verwandeln. Das Unkraut auf den dürren Rasenplätzen und im Schatten der Zäune setzte Blüthen an, die hernach zu Samenhülsen wurden. Im Nutzgarten des Hausbesitzers gingen die Pflanzungen auf. Der Knabe lernte während des Frühlings und Sommers in stiller Beschaulichkeit den Lebenslauf der Pflanzen kennen. Er sprach nie ein Wort darüber; im dunkeln Drange kam es ihm vor, als belausche er ein süßes Geheimniß, das er entweihen würde, wenn er davon spräche. Natürlich ist ihm erst viel später dieses Gefühl klar geworden; damals mochte er glauben, daß es ganz einfach die blöde Scheu sei, welche ihn abhielt, über die Ergebnisse seiner unmittelbaren Anschauung zu sprechen. Ueberhaupt liebte er nicht das viele Reden

und ſuchte gern die Einſamkeit im dunkeln Walde, als welcher ihm der Thiergarten erſchien. Er träumte aber damals noch nicht; das iſt ihm erſt ſpäter angeflogen. Es gab ja noch viel Neues zu ſehen im Daſein der Pflanzen und der Thiere. Ameiſen, Käfer, Raupen, Schmetterlinge und Vögel boten die anregendſte Unterhaltung. Seltſamer Weiſe machte er auch keine Verſe: dieſe Unart iſt noch ſpäter als das Träumen aufgewacht. Den rechten Grund weiß ich nicht; vielleicht war der Kleine dadurch abgeſchreckt worden, daß er, bevor er recht ſchreiben konnte, einige Gedichte verfaßt hatte, die Engelmann nachher nicht drucken wollte. Das war in Heidelberg geſchehen und hatte Anlaß zu einem ergötzlichen Mißverſtändniß gegeben. Wilhelm war nämlich zum Buchhändler gelaufen, um ihm die Handſchrift mit den Worten zu übergeben: „Da, Engelmann, das ſollſt du drucken!“ Engelmann kam Nachmittags zu Helmina, um ihr ſein Bedenken gegen den angetragenen Verlag vorzulegen. Ohne Ahnung vom Genieſtreich des Buben, wähnte ſie, daß Engelmann von den Dichtungen eines jungen Mannes (ich glaube er hieß Wirtenner) rede, die ſie ihm kurz zuvor mit einer dringenden Empfehlung übergeben. Sie nahm ſich ihres Schützlings mit Wärme an. Man gerieth beinahe in Streit. Engelmann ſprach anzüglich von mütterlicher Verblendung. Die Frau von „noch nicht“ dreißig Jahren nahm das ſehr ungnädig auf: ſie glaube nicht, meinte ſie, ſchon dergeſtalt alt auszuſehen, daß man ihr einen Sohn in den Zwanzigen zuſprechen könnte. Jetzt endlich löste ſich das Mißverſtändniß zu endloſem Gelächter auf.

In das idyllisch trauliche Familienleben im bestaubten Schatten des Thiergartens fiel plötzlich eine Bombe. Vor Helminas und der Knaben erstaunten Augen tauchte wie aus dem Boden gewachsen eine bekannte Erscheinung auf. Einen gewaltigen Marktkorb am Arm, einen blauen Regenschirm in der Hand, erschien leibhaftig in Fleisch und Bein . . . die alte Babette. Sie hatte sich, ohne vorher nur zu schreiben, oder besser gesagt, ohne schreiben zu lassen, von Heidelberg aufgemacht, um „in Etapenmärschen" nach Berlin zu rücken. In ihrem Korbe brachte sie einige Bücher, überflüssige Papiere und unnützen Plunder mit. Sie wurde mit Rührung aufgenommen. Die Knaben freuten sich, ihre „alte Hutzel" wieder zu sehen.

Die alte Hutzel war kaum warm im Neste geworden, als sie ihre unverjährbaren Rechte geltend machte. Sie wollte die Haushaltung führen. Ihr Verlangen drang um so leichter durch, als die Majorin bereits ein Haar in den übernommenen Obliegenheiten gefunden. Helmina hatte Ansprüche erhoben, wie sie nicht ganz zu den Gewohnheiten der Hülsenschen Familie paßten. Die Dichterin verlangte eine möglichst kräftige Fleischbrühe; der andere Theil zog das weniger ausgekochte Rindfleisch vor. Die Knaben, stets hungrig wie Jagdhunde, speisten den ganzen Tag über Butterbrod, wodurch der Voranschlag der Ausgaben für den Bäcker merklich überschritten ward. Die Trennung vom Tisch erfolgte, aber in der freundschaftlichsten Weise und ohne die Gemüthlichkeit des Verkehrs zu stören; sie beseitigte vielmehr ein keimendes Mißverständniß, dessen Aufgehen bisher wol nur die

Dankbarkeit der Hülsen für den bei Hardenberg geleisteten Dienst zurückgehalten. Zweifelsohne wäre diese zarte Rücksicht auf die Vergangenheit später dem Mißbehagen erlegen; die Gegenwart streitet immerdar sieghaft gegen die Vergangenheit.

Es verstand sich wol von selbst, daß Wilhelm mit Beginn des Frühjahrs dem wiedereröffneten Turnplatz zueilte. Max sollte abermals zurückgehalten werden, aber Wilhelm ging zu Jahn, klagte diesem seine Noth, und der eifrige Turnvater säumte nicht, der allzuängstlichen Mutter den Kopf zurecht zu setzen. Ueberzeugt hatte er sie freilich nicht, aber zur Nachgiebigkeit gezwungen, ungefähr in derselben Weise, wie einige Jahre zuvor Horstig auf der Miltenburg. An ihrer Ueberzeugung war dem wackern Jahn auch blutwenig gelegen: er wollte nur die Jungen haben. Jeder Knabe war ihm werth, wie das Lamm dem guten Hirten; seine Widersacher sagten, er sei auf einen Turner versessen, wie der Teufel auf eine arme Seele. So machten denn die Brüder regelmäßig an jedem Mittwoch und Samstag die nachmittägliche Wanderung. Ihr Weg führte vom Potsdamer zum Halleschen Thore am Landwehrgraben hin. Jene Gegend, wo heutzutage ein Stadttheil seine langen Straßen ausdehnt, lag damals außerhalb der Ringmauer und war eine öde Wildniß von Holzplätzen und dürftigen Krautgärten am Gestade der cocytischen Woge des Canals. Vom Halleschen Thor führte ein sandiger Weg neben sumpfigen Wiesen mit abgestutzten Weidenbäumen zur Hasenheide, einem kleinen Walde auf anlaufendem Erdreich. Am unteren Rande des Waldes standen einige

Tabagien. Weitab davon auf der Höhe dehnte ſich der Turnplatz aus. Wilhelm und Max brauchten über anderthalb Stunden, um das Ziel zu erreichen; dennoch wurden ſie, trotz Sonnenbrand und Staub auf dem reizloſen Wege, nicht eher müde, als bis ſie Abends wieder zu Hauſe eintrafen.

Karow war mit den Gängen nach der Haſenheide durchaus nicht einverſtanden. Eigentlich wäre es ſeines Amtes geweſen, die Kinder zu begleiten, aber davon hielt ihn jene unüberwindliche Trägheit ab, welche zu den bezeichnenden Zügen ſeines Weſens gehörte. Er blieb alſo zu Hauſe, kam aber damit aus dem Regen in die Traufe, wenn auch nicht regelmäßig, doch ziemlich oft. Manchmal wurde nämlich Helmina von einer ängſtlichen Laune angefallen. Es „ſchwante“ ihr Böſes, wie ſie es nannte. Wie ſehr ſie ſolchen Wallungen ausgeſetzt war, iſt früher ſchon angedeutet worden. Bei derlei Gelegenheiten entwickelte ſie eine furchtbare Meiſterſchaft in der traurigen Kunſt, ihrer Umgebung völlig die Haut über die Ohren zu ziehen. Wer die Angſt durch vernünftiges Zureden zu beſchwichtigen ſuchte, hieß ein fühlloſer Selbſtling, wer ſie ſchweigend gewähren ließ, wurde ein Stock betitelt, und wer in den Jammer einſtimmte, ſchüttete vollends das Kind ſammt dem Bad aus. Verſpätete ſich aber die Heimkehr der Kinder einmal, ſo war der arme Karow wirklich ein Hofmeiſter in tauſend Aengſten.

Nun fügte ſich's eines Abends, daß die Turner dem in Berlin zufällig anweſenden E. M. Arndt einen Fackelzug brachten. Arndt wohnte bei ſeinem Freunde Reimer, dem Buchhändler, der in der Wilhelmsſtraße einen ſtatt-

lichen Herrenhof mit einem großen Garten besaß. Die Turner wurden durch das Hinterpförtchen in den Garten gelassen und die Kundgebung nahm ihren regelrechten Verlauf mit Liedern und Reden bei Fackelschein. Es wurde darüber ziemlich spät. Helminas Angst steigerte sich zur Verzweiflung, und in dieser machte sie sich auf den Weg, um bei der Polizei Nachforschungen nach ihren Kindern zu bestellen, die möglicherweise entführt, ermordet oder verunglückt waren. Eine Entführung erschien ihr als das Wahrscheinlichste. — Der General Zastrow und sein Anhang hatten, um ihre Niederlage zu rächen, den teuflischen Anschlag ausgeheckt, die Buben bei Seite zu schaffen. Babette unterstützte diese Ansicht mit gewichtigen Gründen: Morgens waren beim Kartenschlagen der Achter und Neuner in Schippen stets zum Hause gefallen, im Kaffeesatz hatten sich die allerbedenklichsten Zusammenstellungen ergeben und im Traume der letzten Nacht waren ihr viele Goldstücke in die Schürze geregnet. Karow mußte mit seinen Einwendungen vor solchen überwältigenden Beweisen verstummen. Er begleitete Helmina und Babette auf dem Wege zur Polizei. — Es war nur gut, daß Babette mitgegangen; mit ihren Katzenaugen entdeckte sie innerhalb des Potsdamer Thors an der Straße anderer Seite die heimkehrenden Knaben. Helmina und Karow würden sie nicht erkannt haben, Wilhelm und Max aber waren von den eben empfangenen Eindrücken noch viel zu befangen, um auf die Begegnenden zu achten. — Die Buben wurden rauh angelassen, aber ihre Verantwortung konnte nicht abgewiesen werden. Man hatte sie mitgeschleppt, ohne sie um ihre

Einwilligung zu fragen und ohne ihnen zu ſagen, daß die Sache ſo lange dauern würde. Aus dem Garten davon zu gehen, wäre weder ſchicklich noch möglich geweſen. Alle Schuld lag an Jahn. Helmina ſah das um ſo mehr ein, als es in ihren Gewohnheiten lag, ſich leicht zu beruhigen, ſobald ſie einmal ihr Feuerwerk losgebrannt. Wenn z. B. die Kinder etwas angeſtellt hatten und die alte Babette der erſten Hitze in den Wurf kam, ſo wurde ſie tüchtig ausgeſcholten: die Schuldigen kamen dann mit einem gelinden Verweis oder ganz ohne Verweis davon. Auch Karow mußte manchen Sturm aushalten, den er nicht verurſacht hatte, abgeſehen von jenen, die er ſelber ſich zuzog und die keineswegs gelinde abliefen. Manchmal entlud ſich das Donnerwetter auch über einem fremden Haupte, erſt in Form von Klagen, bald aber mit großer Kunſt den Punkt heraus findend, wo ſich unmittelbare Vorwürfe anknüpfen ließen. — Die Entſchuldigung der verſpäteten Knaben ward alſo angenommen. Karow bemerkte dazu, der Anlaß ſcheine ihm geeignet, die Gänge zum Turnplatz mit einer ſchönen Erinnerung abzuſchließen. Helmina ſtimmte bei, aber Wilhelm hatte in ſeiner Herzensangſt einen rettenden Einfall. „Vater Jahn wird glauben," ſagte er zur Mutter, „es ſei dir unlieb, daß wir geholfen, Arndt eine Ehre zu erweiſen." Mit dieſer Einwendung war Karow aus dem Felde geſchlagen. Am nächſten Turntag brachen die Knaben nach der Haſenheide auf, als wäre nichts vorgefallen.

Wilhelm durfte die Turnfahrt nach Großbeeren am Erinnerungstage mitmachen. Max blieb unerbittlich davon ausgeſchloſſen. Der Auszug von der Haſenheide war

dergestalt geordnet, daß die jüngste Altersklasse den Vortrab, die älteste die Nachhut bildete. Die Großen mußten sich daher dem Schritte der Kleinen anbequemen. Der gesammte Schwarm war in Reihe und Glied geordnet. Vor dem Ausrücken hielt Jahn eine Ansprache von gesundheitspolizeilichem Inhalt. Sie mahnte von allem unzeitigen Trinken, namentlich aus stehenden Gewässern ab. Der Vortrag war klar, eindringlich und bündig, ganz in Jahns bekannter Weise, deren körnige Derbheit ihm von mancher Seite den Titel Grobian zuzog. Die Abtheilungen der kleineren Knaben wurden von Vorturnern begleitet, welche die Ordnung handhabten. Am Abend wurde im Dorfe unfern des Brunnens „Thing" gehalten. Der Schwarm aß zu Nacht, was jeder einzelne sich mitgebracht, und bekam Wasser zu trinken, so viel er wollte. Zum Schlafen wurden die Abtheilungen in die dazu gemietheten Scheunen gebracht, um im Heu zu ruhen. Morgens gab es Kartoffeln in der Schale mit Salz, aber ohne Butter. Der Vormittag wurde auf dem Schlachtfelde unter Erklärung des Hergangs zugebracht. Mittags fanden sich Kleinhändler mit Lebensmitteln auf dem Lagerplatze ein, bei denen sich jeder nach Maßgabe seiner Mittel versorgte. Die Vorturner gaben jedoch Acht, daß die Kleinen keinen Schnaps tranken, dessen Verkauf nicht zu wehren stand, weil außer den Turnern sich viele Leute einzufinden pflegten, theils aus der Nachbarschaft, theils aus Berlin, so daß der Denktag sich zu einem Volksfeste gestaltete, wie es wohl von allem Anfang an in Jahns Absichten gelegen. Nachmittags zogen die Tur

ner in Reihe und Glied, wie sie gekommen, nach der Stadt zurück.

Helmina erfuhr im Sommer 1817 ein schweres Herzeleid. Sie wurde dick. Die schlanke zierliche Gestalt setzte Fett an und quoll auf wie eine Dampfnudel. Alle Kleider wurden ihr zu enge. Wer sie im Frühling gesehen, kannte sie im Herbst nicht wieder. Sie gerieth darüber in eine gelinde Verzweiflung, die sich oft zu Zornausbrüchen steigerte, wenn jemand das Unglück hatte, eine Aeußerung zu wagen, welche sich mehr oder weniger auf die Veränderung der Gestalt bezog. Ihre Erwiederung pflegte mit der Einrede zu beginnen, daß sie nur dick angezogen sei, um mit Anzüglichkeiten zu schließen, deren Grundgedanke in der Behauptung bestand, daß es unverschämt sei, sich in anderer Leute Angelegenheiten zu mengen.

Die Dichterin bekam das „Berliner Heimweh." Sie hatte schon lange genug in der Mutterstadt verweilt, um sich fortzusehnen. Am liebsten wäre sie nach Heidelberg zurückgekehrt. „Ein Hüttchen am Neckar" war fortwährend ihr holdester Traum. Sie hatte seiner Zeit in Heidelberg selbst schon Anläufe genommen, ein solches Hüttchen zu erwerben, und wäre vielleicht auch zum Entschlusse gekommen, wenn sie nicht zufällig den „Ausflug" gemacht auf welchem sie sich immer noch befand. Die Rückkehr hatte ihre Schwierigkeiten; von Berlin nach Heidelberg war es damals selbst auf dem gradesten Wege sehr weit. Schöne Gegend und billiges Leben mußten in geringerer Entfernung gefunden werden. In beiden Hinsichten wurde Dresden sehr gerühmt. Helmina fragte hie und da nach Dresdener Zuständen; alle Berliner, welche jemals dort

geweſen, wußten nur Gutes zu ſagen. In Dresden hatte die Dichterin liebe Bekannte, wie den Grafen Löben und Fräulein Thereſe von Winckell, die Malerin. Die Karten ſprachen ſich höchſt günſtig für „Elbflorenz“ aus. Kein Zweifel, Dresden war das gelobte Land, wonach Helmina ſchon ſo lange ſuchte. Sie konnte damals nicht wiſſen, daß ſie jenes Kanaan des Friedens und des gemächlichen Auskommens niemals finden würde, und zwar aus demſelben Grunde, aus dem ſie es bisher nicht gefunden. Wer Frieden haben will, muß Ruhe geben; wer auskommen will, muß Ordnung halten. Der Entſchluß einer Umſiedelung ſtand ſeit Monaten feſt; die Wahl, welche auf Dresden fiel, kam erſt kurz vor der Abreiſe zur Entſcheidung, die im Spätherbſt erfolgte.

Die wenigen Fahrniſſe wurden verkauft, bis auf einiges Bettzeug. Die Abſchiedsbeſuche nahmen nicht viele Zeit in Anſpruch, da Helmina ſchon einige Zeit zuvor mit dem Kreiſe ihres Umganges „entferntere Bekanntſchaft angeknüpft“ hatte. Außer Hitzig, der kleinlichen Empfindlichkeiten nicht zugänglich war, wird ſie kaum noch jemand in Berlin zurückgelaſſen haben, dem ſie in der Entfernung nicht lieber geweſen wäre wie in der Nähe. Und darunter befanden ſich viele, denen ſie im Grund werth war, und die ſich durch die Entfernung mit ihr ausſöhnten. Aehnliches hat ſich in Helminas Leben noch häufig wiederholt; man vergaß nach einiger Zeit die kleinen Mißſtände des Umganges mit ihr, um ſich mit warmer Freude der angenehmen Seiten des Verkehrs mit der geiſtreichen Frau zu erinnern. Gar viele, die noch leben, werden das

bezeugen können; manche haben nach dem Tode der Dichterin ſich in dieſem Sinne öffentlich geäußert.

Die Dichterin packte ſich mit den Kindern und Babette in den Wagen eines Lohnkutſchers und nahm ſeltſamer Weiſe auch Karow mit, um erſt in Dresden einzuſehen, daß ſie ihn beſſer zurückgelaſſen hätte.

6. Dresden.

Im Spätling 1817 ſiedelte Helmina nach Dresden über, wie ſie es nannte. Andere behaupteten, ſie habe nur ihr Zelt ein Stückchen Weges weiter getragen, um es wieder für ein Weilchen aufzuſchlagen und dann abermals fürbas zu ziehen; doch darin behielten die böſen Zungen nicht ganz recht, denn die wanderluſtige Dichterin ſollte ſechs Jahre hindurch in Elbflorenz bleiben, natürlich nicht ohne die herkömmlichen Unterbrechungen, von denen die längſte ungefähr acht Monate gedauert hat, ſo daß der Dresdener Aufenthalt wirklich eine Art von Anſiedelung vorſtellte. Sie iſt ſpäterhin in keiner Stadt mehr ſo lange geblieben, mit Ausnahme des letzten Aufenthalts zu Heidelberg, welcher ſich ungefähr auf ſieben Jahre erſtreckt haben wird, während welcher ſie dort fortwährend eine Wohnung hatte, wenn ſie auch nicht immer darin wohnte.

Die Fahrt von Berlin nach Dresden im Wagen eines Lohnkutſchers gehört zu den trübſten Erinnerungen von tödtlicher Langweiligkeit, welche ſich denken laſſen. Der Herbſt beſitzt in flachen Gegenden von trockener Beſchaffenheit durchaus keinen der Reize, die ihn in glücklicheren

wandern so angenehm machen. Der Sandweg, auf welchem der Wagen mühselig dahin schneckte, führte zwischen öden Stoppelfeldern und durch traurige Kieferwaldungen hin: die Dörfer sahen armselig aus. Man blieb, was heutzutage fabelhaft genug klingt, unterwegs zweimal über Nacht. Eine dieser Nachtherbergen bot das Städtchen Jüterbogk, ein gräßliches Nest, dessen Aussehen so barbarisch war wie die Zusammenstellung der Buchstaben seines Namens. Die einzigen angenehmen Stunden der Reise waren die, während welcher Wilhelm und Max die Erlaubniß erhielten, den Wagen zu verlassen, um sich draußen herumzutummeln. Bei der Langsamkeit, womit das Gefährt von der Stelle rückte, hätten sie alle mögliche Muße gehabt, die Dörfer rechts und links von der Straße zu besuchen, wenn es ihnen darum zu thun gewesen wäre. Wer in jenen Gegenden Eile hatte, dem blieb keine Wahl, als zu Fuße zu reisen. Wandernde Handwerksburschen wurden von den Fuhrwerken nicht überholt, sondern überholten im Gegentheil die Fuhrwerke, insofern diese nicht mit Extrapost und Vorspann befördert wurden. Max und Wilhelm dachten natürlich nicht daran, die Dörfer zu besuchen; sie kletterten an den Bäumen umher, sprangen über Gräben und Hecken, und wo sie einen Rübenacker fanden, machten sie es wie Rudolf von Habsburg, ohne zu wissen, daß sie sich auf ein so erlauchtes Beispiel hätten berufen können, wenn die Mutter das Verzehren von ungekochten weißen Rüben unstatthaft fand. Gegen das Essen der Rüben an und für sich hatte Helmina nichts einzuwenden; nur das Schmatzen mochte sie nicht hören, und bloß darum mußten sich

die Buben bequemen, ihre Beute außerhalb des Wagens zu genießen.

Die beiden hatten Berlin äußerſt ungern verlaſſen, weil ſie dadurch dem Turnplatz entrückt wurden. Darum vermerkten ſie auch die Unannehmlichkeit der Reiſe gar ſo übel, obſchon von jenen ungewöhnlichen Mühſeligkeiten nichts vorkam, welche anderthalb Jahre zuvor die winterliche Flucht von Köln unvergeßlich gemacht hatten. Das Wetter war ſchön, die Kleidung genügtlich. Die Jungen hatten im Frühjahr erſt neue Röcke bekommen, ſogenannte altdeutſche, und auf Karows Andringen waren ſie mit Stiefeln verſehen worden, obſchon Helmina dieſe ſchwere Fußbekleidung grundſätzlich verabſcheute, weil ſie den Gang plump mache. Aber die fehlenden Strapazen wurden reichlich durch die Vorgänge im Wagen aufgewogen. Helmina, von jeher ungeſtüm, war im Verlaufe des letzten Sommers nicht nur dick, ſondern eine entſchiedene Zänkerin geworden, während die von jeher widerborſtige Babette ſich zur vollendetſten Kratzbürſte ausgebildet hatte. Der Hofmeiſter Karow ſeinerſeits war, was die Süddeutſchen im Weſten einen Giftmichel nennen: wenn ihm die Galle über die Leber lief, ſpielte ſein Geſicht mit der krummen Naſe und den eingekniffenen Lippen alle Farben, und er beſaß Witz genug, um ſeinen Grimm mit ſcharfen Pfeilen des Spotts zu bewaffnen. Den lieben langen Tag gab es Reibungen, die oft in zeterndes Keifen ausarteten, wobei Babette zuweilen ihre Prügelſuppe bekam. Aber auch wenn man nicht zankte, wurden ſelbſt die geringfügigſten Dinge mit einer leidenſchaftlichen Rechthaberei beſprochen, welche damals

ſchon für Wilhelm noch widerwärtiger war als offenbarer Hader. Schon damals lebte im Knaben eine Vorliebe für beſchauliche Stille, die ſich ſpäter um ſo entſchiedener ausbildete, als er nicht dazu gelangen konnte, derlei zu genießen, ſo lange er unter der Obhut ſeiner Mutter ſtand. Er wußte freilich noch nicht, was ihm fehlte, und der dunkle Drang iſt ihm erſt in reiferen Jahren verſtändlich geworden; doch litt er darum nicht geringere Pein, wenn er, alle Fühlfäden einziehend, ſich nach Frieden ſehnte, während er mit Verzweiflung ſtundenlang darüber ſtreiten hörte, ob eine Leberwurſt mit oder ohne Roſinen beſſer ſei?

Am dritten Tage ward Dresden erreicht. Es war bereits dunkler Abend, aber noch zu früher Stunde am 7. Oktober 1817, als der Wagen durch die armſelig beleuchteten Gaſſen über das holperige Pflaſter rumpelte und endlich vor der beſcheidenen Herberge hielt, welche das „Kleine Rauchhaus“ genannt ward. Helmina hatte kaum den Fuß auf den Boden geſetzt, als ſie ſchon nach Fräulein von Winckell fragte. In einer kleinen Stadt kennt man ſeine Leute; der Wirth wußte Beſcheid. Das Fräulein, ſagte er, wohne im italieniſchen Dörfchen und ſei zuverläſſig daheim, da ſie Dienſtags immer Kränzchen habe. Jetzt war natürlich vollends kein Halten mehr. Ohne nur das beſtellte Zimmer zu betreten, geſchweige denn an das Ordnen der Haare oder gar ans Umkleiden zu denken, machte ſich Helmina mit den Kindern auf den Weg. Karow wollte mitgehen. Er ward mit dem Bedeuten zurückgewieſen, daß ſich das nicht ſchicke. Er nahm dieß ſehr übel auf, da er zur Familie zu gehören

glaubte, und die Verſtimmung dieſes Augenblicks war der ſichtbare Anfang einer Reihe von Mißverſtändniſſen, die, raſch auf einander folgend, in einigen Wochen zum Bruche führten. Zweifelsohne hatte Helmina unterwegs herausgefunden, daß ſie als einzelne Frau „von neunundzwanzig Jahren“ den jungen Hofmeiſter eigentlich gar nicht hätte mitſchleppen ſollen, während Karow ſeinerſeits in ſolcher Hintanſetzung der billigen Rückſichten auf das Urtheil der Welt eine Berechtigung zu höheren Anſprüchen erblicken mochte. Muthmaßlich meinte er, daß B ſagen müſſe, wer A geſagt; das B blieb jedoch nach dem ſchon bereuten A ungeſprochen, wie man ſpäter vernehmen wird.

Das italieniſche Dörfchen beſtand aus kleinen Häuſern am Elbeſtrand unfern der katholiſchen Kirche. Namen wie Urſprung verdankte es den wälſchen Künſtlern und Bauleuten, welche Auguſt der Dritte einſt zum Bau der Kirche berufen. Helmina hatte ſich den Weg beſchreiben laſſen, würde ihn aber in der wildfremden Stadt ſchwerlich gefunden haben, wenn nicht ein Herr, den ſie in der Wilsdruffer Gaſſe nach der Richtung fragte, ſie mit altſächſiſcher Höflichkeit bis vor das geſuchte Haus geführt hätte. Die Dresdener beſaßen damals einen Schatz von Zuvorkommenheit, von welchem das jetzige Geſchlecht nur wenig geerbt haben ſoll.

Die Schelle machte ihr Klingling, die Thüre ging auf. Eine kleine Roſe, kugelrund und nicht mehr ſo jung, als ſie gern geweſen wäre, fragte verwundert nach dem Begehren des fremden Beſuches zu ſo ſpäter Stunde. „Lotte!“ rief Helmina. — „Herr Jeſus!“ rief Lotte

entgegen. Sie hatte die Stimme wieder erkannt. Nach wenigen Worten drang Helmina wieder in die Stube. Das Erſtaunen der verſammelten Herren und Damen mag nicht gering geweſen ſein, als die dicke Geſtalt, nichts weniger als hochzeitlich gekleidet, ſich hereinwälzte; doch wurden die Geſichter freundlich, als die Damen vom Hauſe der fremden Erſcheinung um den Hals fielen und ſie als Helmina vorſtellten. Die Ankunft der berühmten Dichterin war etwas Neues und ſchon darum wichtig genug, alle kleinſtädtiſchen Bedenken in den Hintergrund zu drängen. Man bekam ja etwas zu erzählen, und jeder war ſicher, dadurch in ſeinem Kreiſe am nächſten Tage eine Perſon von Bedeutung zu werden, weil er Helmina geſehen und geſprochen.

Thereſe von Winckell (eigentlich „aus dem Winckell"), und ihre Mutter waren von Paris her mit Helmina befreundet. Thereſe hatte die Tage der Jugend hinter ſich, wie man ſich ungefähr denken kann, wenn ich hinzufüge, daß die Mutter nahe an achtzig Winter auf dem gekrümmten Nacken trug. Das Fräulein war Malerin und hatte eine Reihe von Jahren in Paris zugebracht, um Meiſterwerke der Napoleoniſchen Sammlungen nachzubilden. In ihrer Vaterſtadt Dresden beſchäftigte ſie ſich ebenfalls mit Nachbildung der Galeriegemälde, worin ſie eine ziemliche Fertigkeit entwickelte. Ich weiß nicht, ob ſie ſich auch in eigenen Schöpfungen verſucht hat; vielleicht habe ich's nur vergeſſen. In ihrem Hauſe verſammelte ſie an regelmäßigen Empfangsabenden einen hübſchen Kreis von Freunden und Bekannten um ſich, der hauptſächlich aus Künſtlern und Schriftſtellern be-

stand, worunter sich auch Mitglieder des Liederkranzes befanden, dessen Versammlungen in vierzehntägigen Zwischenräumen der Reihe nach in verschiedenen Häusern stattfanden, wie bei Friedrich Kind und andern Hofräthen. Zu Dresden gab es, beiläufig bemerkt, unendlich viele Hofräthe. Wer nicht wenigstens Hofrath, war so zu sagen nichts. Die Menschheit, welcher der Fürst Alfred Windischgrätz nachgesagt haben soll, daß sie erst beim Baron beginne, fing in Dresden viel bescheidener mit dem Hofrath an.

Der Empfang von Seite Thereses war herzlich der Form nach und vielleicht auch so gemeint, denn wenn sich die Malerin und die Dichterin auch nicht dauernd vertrugen, so wird das viel eher spätern Störungen zuzuschreiben sein, als einer von Anfang vorwaltenden Böswilligkeit. Helmina besaß, wie bereits erwähnt, eine unglückselige Gabe, auch da vor den Kopf zu stoßen, wo sie es von Herzen gut meinte, und ihrerseits war die Winckell eine essigsaure alte Jungfer, die trotz des längeren Aufenthaltes in Paris nicht zur Großstädterin geworden. Der Abend verlief blitzschnell und die Sitzung dauerte für Dresden übermäßig lange. Max schlief auf seinem Stuhle ein und purzelte auf die Diele. Man legte ihn in eine Sophaecke und das Vergnügen nahm seinen Verlauf, als wäre nichts geschehen, bis die alte Frau von Winckell die Aeußerung fallen ließ, daß es „etwas“ spät geworden. So wurde denn der Rückweg nach dem kleinen Rauchhause angetreten, den Wilhelm — mit dem treuesten Ortsgedächtniß begabt — ohne Mühe gefunden haben würde, hätte die Mutter nicht mit dem

entschiedenen Mangel an Ortssinn einen eben so entschiedenen Hang zur Rechthaberei verbunden. Sie wußte den Weg immer am besten, und da sie sich nichts sagen ließ, ward der Heimweg zu einer nächtlichen Odyssee von erklecklicher Ausdehnung, der zuletzt ein Nachtwächter das Ziel steckte.

Am nächsten Tage ward mit Gottes Hülfe eine Wohnung ermittelt und durch Vertrag mit einem Trödler eingerichtet. Wie selbiger Vertrag eigentlich lautete, weiß ich nicht; wohl aber weiß ich, daß sechs Jahre später, nach Helminas Abreise der Mann die Fahrnisse, welche er geliefert, mit andern, die gelegentlich sonst wo erkauft worden, an sich nahm, und dann erst noch bares Geld verlangte, was er jedoch schwerlich bekommen haben wird.

Die erkorne Wohnung lag ziemlich weit draußen. Man durchschritt außerhalb des Zwingers den berühmten Gang von uralten Bäumen, welcher die Ostra-Allee heißt, und gelangte an eine Seitenstraße, welche — gegen die Vorstadt Friedrichsstadt einbiegend — an der linken Flanke von einer hohen Gartenmauer, an der rechten von drei Häusern hinter zierlichen Vorgärtchen mit Pyramiden von Corneliuskirschenstauden eingefaßt war. Diese Häuser wurden nach dem Namen ihres Besitzers die Rochschen genannt. An der Rückseite zog sich ein Hof hin, welchen ein Bach, von drei Brücken überspannt, der Länge nach theilte. Jenseits begrenzte den Hof ein großer, aber stets versperrter Garten. In einem dieser Rochschen Häuser hatte Helmina Unterkunft gefunden und in der Nachbarschaft ein Zimmer für Karow gemiethet, wo er mit seinen Zöglingen studiren und schlafen sollte. Die letztere Auf-

gabe ward von den Dreien mit treuem Eifer gelöst: mit dem Studiren aber nahm man es nicht gar so genau. Karow bildete sich ein, nicht eher aufstehen zu können, als bis das Frühstück auf dem Tische stand. Babette übereilte sich nicht, den Kaffee zu bringen, besonders wenn ihr die Karte viel zu grübeln gab. Der Vormittag wurde dadurch sehr kurz, und Nachmittags war vom Lernen nie die Rede. — Wilhelm und Max rissen sich auch gar nicht ums Lernen. Sie hatten besseres zu thun; der romantische Hof mit seinen drei Brücken, die Ostra-Allee, der Zwinger mit seinen Orangenbäumen und Springbrunnen, vor allem aber die halbzerstörten Bollwerke neben dem Zwinger boten Tummelplätze dar, deren Reize durchzukosten die freie Zeit nie ausreichen wollte, wie reichlich sie auch zugemessen war. Spielgesellen fanden sich auch, und dann — was noch besser war — viele Feinde. Die Gassenbuben der benachbarten Friedrichsstadt erklärten das ungeschnittene Haar der fremden Knaben nicht nach ihrem Geschmack, was sie durch den im Chorus stets wiederholten Zuruf: „Langhäriger Ziegenbock!“ zu Tage legten. Wenn die beiden mit der Mutter gingen, schienen sie nicht auf den Spott zu hören, fanden sie sich aber unbewacht, so wurden sie stößig wie richtige Geisböcklein und balgten sich mit den Spöttern herum. Indessen ließen sie es nicht bei der Vergeltung allein bewenden, sondern ergossen ihrerseits die Schalen des Spottes über eine andere Gattung von Knaben, die ihnen nichts gethan hatten. Die Kinder anständiger Leute trugen damals in Dresden noch sehr häufig runde Hüte und die Hosen in den Stiefeln, so daß Fremde zu sagen

pflegten, ein ächter Dresdener Junge werde schon in Ueberstiefeln geboren. Wilhelm und Max fanden eine solche Mode nicht minder lächerlich, wie die Friedrichsstädter ihre langen Haare, und sie drückten ihre Ansicht nicht zarter und zurückhaltender aus, wie jene Ueberweiseritzer (die Trasteveriner Dresdens) die ihrige. Vorzüglich deßhalb liefen bei Helmina und dem Hofmeister zahlreiche Klagen ein, die aber nichts fruchteten. Sie hatte vielerlei andere Dinge im Kopf, und Karow mit dem Bestreben, sich in seiner Stellung zu halten, dergestalt zu schaffen, daß er an die Aufgaben der Stellung nicht mehr dachte.

Alte Bekanntschaften waren zu erneuern, eine Fülle von neuen anzuknüpfen. Unter den älteren stand in der Vorderreihe der dichtende Graf Otto Heinrich von Löben, dessen schon Erwähnung geschehen ist. Die Knaben hatten Löben sehr gern; sie freuten sich zu vernehmen, daß sie ihn sehen würden. Er befand sich noch auf dem Lande, ward aber täglich erwartet. Er hatte vor Jahr und Tag geheiratet und Wilhelm stellte sich die Gräfin so vor, wie Löben auf einem Spaziergang am Neckar die damals noch unbekannte Schönheit geschildert hatte, welche er einst zu finden und heimzuführen sich vorgenommen. Das Ideal war der Fouquéschen Gabriele von Montfaucon nachgebildet, ein hehres minniglicheſ Frauenbild von leuchtender Schönheit, von frischer Jugend, von stiftsmäßigem Adel und dabei sehr reich, für welchen letzteren Anspruch Löben eine Menge von aristokratischen Gründen anzuführen gewußt hatte. Die Wirklichkeit entsprach dem Ideal so wenig, daß Wilhelm deßhalb einen

förmlichen Haß auf die gute Gräfin warf, die doch fürwahr für die müßigen Reden eines träumenden Dichters am Neckarſtrande nicht verantwortlich ſein konnte. Frau von Löben war nicht ſchön, nicht einmal hübſch. Ihre Reize beſchränkten ſich auf eine Doppelreihe blanker Zähne, und die waren eingeſetzt. An Jahren hatte ſie doppelt ſo viel mitgebracht, als verlangt worden, ſo daß ſie dem Alter nach die Mutter des Ideals hätte vorſtellen können. Ihre Herkunft war keine ritterbürtige; dem Großvater war nicht an der Wiege geſungen worden, daß er als Cavalier ſterben würde. Auch mit dem Reichthum war es nicht weit her; die Gräfin hatte in etwa ſieben Jahren eine Rente von jährlich ſechstauſend Thalern zu erwarten, ſobald der Sequeſter erledigt worden, welcher auf dem Stammgute ihres Hauſes lag. Dafür aber war ſie eine geiſtreiche, feinfühlende Dame, eine vortreffliche Hausfrau, eine liebreiche Pflegerin ihres kränkelnden Gatten. Das alles verſtand der Knabe natürlich nicht zu würdigen, und wenn ihn vielleicht die liebenswürdige Leutſeligkeit der Gräfin von ſeinem Vorurtheil bekehrt haben würde, ſo kam es nicht dazu, weil das gute Einvernehmen zwiſchen ihr und Helmina nicht lange währte. Frau von Löben war nicht mehr zur Eiferſucht geneigt als die meiſten Weiber überhaupt, doch auch nicht weniger; Helmina aber beſaß unter ihren unglücklichen Gaben auch die, den Funken einer ſolchen Neigung zur Flamme anzufachen, und zwar bloß durch ihre unbefangene Zerſtreutheit. Sie trug nämlich in ihren ſchwimmenden blauen Augen einen Ausdruck tiefſter Innigkeit, womit ſie alles betrachtete, was ihr im Augenblick Theil

nahme einflößte, gleichviel ob dieſes Etwas ein Kind, eine Blume oder ein junger Mann war, und ſie that das um ſo argloſer, als ſie, von Kindheit auf kurzſichtig, gar nicht daran dachte, daß andere beſſer ſehen könnten wie ſie. Die Augen ihres Gegenübers am Tiſche ſah ſie nicht: wie hätte ſie ſich alſo eingebildet, daß ihre Augen vom Gegenüber unterſchieden werden könnten? Sie ſchien zu ſchmachten und zu liebäugeln, wo ſie nur Wolwollen auszudrücken meinte, und oft ſogar wo ſie an ganz entfernte Dinge dachte oder davon träumte.

Durch Löben wurde Helmina mit Malsburg bekannt, dem Dichter, von welchem der biſſige Adolf Müllner ſagte: „Malsburg ſchaut allnächtlich zu den Sternen und dichtet alltäglich.“ (Der Hieb bezog ſich auf ein Gedicht, das mit den Worten anfing: „Allnächtlich ſchau ich zu den Sternen,“ worüber ſich der Weißenfelſer ärgerte, weil er ſelber Aſtronomie trieb und das Sterngucken für eine ſehr ernſthafte Sache hielt.) Der Freiherr Ernſt von der Malsburg, kurheſſiſcher Geſchäftsträger am ſächſiſchen Hofe, war ein feines zierliches Männlein mit einer dünnen Stimme von hohem Ton. Obſchon bereits ein Dreißiger, ſah er noch ſehr jugendlich aus, wenn auch nicht jugendfriſch, und ſoll dieſes Ausſehen bis zu ſeinem Tode behalten haben, der im Jahr 1825 erfolgte. Seine Kleidung war gewählt, aber ohne den Ausſchreitungen der Mode zu huldigen, ſo daß die erleſene Feinheit nie eine Beithat von Geckenhaftigkeit mitführte, mit Ausnahme eines Spazierſtöckchens, auf deſſen halbmondförmigem Griff Malsburg ſein geſpaltenes Kinn in einer Art zu ſtützen liebte, die etwas Aeffiſches an ſich hatte. Er war

nicht bloß ledig, sondern trotz seiner jungen Jahre und seines noch jugendlicheren Aussehens bereits ein Hagestolz, der sich wie eine alte Jungfer von guter Erziehung eingerichtet hatte. Er bewohnte ein kleines Haus, unfern des Zwingers ganz allein mit seinem Bedienten und einer alten Haushälterin. Die engen Räume des Häuschens waren nach britischer Weise eingetheilt und ausgestattet, welche Malsburg durch einen längeren Aufenthalt in England liebgewonnen. Seine Vermögensverhältnisse waren ziemlich beschränkt, bis ihm ein paar Jahre später nach dem Tode seines Oheims das Stammgut heimfiel, um später an seinen jüngeren Bruder zu gedeihen. Dieser Oheim, von welchem als von einem Gönner Sydows schon die Rede gewesen, war derselbe, den Arndt in einem bekannten Gedichte „Herr Malsburg schlechtgeboren" schilt; indessen behauptete Ernst stets mit großer Wärme, daß hierin seinem Verwandten Unrecht geschehen sei, denn er habe die Angeberei nicht mit Vorbedacht getrieben, sondern nur ganz unbefangen in Kassel erzählt, daß er auf einer Reise dort oder da im Walde eine Anzahl von Landleuten bemerkt, von denen er nicht begriffen, was sie an jener Stelle zu thun gehabt. Jedenfalls entkräftete diese Vertheidigung des Neffen nicht die Thatsache, daß sein Oheim — wenn auch unwillkürlich — den Anlaß gegeben, daß Dörnbergs Anschlag gegen den König Jerome verrathen ward.

Zwischen Malsburg und Helmina gestalteten sich freundschaftliche Beziehungen von steigender Lebhaftigkeit. Er und Löben kamen sehr häufig zur Dichterin, was Karow übel zu vermerken sich herausnahm. Es gab hef-

.ige Auftritte. Eines Tages, als bei Tisch die Rede von Malsburgs Wohnung war, fragte Karow die Knaben, woher sie so genau Bescheid wüßten? — „Wir waren einmal bei ihm," versetzte Wilhelm. Max fügte hinzu: „Wir tragen immer Briefe hin." Flugs verabreichte ihm die Mutter eine Maulschelle, welche die Sache noch schlimmer machte, obschon sie wohlverdient war, denn die Knaben hatten in der That nur einmal eine schriftliche Botschaft befördert. Nachdem das verfängliche „immer" dergestalt besiegelt worden, sprach Karow nicht eben in zarten Andeutungen seinen Vorsatz aus, die beiden Hofschranzen aus dem Fenster zu werfen. Natürlich ließ er es so gut bleiben wie sonst manches, wessen er sich vermessen, und statt dessen that er in einiger Zeit etwas anderes, das er eigentlich nicht im Sinne gehabt: er ging nämlich nach Jena, um dort seine Studien zu vollenden. Die Vorstellungen Thereses und der dicken Lotte, vereint mit anderweitigen Mahnungen, hatten Helmina den Vorwand an die Hand gegeben, sich des unbequem gewordenen Hausgenossen zu entledigen.

Um vollends mit Karow abzuschließen, ist noch zu erwähnen, daß er ein paar Monate nach seinem Scheiden eines schönen Morgens wieder kam. Er hatte eine Unterredung mit Helmina; was sie miteinander gesprochen, weiß ich nicht, aber gewiß ist, daß eine Stunde nach seiner Ankunft Helmina und die Kinder ihn vor's Thor geleiteten und er sein Ränzel wieder auf dem Rücken hatte. Im nächsten Dorfe aßen die vier zu Mittag, worauf Karow seinen Stab weiter setzte und die andern zur Stadt zurück kehrten. Später meldete er einmal, daß er

Hauslehrer beim Grafen Stolberg geworden, und dann hat man nichts mehr von ihm vernommen.

Nach Karows Abgang kam Malsburg umso fleißiger, während sich Löben seltener machte. Ernst und Helmina übersetzten gemeinschaftlich ein paar Calderonische Dramen. Das waren gemüthliche Abende, welche die Familie Chezy entzückten und dem Gast auch hinlänglich gefielen, besonders nachdem es ihm gelungen war, ein paar verdrießliche Nebenumstände abzustellen. Er bat die Knaben in den rührendsten Tonarten seines „Silberstimmchens," in seiner Gegenwart keine Aepfel zu essen, und wiederholte seine Vorstellungen so oft, daß sie endlich nachgaben, obschon sie die wunderliche Grille nicht begriffen. Später haben sie freilich verstehen gelernt, welche Pein er dabei ausgestanden, und noch bis zum heutigen Tage kann ich das Schmatzen eines äpfelvertilgenden Kindes nicht neben mir vernehmen, ohne das Walten der Nemesis für Malsburgs Folter darin zu erkennen. Ein anderer Uebelstand erwuchs aus der Beleuchtung. Die Talgkerzen auf dem Tische wurden entweder mit einer sehr schlechten und übel schließenden Lichtputze oder gar mit den Fingern geschneuzt. Malsburg konnte nach den damaligen Gewohnheiten nicht wol eine andere Beleuchtung verlangen, wenn er sich nicht entschließen wollte, die Wachskerzen selber mitzubringen; doch über den „Weihrauch aus der Lichtputzscher'" durfte er sich mit Fug und Recht beschweren, und da die Klagen nichts halfen, so stiftete er eine englische Lichtschere in's Haus, welche dem übelriechenden Elend ein Ende machte. Der Dampf mußte ihn sehr gepeinigt haben und der Aufenthalt in dem einfachen Zimmer ihm sehr lieb ge-

worden sein, um ihn zu einem solchen Opfer zu vermögen: ich sage Opfer, weil ihm jede Ausgabe außerhalb des Voranschlags ein Greuel war.

Helmina zeigte die liebenswürdigste Laune, wenn in der Abenddämmerung der Schein aus der Klappe im Ofenthürchen das Zimmer beleuchtete, während der werthe Gast erwartet wurde, der an den bestimmten Tagen nach fünf Uhr kam, um bis acht Uhr zu bleiben. Hernach ging er in Gesellschaft, zum großen Verdruß der Dichterin, die ihn deßhalb ein Weltling nannte. Wenn er einmal ganz ausblieb, mußten die Knaben harte Reden gegen die schnöde Weltgesinnung vernehmen, aber nicht in Form einer Warnung für ihre eigene Zukunft, wie sie allenfalls am Platze gewesen wäre, sondern seltsamer Weise dergestalt gefaßt, als wären Max und Wilhelm ein paar leutesüchtige Salonmenschen, denen vor lauter Gesellschaftstreiben alles Gemüth abhanden gekommen. Es ist schon gesagt worden, daß es überhaupt in Helminas Gewohnheiten lag, die Anwesenden zu Sündenböcken für die Abwesenden zu machen: ich will hinzufügen, daß Wilhelm von Jahr zu Jahr dergleichen schmerzlicher empfand. Die Ungerechtigkeit empörte ihn, und das Gift wirkte um so gefährlicher, da er es still in sich hineinwürgte. Wenn ich nicht irre, hat schon der elfjährige Knabe angefangen, die Gründe der stillen Wuth zu verstehen, welche sich in solchen Stunden seiner bemeisterte und eine Schranke zwischen Mutter und Kind zog, bevor die von der Natur eingepflanzte Zärtlichkeit sie zur Blüthe des Vertrauens entwickeln konnte.

Die Arbeit des Uebersetzens wurde nicht mit Dampfkraft betrieben. Man ließ sich gehörig Zeit. Der Sinn

einer Rede wurde oft lange besprochen, bevor man daran ging, ihn auf seine Trochäenstelzen zu bringen. Zur Erleichterung des Geschäftes erhielt „Mäneken Lem" wohl auch die Weisung, Assonanzen in A, Au, Ei, Eu, I, O oder U zusammenzustellen. Oft gab dann ein Wort aus der Reihe den Schlüssel zum gesuchten Ausdruck für den Gedanken des Dichters. Zwei oder dreimal fügte sich's auch, daß der Knabe einen brauchbaren Vierfüßler fand, für den ihn Malsburg mit einem Schmatz auf die Wange belohnte.

Obschon Malsburg zu jener Zeit nicht die einzige Erscheinung von Einfluß und Bedeutung für Helmina war, so scheint es dennoch der Klarheit der Darstellung am zuträglichsten, wenn wir die Erinnerung an ihn der Hauptsache nach abwickeln, bevor wir zu andern Persönlichkeiten übergehen. Ohnehin machen diese Mittheilungen keinen Anspruch darauf, eine vollständige und streng geordnete Lebensbeschreibung zu liefern, und die synchronistische Erzählung wird in demselben Maße unzulässiger, in welchem die Erinnerungen reicher werden und sich klarer gestalten. Ich gehe also über den Winter von 1817 zu 1818 einstweilen hinaus, um später wieder darauf zurückzukommen.

Im Frühjahr unternahm Helmina ein romantisches Heldengedicht: „Die drei weißen Rosen." Den Stoff dazu gab die Schildsage des Hauses Malsburg. Die Form der Dichtung in achtzeiligen Stanzen war durch den Geschmack der Zeit bedingt und durch den Erfolg angeregt, welchen Ernst Schulze durch die bezauberte Rose errungen hatte. Das Gedicht war ein Werk von langem Athem,

und wäre gewiß nicht fertig geworden, wenn Helmina sich Zeit dazu gegönnt hätte, eine Unterbrechung eintreten zu lassen; der rasche Anlauf, den sie anfangs genommen, brachte sie glücklich bis zum Schlusse. Die dichterische Begeisterung allein würde dazu nicht ausgereicht haben, hatten sich nicht die persönlichen Beziehungen der nächsten Umgebungen als Schlepper vorgespannt. Das Gedicht war bestimmt, den theuren Namen Malsburg zu feiern. Es wurde stückweise dem verkörperten Inbegriff dieses Namens vorgelesen, und je freudiger seine Theilnahme sich aussprach, um so kräftiger regten sich die Schwingen der schaffenden Einbildungskraft. Die drei Rosen waren, um es kurz, aber bezeichnend auszudrücken, Nachtigallenschlag im Mai. Die Dichtung gehört zu den besten ihres Schlages, aber der Schlag selbst ist heutzutage verrufen, und so wäre es überflüssig, Vergleiche zwischen ihr und andern anzustellen. Wer kennt noch die bezauberte Rose anders als dem Namen nach? Wer weiß noch von Schulzes langweiliger Cäcilia, von Fouqués hochtrabender Corona? Wenn von deutschen Heldengedichten romantischer Art die Rede, nennt man Wielands Oberon, und auch den haben nicht gar zu viele gelesen. Dieses Schicksal hat übrigens — beiläufig bemerkt — Oberon mit vielen andern unsterblichen Werken gemein, die man auf Treu und Glauben bewundert. Die drei weißen Rosen erschienen im Taschenbuch Urania für 1820; eine besondere Ausgabe haben sie meines Wissens nicht erlebt.

Das Wort Weltling wurde im Winter 1818 zu 1819 in Beziehung auf Malsburg häufiger denn je vernom-

men, und die Knaben, welche zu jener Zeit gern tanzen gelernt hätten, bekamen, so oft sie von der Tanzschule anfingen, mit der verneinenden Antwort zugleich eine entsetzliche „Brudelsuppe“ über derlei schändliche Neigungen, durch welche ein Malsburg sogar verdorben worden. Das Schensal kam nur selten mehr, das spanische Stelzenlaufen hatte längst sein Ende erreicht, insofern es nämlich gemeinsam betrieben worden, und eines Abends platzte eine Bombe: wenigstens war es eine Granate. Das Ungewitter war eines von jenen, bei welchen der Regen den Wind niederschlägt. Helmine vergoß Ströme von Thränen: die stammenden Knaben begriffen nicht weßhalb. Malsburg versicherte mit diplomatischer Gelassenheit, er habe sich nicht im mindesten verändert und könne nichts dafür, wenn man seine Aeußerungen anders ausgelegt, als sie gemeint gewesen. Die Knaben zerbrachen sich vergebens den Kopf darüber, was er denn gesagt haben könne, das ihm mißdeutet worden. Endlich warf sich Helmina in die Sophacke und verbarg schluchzend ihr Gesicht. Malsburg hatte keine Hebebaume, sie aufzurichten, aber Geistesgegenwart genug, den günstigen Augenblick zum Rückzuge zu benutzen. Er spazierte hinaus und war wol schon an einem Dutzend der alten Bäume in der Ostra-Allee vorübergeglitten, als Helmina wieder eine Schleuße ihrer Beredsamkeit öffnete. — „Männeken ist fort,“ unterbrachen die Kinder den Erguß. Sie schnellte in die Höhe. — „Faust, ruft ihn zurück!“ schrie sie. Das Wort war kaum verhallt, so befand sich Wilhelm auch schon vor der Thüre und vor dem Hause, ehe Max sich nur besonnen, was eigentlich gesprochen wor-

den. Als er dem Bruder folgen wollte, war's zu spät. Helmina meinte, an einem Boten sei es übergenug, und der Kleine soll sich nicht erkälten. So geschah es denn, daß Max allein den Sturm aushalten mußte, während Wilhelm durch den Baumgang schlenderte und den Flüchtling richtig nicht einholte, ganz wie er's wünschte. — Wenn ich ihn einhole, philosophirte er, so muß ich meinen Auftrag ausrichten, und er läßt mich abfahren. Dann schilt mich die Mutter noch viel ärger aus, als wenn ich bloß so ungeschickt war, ihn nicht zu finden. Unter solchen Gedanken ging Wilhelm bis zu Malsburgs Hause hin und kehrte dann gemächlich heim, wo er hinlänglich spät anlangte, um den Sturm bereits beschwichtigt zu finden, da Max einfältig genug gewesen, sich durch eine schnippische Antwort etwelche Ohrfeigen zuzuziehen. Es hatte eingeschlagen und das Donnerwetter war umso schneller vorübergezogen. Einen Bruch mit Malsburg hatte der Auftritt nicht zur Folge; er kam nach wie vor gleich andern Bekannten in's Haus, doch erschien er eine geraume Weile hindurch nie allein. Ich glaube nicht, daß sich dies nur zufällig so fügte.

Helmina wurde zu den Abenden des Liederkranzes geladen und kam mit allen dichtenden Hofräthen der Abendzeitung in Berührung. Die selige Abendzeitung war der Brennpunkt des literarischen Lebens in Sachsen, wie der Gesellschafter in Berlin. Theodor Hell und Friedrich Kind besorgten die Redaction. Die Vignette auf dem Titel stellte eine antike Ampel dar, welche ein kleiner Genius aus einem Kruge füllte, weßhalb man zu sagen pflegte: „Kind gießt Oel in die Lampe, damit Theodor

hell brenne.“ Kinds Name hat noch zu einem andern bekannten Scherz Anlaß gegeben. Weil er den Text zur Oper Freischütz geschrieben und bei dem ungeheuern Erfolg der Musik die Dichtung dergestalt als Nebensache behandelt ward, daß man immer nur von Karl Maria von Weber sprach, warfen die Freunde des Dichters die Frage auf: „Was wäre Maria ohne Kind?“

Hell hieß mit seinem bürgerlichen Namen Wintler. Er zeichnete sich durch unermüdliche Rührigkeit aus, womit er ein paar städtische Aemtchen, eine Anstellung bei der Theaterverwaltung, den Betrieb einer Uebersetzungsfabrik und andere Geschäfte versah, durch welche er, wie die Yankees es heißen, „sein Leben machte.“ Bei alledem behielt er Muße genug, Reime zu schmieden, die oft gar nicht übel ausfielen, und sein Leben zu genießen. Er liebte die muntere Geselligkeit, vor allem Wein und Weiber. In Bezug auf letztere sind zwei bemerkenswerthe Umstände zu erwähnen; erstens mißbrauchte er die Befugniß, welche einem geistreichen Manne zusteht, häßlich zu sein; zweitens ist er, trotz der Zügellosigkeit seiner Neigungen, uralt geworden und erst im Jahr 1855 oder 1856 gestorben. Kurz vor der Zeit, in welcher Helmina nach Dresden kam, hatte Hell im Begriffe gestanden, sich mit der Dichterin Agnes Franz zu verheiraten. Agnes hatte aus ihrem Vaterstädtchen (Zittau, Chemnitz oder sonst einem Krahwinkel) Gedichte an die „Vespertina“ gesandt, wie man im gelehrten Sachsen die Abendzeitung gerne nannte; die Aussprache lautete: Feschberdine, gedehnt und singend. Aus der Zusendung der Gedichte, die nicht mißfielen, entspann sich ein Briefwechsel,

der immer lebhafter ſich geſtaltend, endlich den Wunſch nach perſönlicher Bekanntſchaft gebieteriſch voranſtellte. Hell hatte keine Zeit, nach „Dingsda“ zu reiſen, mithin mußte Agnes nach Dresden kommen, um den Mann zu ſehen, mit dem ſie bereits ſo gut wie verlobt war. Sie kam, um den Bund der Seelen zu beſiegeln, doch war der Erfolg ein entgegengeſetzter von dem, welchen man beiderſeitig erwartet hatte. Die Futterale der ſchönen Seelen zeigten ſich noch abſtoßender, wie der Inhalt anziehend. Agnes erſchrack vor der Häßlichkeit ihres Herzallerliebſten und ihre Erſcheinung würde auch beſcheideneren Anſprüchen, als Hell ſie zu machen pflegte, nicht genügt haben. Sie war eine arme Natur, klein, dürr, nicht ganz grade gewachſen und mit keinem andern Reize begabt, als mit ein paar ſeelenvollen Augen, die, obſchon zu den ſchönſten gehörend, welche je in nußbraunem Glanze geſtrahlt, doch nicht ausreichten, alle Mängel auszugleichen. Nachdem der erſte Schrecken überſtanden, hatten die beiden Geiſt genug, gute Freunde zu werden, was ſie meines Wiſſens auch geblieben ſind.

Der älteſte von den Hofräthen war Böttiger, ein wohlgenährter Greis, der beim Reden immer die Augen zukniff, wodurch er vollends das Ausſehen einer ſpinnenden Katze gewann. Was ihm von Kunſtleiſtungen vorkam, lobte er überſchwänglich, und die leutſelige Neigung war es, welche einſt Tieck den Anlaß gegeben, ihn im geſtiefelten Kater mit der genialſten Keckheit zu verſpotten. Im Liederkranze hörte Böttiger den Vorleſungen mit geſchloſſenen Augen zu, um dann zum Schluſſe aus Leibeskräften Beifall zu klatſchen. Von den Vorleſern hat

keiner ihm Unrecht gegeben, obschon die bösen Zungen behaupteten, der alte Herr habe die geschlossenen Augendeckel mißbraucht, um dahinter zu schlafen. Zu dieser Verläumdung gab der Umstand Anlaß, daß Böttiger hie und da seinen Beifall nicht unmittelbar nach Beendigung des Vortrags spendete, sondern nach einer Weile, welche er verwendet hatte, noch in der Erinnerung an das Vernommene nachzuschwelgen, bis er, durch eine angebotene Tasse Thee aus dem Nachsinnen gestört, ein Solo klatschte. Dann hieß es, er habe geschlafen, und die natürliche Auslegung des Vorgangs überzeugte niemand als den Dichter. Böttiger besorgte die Besprechungen der theatralischen Leistungen in der Vespertilio — ich wollte sagen Vespertina. Niemals hat er dadurch der Redaction von Seiten der Theaterleute Händel zugezogen, ja nicht einmal zu jenen Beschwerden Anlaß gegeben, welche so oft die beklagenswerthe Folge versuchten Todtschweigens sind. Selbst die Statisten erhielten zuweilen ein anerkennendes Wort. Das eigentliche Fach Böttigers war die Archäologie, worin er Anerkanntes geleistet hat. Anziehend waren seine mündlichen Erklärungen der Antiken im japanischen Palast bei Fackelbeleuchtung. Seine schönsten Jahre hatte er in Weimar zugebracht, wo er namentlich mit Wieland befreundet gewesen sein soll. Außer dem Lobhudeln war seine hervorstechende Schwachheit die Sucht, bei Gastmälern in großen Häusern zu erscheinen. Wenn Elise von der Recke einmal versäumt hatte, ihn zu einem Gastgebot einzuladen, so fand er sich eine Weile nach Beginn der Tafel in der Straße ein, machte sich im Hofe zu schaffen und kam hinter dem

Schwarm der scheidenden Gäste wieder zum Vorschein, damit die Nachbarschaft glaube er, sei „auch dabei gewesen.“ Was die Nachbarschaft gesehen, ward durch die ganze Stadt getragen und am andern Tage Ihrer Majestät der Königin hinterbracht, Böttiger habe mit dem und jenem bei der Rede gespeist.

Die Königin ließ sich an jedem Morgen über die Vorgänge in der Stadt ausführlichen Bericht erstatten. Ueberhaupt bekümmerte sie sich um alle kleinen Angelegenheiten der Stadt. Das lebende Geschlecht war unter ihren Augen aufgewachsen. Sie kannte die meisten Gesichter der Einheimischen. Das Fenster, an dem sie einen bedeutenden Theil des Tages zubrachte, beherrschte die Aussicht auf den Zugang zur Brücke; sie hatte mithin die Schlagader des Verkehrs vor Augen. Fremde, die sich einige Zeit hindurch zeigten, waren ihr bald so bekannt, wie die Eingebornen selbst; man mußte ihr Auskunft, so genau wie möglich, über die Verhältnisse derselben verschaffen. Sie besaß von Natur für Gesichter und Namen ein außerordentlich treues Gedächtniß, und die ursprüngliche Anlage hatte sich durch lange Uebung zur bewundernswerthen Fertigkeit entwickelt.

Der König beging im Jahr 1818 sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum. Seiner äußeren Erscheinung nach war er sogar für das zopfige Dresden noch ein Bild aus verschollenen Tagen. Man erblickte ihn nie anders als in der Hoftracht, worin er vor so vielen Jahren jung gewesen. Man wird es einem Greise nie verdenken dürfen, wenn er die Tracht seiner Jugend gerne beibehält, worin er einst vor schönen Augen Gnade fand. Dazu hatte

Friedrich August mancherlei triftige Gründe, mit der Neuzeit nicht zufrieden zu sein. Sie hatte ihm, um nur eins zu erwähnen, zwei Drittel seines Gebietes genommen, so daß das Königreich viel kleiner an Umfang war, als einst das Kurfürstenthum gewesen. Das Stückchen, welches ihm geblieben, regierte er mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Man gab ihm allgemein den Beinamen des Gerechten. Von den Regierungsformen, für welche die Welt damals zu schwärmen anfing, wollte er natürlich nichts wissen. Er brauchte sich um so weniger darum zu kümmern, als er seinem Volke durchaus nichts dergleichen versprochen hatte, um es zum Aufstande gegen den corsischen Zwingherrn zu bewegen. Im Gegentheil, seiner Auffassung nach waren die sächsischen Regimenter, welche in der Leipziger Schlacht sich für die heilige Sache des Vaterlandes gegen Napoleon erklärt hatten, Rebellen und Hochverräther. Wenn es nach seinem Sinne gegangen, hätte der Henker die Fahnen verbrannt, die Degen der Offiziere zerbrochen und die Mannschaft gezehntet. Er begriff nicht, wie einer seiner Sachsen in politischer Hinsicht noch etwas anderes vorstellen könne, als einen k. sächsischen Unterthan. Unter den vielen Neuerungen war ihm auch die verhaßt, daß sogar Bürgersleute mit Sie angeredet sein wollten. „Sie" zu sagen lief wider seine Grundsätze; da er aber ein wohlwollendes Herz besaß und niemand kränken wollte, so schlug er einen Mittelweg ein, wenn er genöthigt war, mit einem Bürger zu verkehren, was selten genug vorkam. Er pflegte in solchen Fällen seine Reden dergestalt zu stellen, daß er weder Er noch Sie zu sagen brauchte.

Wenn ihn seine Sprachfertigkeit im Stiche ließ, half er sich mit „man“. Wie er es in diesem Stücke mit seinen Cavalieren gehalten, weiß ich nicht; ich bilde mir ein, daß er mit ihnen französisch geredet. — Auch die Jagd liebte er nach alterthümlicher Weise zu üben. Zu gewissen Jahreszeiten fuhr er regelmäßig am Donnerstag nach Moritzburg, um ein Wildschwein wenigstens mit dem Schattenspiel der Ritterlichkeit von ehedem zu erlegen. Um ein hauend Schwein so anlaufen zu lassen wie einst, war er freilich zu schwach geworden; darum wurden den Ebern, welche die Ehre genießen sollten, von Seiner Majestät erlegt zu werden, zuvor die Fänge ausgebrochen. Zudem mußte das Schwein gehörig von der Meute „gedeckt“ sein, bevor man es zur Audienz ließ. Dann aber geschah es jedesmal, daß die welke Hand ohne zu zittern den borstigen Keuler ganz regelmäßig auflaufen ließ, und die Jäger, welche rechts und links mit gefällter „Saufeder“ stoßfertig neben dem König standen, niemals nöthig hatten, mit ihren Eisen nachzuhelfen. — Das Jubiläum wurde mit großem Pomp und noch größerer Herzlichkeit begangen. Am Festabend spannte sich ein großartiger Regenbogen über die Elbbrücke, und das Volk freute sich, bei dieser Gelegenheit auch einmal einen Regenbogen von hinten zu sehen.

Der König hatte zwei Brüder, Anton und Max, von denen der letztere allein männliche Nachkommenschaft besaß. Anton war ein mürrischer und starrköpfiger Mann, der die Zumuthung, zu Gunsten seines Neffen der Thronfolge zu entsagen, sehr übel aufgenommen; man hatte ihm natürlich vorgestellt, daß er nach seines Bruders

Hintritt ein Greis ſein würde, für den es nicht mehr der Mühe werth ſcheine, ſich noch für ein paar Jahre mit der Krone zu ſchleppen. Ohne auf ſolche Vorſtellungen zu hören, wartete er ruhig ſeine Zeit ab, und wirklich hat er nach ſeines Bruders ſechzigjähriger Regierung noch neun Jahre lang den Purpur getragen (1827 bis 1836). Viele Freude wird er nicht dabei erlebt haben, beſonders im Jahre 1831, wo er genöthigt wurde, ſeinem Lande eine moderne Verfaſſung zuzugeſtehen. Max, der zum voraus der Thronfolge entſagt hatte, erzog ſeine Söhne in einer Weiſe, welche den alten Zöpfen ein Gräuel war. Die Prinzen gingen ſogar (horribile dictu) zu Fuße durch die Stadt ſpazieren. Das galt in Dresden für das Aeußerſte, was eine fürſtliche Perſon thun könne, bis man ſpäter bei einem Beſuche des Königs Max Joſeph von Baiern noch ganz andere Dinge erlebte. Der König ging nämlich ganz unbegleitet umher, ſprach zuweilen mit gemeinen Leuten auf der Gaſſe und ſoll ſogar einmal in ein Wirthshaus eingefallen ſein, um ein Glas Bier zu trinken. Letzteres war jedenfalls übertrieben; höchſtens kann er den Trank nippend gekoſtet haben, denn was man damals zu Dresden Bier nannte, war alles mögliche, nur kein Bier.

Die ganze königliche Familie war Sonntags in der katholiſchen Kirche während des Hochamtes zu ſehen, wo ſich außer einer großen Menge von Gläubigen auch die ſchöne Welt einfand, um die Muſik zu hören. Die Muſik war ausgezeichnet, und man hörte dabei auch etwas, das ſonſt nirgends mehr in Deutſchland zu finden war, nämlich einen wälſchen Hämmling. Wenn man die Archi-

tektur der Kirche, das Altarblatt von Raphael Mengs, den gepuderten König betrachtete und den Caſtraten trillern hörte, fühlte man ſich um zwei Menſchenalter zurückverſetzt. In dieſer Beziehung wird auch der galonirte Schweizer zu erwähnen ſein, welcher ſtrengſtens darauf hielt, daß ſchon beim Eingange Männlein und Weiblein ſich trennten, um je nach den ihnen beſchiedenen Seiten zu gehen. Die feinen Leute waren dieſem Schweizer beſonders auffäſſig, weil er kein müßiges Geplauder duldete. Die Aufſicht, welche er übte, fiel um ſo ſtrenger aus, weil er die Mitglieder der verhältnißmäßig kleinen katholiſchen Gemeinde von Angeſicht zu Angeſicht kannte, demnach alſo recht wol zu unterſcheiden wußte, wer ſich nur als Zuhörer zur Muſik eingefunden. Den Zutritt konnte er ſolchen Neugierigen nicht verſagen, aber er trug Sorge, daß ſie eine Andacht, welche ſie nicht theilten, wenigſtens ungeſtört ließen.

Unter den Bekannten der Winckell befand ſich ein junger Maler Namens Flor, der ſich nicht ohne bedeutenden Erfolg mit dem Stellen lebender Bilder beſchäftigte. Derlei Bilder, im geſellſchaftlichen Rothwälſch kurzweg als „Tableaux“ bezeichnet, gingen ſtark im Schwange. Flor richtete alsbald ſein Augenmerk auf Helminas Knaben, die ihrer langen Haare wegen ihm ſehr brauchbar erſchienen. Die Dichterin machte keine Schwierigkeiten, doch verbat ſie ſich ausdrücklich, daß die Kinder Leichen darſtellten. Sie hatte die Niobegruppe der Eliſe Bürger nicht vergeſſen. Flor fand gegen dieſen Vorbehalt durchaus nichts einzuwenden. Er machte fleißigen Gebrauch

von lebenden Puppen, und damit noch nicht zufrieden, malte er auch die Knaben lebensgroß in ganzer Figur.

Helmina verſäumte nicht, bald nach ihrer Ankunft in Dresden ſich beim preußiſchen Geſandten zu melden. Freiherr von Oelßen nahm die Dichterin ſehr zuvorkommend auf, ſtellte ſie ſeiner Gemalin vor, zog ſie in ſeine Geſellſchaft. Aus der Bekanntſchaft entwickelte ſich bald ein Verhältniß von freundſchaftlicher Herzlichkeit, das im Laufe der Jahre keinerlei ernſtliche Störung erfahren hat. Frau von Oelßen verband mit einem feinen Verſtand eine bombenfeſte Herzensgüte und war jener Empfindlichkeit nicht zugänglich, wodurch ſo viele gute Freunde Helminas erkältet oder gar in Widerſacher verkehrt worden ſind. Man darf freilich auch nicht überſehen, daß Helmina mit der aufrichtigen Zuneigung für dieſe Dame eine gewiſſe ſchüchterne Zurückhaltung verband, die ihrem Weſen ſonſt fremd war. Ich weiß nicht, wie die anſpruchsloſe und natürliche Frau von Oelßen dazu gekommen iſt, ein ſolches Gefühl einzuflößen.

Ein Vetter Oelßens, in Kurland anſäſſig, verweilte mit ſeiner Familie auf Beſuch in Dresden. Seine Gemalin, eine geborene Drachenfels, fand ebenfalls großes Wohlgefallen an Helmina, wie dieſe an ihr. Dieſe kuriſchen Oelßen beſaßen für Max und Wilhelm einen großen Vorzug vor den preußiſchen: ſie hatten einen Sohn, Fedor, der zu ihnen als Spielgenoſſe paßte, während der Sohn des Geſandten, der vierzehnjährige Theodor, ſchon zu groß, und das Töchterlein Marie noch zu klein für ſie war. Fedor war ein Junge nach ihrem Herzen, eben ſo wild und unbändig wie die beiden, obſchon ein bis-

chen beſſer gehütet, da er einen Hofmeiſter beſaß, der nicht nur mehr von ſeinem Fache verſtand, wie Karow, ſondern auch in ſeinem Werke beſſer unterſtützt ward. Nach Karows Abgang erhielt Max die Vergünſtigung, mit Fedor am Unterricht des Herrn Harſ (oder Harff?) theilzunehmen. — Wilhelm wurde in die Kreuzſchule geſchickt. Man ſetzte ihn in die ſechste Claſſe, wogegen er indeſſen ſchon nach acht Tagen Verwahrung einlegte. Er behauptete, alles das ſchon zu wiſſen, was er in Sexta erſt lernen ſollte; der Rector nahm ſich ſelber die Mühe, den beſchwerdeführenden Sextaner zu prüfen, und ſprach ſofort die Verſetzung nach Quinta aus.

Wenn es je eine Anſtalt von veralteten Einrichtungen gab, ſo war es die Kreuzſchule. Den Knaben wurde nichts gelernt, als Lateiniſch und Griechiſch. Ein ganz klein wenig Geſchichte ward vorgetragen, aber ſo ungenügend, daß der Lehrer nicht einmal die Schüler daran erinnerte, zu Hauſe auf einer Weltkarte nachzuſchauen, um ſich die Lage der Länder klar zu machen, von denen er geſprochen; im Schulzimmer hing nie eine Karte, da keine Geographie gelehrt wurde. Alle Zeit, aller Fleiß, aller Ernſt galten den Claſſikern allein, oder beſſer geſagt den Vocabeln der Claſſiker, denn der tiefere Sinn des Inhalts ſchien Nebenſache. Die Quintaner laſen den Cornelius Nepos: über die Männer, deren Lebensbeſchreibungen das Buch enthält, verlor der Herr Magiſter nie ein Wort. Die Andeutungen, worin der Autor große Thatſachen berührt, blieben ſtets unerklärt, inſofern ſie nicht eine grammatikaliſche Schwierigkeit enthielten, die allerdings erörtert werden mußte. In den höheren Claſſen

gings auch nicht beſſer zu: wenn in Quinta die Hauptſache an Cimon ſchien, wie der Name im Genitiv und Dativ lautete, ſo war in Quarta beſonders wichtig, daß Miltiades den Perſern im Aoriſtos entgegen trat, und daß Themiſtokles die Seeſchlacht von Salamis mit dem geſchichtlichen Präſens ſchlug. In Tertia wars derſelbe Fall; wenn die Jungen nur grammatikaliſch richtig überſetzten, ſo brauchten ſie die Bedeutung des Inhalts nicht zu verſtehen. Die Secunda war nur zufällig und ausnahmsweiſe in einigen Stücken beſſer geſtellt, weil der Conrector, Baumgarten Cruſius, ein Mann von regem Geiſte, dieſe Claſſe unter ſeiner beſondern Obhut hatte. Er war auch als ſchöngeiſtiger Schriftſteller bekannt. In Prima, welche der Rector Gröbel ſelbſt leitete, war dagegen wieder die ſteifſte Pedanterie Trumpf. Gröbel, ein kleiner dicker Mann von barſchen Manieren, war das Muſter eines Schulfuchſes, ganz der Mann nach dem Herzen der langen Reihe von Schulmonarchen in der Fürſtenſchule von Pforta oder von Meißen. Man ſagte ihm nach, er habe einen Haß auf den Conrector geworfen, weil dieſer einen modernen Backenbart trug. Der Backenbart, welcher ſich halbmondförmig gegen den Mundwinkel hinzog, war damals, was ein paar Jahrzehnte ſpäter der Schnurrbart, und noch ſpäter der Vollbart vorſtellte, das Aushängeſchild der Neuerungsſucht.

Die Kreuzſchule hatte eine Anzahl geſtifteter Plätze. Die Alumnen trugen als Uniform den ſchwarzen Frack, ſchwarze Hoſen in den Stiefeln und ſchwarze Zeugmäntel, und da bekanntlich nichts ſcheußlicher ſich ausnimmt, als ein ſchwarzer Frack von grobem Tuche, ſo kann man ſich

leicht vorstellen, wie die besagten Stiftlinge ausgesehen haben. Sie lernten außer Lateinisch und Griechisch auch noch Singen und Hungern, um sich zu ihrem künftigen Berufe als Schulmeister und Pastoren vorzubreiten. Nach uraltem Herkommen mußten sie „Currende singen." Diese Kunstleistungen im Wind und Wetter boten einen jammervollen und zugleich unbeschreiblich lächerlichen Anblick dar. Denkt euch ein Dutzend schlotteriger Gestalten in grobem schwarzem Tuch, die im Halbkreise vor einem Hause stehend ein geistliches Lied singen, um ein paar Pfennige zu erhalten. Allerdings ruhte auf dem alten Herkommen auch eine geschichtliche Weihe; gar mancher, dessen Name zu den unsterblichen gezählt wird, hat seine Laufbahn als Currendschüler begonnen; aber er ist nicht darum berühmt geworden, weil er im schwarzen Mäntelchen vor den Häusern sang, denn sonst könnte es jeder Feldscher durch Schinkenessen und Kegelschieben zum Schiller bringen.

Wilhelm lernte in der Kreuzschule tapfer darauf los, ohne zu wissen, daß er drei Viertel seiner Zeit nützlicher hätte verwenden können. Ich rede grade nur von der Schulzeit und schweige von der Muße, die ihm übrig blieb, weil er bei seinem schnellen Fassungsvermögen außer den Schulstunden fast nichts zu thun hatte. Er besaß, was man ein glückliches Gedächtniß nennt, doch traf die Bezeichnung nicht ganz zu, denn selbiges Gedächtniß war leider nicht überall zuverlässig. Der Knabe lernte rasch und ohne Anstrengung, aber er vergaß auch bald wieder. Dagegen ist ihm alles, was er erlebte, in treuer Erinnerung geblieben.

Unter den Unterrichtsgegenſtänden durfte natürlich die religiöſe Unterweiſung nicht fehlen. Der Knabe, welcher vom Unterſchied der Bekenntniſſe wenig wußte, da er bisher in dieſer Beziehung als Wildling aufgewachſen, ließ ſich ganz geduldig Roſenmüllers lutheriſchen Katechismus vortragen. Endlich kam irgend etwas vor, wobei in ſcharfer Weiſe von „papiſtiſchen Irrlehren“ die Rede war; da erinnerte ſich der Knabe, daß er ja katholiſch ſei, und obſchon er keinen Begriff von der eigentlichen Bedeutung des Wortes hatte, ſo regte ſich doch der Geiſt des Widerſpruchs in ihm. Er nahm Aergerniß an dem feindſeligen Ausdruck, und als die Reihe an ihn kam, Rede und Antwort über das Vernommene zu geben, ſagte er: „Herr Magiſter, ich bin ja katholiſch.“ — „Nun, wir lehren juſt auch keine Hexerei,“ verſetzte der Magiſter und rief den „Sequens“ auf. Fortan wurde Wilhelm nicht mehr aus Roſenmüller gefragt, doch nahm er am Religionsunterricht Theil, bis eines Tags der Rector verfügte, er habe die Stunde immer in einer andern Claſſe als Hoſpitant zuzubringen.

Es wird hier der Platz ſein, gleich hinzuzufügen, daß ungefähr ein Jahr ſpäter Helmina veranlaßt wurde, ihre Söhne endlich einmal in der Religion unterweiſen zu laſſen. Muthmaßlich hatte (wie früher ſchon angedeutet worden) die alte Babette Gewiſſensſcrupel empfunden und ſich an ihren Beichtvater gewendet. Dadurch war die Sache zur Kenntniß des Biſchofs gelangt und dieſer hatte ſich angelegen ſein laſſen, Ordnung zu machen. Die näheren Umſtände des Hergangs ſind mir nicht bekannt geworden; ich weiß nur, daß Helmina ſehr un-

wirsch darüber wurde und sich geweigert zu haben scheint, Geld für den Unterricht auszugeben. Statt des Lehrers aus der katholischen Schule, der sonst dazu berufen gewesen wäre, übernahm ein angesehener Geistlicher, der Pater Wende, eine Sendung, deren Schwierigkeiten hier nur insofern erwähnt seien, als nicht verschwiegen bleiben soll, daß dieser wackere und treue Diener des Herrn sie tapfer überwunden hat. An dem Grunde, welchen er gelegt, scheiterten alle späteren Anstrengungen Helmina's und vieler ihrer Freunde, die Knaben zum Abfall von der Kirche zu verleiten.

Wie ruhig steht das, wie gelassen steht noch manches andere auf dem Papiere, einer Brandstätte gleich, deren schwarzgeräuchte Trümmer frisches Grün verhüllt. Eine Gesellschaft sitzt plaudernd im Schatten der Buchen zwischen den zerstörten Mauern und redet mit Gleichmuth von dem Schreckenstage, an welchem der Brand so grausam Dach und Fach zerstörte: der davon erzählt, hat den Jammer selber durchgemacht, und doch spricht er davon, als wäre ihm die ganze Angelegenheit wildfremd. Als wäre? O nein, sie ist's. Alle Personen, von denen er redet, gehen ihn ja nichts mehr an. Lust und Leid des Knaben, des Jünglings sind verrauscht und verflogen; mit dem besten Willen wäre er nicht mehr im Stande, sie sich noch zu Herzen zu nehmen. Und diesen Willen hat er nicht einmal. Es wäre gar nicht der Mühe werth, sich schwere Gedanken über Dinge zu machen, wonach die andern Theilnehmer nichts mehr fragen. Helmina hat die Trennungsschmerzen längst verwunden; sie ruht zu Genf im Schoß der Erde, und wenn sie die Seelen ihrer

Vorangegangenen jenſeits getroffen, die Leiber liegen dieſſeits weit von einander getrennt Mutter und Großmutter zu Berlin, der Vater zu Hamburg, der Gatte zu Paris, der jüngſte Sohn zu Aſchaffenburg, der Zweitgeborne zu Heidelberg. Ich werde alſo wol recht haben, wenn ich ganz gelaſſen erzähle, keine Wunden mehr zeige, wo es nur noch Narben gibt, und nicht zucke, wo die Berührung nicht mehr ſchmerzt, nicht einmal mich, der ich doch noch lebe, geſchweige denn die Todten, die ſo weit von einander verzettelt der Auferſtehung harren.

Im Sommer 1818 zog Helmina an das rechte Elbufer in die Neuſtadt, ohne jedoch ihre Wohnung in den Rochſchen Häuſern aufzugeben, oder beſſer geſagt: eine von dieſen Wohnungen, da ſie deren zwei gemiethet hatte, eine, worin die Familie hauste, und die eine andere war, als die urſprünglich bezogene, und eine ganz kleine im obern Stock gegen den Hof hinaus, worin ſie die drei weißen Roſen gedichtet. Die Familienwohnung wurde zum Theil an eine Afterpartei vergeben. In der Neuſtadt blieb Helmina nur ein paar Monate, grade lange genug, bis ſie herausgefunden, daß der Weg nach der Kreuzſchule für Wilhelm zu weit ſei. Sie traf die Sorge, ihn mit Max in der Nachbarſchaft unterrichten zu laſſen, und zog dann wieder in die Altſtadt zurück, wo ſie in der Oſtra-Allee unfern der Rochſchen Häuſer eine ſehr angenehme Wohnung in einem kleinen ſtillen Hauſe gefunden, das nur noch von zwei alten Jungfern, den Eigenthümerinnen, bewohnt war. Das Häuschen lag ganz abgeſchieden, auf drei Seiten von Gärten umgeben, vor

ſich die linke Seite des Baumganges, welche weniger begangen wurde wie die rechte.

Max und Wilhelm hatten jetzt noch weiter zu gehen, als von der Neuſtadt zur Kreuzſchule, aber der Weg war nur zweimal zurückzumeſſen, da ſie über Mittag in der Anſtalt blieben. Beſagte Anſtalt war noch ganz klein, erſt in der Gründung begriffen; der Gründer, ein junger Mann Namens Raden, vereinigte in ſich das geſammte Lehrerperſonal. Die Brüder hatten alle Urſache, dem Himmel zu danken, daß er ſie durch den Abſtecher zur Neuſtadt in dieſes vortrefflichen Mannes Hände geführt. Raden war Pädagog mit Leib und Seele, und hatte, obſchon ihm bloß eine gelehrte Erziehung nach ſächſiſchem Zuſchnitt zu Theil geworden, ſich aus eigenem Antrieb über die Grenzen der Philologie und Theologie hinausgewagt. Geboren im Schloſſe Auguſtusburg, wo ſein Vater Verwalter war, und aufgewachſen im Waldgebirge, hatte er zur ſtaubigen Schule eine unverwüſtliche Liebe für die Natur mitgebracht, welche Liebe ſich unter anderm auch in einer ſehr lebhaften Neigung zu den Naturwiſſenſchaften ausſprach. Raden ſammelte Mineralien, Schmetterlinge, Käfer und Pflanzen. Seine Sammlungen dienten ihm zum Unterricht für ſeine Zöglinge, und die Spaziergänge mit den Knaben wurden zu peripatetiſchen Vorträgen. Im Walde zeigte er ihnen am lebendigen Baum die Wahrzeichen, auf dem Felde lehrte er ſie die Feldfrüchte kennen, und wenn Abends auf der Erde nichts zu unterſcheiden war, wies er ihnen die ewigen Lichter am Himmel, nicht etwa als Aſtronom, der er keineswegs war, ſondern als ein Mann, der von Hirten, Jägern und Köh-

lern gelernt hatte, aus dem Stande der Sternbilder seine Richtung zu beurtheilen und die Stunde zu erkennen. Geschichte und Erdbeschreibung trug er im Angesicht der Landkarte vor. Die Mathematik ward nicht vernachlässigt. In den Mußestunden, insofern sie nicht der Leibesbewegung gewidmet waren, ließ er die Knaben Pläne zeichnen und PappArbeiten verfertigen.

Unter Kadens Leitung legten Wilhelm und Max die Gewohnheiten ihrer Gassenbubenzeit ab, und bequemten sich unter anderm auch, Mützen zu tragen, ohne sie wie bisher immer zu verlieren und ohne sie im Zimmer auf dem Kopfe zu behalten. Es war ein schweres Stück Arbeit, das großen Fleiß erforderte, die Knaben nur an diese eine Bedingung des Herkommens zu gewöhnen; aber indem sie das harte Zugeständniß machten, lernten sie sich umso eher andern Forderungen von geringerer Schwierigkeit der Ausführung fügen.

Im kleinen Hause der Ostra-Allee ging es lebhaft zu. Mit Therese Winckell und mit den Hofräthen vom Liederkranze pflegte Helmina zwar nur wenig Umgang mehr, weil da und dort eine Erkaltung eingetreten war oder Mißverständnisse walteten; dafür jedoch hatte sich ein anderer Kreis gebildet. Zu diesem Kreise gehörte Graf Friedrich von Kalckreuth, einer von den jüngeren Söhnen der romantischen Schule. Helmina hatte ihn schon in Berlin gekannt. Er war in der Zwischenzeit in Italien gewesen, und blieb nun auf der Rückreise in Elbflorenz sitzen, wo er, obwol Junggesell, sichs angelegen sein ließ, „ein Haus zu machen." Er gab Gastmäler und Abendgesellschaften, machte Schulden wie ein Prinz und gerieth

nach ein paar Jahren ernstlich in die Klemme. Kalkreuth galt für einen liebenswürdigen jungen Herrn und angenehmen Gesellschafter, trotz des widerwärtigen Klanges seiner Stimme, welche gleich der im Uebergange begriffenen Stimme eines Knaben von vierzehn oder fünfzehn Jahren bald im höchsten Discant schrillte, bald im tiefsten Baß brummte und bald in heiserem Tone krächzte. Zweifelsohne gehörte viel Geist dazu, um im Gespräche durch den Inhalt der Worte die Pein der Ohren vergessen zu machen. Von seinen Gedichten fanden einige Aufnahme in der Urania: Helmina war boshaft genug zu behaupten, es geschehe nur darum, weil der „Graf" Kalkreuth sie unterzeichnet habe*).

Ich hätte hier noch eine größere Anzahl von Namen aus Helminas Kreise zu nennen und könnte etwa die Kunst eines Flor brauchen, um sie in Gruppen zu stellen. Indessen darf von einer künstlerischen Anordnung hier um so weniger die Rede sein, als ich mir vorgenommen habe, nur die Wahrheit zu sagen, und wissentlich nichts zu erfinden, wobei ich jedoch für allenfallsige Irrthümer nicht bürge; denn auch ich gehöre zu denen, bei welchen hie und da die lebhafte Einbildungskraft eine Lücke des Gedächtnisses ausfüllt, wie redlich ich mich auch in vor

*) Ein Neffe Friedrichs von Kalckreuth zeichnet sich in unsern Tagen als Landschafter aus. Die Liebe hat ihn aus einem Dilettanten zum Künstler gemacht, so daß er seinen Offiziersdegen an den Nagel hängte, zur Palette griff und dem schönen Mädchen, das ihn für sich wie für die Kunst gewonnen seine Hand reichte. Die Begebenheit ist nicht ganz neu, denn die Hochzeit hat bereits im Jahr 1849 stattgefunden, nachdem der Brautstand fünf oder sechs Jahre gedauert.

liegendem Falle bemühe, derlei nicht aufkommen zu laſſen. Ich entſage hier aus bemeldeten Gründen jeglichem Verſuche einer mehr oder weniger künſtleriſchen Anordnung, um einige Bildniſſe in flüchtigen Umriſſen an einander zu reihen, indem ich im allgemeinen voranſchicke, daß die Erwähnten zu Helminas Freunden oder Bekannten gehörten. Die einen ſtanden ihr näher, die andern ferner.

Die Schlegel beſaßen eine Schweſter, welche zu Dresden an einen Herrn Ernſt verheiratet war, der ſich mit irgend einem königlichen Titel ſchleppte. Dieſen Titel habe ich vergeſſen, nur weiß ich, daß er nicht Hofrath lautete. Ernſt war ein guter alter Pantoffelmann, den Callot-Hoffmann irgendwo mit ſeinem Namen eingeführt und ergötzlich gekennzeichnet hat, wie er, durch einen mahnenden Blick ſeiner Gebieterin eingeſchüchtert, vom Beginnen abſteht, ſein Glas mit Glühwein zu füllen, und ſtatt deſſen zum Wandſchrank tritt, um von der Thüre deſſelben verborgen ein Gläschen Kümmel zu ſchlucken. Es gehörte Hoffmanns kühne Phantaſie dazu, um der Ernſt anzudichten, daß ſie ihre Geſellſchaft mit Glühwein bewirthe, denn ſie war auffallend geizig; doch vermag ich nicht zu ſagen, ob ihr Reichthum vom Geiz, oder der Geiz von ihrem Reichthum herrührte. Die zwei alten Leute führten ein Daſein, als ſähen ſie ſich auf einen Gnadengehalt von zweihundert Thalern beſchränkt. Ihre Tochter, das einzige Kind, war an einen Freiherrn von Buttlar nicht glücklich verheiratet. Buttlar, ein ruſſiſcher Oberſt außer Dienſt, war auf gut Glück nach Dresden gekommen und hatte Gott weiß wie die Frau Ernſt dergeſtalt für ſich eingenommen, daß ſie ihre Tochter

nöthigte, dem ungeliebten Mann die Hand zu reichen. Er war nicht mehr jung und das Widerspiel von hübsch, von fein, von liebenswürdig. Die Alte scheint ihn für reich gehalten zu haben, aber sehr irrthümlich; er besaß gar nichts. Zur Strafe dafür gab die Frau Mama dem jungen Ehevolk desto weniger und verschrieb ihr Vermögen den Enkelinnen. Frau von Buttlar hatte die Malerei erlernt und mit dem Verdienste ihres Pinsels bestritt sie die vielen Bedürfnisse des Mannes, der ihr aufgenöthigt worden. Sie war ein sanftes stilles Wesen, geduldig wie Opferlämmer zu sein pflegen. Besser wäre es wol für sie gewesen, wenn sie der schneidigen Mutter nachgerathen. Abgesehen von alle dem, konnte man im Umgang sich kaum etwas Angenehmeres denken, als die alte Frau; wenn sie, den Strickstumpf in ihren vom Chiragra verkrümmten Fingern, zu plaudern begann, hätte man ihr gerne stundenlang zugehört. Sie liebte zu erzählen, und die Umgebung hatte stets ihre Freude daran, wenn sie es that.

Das vollkommene Widerspiel des Ehepaars Ernst bildeten die Schriftstellerin Gensicke und ihr Gemal, er der geizige Tyrann, sie die Sklavin. Der Regierungsdirektor Gensicke war wol der verdrießlichste alte Mann, der je an Verstopfung gelitten, im Hause unausstehlich, und im Amte so peinlich gewissenhaft, daß er die Beförderung seiner Verwandten zu erledigten Stellen auch dann verhinderte, wenn sie Anspruch darauf gehabt hätten, damit er ja nicht den Schein des Nepotismus auf sich lade. Die Gensicke schrieb Erzählungen, welche als Mittelgut ihre Abnehmer auf dem Markt fanden. Der

Gemal hatte gegen die Schriftſtellerei nichts einzuwenden, da ſie Geld eintrug, doch hielt er darauf, daß dieſes Geld der Haushaltung zugewendet werde, indem er den Betrag des Verdienſtes ſeiner Frau als Soll zu Buche brachte. Für zehn Thaler, die ſie vom Verleger erhalten, gab er genau um zehn Thaler weniger in die Wirthſchaftskaſſe, der arme reiche Mann. Uebrigens nahm ſich die Genſicke ihr Kreuz und Leid nicht ſonderlich zu Herzen, ſondern war ſpeckfett dabei geworden, und ſah wo möglich noch dicker aus als Helmina. Beide verweilten gerne beiſammen, weil Jede beim Anblick der andern ſich über die eigene Laſt tröſtete.

Die Genſicke beſaß ein Töchterlein, das ſpäter den Maler Vogel (von Vogelſtein) heiratete und bald darauf ſtarb. Zu ihrer Verwandtſchaft gehörten zwei junge Leute Namens Hermann, deren einer nachmals als Maler ſich ausgezeichnet hat. Eines der geſchichtlichen Wandgemälde im Münchener Bazar (ich glaube die Schlacht von Ampfing) iſt von ihm. Herr Genſicke unterſtützte den jungen Akademiker, indem er ihn zum Zeichnungslehrer ſeiner Tochter beſtellte und für die Unterrichtsſtunde vier „gGr." (⅓ Thaler) bewilligte. Der gleichnamige Vetter des Malers war ein Dichter und kam eine Zeit lang oft in Helminas Haus, wo er gerne geſehen war, weil man ihn perſönlich werthſchätzte. Er hat ſich der Heilkunde gewidmet und ſoll in Rußland als Homöopath eine erfolgreiche Laufbahn gemacht haben. Ein anderer Vetter der beiden war der Bildhauer Hermann in Rom.

Zu den jüngeren Dichtern jener Tage gehörte Edu-

ard Gehe. Er war noch nicht einmal Hofrath, als er es wagte, bei der Winckell ein fünfaktiges Trauerspiel „Heinrich IV.“ vorzulesen. Helmina sagte von ihm, die Muse habe ihm gerufen: „Eduard geh'!“ er aber das letzte Wort falsch ausgelegt.

Louise Brachmann, die Dichterin, hatte ihren Wohnsitz nicht in Dresden, kam aber oft zu ihren dort ansäßigen Verwandten. Ihre äußere Erscheinung war die einer welken Rübe, doch zu ihrem Unglück verwandte sie nicht alle Kraft der Phantasie auf ihre Dichtungen, sondern gab sich der holden Täuschung hin, daß mit ihrem Herzen auch der Leib jung und frisch geblieben sei. Man verglich sie häufig mit Sappho, und das Gleichniß sollte leider nur zu gut zutreffen. Ihr Phaon war ein junger Mann mit der damals noch seltenen Zierde eines Schnurrbartes, Offizier außer Dienst, der goldene Knöpfe in den Ohrläppchen trug und auch sonst ziemlich handwerksburschenmäßig aussah. Wer die Melitta spielte, weiß ich nicht: vermuthlich war es eine Kammerzofe, welche Phaon auf den Tanzboden führte. Louise stürzte sich aus Liebesgram wegen dieses Rüpels bei Weißenfels („Leukopetra“) in's Wasser. — Helmina konnte sich über den Verräther gar nicht satt schelten. Beim ersten Eintreffen der Trauerkunde war niemand zur Hand, als ihre (damals fünfzehn- und dreizehnjährigen) Söhne, und so hatten diese den ersten Sturm der Entrüstung auszuhalten. Wilhelm vergaß in jener Stunde ausnahmsweise des klugen Schweigens und platzte mit der Bemerkung heraus, daß der R. R. wohl ein rechter Narr gewesen wäre, die „alte Schachtel“ zu heiraten. Das hieß Oel in's Feuer gießen. Hel

mina gerieth in eine wahre Wuth, warf sich, nachdem sie eine Weile getobt, in Thränen gebadet auf's Sopha, fuhr aber wie eine Furie wieder empor, als „die fühllosen Stöcke" Anstalt machten, sich davon zu schleichen wie einst „Männeken." Der Sturm begann auf's neue. Als die körperliche Erschöpfung endlich Einhalt gebot, war das Gewissen der Knaben nicht ganz beruhigt über die Frage, ob vielleicht nicht jeder von ihnen eine Dichterin auf der Seele habe? Ohnehin schien ausgemacht, daß sie Malsburgs Abfall verschuldet hatten, um von andern Missethaten zu schweigen.

Laden hatte eine geraume Zeit hindurch außer den Chezyschen Knaben nur noch einen Zögling, Armand Brokowski, den jüngsten Sohn der verwitweten Generalin Brokowska (in polnischen Namen wechseln bekanntlich i und a am Ende nach dem Geschlecht). Eine ältere Schwester Armands war die Dichterin Theophania, welche mit Helmina durch die Beziehungen der Schulkameraden zu den beiderseitigen Familien bekannt wurde, indem sie durch Vermittlung des Bruders einige Erstlingsversuche in die Hände der berühmten Frau gelangen ließ. Helmina bahnte diesen Erstlingen den Weg zur Abendzeitung, und sie fanden bei den Lesern günstige Aufnahme. Damals wurden Mittheilungen in gebundener Rede noch gelesen, wirklich gelesen, wie die Zeitgenossen bezeugen können, so unglaublich es heutzutage klingt. Theophania war ein Mädchen von auffallender Schönheit. Später hatte sie das Unglück, gichtbrüchig zu werden, so daß sie Jahre lang auf Krücken gehen mußte. Mit dem Verschwinden des Lenzes scheint die Poesie in ihr verstummt

zu ſein. Wenigſtens iſt der Name Theophania der Vergeſſenheit anheim gefallen. Was Fräulein Brokowska betrifft, ſo ſoll ſie, nach einigen Jahren vollkommen von ihrem körperlichen Leiden geneſen, eines geliebten Mannes Gattin und übermäßig dick geworden ſein. Letzterer Umſtand war gewiß nicht Schuld am Verſtummen ihrer Leier, denn wenn die Dichtergabe im Fett erſticken könnte, ſo wäre Helmina vom Jahr 1817 an ſchon für die Kunſt verloren geweſen.

Eine eifrige Gönnerin Helminas war (1818 bis 1819) die ſchleſiſche Gräfin Stoſch, welche den Winter gewöhnlich in einer Stadt, den Sommer auf ihren Gütern zubrachte. (Babette ſprach mit einer Beharrlichkeit, die einer beſſeren Sache würdig geweſen wäre, den Namen „Toſch“ aus, und alle Vorſtellungen der Dichterin konnten ſie nicht bewegen, das S über die Lippen zu bringen. Wie derlei Vorſtellungen beſchaffen waren, iſt ſchon geſagt worden). Die Stoſch drang in Helmina, ſie im Frühjahr nach Schleſien zu begleiten, und ihr Verlangen fand Erhörung. Die Knaben wurden bei Raden in ganze Verpflegung gegeben und Babette dem Grafen Kalckreuth als Haushälterin aufgeſchwatzt. Das war einer von den vielen Verſuchen, ſich „des Galgenmännleins zu entledigen,“ wie Helmina es nannte.

Dem Grafen geſchah eigentlich ein Dienſt mit der Abtretung. Babette war im Grunde eine ehrliche Haut; wenigſtens machte ſie nur ganz beſcheidene Anſprüche an den Nebenverdienſt durch ſogenannte Schwenzelpfennige, die ſie bloß zu ſammeln ſchien, damit Helmina ſie ihr gelegentlich abjage, wie man einen vollgeſogenen Blut-

egel mit Salz beſtreut. Bei der maßloſen Unverſchämtheit, womit Kalckreuths Leute ihn plünderten, war das Bedürfniß nach Aufſicht im Hausweſen ein dringend gebotenes, und Babette leiſtete in dieſer Beziehung, was man von ihr erwartet hatte. Zeugniß dafür gab der bittere Haß, womit Kammerdiener, Lakai und Kutſcher ſie verfolgten. Aber man ſtellte noch andere Anforderungen an ſie, denen ſie nicht gewachſen war. Ihre Kochkunſt ließ manches zu wünſchen übrig, Ordnung zu halten verſtand ſie nicht, und bis zu einem gewiſſen Grade fehlte ihr der Sinn für Reinlichkeit. Von feineren Rückſichten war vollends keine Rede: ein Butterbrod ſalzte ſie aus der Hand, für andere wie für ſich ſelbſt, und glaubte ihre Sache recht gut anzuſtellen, wenn ſie das Salz zwiſchen den Fingern zerrieb. Helmina hatte es ebenfalls nie anders gemacht, und was die Knaben betraf, mußte Caden ſich große Mühe geben, ihnen begreiflich zu machen, wie unſchicklich es ſei, ſogar mit friſchgewaſchener Pfote bei Tiſche in's Salzfaß zu langen, und ganz friſch gewaſchen waren die Hände beim Eſſen nicht allemal.

Wie Babette bei ihrem Grafen, that Helmina bei ihrer Gräfin nicht lange gut. Sie war mit der Stoſch abgereist, um bis zur Tag- und Nachtgleiche in Schleſien zu bleiben, kam aber vor der Sonnenwende zurück. Die Stoſch war ein launenhaftes wetterwendiſches Geſchöpf von tyranniſcher Gemüthsart; die Dichterin fühlte ſich dergeſtalt unglücklich bei ihr, daß ſie eines Morgens plötzlich durchging. Vernünftigerweiſe hätte ſie nicht durchgehen, ſondern ganz einfach gehen ſollen, da ſie weder gefangen war, noch in einem Dienſtverhältniß ſtand;

aber das Einfachste lag ihr stets am fernsten. Statt zu sagen: „Ich scheide, Gott befohlen!“ bewog sie einen Müller, heimlich anspannen und sie nach der nächsten Post bringen zu lassen, von wo sie ihrer Gönnerin einen Brief sandte, dessen Inhalt sich ungefähr so ausnahm, als habe die Flüchtige durch kühne List wenigstens ihr bedrohtes Leben gerettet. Die Stosch schrieb ihr zurück: „Hätten Sie gesagt, daß Sie gehen wollen, ich hätte Ihnen noch Geld dazu gegeben.“

Helmina nahm nach ihrer unvermutheten Heimkehr für einige Zeit Kadens Gastfreundschaft in Anspruch, bis eine ihrer Wohnungen wieder verfügbar geworden. In der Zwischenzeit machte sie der guten Frau Kaden das Leben gehörig sauer, namentlich der echt sächsischen Küche halber. Die Kaden war von Freiberg im Erzgebirg gebürtig, die Tochter eines kleinen Beamten, häuslich erzogen und lebte zur Zeit in beschränkten Verhältnissen: sie konnte also keine üppige Kost auftischen, und zwar um so weniger, als die Vergütung nach dem landesüblichen Maßstabe geregelt war. Die hauptsächlichste Meinungsverschiedenheit drehte sich, wie einst bei der Majorin Hülsen, um die Suppenfrage. Helmina verlangte eine starke Fleischbrühe, die andern Tischgenossen dagegen wollten kein ausgekochtes Rindfleisch essen. Zum Glück dauerte die Prüfungszeit für die Tochter des Erzgebirgs nicht gar zu lange. Helmina und Babette rückten wieder in's Hauptquartier. Die Knaben blieben noch bis zum Winter bei Kaden, um dann abermals der Kreuzschule zugewiesen zu werden, die sie bis zum Frühjahr 1820 besuchten. Den Sommer des genannten Jahrs

brachte die Familie in Schandau zu, wodurch der Schulbesuch für sechs Monate ganz unterbrochen ward. (Auf Schandau kommen wir später noch zu reden.)

Im Sommer 1819 kam Kraukling mit seiner jungen Frau nach Dresden, um daselbst zu bleiben. Helmina kannte ihn von Berlin her. Wilhelm hat von diesem gründlich und vielseitig gebildeten Manne, der ihm — wohlgemerkt — niemals förmlich Unterricht ertheilte und der seine weisen Rathschläge scheinbar ganz absichtslos nur so hinauswarf, mehr gelernt als von seinen übrigen Lehrern zusammen genommen. Kraukling wies dem Knaben und später dem heranwachsenden Jüngling den Weg und gab ihm aus seinem reichen Bücherschatz die rechten Bücher in die Hand. Die Kraukling war eine wunderhübsche Frau. Der Mann wurde erst hübsch für den, welcher ihn kannte; Vorübergehende hielten ihn für ein Stiefkind der Grazien, weil sein von Blatternarben zerfetztes Gesicht und seine unansehliche Gestalt von verwahrloster Haltung das Auge nicht gleich bestachen. Aber wenn man seine ursprünglich edlen Züge näher betrachtete, so vergaß man die Narben und den krankhaften Ausdruck, um nur noch das Gepräge der Güte, des Wohlwollens und des Geistes zu bemerken. Wenn der Mund sich zum Sprechen öffnete, dachte niemand mehr an die verwüsteten Zähne, welche gleich den Ueberresten eines verbrannten Dorfes dastanden.

Die Geschichte von Krauklings Heirat ist wohl des Erzählens werth, obschon sie nicht zu den romantischen gehört. Ich will davon mittheilen, was ich noch zu wissen glaube. Der junge Mann hielt sich in Berlin auf, um

seine Studien fortzusetzen, die für ihn keinen andern Zweck hatten, als dem Wissensdrange zu genügen. Eine Anstellung in seiner Heimat (Mitau in Kurland) begehrte er nicht. Eines Tags im August pilgerte er, wie ganz Berlin, zum Volksfeste nach Strahlow hinaus, zum berühmten Strahlower Fischzug, der von Petri Fischzug sich wesentlich dadurch unterscheidet, daß gar keine Fischerei im Wasser getrieben wird. Kraukling war mit seinem Begleiter eben vom Wagen gestiegen, um sich zu Fuße im eigentlichen Sinne des Worts aus dem Staube zu machen, nämlich zur Spree zu gehen und nach Treptow überzusetzen, als — ein Blitz aus heiterer Luft — der Liebesschlag sein Herz rührte. Der zündende Strahl war aus den Augen eines jungen Mädchens gekommen, das von seiner Mutter begleitet einen der harrenden Korbwagen bestieg, um zur Stadt zurückzufahren. „Noch ein Platz, dann geht's fort!" schrie der Kutscher. Kraukling schnellte sich mit gewaltigem Satz hinauf und rief von oben dem Begleiter zu, er habe etwas von Erheblichkeit vergessen, weßhalb er schleunigst nach der Stadt eilen müsse. Unterwegs sah er das Mädchen fleißig an, kam aber nicht dazu, ein Gespräch anzuknüpfen; er gehörte nicht eben zu den Recken, und vermuthlich würde selbst der Keckste im gegebenen Falle nichts ausgerichtet haben. Die öffentlichen Wagen jener Zeit fuhren nur außerhalb der Stadtthore hin und her; im Innern duldete der Freibrief der Droschken keinen Omnibus. Mutter und Tochter gingen vom Thore an zu Fuß, Kraukling folgte ihnen in angemessener Entfernung. Sie verschwanden in einem Hause. Der junge Mann merkte sich Straße und Nummer und

beſchloß, ohne Zeitverluſt nähere Erkundigungen einzuziehen. Er mußte wiſſen, wer ſeine Erkorene war, bevor er ſich als Freier vorſtellen konnte. Die Erkundigungen koſteten um ſo mehr Zeit und Mühe, als man weder andere noch ſich dabei bloßſtellen durfte, und als Endergebniß ſtellte ſich heraus, daß die Schöne gar nicht in dem Hauſe wohnte. Nach langer Bemühung hatte demnach Kraukling nichts gewonnen, als die Muthmaßung, ſeine Angebetete müſſe in jenem Hauſe einen Beſuch abgeſtattet haben. Bei wem, war nicht heraus zu bekommen. Er konnte doch nicht zu zwanzig oder dreißig Inſaſſen gehen, um ſie zu fragen, wer die Frauen geweſen, die an einem beſtimmten Tage vor ſo und ſo viel Wochen zum Beſuche gekommen. Möglicherweiſe waren ſogar die Beſuchten in der Zwiſchenzeit ausgezogen. Kraukling hatte jetzt keine Wahl, als ſich entweder die Liebesgedanken aus dem Kopf zu ſchlagen, was an ſeiner Stelle unter Tauſend wohl 999$^{1}/_{1000}$ gethan hätten, oder eine engliſche Nähnadel im Heuwagen zu ſuchen. Mit dem Vergeſſen ging es nicht, und ſo ſtellte er denn aus dem erwähnten Tauſend den Decimalbruch 0,0001 vor. Den ganzen Tag über trieb er ſich auf der Gaſſe umher wie ein rechter Pflaſtertreter, ſuchte mit forſchendem Blick alle Fenſter ab, ſchaute allen ſchlanken Frauengeſtalten unter den Hut, beſuchte alle öffentlichen Orte, wo anſtändige Leute ſich zeigten, und führte in ſolcher Weiſe das Daſein des ewigen Juden.

Eines Tages trat er in einen Laden, um irgend eine Kleinigkeit zu kaufen und dabei ein Goldſtück wechſeln zu laſſen. Aus der Gruppe von Leuten, welche am La-

dentisch standen, drängte sich eine Gestalt hervor, — die Gesuchte. Sie hatte ihren Einkauf gemacht und ging ihres Weges. Kraukling war bei aller zähen Hartnäckigkeit seines Charakters kein Mann der raschen That; statt das Goldstück im Stiche zu lassen, verlor er einige kostbare Augenblicke, um auf seine Münze zu warten. Als er auf die Straße hinauslangte, war die holdselige Erscheinung spurlos verschwunden wie ein neckischer Morgentraum.

Die trostlose Jagd wurde fortgesetzt und dauerte Gott weiß wie lange, doch endlich wies sich das Glück der treuen Liebe hold. Eines Tages wurde die Nadel im Heuwagen richtig herausgefunden. Kraukling erfuhr, was er zu wissen begehrte, und die Auskunft lautete befriedigend; das schöne Mädchen war ehrsamer Bürgersleute Kind, die sich schlecht und recht durchbrachten, und hatte aller Wahrscheinlichkeit nach das Herzlein noch zu vergeben, da in der ganzen Nachbarschaft nichts von einem zärtlichen Verhältniß verlautete. Bekanntlich wird eine Liebschaft den Nachbarsleuten immer eher bekannt als den Verliebten selbst, just wie die Insassen eines Hauses den Brand nicht merken, bevor es draußen Feurio schreit.

Jetzt kam für Kraukling eine neue nicht minder schwere Aufgabe. Er wußte nicht, wie er es anstellen sollte, sein Wort anzubringen. Im Hause der Erkorenen empfing man keine Leute, und man kam eben so wenig in Gesellschaften. Nirgends zeigte sich ein Berührungspunkt der so getrennten Lebenskreise. Aber auch diese Schwierigkeit verstand Kraukling mit beharrlicher Geduld zu lösen, ohne sich eines auffallenden Schrittes schuldig zu machen. Wie

er es angestellt, um ohne Lärm Schritt für Schritt zum Ziele zu gelangen, habe ich rein vergessen; ich weiß nur noch, daß das schöne Mädchen bewogen wurde, einem Maler zu ihrem Bildniß zu sitzen, und daß zum Schluß der letzten Sitzung für Krankling die Gelegenheit aufgespart wurde, in der Werkstätte des Malers unter vier Augen seine Werbung vorzutragen. Er that es ohne viele Umschweife und erhielt den bedeutungsvollen Bescheid: „Reden Sie mit meiner Mutter!“ Er sprach mit der Mutter und die Sache machte sich. — Der Verlauf dieser Liebesgeschichte ist, wie ich oben schon bemerkt, nicht romantisch, kennzeichnet aber den Mann in allem seinem Wesen.*)

Helmina war zur Erhebung ihres Monatsgeldes an das Bankierhaus Haskel gewiesen. Gelegentlich wurde sie vom Vorstande des Hauses zu Tische geladen. Ein Bankier war Fremden von Auszeichnung, welche von einer Geldmacht bei ihm beglaubigt waren, eine solche Aufmerksamkeit schuldig. Dießmal blieb es jedoch nicht bei der officiellen Abfütterung. Frau Haskel fand Wolgefallen am Umgange mit der Dichterin, eine nähere Bekanntschaft gestaltete sich, und endlich wurden auch die Knaben eingeladen, von denen man im Haskelschen Hause vernommen haben mochte, daß sie durch Haden einigermaßen gehobelt worden.

*) Diese Heiratsgeschichte stand 1857 im „Morgenblatte“ so abgedruckt, wie sie hier wiederholt wird. Krankling hat sie damals gelesen und keinerlei Einwendung dagegen vorgebracht, sondern vielmehr dem Verfasser einige freundliche Worte für die Erwähnung seiner Person ausrichten lassen.

Kaskels waren mit Kindern reich gesegnet. Der Erstgeborne zählte ungefähr fünfundzwanzig Jahre, und das jüngste Mädchen deren zwei. Der Tisch im Eßzimmer schien für ein großes Gastgebot gedeckt, wenn die Familie auch ganz allein speiste. Das Hauswesen wurde mit anständiger Einfachheit geführt, da Kastel seine Kinder nicht verwöhnen wollte. Er versagte sich die Bequemlichkeit eines eigenen Gefährtes, bloß damit seine Nachkommen nicht einst zu ihren Kindern sagen sollten: „Euer Großvater hat Wagen und Pferde gehalten, und wir müssen zu Fuß laufen.“ Unter diesen vielen Kindern fanden Wilhelm und Max auch ihre Altersgenossen, an die sie sich näher anschlossen. Der Verkehr war sehr lebhaft, besonders im Sommer, welchen die Kastelsche Familie auf einer ländlichen Besitzung, schlechtweg „Antons“ geheißen, zubrachte. (Derlei Genitive ohne weiteren Zusatz lagen im Sprachgebrauche; so ward auch Findlaters Weinberg nur Findlaters geheißen, was in der sächsischen Aussprache wie Findleders klang.) Antons Garten, der meines Wissens Kastels Eigenthum war, liegt aufwärts von der Stadt am linken Elbufer, den Weinbergen am rechten Gestade gegenüber, welche ein sehr hübsches Bild machen, so schändlich das Gewächs auch sein mag, das sie erzeugen.

Die Umgebungen Dresdens sind überhaupt reizend, sowol in der unmittelbaren Nähe der Stadt als auch in einiger Entfernung. Gleich vor den Vorstädten oder auch zum Theil noch innerhalb derselben gab es damals viele Gärten mit ländlichen Wohnungen, welche man „Sommerplasir“ nannte. Geschäftsleute und Beamte, die erst

Vormittags und dann wieder Nachmittags ihre Schreibstunden abzusitzen hatten, machten ihre Villeggiatur im Sommerpläsir ab. Andere zogen sich während der schönen Jahreszeit „auf den Weinberg.“ Die Weingärten am rechten Ufer waren mit Häuschen reichlich versehen, worin theils Miether, theils städtische Eigenthümer wohnten. Einen Weinberg zu besitzen, war das Ziel bescheidenen gemüthlichen Ehrgeizes in manchen Kreisen, wenn es auch nur ein schmaler Streifen Rebland war mit einem Bauernhäuschen. Nicht jeder konnte ein großes Rebgut haben und einen Palast bauen, wie der selige Lord Findlater, dessen Andenken wol heute noch nicht ganz erloschen ist. (James Graf von Findlater und Seafield, ein schottischer Peer, brachte viele Jahre in Dresden, Karlsbad und Teplitz zu; geboren 1749, gestorben 1811. Sein Weinberg war zu der Zeit, von welcher hier die Rede, ein stark besuchter Vergnügungsort.)

Einen Weinberg bei Loschwitz erwarb auch der Maler Rügelgen. Helmina hatte ihn schon, wie ich glaube, zu Paris kennen gelernt; zu Dresden befreundete sie sich mit der Familie. Gerhard von Rügelgen, Zwillingsbruder des Landschafters Karl von Rügelgen, stammte vom Rheinstrome her und war im Umgange so liebenswürdig, wie ausgezeichnet in seiner Kunst. In seinen jungen Jahren war er so schön gewesen, daß man zu sagen pflegte: „Amor schießt nicht mehr mit Pfeilen, sondern mit Rügelchen.“ Der größere Sohn Rügelgens war für Wilhelm und Max wie für Kastels Knaben ein werther Spielgeselle. Die kleinen Mädchen hatten eine sehr gebildete und gutherzige Erzieherin, eine über-

reife und ſchon welke Jungfer, die — wenn man ſie mit künftigem Eheglück neckte — zu ſagen liebte: „Mich führt kein anderer heim als Freund Hein.“ Und das traf wörtlich zu, wiewol ganz anders und viel beſſer, als es gemeint geweſen. Ein Arzt, Dr. Hein aus Meißen, machte das alte Mädchen zur jungen Frau. Was ſein Aeußeres betraf, war er nicht verführeriſch; ſeine obere Hälfte beſtand aus der Geſtalt eines Buckelträgers, die untere aus zwei langen Beinen. Ich erwähne das nur darum, weil dieſes entſchieden reizloſe Ehevolk mit engelſchönen Kindern geſegnet ward.

Die Loſchwitzer Beſitzung ſollte ſchweres Unglück über die Familie Kügelgen bringen. Im Februar oder März 1820 verfügte ſich der Hausvater am ſpäten Nachmittag manchmal hinaus, um nach den Arbeitsleuten zu ſchauen oder ſie auszuzahlen. Er ließ damals im Hauſe mancherlei Veränderungen vornehmen, wobei Maurer und Zimmerleute zu ſchaffen hatten. Eines Abends blieb er ungewöhnlich lange aus. Die Frau ſchickte jemand nach Loſchwitz, um zu fragen, ob ihrem Gatten etwas zugeſtoßen ſei? Der Bote fand den Geſuchten nicht; er war zu gewohnter Zeit fortgegangen und hätte demnach auch zu gewohnter Zeit zu Hauſe eintreffen können. „Vielleicht hat er ſich unterwegs aufgehalten,“ ſagten die Leute, „und iſt dann auf dem unteren Fußwege an der Elbe heimgekehrt.“ — Der Fußweg, den man allerdings im Sommer vorzog, war im gegebenen Falle ein noch dazu unbequemer Umweg, von dem nicht recht begreiflich ſchien, weßhalb ihn Kügelgen bei Nacht und Nebel der Fahrſtraße ſollte vorgezogen haben. Die Familie gerieth

um so mehr in Angst, als das gewohnte Gefühl der Sicherheit ein paar Monate zuvor in unliebsamer Weise gestört worden. Auf der belebten Fahrstraße (von Berlin her) und in der Nähe eines vielbesuchten Vergnügungsortes war an einem Sonntag Nachmittag, noch ehe es ganz Abend geworden, ein junger Tischler Namens Winter erschlagen und geplündert worden und der verwegene Raubmörder bisher unentdeckt geblieben. Frau von Kügelgen sandte Leute mit Laternen aus. Ihre schlimmsten Ahnungen fanden sich bestätigt. Der Vermißte ward als Leiche unfern der Fahrstraße gefunden, und zwar ganz genau in derselben Weise wie der Tischlergesell Winter ermordet, nämlich durch Verletzungen des Hinterhauptes, die von einem Handbeil herzurühren schienen.

Die schauerliche Trauerkunde brachte alle Gemüther in furchtbare Aufregung. Abgesehen von der gesellschaftlichen Stellung des allgemein verehrten Opfers, welche ein Mitgefühl rege machte, wie es in solchem Umfange dem unbedeutenden Burschen von der Hobelbank nicht hatte zu Theil werden können, begannen die Dresdener für die eigene Haut zu bangen, welche bekanntlich den meisten Menschen die liebste ist. Man träumte von einer Räuberbande, welche die nächsten Umgebungen der Stadt unsicher mache. Der König ließ den Stadthauptmann, oder Polizeimeister, oder Stadtdirector Pechmann vor sein Antlitz bescheiden und geruhte allergnädigst denselben mit der allerhöchsten Ungnade zu bedrohen, wenn nicht schleunigst die öffentliche Sicherheit hergestellt werde. Der Stadthauptmann machte es wie alle hohen Bureaukraten; er vertheilte die erhaltene Rase unter seine Untergebenen.

Unter Schelten und Toben vermaß er ſich, er werde die ganze Wirtſchaft dem Satan zujagen, wenn man ihm die Mörder nicht handfeſt mache.

Die geſammte Polizei gerieth in Gärung wie neuer Wein. Man erließ ſchon in wenigen Tagen die betreffenden Verkündigungen, worin unter andern auch eine Beſchreibung von Kügelgens Uhr vorkam. Sie war, wenn ich nicht irre, von Tombak; jedenfalls hatte ſie nur geringen Werth. Beſagte Uhr wurde von einem Trödeljuden zur Polizei gebracht. Ein Artilleriſt hatte ſie früh Morgens am Tage nach dem Mord verhandelt, bevor man in der Stadt noch etwas von der Begebenheit erfahren. Hätte ſchon etwas von einem Raubmord verlautet gehabt, oder wäre die Uhr von Gold geweſen, ſo würde der Trödler ſich den Mann genauer angeſchaut haben; ſo aber war ihm bei dem ſcheinbar ganz gewöhnlichen Hergang nichts aufgefallen. Der Jude erhielt den Auftrag, in aller Stille ſich die Geſichter der ſämmtlichen Artilleriſten zu betrachten, um wo möglich die nur flüchtig geſehenen Züge wieder zu erkennen. Bei nächſter Gelegenheit, wo die Mannſchaft ausrückte, ſah er den Waffenübungen zu. Die Bemühung blieb ohne Erfolg. Später einmal jedoch glaubte er in einem Soldaten, den er auf der Gaſſe begegnete, ſeinen Geſuchten zu erkennen. Er ließ den Mann verhaften. Die Unterſuchung wurde mit Feuereifer betrieben. Pechmann hatte die Ungnade auszuwetzen, in die er gefallen war, und ſeine Untergebenen wünſchten das Damoklesſchwert über ihren Häuptern beſeitigt zu ſehen. Der verhaftete Artilleriſt, Namens Fiſcher betheuerte ſeine Unſchuld. Das thun alle Angeklagten

Endlich gestand er die beiden Mordthaten ein, welche man ihm Schuld gab, denn es schien zum voraus ausgemacht, daß Rügelgen und Winter die Opfer eines und desselben Raubmörders geworden. Im Publikum wollte man wissen, der Kerkermeister habe theils durch gütliches Zureden, theils durch die „Bratwurstfolter" den Angeklagten zum Geständniß bewogen. Wer gerne wissen möchte, wie besagte Folter thut, der esse einmal nichts zu Mittag und rieche von weitem Bratwürste in der Pfanne. Hunger thut weh, und wenn Esau schon für ein Linsengericht seine Ansprüche auf ein Majorat verkaufte, er, der nur eine halbe Stunde sich zu gedulden brauchte, um eine andere Schüssel voll Linsen zu bekommen, so wird es einem armen Schelm nicht zu verargen sein, wenn er, ohne Aussicht auf etwas zu essen, als auf ein Stückchen Kommißbrod am späten Abend, für ein paar Bratwürste seine Missethaten bekannte. Seltsamerweise jedoch wollten alle seine Aussagen nicht recht klappen, und noch seltsamerer Weise hatte er keine von den zwei Mordthaten verübt, zu denen er sich bekannte. Das kam dadurch zu Tage, daß der Jude plötzlich vor dem Richter erschien, um zu erklären, er habe sich mit dem Fischer geirrt, aber endlich sei es ihm beim Anblick eines andern Artilleristen wie Schuppen von den Augen gefallen. Er sei demselben nachgegangen und habe den Namen und die Verhältnisse erfahren. Er fühle sich tief beschämt, doch dürfe die Scham ihn nicht abhalten, als gewissenhafter Mann zu handeln.

Bei Fischer hatte der Jude sich entschieden geweigert, seine Aussage zu beschwören; jetzt erbot er sich freiwil-

lig zum Eide. Zudem beſaß er, was bei einem Manne ſeines Gewerbes nicht immer der Fall, den beſten Leumund. Eine eigennützige Abſicht war ihm in der ganzen Angelegenheit nicht Schuld zu geben. Als dem Angeber, ſobald Fiſcher ſein Geſtändniß abgelegt, der ausgeſetzte Preis bezahlt werden ſollte, hatte er, trotz ſeiner Armuth den moſaiſchen Satzungen getreu, das „Blutgeld“ nicht genommen.

Der neue Angeklagte hieß Kaltofen. Man fand in ſeinem Beſitz verſchiedene Gegenſtände, die für ſeine Schuld zeugten. Er wurde überführt und leugnete auch nicht lange. Er hatte die beiden Mordthaten verübt, behauptete jedoch, Fiſcher habe ihm dabei geholfen. Die böſe Welt behauptete ihrerſeits, er ſei zu dieſer (offenbar falſchen) Anklage durch Eingebungen verleitet worden, indem es nicht jedermanns Sache ſei, gleich jenem armen Juden die falſche Scham dem Gewiſſen zum Opfer zu bringen. Durch die Verwicklung mit Fiſcher hat de. Proceß eine gewiſſe Berühmtheit erlangt. Fiſchers Vertheidiger, Dr. Eiſenſtuck, ſagte bei der Gelegenheit den Behörden harte Dinge; wenn ich nicht irre, war er derſelbe, welcher ſich ſpäter als öffentlicher Redner bekannt gemacht, und der Oheim des Frankfurter Linken Eiſenſtuck, der ſich nachmals in Belgien angeſiedelt hat. — Kaltofen wurde im Jahr 1821 hingerichtet. Man verfuhr dabei noch ganz nach den Vorſchriften der Carolina. Vor dem Rathhauſe ward das hochnothpeinliche Halsgericht gehegt und dem armen Sünder der Stab gebrochen. Kaltofen trug ein weißes Gewand mit ſchwarzen Maſchen, die er eigenhändig vor

dem Spiegel regelrecht zugebunden hatte. Er war ein hübscher Bursche von etwa fünfundzwanzig Jahren, der stets auf sein Aeußeres gehalten. Seine Hinrichtung hat Helmina in Begleitung ihrer Knaben mit angesehen. Sie glaubte es dem Andenken Kügelgens schuldig zu sein. Der Wagen, in dem sie gekommen, fand seine Stelle dem Blutgerüst so nahe, daß man alle Gesichter ganz deutlich sah, das Weiße im Auge unterschied und jedes Wort vernahm. Kaltofen stieg festen Schritts und auffallend rasch die Stufen hinauf, über die er nicht mehr zurückgehen sollte. Er kniete nieder, sprach ein Gebet und sagte zu der Umgebung mit fester Stimme: „Fischer hat dieselbe Strafe verdient, die ich erleide." Nach diesen Worten setzte er sich auf den Stuhl, wo die Henkersknechte ihm die Augen verbanden und ihn festmachten. Während sie noch an ihm herum nestelten, trat der Freimann ganz leise zu des armen Sünders linker Seite hinter den Stuhl; ein Freiknecht streckte ihm das unter dem Mäntel verborgen gehaltene Schwert wagerecht entgegen. Meister Hämmerling, ein Mann von untersetzter Gestalt, in der Kraft der Jahre und vom Aussehen eines gewöhnlichen Philisters, packte den Griff mit beiden Händen. Der andere trat zurück und zog die Scheide von der Klinge. Unmittelbar darauf führte der Scharfrichter seinen Streich, der nicht ein Hieb, sondern ein Schnitt war. Der Kopf fiel und wurde, noch ehe er die Diele erreicht hatte, vom Spitzwürfel aufgefangen. Aus dem Rumpfe spritzte es wie ein rother Springbrunnen empor. Unmittelbar nach dem Streiche

hatte sich der Meister abgewendet. Zwei Freunde ergriffen seine Arme und führten ihn weg.

Neben dem Blutgerüst ragte ein Rad wagerecht auf hoher Stange, woran zwei oder drei Leitern lehnten. Dort stiegen die Henkersknechte hinauf, um den Kopf auf die Nabe zu nageln und den Leib auf die Speichen zu flechten. Das Krachen des Schädels, durch den der Nagel getrieben wurde, kam dem fünfzehnjährigen Wilhelm überaus schauerlich vor; alles andere hatte ihn nicht stark berührt. Der Rumpf ward Abends weggenommen und verscharrt, aus Rücksicht für die Häuser in der Nachbarschaft, an denen ein lebhaft begangener und befahrener Weg vorüber führte. Die Rücksicht ging aber nicht so weit, daß man das Rad mit dem Kopf weggenommen hätte. Das Haupt blieb sechs Monate und darüber auf der Radnabe. Wilhelm, der zu jener Zeit häufig des Weges kam, betrachtete mit erstaunten Blicken die Veränderungen, welche damit vorgingen, bis das Haupt allmälig zum entfleischten Schädel ward. Vor allem fiel ihm auf, daß dem am Morgen der Hinrichtung glatt geschorenen Antlitz der Bart zusehends wuchs. Der Knabe, dessen Oberlefze zu seinem Verdrusse immer noch mädchenhaft glatt war, ärgerte sich darüber, daß an dem Todtenschädel so unnütz vergeudet ward, was ihm selber sich versagte. Es gibt wol keinen Knaben von vierzehn bis achtzehn Jahren, dessen Sehnsucht nicht für einen Bart schwärmte. Erst wenn er anfängt sich zu verlieben, verliert dieser heiße Wunsch seine ausschließliche Herrschaft.

Wenn die Zeitgenossen, mit welchen Helmina in Be

rührung gekommen, nach Rang und Würden hier anzuführen gewesen wären, so hätte ich meine kleine Sammlung von Dresdener Bildnissen ohneweiters mit Ludwig Tieck eröffnen müssen; doch Tieck war für sie nichts als ein Bekannter, welchen sie zuweilen in größerer Gesellschaft sah. Der Verkehr mit ihm blieb der alleroberflächlichste, trotz der vielen Berührungspunkte, welche beide schon in den spanischen Studien hätten finden können. Sie zogen einander nicht an, sondern stießen sich ab. Helmina bewunderte den Dichter und fand den Umgang mit dem geistreichen, von Witz sprühenden Mann unterhaltend, aber im Grunde konnte sie ihn doch nicht leiden; und wenn ich auch nicht weiß, bis zu welchem Grade die Anerkennung ging, welche Tieck den Dichtungen und dem Geist Helminas zollte, so kann ich doch mit Bestimmtheit sagen, daß er ihren Umgang nicht mit Eifer suchte.

Tieck kam im Jahre 1819 nach Dresden. Den Jahren nach stand er in der Kraft des männlichen Alters, das Gesicht des damals sechsundvierzigjährigen Dichters mit der hohen wunderbar schön geformten Stirne, den durchdringend klaren Augen, den kräftigen und doch so feinen Zügen schien einem noch viel jüngern Mann von blühender Gesundheit anzugehören; eben so seine klangvolle und schnellkräftig biegsame Stimme. Der Leib aber, von der Gicht krumm gezogen, war der Rumpf eines hülflosen Greises. Er lebte mit seiner Frau und zwei Töchtern bei einer Gräfin Finkenstein. Das Verhältniß war eines von denjenigen, welche der Welt in schiefem Lichte zu erscheinen pflegen. Ich habe keine Mit-

tel in der Hand, die Beleuchtung zurecht zu rücken. Indessen glaube ich doch, daß der Zustand des gichtbrüchigen Dichters ganz der Art war, um jede Verdächtigung der — ohnehin körperlich entschieden reizlosen — Gönnerin hintanzuhalten. Vielleicht hätte man auch noch als Zeugniß für die Unverfänglichkeit der Beziehungen den Umstand anführen können, daß Frau Tieck nichts dagegen einzuwenden hatte, wenn diese Dame nicht unglückseliger Weise das Recht verwirkt gehabt, irgend einen Einspruch zu erheben. Sie hatte zwei Töchter, beide in jugendlichem Alter, die zweite fast noch ein Kind. Dorothea, die erstgeborene, war ein sinniges Wesen, voll glücklicher Begabung; sie ist lange vor ihrem Vater gestorben. Die zweite, Agnes getauft, war so hübsch und munter, wie Kinder der Liebe zu sein pflegen. Ein Herr v. Burgsdorf galt für ihren Vater.

Die Gräfin Finkenstein machte ein großes Haus. Man kam zu ihr, um Tieck zu sehen und zu hören. Er las dramatische Dichtungen vor. Die Meisterschaft seines Vortrages ist so berühmt geworden, daß man jetzt noch mehr davon weiß als von seinen bleibenden Werken. Shakespeare hat nach ihm keiner mehr so vollendet vorgetragen, bis auf Karl von Holtei, der ihm seinerzeit, nämlich so lange er Vorlesungen hielt, in nichts nachstand, als vielleicht ein wenig im Wollaut der Stimme, aber nur sehr wenig. Eine Stimme, wie Tieck sie besessen, ist die seltenste aller Gaben. Außer Shakespeare las er mancherlei Lustspiele mit der größten Vollendung vor. Der alte Holberg wurde auf seinen Lippen wieder jung. Mit Calderon dagegen hatte er keinen sonderlichen

Erfolg. Der spanische Dichter bot ihm nicht das Feld, wo er seine Meisterschaft entwickeln konnte. Wenn Tieck ein Holbergsches Lustspiel las, so hörte man nicht nur, sondern sah auch die komischen Figuren. Ebenso trat im Shakespeareschen Trauerspiel jede Gestalt lebendig vor den Zuhörer hin. Aber an den Trochäenbandwürmern des Spaniers ging alle Kunst des Vortrags verloren, und da Tieck auch bei Calderon seine Gewohnheit beibehielt, nie den Namen der sprechenden Person zu nennen, so mochte er sich anstellen wie er wollte, man wußte bald nicht mehr, ob Alvaro, Ruiz, Ines, Laura oder der Prinz einherstelzte. Ein Calderon-Abend war also nicht erquicklich: im Sommer wurde er gradezu zur Pein, weil Tieck, ein Feind aller freien Luft, die Fenster sorgfältig geschlossen hielt (Kalckreuth schlug darum eines Tages vor, eine Unterzeichnung zu eröffnen, um für Tieck einen Glassturz anzuschaffen, damit ihn ja kein Lüftchen anhauche). Während Tieck vorlas, durfte sich nichts rühren; er fühlte sich schon gestört und beleidigt, wenn jemand sein Schnupftuch aus der Tasche langte. Darin lag eine der Ursachen, welche ihn vom Umgange mit Helmina abspanstig machten. Für Helmina gab es nichts entsetzlicheres, als sich ruhig zu verhalten, und sie hat sich mancher Störung schuldig gemacht. Wilhelm stand als Muster eines Zuhörers in großer Gunst. Er rührte sich nicht, selbst am schwülen Sommerabend im Dunstbade der Trochäen eines mystischen Trauerspieles. Höchstens stach er sich mit einer Stecknadel ganz unvermerkt in's Fleisch, um die Schlafsucht zu vertreiben. Zu allem Glücke kam Calderon selten an die Reihe: es geschah

immer nur aus Gefälligkeit für Malsburg, in welchem, wie Helmina boshaft bemerkte, Tieck das Holz verehrte, woraus man Schwiegersöhne schnitzt. Sie beschuldigte ihn überhaupt der Jägerei nach einem adeligen Schwiegersohne, und führte als Beweis dafür an, daß man gar keine andern heiratbaren Herren bei ihm treffe, als von adeliger Geburt oder von anderweitig bevorzugter Stellung.

Eines Abends nach Vorlesung eines Calderonschen Stückes sagte Malsburg zu Wilhelm: „Männeken, du hast ausgehalten wie der standhafte Prinz selber. Du kannst doch nicht alles verstanden haben. Unterhältst du dich denn dabei?“ — „Den gestiefelten Kater hätte ich schon lieber gehört,“ platzte der Knabe heraus. — Tieck, welcher es gehört, fing unbändig an zu lachen. „Du sollst ihn haben, Junge,“ sagte er. Die Zusage ward nicht vergessen und der Kater in ganz kleinem Ausschuß vorgetragen, wobei Wilhelm (doch nur ohne die Mutter) sich einfinden durfte. Tieck ließ sich zu jener Zeit nur selten herbei, eine eigene Dichtung vorzutragen. Vielleicht dachte er, er müsse das Vorlesen eigener Erzeugnisse denen überlassen, welchen es dafür an Lesern fehlte; doch ging er für seine Person nicht hin, wo man derlei vorlas, wie z. B. im Liederkranze. Er hätte lieber Tabaksqualm gerochen als vorlesen gehört, und das ist viel gesagt, denn er haßte den nicotischen Duft eben so gründlich, wie der Altmeister selbst, als dessen alternden Kronprinzen ihn der Hofräthe wolfeiler Witz bezeichnete. Einige der Liederkränzler verkehrten mit Tieck, doch nicht in ihrer Eigenschaft als Vereinsmitglieder. Mit Böttiger, den er so unsterblich lächerlich gemacht, stand er auf gutem

Fuße. Vielleicht hat Böttiger, der beim Schlafen auf dem Stuhl nie ſchnarchte, ſogar hie und da einer Vorleſung beigewohnt, wenn auch nicht der obenerwähnten im kleinen Kreiſe. Tieck wurde häufig mit Tiedge, dem Dichter der Urania, verwechſelt, und ärgerte ſich ſchmählich darüber. Dieſe Verwechslung, ſagte er, habe ihm ſchon gräßlich viel „alte Küſſe“ zugezogen.

Wie Helmina den berühmten Dichter bewunderte, ohne ihn lieb zu haben, ſo war ſie dagegen einem ſchwachen und armen Lichtlein, nämlich der Uthe-Spazier, recht von Herzen zugethan. Die Witwe des ſeiner Zeit nicht unbekannten Schriftſtellers Spazier war eine Verwandte Jean Pauls; wie nah oder wie fern, habe ich vergeſſen, doch weiß ich noch, daß Richard Spazier, ihr Sohn, ſich gerne als Jean Pauls Neffen bezeichnete. Die Witwe Spazier war mit ihrer Tochter Minona nach Dresden gekommen und in tiefe Armuth gerathen, aus der ſie ein ſchlichter Gewerbsmann erlöste, indem er ihre Hand verlangte. Uthe war Klaviermacher oder etwas dergleichen. An Bildung ſtand er weit unter ſeiner Frau, an Hausverſtand vielleicht über ihr, obſchon er ſie geheiratet hatte. Sie ſagte eines Tages, als Helmina ihr gelinde Vorwürfe wegen der ungleichen Verbindung machte: „Mein Elend war ſo troſtlos, daß ich allenfalls auch einen Karrenſchieber genommen hätte.“ — Sie lebte übrigens ſehr zufrieden mit dem Mann von untergeordnetem Geiſte, der ihr in allem den Willen ließ oder that, und ſich recht gut zu unterhalten ſchien, wenn Helmina den Abend mit ſeiner Frau verplauderte. Er ſelber ſprach nur wenig und miſchte ſich vor allem nie in Erörterungen

über Dinge, die ihm fern lagen. Die schönere Jahreszeit brachte die Uthe mit Minona immer auf dem Lande zu, in Loschwitz, Pillnitz, Priesnitz oder sonstwo außerhalb des Weichbildes. Auch im „Sommervläsir“ wurde sie von Helmina fleißig besucht. Minona war eine besondere Gönnerin der beiden Knaben, von denen sie gewöhnlich Melone geheißen ward. Das Gleichniß hinkte mehr wie billig; die gute Minona war eine dürre Wurzel, die schon getrocknet zur Welt gekommen schien, und mit nichts weniger Aehnlichkeit besaß als mit einer saftigen Melone.

Helmina liebte weite Spaziergänge zu machen. Im Verhältniß zur Last, welche sie zu tragen hatte, zeigte sie eine erstaunenswerthe Rüstigkeit und Ausdauer. Ein Lob dieser Rüstigkeit vernahm sie aber nicht gern, da immer eine Anspielung auf den Gegenstand ihres Kummers, die Wolbeleibtheit, darin lag. Wenn ein gutmüthiger Landmann oder eine schlichte Bäuerin das Unglück hatte, mit einem Worte die so greifbare und doch so empfindliche Saite auch nur leise zu berühren, wurden sie angefahren und heruntergemacht, als stünden sie vor dem gestrengen Herrn Amtmann, weil sie Rüben vom Acker gestohlen. Im Ausschelten leistete die Dichterin überhaupt sehr Bedeutendes mit einer Zuversicht, welche die Leute dergestalt verblüffte, daß sie den Platzregen geduldig über sich ergehen ließen. Zweifelsohne würde ein kühlerer Angriff zurückgewiesen worden sein.

Eine Wanderung durch die Umgebungen Dresdens ist fast nach allen Seiten hin angenehm, wenn wir die Föhrenwälder ausnehmen, zu denen von der Neustadt

aus ſtaubige Wege führen. Ueberall ſonſt iſt das Land ein Gottesgarten, mit üppigen Fruchtfeldern, reichen Obſtbaumpflanzungen, anmuthigen Gehölzen, rieſelnden Bächen und allen Reizen einer friedfertig ſchönen Landſchaft ausgeſtattet. Wo ſich von einer Anhöhe die Ausſicht zum Bilde geſtaltet, ſtellen ſich die Stadt mit ihren Thürmen und Kuppeln, der Strom und die Weinberge des rechten Ufers, oder die blauen Gebirge im Oſten mit ihren vulcaniſchen Kegeln in maleriſcher Abwechslung zur Schau. Die ſächſiſchen Dörfer mit ihren reinlichen Häuſern von zierlicher Einfachheit ſind das reizendſte, was ſich finden läßt, beſondere für jemand, der keine andern Dörfer noch kennen gelernt, als die märkiſchen mit ihren armſeligen Kenchen. Helmina hatte freilich auch noch andere Länder geſehen als ihre Heimat, aber dennoch geſtand ſie, daß ſie nie ſo allerliebſte Bauernhäuſer getroffen (die Schweiz und das öſterreichiſche Oberland kannte ſie damals noch nicht). Ein ſächſiſches Bauernhaus am Neckar, meinte ſie, müßte das leibhaftige Paradies geben. Nur einen Uebelſtand hatten die ſchönen Dörfer, der aber für Helmina und die Ihren keiner war. Verwöhnte Menſchenkinder klagten nämlich bitterlich über das ſchlechte Getränk und die armſelige Koſt der ländlichen Wirthshäuſer. Die Dichterin ließ eben die Kneipen Kneipen ſein, um bei Mü ern und „großen“ Bauern einzukehren. Dort fand ſie, was ihr und den Knaben lieber war als Bier, Landwein, Schnaps und Wurſt, nämlich gute Milch, ſchneeweißen Ziegenkäſe, gelbe Butter, friſche Eier. Gemahlenen Kaffee und Zucker pflegte ſie auf weiteren Ausflügen bei ſich zu führen.

Im Jahr 1819 faßte sie eines Tags in Pillnitz urplötzlich den kühnen Entschluß, statt nach der Stadt zurückzugehen, den blauen Bergen des Meißner Oberlandes (der sogenannten sächsischen Schweiz) zuzuwandern. „Sieben Thaler habe ich bei mir," sagte sie zu den Knaben; „wir gehen so weit, bis drei und ein halber ausgegeben sind. Dann kehren wir um." Gesagt, gethan. Die erste Tagreise erstreckte sich bis zum Quowalder Grunde, einem engen Erdspalt mit malerischen Sandsteinfelsen. Eine Gesellschaft von wandernden Studenten gesellte sich zu den Dreien. Damals glitten die Menschen auf Reisen (sie mußten denn Engländer sein) nicht vornehm spröde an einander vorüber. Die Lebensregel: „Il ne faut jamais faire connaissance avec des gens que l'on ne connait pas," war noch nicht in's Deutsche übersetzt. Bei einem Bauern blieb die gesammte Gesellschaft über Nacht. Helmina erhielt das Bett einer Tochter vom Hause, die andern schliefen auf einer Streu in der Wohnstube. Die zweite Tagereise führte über die Bastei nach Schandau, die dritte über den Kuhstall, Winterberg und das Prebischthor nach Herniskretzschen, wo eine Gondel die Wanderer aufnahm und mit ihnen nach Dresden hinab schwamm. Das war die gewöhnliche Ordnung einer solchen Duodezschweizerreise.

Helmina hatte noch kein Hochgebirg gesehen und Mittelgebirge nur in blauer Ferne; kein Wunder also, wenn ihr die niedliche Felsenwelt an der Elbe wirklich wie eine Schweiz vorkam. Die Bastei, eine Felsenkanzel, von wo man auf die Elbe hinabschauend noch ganz deutlich die Gestalten der Menschen in den Schiffen und auf dem

Wege am Strande unterscheiden kann, galt für einen schwindelhohen Naturfölter und ebenbürtigen Vetter des Rigi; Sonnenstein und Königstein waren Aetna und Vesuv, der Winterberg ein großer St. Bernhard. Es war grade nur natürlich, daß die Kinder der Ebene diese Höhen für großartig hielten (und halten) und daß sie böse wurden, sobald ein weit gereister Mann nur diese Eigenschaft in Abrede stellte, wenn er auch sonst dem malerischen Reiz die Anerkennung nicht versagte. Anziehend sind jene Gegenden jedenfalls, und Helmina hatte wol recht, als sie zu Schandau den Entschluß aussprach, den nächsten Sommer dort zuzubringen, nicht im Städtchen selbst, sondern hinten im Thale, wo die eisenhaltige Quelle dem Boden entsprudelt und das Badehaus steht, welches die für ein ehrsames Sachsenbad höchst übermüthige Inschrift trägt: „Balnea, vina, Venus corrumpunt corpora nostra; conservant eadem balnea, vina, Venus.“ Besagte Inschrift hat später dem kleinen Wilhelm viel Kopfzerbrechens gekostet, weil er den rechten Ausdruck nicht finden konnte, um in der Uebersetzung nach „Bäder und Becher und . . .“ den Pentameter mit einem einsylbigen Worte zu schließen. Im nächsten Jahr hat nämlich Helmina etwas gethan, was selten genug bei ihr vorkam: sie führte den ausgesprochenen Vorsatz aus, so daß Wilhelm Muße genug behielt, über das fehlende Wort nachzudenken. Das Fußreisen kam nach diesem ersten Versuche der Dichterin wie ihren Söhnen ungemein ergötzlich vor. Sie wiederholten die angenehme Unterhaltung noch oft in mancher Herren Ländern und sind der Liebhaberei dafür lange Jahre hindurch treu geblieben,

bis allmälig die Zeit erſchien, wo das Wandern zu Fuß gar zu koſtſpielig geworden iſt. Unſere Enkel werden es als ein Hauptvergnügen für reiche Leute wieder erfinden.

Im genannten Jahre gerieth Helmina mit Thereſe Winckell und dem Kreiſe derſelben in offene Feindſeligkeit. Die Spannung war ſeit längerer Zeit ſchon ſo ſtraff, daß es nur eines kleinen Anſtoßes noch bedurfte, um den Bruch zu bewerkſtelligen. Es iſt ſchon geſagt worden, daß Helmina eine unglückſelige Gabe beſaß, zu verletzen, wo ſie es von ganzem Herzen gut meinte. Ihre Rückſichtsloſigkeit in Bezug auf mancherlei theils unerhebliche, theils weſentlichere Vorſchriften des geſellſchaftlichen Herkommens erregte vielfaches Aergerniß. Je höher das Anſehen der Dichterin in der Tagesliteratur (durch die Almanache vertreten) wuchs, umſo ſtrenger rechteten die ſteifen Kleinſtädter mit der Frau, umſo weniger verziehen ſie ihr eine Vernachläſſigung der Aeußerlichkeiten, die oft bis zur entſchiedenſten Mißachtung ging. — Den kleinen Anſtoß, welcher zum Bruche mit der Winckell führte, gab das flüchtig vorübergehende Erſcheinen eines jungen Mannes, Gerhard von Reuttern. Er war von Geſtalt und Antlitz einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit, geiſtreich von Natur, gebildet durch eine ſorgfältige Erziehung, und hatte im Kampfe gegen Napoleon einen Arm verloren. Das war gewiß mehr als genug, um den meiſten Weibern zwiſchen dreißig und fünfzig Jahren den Kopf zu verdrehen, von den jüngeren zu ſchweigen, weil dieſe gewöhnlich das Herz nicht eher hergeben, als bis ſie des Erſatzes dafür verſichert ſind. Dem ſchönen Cavalier zu Ehren gab Thereſe am Abend vor ſeiner Abreiſe eine Art

Feſt, und Helmina blieb ungeladen. Das war eine förmliche Kriegserklärung. Die Dichterin weinte den ganzen Tag. Abends ging ſie mit ihren Knaben zum italieniſchen Dörfchen und faßte Poſto auf dem Fahrwege für die Geſchütze, welcher zum Zwingerwall empor führte. Von der halben Höhe beherrſchte dort das Auge die erleuchteten Fenſter Thereſes. Die kurzſichtige Helmina konnte zwar aus der Entfernung von etwa dreißig Schritten keine der Geſtalten im Innern des erhellten Raumes unterſcheiden, nichtsdeſtoweniger blieb ſie auf die gemauerte Brüſtung der Zufahrt gelehnt wie feſtgewurzelt ſtehen, obſchon der Abend kühl war und die leicht gekleideten Knaben vor Kälte ſchnatterten. So ſtand ſie ein paar Stunden lang. Es hatte elf Uhr geſchlagen und die Geſellſchaft machte noch gar keine Anſtalt zum Aufbruch. Man reichte Punſch und Kuchen umher, und das pflegte immer eine gute Stunde vor dem Kehraus zu geſchehen. Wilhelm und Max behaupteten, daß Reuttern bereits weggegangen ſein müſſe, da man nichts von ihm ſehe. In der That ſahen ſie ihn nicht, weil er ſeinen früheren Platz verlaſſen, aber ſie wußten doch, daß er ſich nicht entfernt haben konnte, ohne von ihren Falkenaugen bemerkt zu werden; ein dunkler Drang lehrte ſie, daß ihre Mutter eine Begegnung auf der Straße beabſichtigte, und da ſie keine Luſt hatten, bis Mitternacht noch zu frieren, ſo halfen ſie ſich eben wie ſie konnten. Vielleicht ahnten ſie auch etwas von der Unſchicklichkeit des Vorgangs. Ich erzähle dieſen einzelnen Zug im Gedankengange der Söhne Helminas mit Vorbedacht, eben weil er nicht vereinzelt geblieben iſt; je weniger er den Betheiligten zum Lobe gereicht, um

ſo bezeichnender iſt er. Die heranwachſenden Knaben fingen ſchon damals an ſich der Mutter gegenüber im Kriegszuſtande zu befinden. Ich beſchränke mich darauf, die traurige Thatſache zu berichten, ohne ſie in allen ihren Urſachen, Beweggründen und Folgen ausführlich auseinander zu legen.

Helmina ließ ſich zum Abzuge bewegen, aber im früheſten Glanze der nächſten Morgenſonne rückte ſie mit den Knaben aus, um auf des Königs Heerſtraße Wegelagerei zu treiben. Die drei wanderten bis zum nächſten Ort, wo der Lehnröſſler ſeinem Geſpann und ſich ſelber das erſte Futter zu reichen pflegte. Helmina kehrte aber nicht im Wirthshaus ein, ſondern bei einem Bauern, wo ſie den mitgebrachten Kaffee bereitete, während die Knaben draußen Wache hielten, um den Wagen bei ſeiner Ankunft anzurufen. Reuttern ſollte mit einem Frühſtück bewirthet werden. Der Kaffee war fertig, der Gaſt blieb aus, und da man wußte, daß er eine lange Tagreiſe vor ſich hatte, ſo ſtellte ſich die unliebſame Vermuthung ein, daß er noch vor dem Morgengrauen aufgebrochen. Der Kaffee ward getrunken und nach langem Zaudern endlich der Rückweg angetreten. Die Knaben hatten ſich Morgens im bethauten Graſe Stiefel und Hoſen naß gemacht und der Staub des Heerweges ſich an die Näſſe angeſetzt, ſo daß ihr Fußwerk ſehr übel zugerichtet ausſah. Dieſer Umſtand gab den Blitzableiter für Helminas üble Laune. Die Knaben wurden tüchtig herunter gemacht und Max goß zu allem Ueberfluß noch Oel in's Feuer durch die ſchnippiſche Bemerkung: er ſei unſchuldig an Reutterns allzufrühem Aufbruch. Bald darauf zeigte ſich der Wagen

eines Lohnkutschers, der von der Stadt herschnecke. — „Da kommt Reuttern!“ rief Wilhelm, obschon er nicht sehen konnte, wer im Rumpelkasten saß. So verstummte denn einstweilen das Gewitter, und da Reuttern wirklich kam, so verzog es sich ganz. Der höfliche Herr ließ halten. Er hatte den Wagen für sich allein. Die Knaben erhielten die Erlaubniß, sich hineinzusetzen und bis zum Frühstückplatz zurück zu fahren, während Reuttern mit Helmina zu Fuße ging. Die Pferde waren noch nicht gar lange abgefüttert, als die beiden erschienen. Der Reisende stieg wieder ein und fuhr weiter, Helmina trat vergnüglich den Heimweg an. Von den beschmierten Hosen war keine Rede weiter. Man hatte ja der neidischen Therese ein Schnippchen geschlagen und für das verlorene Zusammentreffen in großer Gesellschaft mehr als zehnfachen Ersatz durch eine lange Unterredung ohne Störung erhalten. Der Umgang mit der Winckell aber wurde weggeworfen wie die Schale einer ausgepreßten Citrone.

Im Gegensatze zu den vielen, welche sich durch Helminas oft so wunderliches Wesen von ihr abwenden ließen, stand eine Frau von unerschöpflicher Güte und hochgebildetem Geiste, die Gräfin Laura Zeraczewska, welche bis zur Stunde ihres Todes der Dichterin in herzlicher Freundschaft zugethan blieb. Dieser Tod ist ungefähr dreißig Jahre nach jenen Dresdener Tagen erfolgt: während des ganzen Zeitraums verloren die beiden Frauen sich nicht aus den Augen, und mehrmals trafen sie auch persönlich wieder zusammen, theils für längere, theils für kürzere Zeit, unter ganz veränderten Verhältnissen, aber mit unveränderter Gesinnung. Laura ließ sich in ihrer standhaften Zuneigung

durch nichts beirren, nicht einmal durch Helmina selbst. Diese hat noch bei Lebzeiten der Gräfin über die persönlichen Beziehungen derselben zu den Spitzen der europäischen Bildung etwas geschrieben, das irgendwo gedruckt worden. Die Jeraczewska unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit vielen der berühmten oder sonst ausgezeichneten Männer und Frauen, deren Bekanntschaft sie einst gemacht. Sie war Witwe und besaß keine unmittelbare Nachkommenschaft, wenn man ein Pfleglind nicht dafür will gelten lassen, ein allerliebstes Mädchen Namens Wanda, wenig älter nur als Helminas Knaben. Wanda wurde von der Gräfin mit wahrhaft mütterlicher Liebe erzogen; da man sie nicht zur Erbin der Güter einsetzen konnte, welche nach dem Tode der Nutznießerin, zum Theil vielleicht sogar noch bei ihren Lebzeiten, an nähere Verwandte des verstorbenen Grafen Jeraczewski zu fallen hatten, so wurden zu ihren Gunsten Ersparnisse gemacht und zu treuen Handen hinterlegt. Wanda starb sehr jung. Jene Ersparnisse aber mußten dazu dienen, die alten Tage der Jeraczewska zu fristen, nachdem sie in ihren Verhältnissen herunter gekommen. Ihre Güter wurden nämlich nach der verunglückten Schilderhebung Polens sequestrirt, ob auf Verfügung der Regierung oder auf Andringen der Gläubiger, wage ich nicht zu entscheiden. Gewiß ist, daß die Gräfin in Dresden ein sehr glänzendes Hauswesen führte und in den letzten Jahren vor 1831 manchmal in Geldverlegenheiten gerieth, bis sie den Schauplatz ihres bisherigen Glanzes verließ.

Die Jeraczewska war zur Zeit, da Helmina sie kennen lernte, eine noch recht hübsche Frau, aber von schwerem

Siechthum heimgesucht. Sie litt am polnischen Nationalübel, dem Weichselzopf, und konnte daher nur in einer Vermummung des Hinterhauptes sich zeigen, welche unter allen Bedingungen die äußerliche Erscheinung entstellte.

Gar mancher von Helminas Besuchern wird auf ihrem Tische ein kleines Schreibzeug von gelbem Erz bemerkt haben, worauf die Worte eingegraben standen: „Muth gefaßt.“ Sie waren das Schlagwort einer arabischen oder persischen Ghasele, welche die Dichterin in deutsche Reime gebracht und der Gräfin zur Zeit irgend einer schweren Prüfung mitgetheilt hatte. Zum Andenken an den Trost, welchen sie aus der Dichtung geschöpft, schenkte Laura ihrer Freundin jenes Schreibzeug, das Helmina dann auf allen ihren Zügen mit sich führte, ohne es je einzubüßen, wenn es nicht etwa in den allerletzten Jahren verloren gegangen ist. Im December 1846, wo ich sie zum letztenmal sah, stand es auf ihrem Tische in Beltramis kleinem Gartenhause zu Heidelberg.

Laura Jeraczewska werden wir später wieder antreffen. Wenden wir uns zu Fanny Tarnow, die eine zwar nur kurze Rolle in Helminas Lebensbeziehungen gespielt hat, aber dennoch nicht mit Schweigen übergangen werden darf, obschon ich lieber nicht von ihr spräche. Die Tarnow hat nämlich schon beim ersten Anblick einen widerwärtigen Eindruck auf mich hervorgebracht, und ich fürchte darum überall der Unparteilichkeit treu zu bleiben, welche in diesen Aufzeichnungen gegen Freund und Feind zu beobachten mein aufrichtiges Bestreben ist. Ich behaupte damit nicht, daß der Erfolg überall dem Streben entsprochen habe und entsprechen werde, aber der Mangel an gutem

Willen wird mir nirgends vorzuwerfen sein. Wo ich, wie eben jetzt, mir selber nicht recht traue, sage ich's lieber frei heraus. Mir war sie vom ersten Augenblick an gründlich zuwider, die jungthuende alte Jungfer. Die geschminkten hohlen Wangen mahnten mich wie ein angestrichener Todtenschädel. Wenn sich die dürre Gestalt bewegte, wunderte ich mich, das Klappern des Gerippes nicht zu vernehmen. Vor allem aber störte den vierzehnjährigen Knaben der Widerspruch zwischen den jungfräulich zimperlichen Reden des eingekniffenen Mundes mit den schmalen Lippen und dem Ausdruck der großen schwarzen Augen, die jeden Mann mit einem Sprühregen von Feuer überschütteten.

Fanny Tarnow lebte in Hamburg. Sie war durch Leipzig mit Helmina in Berührung gekommen. Vielleicht hatten sie sich in Berlin gesehen. Der Briefwechsel, den sie unterhielten, war sehr lebhaft. Helmina bezeichnete Fannys Briefe als klassisch und theilte dieselben ihren Freunden mit. Fanny verkehrte in Hamburg auch mit Helminas Vater und mit Amalie Schoppe, mit welcher Helmina brieflich befreundet war. (Die Schoppe hatte eine Reihe von Romanen geschrieben, die gerne gelesen wurden.) Helmina und Fanny kamen im Verlauf ihres Briefwechsels überein, sich zusammenzuthun. Welche von beiden den Gedanken ursprünglich angeregt, weiß ich nicht; von gereifter Erfahrung legte nicht einmal die Annahme des Vorschlags Zeugniß ab. Der Anfang des Zusammenlebens sollte mit dem Sommeraufenthalt in Schandau gemacht werden.

An einem heitern Märztage pilgerte Helmina mit ihren

Söhnen nach Schandau, um eine Wohnung zu miethen. Ihr Begleiter war der künftige Arzt Hermann, welchen man zum Unterschied von seinem „schwarzen“ Vetter den Weißen nannte. Die Wohnung wurde nach Wunsch ermittelt in einem Hause, das hinten im Thale unfern des Bades ganz vereinzelt stand. Die Aussicht beherrschte jenseits des Baches einen freien Plan, welchen die waldbewachsene Anhöhe begrenzte. Zur Linken sah man das Badhaus, rechts den Kirchthurm des Städtchens und einige Dächer, welche das Baumgehege überragten. Hinter dem Thurm hoben sich die Waldhöhen des linken Elbufers. Für unverwöhnte Augen waren alle diese Hügel schon Berge, doch mochte auch ein verwöhnter Sinn die Lage angenehm finden, trotz der winzigen Verhältnisse der Umgebung. Die Rückreise wurde auf einem Lastschiffe gemacht, das aus Böhmen herunter schwamm. Jetzt dampft man dort hin und her.

Fanny traf zur anberaumten Zeit in Dresden ein, ward mit offenen Armen empfangen und gebührendermaßen zur Schau geschleppt oder gestellt. Bald darauf kam die bestellte Gondel von Schandau, wurde mit Hausrath vollgepackt und brachte die frühen Gäste nach dem Curort. Das Badhaus und die für Badleute eingerichteten Häuser der Vorstadt waren noch ganz leer, doch machte das im Leben und Treiben des Städtchens kaum einen Unterschied, denn Schandau war (damals wenigstens) keiner von den Orten, die vom Fremdenbesuch leben. Um so zuvorkommender wurden die Fremden von den Einheimischen behandelt. Der Bürgermeister, der große Kaufmann, der Pastor und andere Honoratioren

beeilten sich, die zwei Schriftstellerinnen in ihre Häuser einzuladen. Unter den Honoratioren befand sich auch die stehende Figur aller Landstädtchen, der Offizier außer Dienst: zu Schandau hieß er Lieutenant Tischer. Er war ein aufgeweckter Kopf und hatte einen Zeitungslesevereín gegründet, dem Helmina natürlich beitreten mußte. Die Zeitungen kamen wöchentlich zweimal an und wurden nach einer bestimmten Austheilung den Vereinsgliedern in's Haus getragen. Die Postverbindung zwischen Schandau und der Welt vermittelte eine Botenfrau, welche zweimal in der Woche nach Pirna ging. Der Verein hielt die Leipziger Zeitung (damals des Königs Moniteur), die Augsburger Allgemeine, die unvermeidliche Vespertina und die Elegante. In Schandau hat Wilhelm seine erste Bekanntschaft mit der Allgemeinen Zeitung gemacht, und zu derselben Frist zugleich die gesammte deutsche Literatur der untern Schichten aus dem vorigen Jahrhundert genossen. Der Bürgermeister, seines Zeichens ein Kaufmann, hielt eine Leihbibliothek. Zweifelsohne hatte er die Bücher einmal irgendwo an Zahlungsstatt angenommen. Seine Töchter verwalteten den Schatz, welchem sie zugleich eine wahrhaft seltene Belesenheit verdankten. Die kleine Julie, kaum ein Jahr älter als Wilhelm, gab ihm Anleitung, ihren Vorrath auszubeuten. Spieß war ihr Liebling, doch unterschätzte sie Kramer keineswegs. Mit Spieß und Kramer mußte also der Anfang gemacht werden. Ihnen folgten „Sophiens Reise" und eine lange Reihe englischer Romane, Peregrin Pickle an der Spitze. Die jüngsten unter den Büchern waren die Romane der Benedicte Naubert. (Beiläufig bemerkt,

die Naubert hatte zu ihrer Zeit denſelben Erfolg, wie ſpäter die Yankee-Blauſtrümpfe, und war für ſich allein mehr werth, als die Beecher-Stowe, Stephens und Cumming zuſammen.) Wilhelm verſchlang im Verlaufe des einen Sommers die ganze Bibliothek.

Die Freundſchaft der beiden ſchriftſtellernden Damen hatte ſchon in der Schaubauer Honoratiorengeſellſchaft die erſte Probe zu beſtehen, und die Prüfung ward in demſelben Verhältniß ſchärfer, als die Zahl der anlangenden Badegäſte wuchs. Je kleiner ein Curort, um ſo mehr ſind die wenigen Beſucher darauf angewieſen, ſich an einander anzuſchließen. Die Probe fiel nicht zu Gunſten der Freundſchaft aus. Als Schriftſtellerin wollte jede der zwei Damen mehr gelten als die andere, als Frau jede der zwei Schriftſtellerinnen die jüngere ſein. Beide waren zufällig im gleichen Jahre (1783) geboren, aber jede verſetzte das Geburtsjahr ihrer Freundin in die ſiebenziger Jahre zurück und rückte das eigene dafür etwas vorwärts. Zur Unterſtützung ihrer Anſprüche auf Unſterblichkeit berief ſich Fanny auf ihre freundſchaftlichen Beziehungen zu Klinger, den ſie in St. Petersburg gekannt, wo ſie Erzieherin geweſen. Helmina, die ohnehin im Vortheil ſtand, ſeit ſie „Emma“ und „die drei weißen Roſen“ geſchrieben, ſtützte ſich außerdem auf Berlin und auf Paris zugleich. Fanny war der Großſprecherei zugethan und log, daß ihr völlig der Dampf aus dem Halſe ſtieg, Helmina dagegen war eine abgeſagte Feindin aller Prahlerei. In der Geſellſchaft bildeten ſich Parteiungen, es kam zu offener Fehde und zur Trennung.

Fanny nahm ihre Wohnung in einem andern Hauſe.

Beim Ausziehen vergaß sie ein kleines zierliches Album, nicht größer als eine Frauenhand. Die Blätter waren zum großen Theil beschrieben, kleiner und feiner noch, als die Tarnow gewöhnlich zu schreiben pflegte. (Sie schrieb überhaupt sehr niedlich.) Der Inhalt war eine Art Tagebuch. Bei Helmina verstand es sich ganz von selbst, daß sie den Inhalt las. Ich weiß nicht, ob die Frauen im allgemeinen wirklich so neugierig sind, wie man ihnen nachsagt, aber sicher ist, daß bei Helmina die Neugier eine wahre Leidenschaft war. Wenn jemand aus ihrer Umgebung Briefe bekam, deren Inhalt man ihr nicht zeigte, gerieth sie in gelinde Verzweiflung. In späteren Jahren hat sie einmal heimlich einen Schlüssel zum Pult ihres Sohnes Max machen lassen, um die Briefe zu lesen, deren Mittheilung er ihr vorenthielt. Zur Zeit, als die Söhne eben erst herangewachsen waren, entstanden die ersten offenen Widersetzlichkeiten der Kinder gegen die Mutter aus der Weigerung, Briefe mitzutheilen, die sie fortschicken wollten oder erhalten hatten. Im Grundsatze wird man den Söhnen hierin nicht Recht geben können, selbst wenn man der Mutter Unrecht gibt; aber die Sache hat noch einen ganz besondern Haken. Helmina konnte nichts verschweigen. Sogar was ihr im Vertrauen mitgetheilt worden, plauderte sie aus, und wenn es nun gar ein mehr oder weniger zartes Geheimniß war, so mußte es an die große Glocke gehängt werden. Ein erschnapptes Geheimniß galt vollends für gute Beute. Das geschah auch mit Fannys Aufzeichnungen, welche Dinge enthielten, die man sprichwörtlich als Bekenntnisse einer schönen Seele bezeichnet. Fannys Herz war so feurig wie

ihre Augen, und dabei hielt ſie alle Männer für die Opfer ihrer Gefallſucht, wenigſtens mußte man das aus dem Inhalte des Tagebuches folgern. Helmina ſtellte daſſelbe der Eigenthümerin nicht zurück, theilte es aber dafür „Arethi und Plethi“ mit. Die Angelegenheit verfehlte nicht großes Aufſehen zu machen; in Dresden ſogar erzählte man ſich, der und jener ſei „ein Opfer“ der Fanny Tarnow geworden. Die Namen wurden genannt, wie ſie im Büchlein verzeichnet ſtanden. Der Hieb, welchen Helmina auf ſolche Weiſe austheilte, war allerdings blutig, aber leider gab ſie ſelbſt ſich arge Blößen dabei, welche vom Widerpart nicht unbenutzt blieben.

Fanny zählte zu ihren Freunden den calviniſtiſchen Prediger Girardet von Dresden, einen Mann von vielgerühmter Beredtſamkeit, der auch einige dichteriſche Verſuche nicht ohne Glück gemacht hat. Zu ſeinen glücklichen Einfällen zähle ich übrigens nicht, daß er Hebels allemanniſche Gedichte in's Hochdeutſche überſetzte; das war grade ſo geſchickt als der Verſuch jenes Berliners, den Wiener Kletzenſeppel als gedörrten Birnenjoſeph in ſeine Heimath zu verpflanzen. Girardet rückte mit noch einem Freunde Fannys an einem ſchönen Sommertage der Dichterin auf's Zimmer, um ihr eine Strafpredigt zu halten und die Schriften zurückzufordern. Der Inhalt, ſagte er, ſei kein Tagebuch, ſondern das Bruchſtück eines Romanentwurfs; Fanny habe nur darum „ich“ geſchrieben und lebende Perſonen ihrer Umgebung namentlich aufgeführt, um dem Entwurfe das Gepräge friſcher Lebendigkeit zu verleihen. Was der Prediger ſonſt noch ſagte, iſt mir nicht bekannt geworden, aber ich kann

mir's ungefähr einbilden. Der Auftritt dauerte ziemlich lange, und man hörte draußen, daß es sehr lebhaft dabei zuging, wenn man auch die Worte nicht verstand. Wie es scheint, wollte Helmina das Album nicht ausfolgen und ließ sich am Ende nur durch den Wunsch dazu bestimmen, des zudringlichen Gastes los zu werden. Sie blieb von jener Stunde an Girardets unversöhnliche Feindin. Wenn sie von ihm sprach, geschah es in den allergeringschätzigsten Ausdrücken. Ihren Bekannten hatte sie früher schon rund heraus erklärt, daß man zwischen ihr und der Tarnow zu wählen habe, denn sie werde fürderhin mit niemand verkehren, „der sich mit jener Person abgebe." — Viele Leute fanden die Zumuthung ungerecht, besonders nach der Geschichte mit dem Tagebuch; doch eben darum beharrte Helmina um so leidenschaftlicher auf ihrer Weigerung, eine Neutralität anzuerkennen. Sie vergab nicht allzuschwer ein Unrecht, das man ihr zugefügt, aber ein Unrecht, das sie gethan, konnte sie den Beleidigten selten verzeihen.

Helminas Söhne hatten in Schandau keine regelmäßige Beschäftigung, doch standen sie darum keine Langeweile aus. Im Walde herum zu laufen war ihnen die angenehmste Kurzweil. Die außerordentlich vielen Regentage, womit der Sommer von 1820 gesegnet war, wurden durch die Gaben der Leihbibliothek versüßt. Wilhelm übersetzte zu seinem Vergnügen ein Werk, das er durchaus nicht verstand, auch nachdem er es in seiner Weise verdeutscht hatte, nämlich Ciceros Buch de officiis. Der Schulmeister von Schandau, mit dem Titel Rector behaftet, wurde angeworben, dem Knaben im Lateinischen

Unterricht zu ertheilen, wußte aber noch weniger als sein Schüler. Der Pastor hatte ebenfalls sein bischen Latein längst verschwitzt. Endlich fand sich ein junger Beamter, der, erst seit wenigen Jahren von der Schule gekommen, sein Erlerntes noch hübsch beisammen hatte und sich für eine billige Entschädigung dazu verstand, den Knaben einige Mußestunden zu widmen. Er hieß Stolle, wie ich glaube, und war ein munterer Bursche, der für die Zöglinge auch noch manches that, wofür er nicht bezahlt war. Er ging mit ihnen spazieren und führte sie baden. Die beiden hatten im vergangenen Sommer schwimmen gelernt, oder besser gesagt, Raben hatte ihnen gezeigt, wie der Mensch auf dem Wasser weiter nichts zu thun braucht, um sich oben zu erhalten, als mit einer gewißen Ruhe zu plätschern. Man nennt diese Art des Schwimmens gewöhnlich „Hundeln," weil der Hund, der in's Wasser gerathen, es nicht anders macht. Stolle sagte den Knaben, das Hundeln sei für den Anfang gut genug, aber hernach müsse man beim Meister Frosch zur Schule gehen. Er ließ es nicht bei der Andeutung allein bewenden. Die Knaben wurden zu einem Tümpel geführt, wo es Frösche gab, und angewiesen, die Bewegung der Hinterbeine genau zu beobachten. Nachdem durch Beobachtung und Erklärung der Lehrbegriff festgestellt worden, ging man zu eigenen Versuchen über. Stolle war selbst nur Naturschwimmer, ihm fehlte eine Kunst, welche allein die rechte Ausdauer verleiht, nämlich die, mit der Kraft hauszuhalten. Aber die Elbe ist bei Schandau nicht breit, man bedurfte also keines ausdauernden Kraftaufwandes, um hinüber zu gelangen.

Max besaß besondere Anlagen zum Zeichnen. Er übte

ſich nach der Natur an Bäumen, Häuſern und ngmentlich an den Felſen, deren es in der Nähe mancherlei von ſeltſamer Geſtaltung gab. Wilhelm hatte eine eigene Vorliebe zum Planzeichnen. Bei Baden hatte er manche Berggegend ſchraffirt, und im Herbſt 1819 war er von einem Feldmeſſer mitgenommen worden, um in der Meßkunſt einige Unterweiſung zu erhalten. Jetzt hätte er gerne einen Meßtiſch gehabt. Der anſtellige Max half ihm, ſich etwas dergleichen zurecht zu machen. An ein Brettchen wurden Latten genagelt, ſo daß das Reißbrett darauf ruhen konnte. Das Richtloth herzuſtellen fiel nicht ſchwer. Als Viſir diente ein rechteckig gehobeltes längliches Klötzchen mit Drahtſtiften, als Meßkette eine Bohnenſtange, deren Schweſtern als Zielſtangen aufgeſtellt wurden, wo es an einem natürlichen Viſirpunkt fehlte. Zur Handleiſtung zeigten ſich des Badpächters Buben bereit. Mit dieſem Rüſtzeug wurde ein Plan des Badhauſes und ſeiner Umgebungen aufgenommen.

Das troſtloſe Regenwetter des naſſen Sommers unterbrachen zuweilen heitere Tage, die zu mancherlei Ausflügen benutzt wurden, welche ſich weiter ausdehnten, als im Herbſte die Witterung ſich beſtändig hübſch geſtaltete. Helmina begnügte ſich natürlich nicht damit, die vom großen Zuge der Beſucher ausgetretenen Pfade zu wandeln, ſondern ſuchte diejenigen Gegenden auf, wohin der Fremde ſelten oder nie kam. Unter den weniger entfernten Punkten liebte ſie das alte noch wolerhaltene Schloß Hohnſtein über dem gleichnamigen Städtchen, wohin verſchiedene Wege und Umwege führten. In den abſeits gelegenen reizenden Thälern (oder „Gründen,“

wie man in Sachsen sagt) fanden sich Mühlen am munteren Bach, von frischem Grün umhegt. Die Leutchen darin, vom Fremdenverkehr noch unberührt, erwiesen sich zuvorkommend gastlich. Der „Mühlenkaffee“ war Helminas besondere Liebhaberei des ausgezeichneten Milchrahms wegen, denn den Kaffeestoff brachte sie selber mit, wie schon erwähnt worden. Sie verstand sich mit den weißbestaubten Insassen immer recht gut, trotz der kleinen Mißverständnisse wegen der unvermeidlichen wolgemeinten Ausdrücke des Erstaunens über die Rüstigkeit „des dicken Madamchens.“ Auf Hohnstein fand sich eine gute Frau, die Gattin des Rentmeisters, welche sich ein Vergnügen daraus machte, der Dichterin die Geheimnisse des Schlosses zu zeigen und die alten Ueberlieferungen zu erzählen, namentlich die Geschichte vom polnischen Bären August des Starken. Der Bär, ein gestürzter Günstling des Kurfürsten, lebte im Bärengraben zu Hohnstein als Staatsgefangener viele Jahre; der Rentmeisterin Großvater hatte ihn noch gekannt. In Stolpe, der Bergveste auf dem wunderlich geformten Basaltfelsen, nur ein paar Stunden von Hohnstein entfernt, hat sich eine ähnliche Geschichte zugetragen. Dort saß nämlich die berüchtigte Gräfin Kosel gefangen, einst die Geliebte des genannten Kurfürsten. August der Starke pflegte sonst seine abgedankten Holdschaften nicht einzusperren (er hätte dazu auch nicht Schlösser genug gehabt in Sachsen und in Polen), aber die Kosel war eine wilde Bestie, wie der Bär auf dem Hohnstein, vom Eifersuchtsteufel besessen, und hatte im Ernste vorgehabt, den Verräther umzubringen, der, nachdem sie ihm Ehre

und guten Namen aus Liebe geopfert, ihr mit schnödem Undank den Rücken zukehrte. Die Geschichte der Rosel hat Helmina in einer größeren Erzählung bearbeitet, um welche sich als ein lebendiger Rahmen Arabesken schlangen — Schilderungen des Meißner Oberlandes und des Treibens der lustreisenden Besucher, zu einer besonderen Geschichte geordnet, deren handelnden Personen die Hauptbegebenheit in verschiedenen Abtheilungen vorgetragen ward. Die Erzählung hat bei der sächsischen Censur Bedenklichkeiten erregt, obschon die Herren Zöpfe der Dichterin hätten dankbar sein sollen, daß sie dem berüchtigtsten aller Capitel der „Saxe galante" die empfindsame Seite abgewonnen. Eine andere dichterische Ausbeute des Schandauer Aufenthaltes war die Erzählung „Räthenteufe," angeregt durch eine Volkssage aus dem Kirnitzschgrunde, dem Thale hinter Schandau. Diese Erzählung war eine von denen, welche ganz besonders gefielen. Helmina erlebte an ihr die Freude, sie in einer löschpapierenen Sammlung von Geschichten nachgedruckt zu finden. Man setzte damals auf solche Sammlungen nicht die Bezeichnung „für das Volk," aber sie wurden in Tausenden von Abdrücken für wenige Groschen verkauft, auf Jahrmärkten und bei den Buchbindern der Landstädtchen. Das „Volk" der Literatur war noch nicht erfunden.

Die Schandauer Bürger waren ein betriebsames Geschlecht, das die günstige Lage des Orts gehörig zu benutzen verstand und sich darum eines bescheidenen Wohlstandes erfreute. Der „Antonio" des Städtchens hieß Häring; seine Schiffe segelten bis Meißenfels hinab und

bis Auffig hinauf. Er hatte das Badhaus über der Eisenquelle erbaut und das Geschäft dort ging schwunghaft. Die Honoratioren des Orts und der Umgegend gingen an Sonntagsnachmittagen zum Kaffee, zum Kegelschieben und zum Bier kaum anderswohin mehr als zum Bade. Die Tanzmusik wurde nicht minder fleißig besucht; ebenso das Vogelschießen, das manchmal mit Büchsen und manchmal mit der Armbrust abgehalten wurde.

Die alterthümliche Armbrust stand in ganz Sachsen noch in hohem Ansehen. In Dresden selbst wurde alljährlich ein großes Armbrustschießen abgehalten, und mit diesem das weit berühmte Volksfest auf der Vogelwiese. Rings um den Schießstand, wo der hölzerne Vogel, das Ziel der Bolzen, auf hoher Stange thronte, erhob sich ein Lager aus Bretterzelten, wo man schmauste, würfelte und allerlei Kram kaufte. Wenn Ostwind wehte, roch man den Duft der Bratwürste von der Vogelwiese bis zur Brühlschen Terrasse. In Schandau gab es bei den verschiedenen Vogelschießen zwar keinen Jahrmarkt, aber desto besser stand sich der Badwirth dabei. Zu den Büchsenschießen fanden sich neben Bürgern und Bauern auch viele Brünröcke ein. Die Bürger, welche zur Schützencompagnie gehörten, führten ungezogene Rohre, die aber so stark im Eisen waren wie eigentliche Kugelbüchsen und ziemlich sicher trugen. Einmal im Jahre hielt diese Compagnie feierliche Musterung in Uniform und ein officielles Schießen. Trommler und Pfeiffer mußten sich für diesen Tag den Schnurrbart stehen lassen. An dem Sonntage, wo der Trommler mit den ersten Stoppeln unter der Nase erschien, während das

Kinn glatt geschoren war, jubelte die Jugend; die Stoppeln verkündeten, daß in sechs Wochen das Schützenfest stattfinden werde, zu welchem auch auswärtige Compagnien sich einzustellen pflegten. Die Schützen fingen an, ihre Uniformknöpfe zu putzen, die Weiber und Jungfern ihren Ballstaat zu ordnen.

Mit dem Anfang des Septembers verloren sich die letzten Nachzügler der Badgäste. Der Fremdenzug dauerte noch einige Wochen länger, bis auch er im October aufhörte. Helmina dachte noch nicht an's Weggehen. Der Herbst war gar zu schön. Vielleicht wäre sie den Winter über geblieben, weil man in Dresden sie erwartete, aber die Wohnung war nicht heizbar, und so entschloß sie sich denn bald nach Martini zum Abzuge.

Der schöne October war zu Ausflügen benützt worden, die oft mehrere Tage gedauert, und die Knaben hatten außerdem noch eine absonderliche Herbstlust kennen gelernt. In einem Dorfe am linken Ufer lebte ein Landwirth, der seine Mußestunden dem Vogelstellen widmete. Er lud die beiden ein, ihn zum Vogelherd zu begleiten, und sie ließen sich's gesagt sein. Dieser Vogelherd stand auf der Höhe eines Berges mitten im Walde, von einer kleinen Blöße umgeben. Die Hütte, in Baumrinde gehüllt und von Bäumen und Gesträuchen dicht umgeben, war inwendig allerliebst eingerichtet; außen eine wilde Einsiedelei, innen ein gefälliger Schmollwinkel, an den tapezirten Wänden mit allerlei Bildern verziert, eng, aber wohnlich. Das Erdgeschoß diente zur Aufbewahrung der Geräthe und — zur Fangzeit — der Lockvögel; aus dem obern Gemach öffnete sich rückwärts die Aussicht in den

Wald, vorwärts durch ein sorgsam verblendetes Fensterlein auf den Herd, wo die Lockvögel flöteten und schlugen. Die armen Schelme wußten wol nicht, welches Unheil sie stifteten, während sie sich ganz unbefangen zu unterhalten wähnten. Wenn ein Flug von Strichvögeln sich näherte, der Hauptsache nach Finken, erkannte man das aus dem Vortrab. Zu allererst kam ein einzelner Vogel, nahm auf einem Zweig eines der zu diesem Behufe abgeschälten und ausgedörrten Bäume Platz, hörte den Lockern zu und betrachtete sich das ausgestreute Futter. Anfangs kam ihm wohl die Sache nicht ganz geheuer vor, vielleicht darum, weil des Futters so viel ganz offen dalag. Jedenfalls beruhigte er sich bald und erhob seine Stimme, um die Gesellen herbeizurufen. Einer kam nach dem andern, setzte sich auf einen Zweig und half rufen, bis endlich die ganze Genossenschaft beisammen war und gemeinschaftlich auf den Herd fiel. Die Wandervögel besitzen einen so ausgebildeten Gemeinsinn, daß jeder, der Futter entdeckt hat, seine Angehörigen dazu ruft und nicht eher zulangt, als bis alle dabei sind, — ich hätte schier gesagt: bei Tische sitzen. Kaum sind die Vögel eingefallen, so rückt des Vogelstellers Hand die Leine; zwei Bügel schnellen empor, schließen sich in der Höhe an einander und ein Netz bedeckt den Schwarm. Die gefiederten Wanderer sind gefangen und werden bis auf die, welche man aus irgend einem Grunde lebendig behalten will, dem Tode geweiht, indem man zwischem dem Daumen und dem Mittelglied des Zeigefingers ihre Schädel eindrückt oder ihnen den Hals umdreht. Das Morden wollte im Anbeginn den Knaben nicht recht zusagen, aber sie ge-

wöhnten ſich dergeſtalt daran, daß ſie es am Ende für einen untrennbaren Theil des Vergnügens hielten. Der Menſch lernt nichts ſo ſchnell verſchmerzen als fremdes Weh, beſonders wenn er hernach etwas davon hat, das ſo angenehm ſchmeckt, wie im Herbſt die gebratenen kleinen Vögel. — Die Vogelſtellerei im ſtillen Walde iſt ein Vergnügen, zu welchem ich die Neigung ſehr wol begreife. Es ſollte mich nicht wundern, wenn Heinrich der Finkler, als ihm die deutſche Krone zum Vogelherd gebracht wurde, ſich vor allem über die Störung beſchwert hätte. Seltſamerweiſe jedoch habe ich einer andern eben ſo ſtillen und gewiß nicht minder poetiſchen Beſchäftigung, dem Angeln, niemals Geſchmack abgewonnen. Wenn ich je Forellen angelte, was zu einer gewiſſen Zeit meines Lebens nicht ſelten vorkam, ſo geſchah es grade nur, um die Fiſche zu eſſen, welche in anderer Weiſe weder für gute Worte noch für Geld zu haben waren.

Wilhelm und Max ſchieden ungern genug von den ländlichen Freuden, um zur Stadt zurückzukehren, wo die dumpfe Schulſtube ihrer harrte. Helmina wäre auch lieber geblieben. Sie hatte ein paar Familien gefunden, mit denen ſie ſich zum Erſtaunen gut vertrug. Die Schandauer waren ein harmlos gutmüthiges Volk, genügſam und doch lebensluſtig dabei, fleißig bei der Arbeit, doch ohne ſich den Feſttag zu verkümmern. Die Zuſtände waren noch ſehr urſprünglich: ſo bekam man z. B. nur zweimal in der Woche friſches Fleiſch. Die Betriebſamkeit, welche durch den Fremdenbeſuch hervorgerufen worden, beſchränkte ſich auf den Gaſthof, auf die Führer und auf die Gondelſchiffer. Der Führer bedurfte man weni-

ger, um die schwer zu verfehlenden Pfade zu finden, als um Mäntel, Regenschirme und Handgepäck zu tragen. Die überwiegende Mehrzahl der Besucher bestand aus Norddeutschen, welche mit Ausdrücken bewundernder Anerkennung, aber nur damit allein nicht kargten. Wirthe und Führer in der sächsischen Schweiz waren nicht durch unzeitige Freigebigkeit verwöhnt worden; letztere erhielten nie einen Pfenning über die polizeilich festgestellte Taxe, ebenso wie die Schiffleute. Das Völklein, damals unversehrt im Stande der Unschuld, hatte noch nicht vom Apfel der Erkenntniß gegessen, welche da lehrt, daß der Fremde ein Strichwild sei, das zu schonen bekanntlich nicht weidmännisch ist. Die Führer machten aus dem Führen kein Gewerbe, sondern nahmen nur gelegentlich den Nebenverdienst mit. Sie waren Jäger, Holzhauer, Bauern, manchmal auch Handwerker, die, wenn keine dringliche Arbeit sie zurückhielt, recht gern einen Spaziergang unternahmen, der ihnen zum Vergnügen, das sie genossen, noch einige Groschen eintrug. — Am Tage vor der Abreise veranstaltete der Bürgermeister zu Ehren Helminas in seinem Hause eine Abendunterhaltung, wo man nachtschwärmerischer Weise bis zehn Uhr beisammen blieb. Als die scheidende Dichterin sich bedankte, erhielt sie mit gerührter Stimme in lieblich vorwurfsvollem Tone die urwüchsig Schandauer Antwort: „Gotthedde, Sie haben ja nichts genossen.“ — Die Töchter riefen ihr nach: „Machen Sie nur bald wieder uf Schande!“ (Schande war die landesübliche Aussprache des Namens der Stadt.)

Beim Scheiden von Schandau befand sich Helmina

in noch dringenderer Geldverlegenheit als gewöhnlich. Sie kündete Wilhelm an, daß bei der Ankunft in Dresden das erste Geschäft sein müsse, die goldene Familienuhr zu versetzen, die er zu tragen pflegte, so oft sie nicht hebräisch lernte. Diese Uhr stammte aus dem Nachlasse der Karschin, der sie vom Herzog von Braunschweig geschenkt worden. Um die Uhr nicht herzugeben, verrieth der Knabe eine Entdeckung, die er beim Packen der Koffer gemacht: Babette hatte Geld. Das Päckchen wurde hervorgesucht. Es enthielt Münzen, die in Sachsen nicht umliefen, nämlich Kronthaler (sogenannte Brabanter, in der Pfalz „Brawenner" ausgesprochen). Nach Helminas Auslegung konnten diese Stücke nur vom letzten Zuge in's Niederland stammen. Babette wollte dieselben von „ihrem" Inspector erhalten haben, ließ aber willig genug ihre Ansprüche fahren, nachdem ihr entgegengehalten worden, daß jener angebliche Freiersmann Geld von ihr erwartet und sogar begehrt habe. Sie war zu einfältig, um eine nur halbwegs wahrscheinliche Ausrede zu ersinnen, und wußte aus Erfahrung, daß eine entdeckte „schwarze Kasse" unrettbar verloren ging.

Ich kann nicht von Schandau scheiden, ohne noch einer Gestalt zu erwähnen, deren Bekanntschaft Helmina dort machte, und die ihr später noch einmal über den Weg lief. Sothane Erscheinung war dem Aeußern nach ein verkommener Magister in fadenscheinigem schwarzem Frack von nicht gar feinem Tuch; aber innen steckte etwas, um das es in allem Ernste Schade war. Der Mann hieß Ewald Dietrich. Er hat recht hübsche Gedichte gemacht, einen Wegweiser durch die sächsische Schweiz ge-

ſchrieben und eine Anzahl von Romanen für Verleger untergeordneten Ranges verfaßt, den Band zu fünf Thalern. Merkwürdig war die Leichtigkeit, womit er ſchrieb; ein Bändchen in zwei bis drei Tagen zuſammenzuſchmieren, war ihm eine Kleinigkeit. Er „ſchmierte“ aber nur, wenn ihm das Feuer auf den Nägeln brannte; ſo lange noch zwei Sechſer in ſeiner Taſche klimperten, war ihm das erſtbeſte Glas Fuſel lieber wie ſein Tintenfaß. Von einem andern würde es heißen: „ſo lang der Wirth nur weiter borgte,“ aber für den lieben Ewald gab es längſt kein Kerbholz mehr. In der ſächſiſchen Schweiz ſuchte er den Wirthen begreiflich zu machen, daß die Preſſe eine Macht ſei, aber er fand leider die Geiſter noch nicht hinlänglich gereift für dieſe Lehre. Hie und da verabreichte man ihm eine Kanne Bier und ein Stück Käſe, aber die Gabe galt nur dem fahrenden Schüler und nicht dem Schildknappen der unbekannten Macht. Dietrich war hübſcher Leute Kind aus einem ſächſiſchen Städtchen und hatte eine gute Erziehung genoſſen. Nach vollendeten Studien war er der Bräutigam eines liebenswürdigen und mit Erdengütern nicht ſtiefmütterlich bedachten Mädchens in der Nähe von Dresden geworden. Kurz vor der Hochzeit hatte der unerbittliche Tod den Bund der Herzen geſchieden, und der Bräutigam verſucht, einen Schmerz zu betäuben, für den er keinen Troſt wußte. Das Heilmittel war ſchlimmer als die Krankheit. Nach der Geneſung fand Dietrech ſich nicht mehr zurecht, ſeine Laufbahn blieb verfehlt, und trotz ſeiner vortrefflichen Gaben und ſeiner gründlichen Kenntniſſe ward er, was man damals ein Genie nannte. Es gibt auch heutzu-

tage noch solche Gesellen, aber man heißt sie anders. Von Ewald Dietrich meldeten in den dreißiger Jahren die Zeitungen, er sei im Rausche in einen Straßengraben gefallen und todt geblieben. Die Geschichte war nicht wahr. Ein Bekannter von ihm hatte sie erfunden, um einen Eulenspiegelstreich wettzumachen. Wie es scheint, ist Dietrich nach dem späten Tode seiner Eltern noch ein ganz ordentlicher Mensch geworden, der von seinem kleinen Erbtheil unter der Vormundschaft eines Angehörigen ruhig sein Restchen Dasein abspann. Vielleicht spinnt er noch; aber dann ist er jedenfalls sehr alt.

Nach dem überlangen Sommeraufenthalt von 1820 zu Schandau rückte Helmina in's späte Winterquartier. Zwischen Allerheiligen und Martini brachte eine Gondel die Dichterin mit Kind und Kegel nach Dresden zurück, ausgerüstet mit dem zurückgewonnenen Raube aus Babettes schwarzer Kasse. Eine kleine Wohnung in der Moritzstraße nahm sie auf. Die Knaben wurden wieder der Kreuzschule zugewiesen, was nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten geschehen konnte. Bei der Abreise nach Schandau war nämlich dem Schulvorstand keine Meldung gemacht worden und der gestrenge Herr Magister Gröbel hatte diesen Formverstoß übel vermerkt. Zum guten Glück setzte der Conrector Baumgarten-Crusius seinem Vorgesetzten, dem Schulfuchs, den dicken Kopf zurecht, und Wilhelm durfte abermals aus Cäsars gallischem Kriege Vocabeln lernen, wobei es ihm überlassen blieb, sich nach Belieben um den geistigen Inhalt sothaner Vocabeln zu bekümmern oder nicht. Max wurde unter die Quintaner gesteckt, blieb aber nicht gar lange. Zum Lernen hatte

er keinen guten Kopf, desto mehr aber zu muthwilligen Streichen, und da er, ohnehin bei den Lehrern wenig beliebt, sich eines Tages Ohrfeigen zugezogen, so lief er aus der Schule davon und blieb weg. Die Mutter ließ ihn auf die Malerakademie gehen, da er Anlagen zur bildenden Kunst zu besitzen schien und — wie sich bald erwies — auch wirklich besaß. Er pflegte später zu sagen, der Magister Heider habe ihm den Malerschlag ertheilt.

Helmina war den Winter über sehr fleißig. Unter ihren Erzählungen — oder, wie man damals sagte, „Novellen," — welche in jener Zeit erschienen, hat eine besonderes Glück gemacht; sie hieß: „Die Zeit ist hin, wo Bertha spann." Nach der „Emma" hatte keine ihrer Schöpfungen mehr eine so weitverbreitete Anerkennung gefunden. Aber die Dichterin war mit dem Erfolge auf der betretenen Bahn nicht zufrieden; sie wollte mit aller Gewalt ihre Kräfte einem Fache zuwenden, wofür ihr die rechte Begabung fehlte, nämlich dem Drama, und zunächst wünschte sie — seltsam genug — einen Operntext zu dichten. Eines Abends brachte sie eine Flasche Madeira mit nach Hause, die am nächsten Morgen ihre Hippotrene vorstellen sollte. Die Flasche ward auch glücklich leer und nebenbei manches Blatt Papier voll. Doch nachdem die Dichterin Nachmittags ihre Ruhe gehalten, ihren Kaffee geschlürft und die Handschrift durchgelesen, wurden die Blätter in den Ofen gesteckt. Wein sei wol ein gutes Ding, sagte sie, aber zum Dichten helfe er nicht, und es sei gescheiter, ihn nach der Arbeit zu genießen. Am nächsten Tage fing sie abermals an, doch ohne Wein,

brachte aber auch wieder nichts rechtes zu Stande. Mit diesen Versuchen wurde eine Menge Zeit verwüstet und dabei ein Fleiß aufgeboten, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

Zu derselben Zeit hatte Karl Maria von Weber seinen „Freischütz" vollendet und das Werk war in Berlin zur Darstellung angenommen worden. Natürlich konnte man den ungeheuren Erfolg nicht voraussehen, welchen die Oper zu erringen bestimmt war, aber man versprach sich doch nicht wenig von der Musik, da Weber durch die Begleitung zur „Preciosa" bereits seinen Ruf gegründet hatte. Helmina und ihre Freunde beklagten, daß der ausgezeichnete Maestro nicht vor die rechte Schmiede geritten sei, sondern seine hohen Gaben an eine Arbeit von untergeordnetem Werthe verschwendet habe. Versteht mich wol, ich will dem guten Friedrich Kind hier nicht etwa zu nahe treten, sondern wiederhole nur, was in einem Kreise gesagt wurde, welcher zwar den Verfasser kannte, aber nicht das Werk. Ich für mein Theil halte den Freischütz für einen der vorzüglichsten Operntexte, die je geschrieben wurden. Er ist von Anfang bis zum Schlusse in seiner Anlage ein gutgemachtes Drama, das heißt: er führt eine Handlung lebendig vor, die unsere Theilnahme gleich erregt und in der Entwicklung steigert. Zu diesem Haupterforderniß eines jeden Schauspiels gesellt sich der Vorzug, daß der Stoff sich zur musikalischen Behandlung eignet. Nirgends finden wir uns durch die Musik unliebsam aufgehalten, so daß Text und Musik sich zu einem Ganzen verschmelzen, das wir getheilt uns nicht als lebend vorstellen können. Der Mangel aber

an höherem poetiſchen Schwung in der Ausdrucksweiſe iſt grade ein Vorzug, denn es iſt ja die Aufgabe der Muſik, dem einfach nüchternen Ausdruck der Gedanken die Schwingen anzuſetzen. Vier Flügel an einem Vogel, zwei Hauptſegel vor einem Maſt fördern weder Flug noch Fahrt. Das aber ſahen die poetiſchen Seelen nicht ein; ſie ſuchten das Weſen einer echten und rechten Oper dort, wo es nicht zu finden iſt, und hielten den „proſaiſchen" Kind für unwürdig, zum Träger Weber'ſcher Weiſen zu werden. Weber ſelbſt theilte zwar dieſe Anſicht nicht: er meinte, daß der Text Gedanken anregen müſſe, weil ſonſt dem Gefühl, das die Muſik auszudrücken habe, aller Boden fehle; aber zugleich bedachte er, daß Helmina's Name ſchwer genug in der Schale liegen würde, und ſo ging er denn bereitwillig auf Unterhandlungen ein, welchen ſpäter die „Euryanthe" ihren Urſprung verdankte.

Einige Stoffe, die Helmina ihm der Reihe nach theils roh, theils im Plan und theils auch mit begonnener Ausführung vorlegte, fand er nicht für ſeine Abſichten geeignet, bis er ſich endlich für Euryanthe erklärte, — einen altfranzöſiſchen Ritterroman, welchen Friedrich Schlegel nebſt andern Erzeugniſſen altfranzöſiſcher Dichtung unter ſeinem Namen herausgegeben. Die Ueberſetzungen dieſer Ritterbücher hatten Dorothea Schlegel und Helmina beſorgt. Der Operntext Euryanthe kam in ſeiner erſten Faſſung im Sommer 1821 zu Stande und wurde dann ein halbes Dutzendmal vollſtändig umgearbeitet, die einzelnen Aenderungen ungerechnet, deren letzte noch auf den Correcturbogen des gedruckten Textbuches kurz vor der

ersten Aufführung (Wien, im Spätjahr 1823) vorgenommen wurden.

Die persönliche Bekanntschaft Helmina's mit Weber stammte aus dem Liederkranz der Hofräthe. Er war ein angenehmer Gesellschafter, munter, witzig und oft sogar von sehr gesteigert heiterer Laune, in welcher er zur Guitarre griff und mit seiner tonlosen Stimme allerlei westsüddeutsche Schelmenlieder vortrug. Sein Aussehen war das eines Schwindsüchtigen, bleich, leidend und leibarm. Er hinkte, doch weiß ich nicht, ob von Natur oder in Folge eines Unfalls. Seine Frau war ausgezeichnet hübsch, so daß sie nicht leicht eine Nebenbuhlerin zu fürchten hatte; nichtsdestoweniger litt sie in hohem Grade an der leider nur zu sehr verbreiteten Frauenkrankheit Eifersucht. Ich habe schon früher erwähnt, durch welches eigenthümliche Zusammentreffen von Umständen Helmina in ihrer harmlosen Zerstreutheit vielfach das Unglück hatte, die unschuldige Ursache häuslicher Stürme zu werden, und muß nun hinzufügen, daß sie an Frau von Weber keine Gönnerin besaß.

Die Haushaltung Helmina's in der Morizstraße trug ganz und gar das Gepräge des Feldlagers. Sie hatte beim Umzug nach Schandau mit der Wohnung in den Rochschen Häusern einige Schränke und andern Hausrath weggegeben, weil die Wohnung im Badeorte derlei im Ueberfluß enthielt. Jetzt fehlte es an alle dem. Die Bücher lagerten auf einem Fenstertritt, die Wäsche unter dem Sopha. Ein gezähmtes Rothkehlchen, dessen einziger Käfig die Stube war, gab von Büchern und Schriften noch ganz andere Dinge wegzuwischen, als bloßen Staub,

insofern sie sich überhaupt wegwischen ließen. Sydow sogar, der doch in dieser Hinsicht seinen rechtschaffenen Puff vertrug, konnte sich nicht enthalten, von einem gewissen Mangel an Ordnung zu reden. Vor allem aber verdroß ihn der Abgang auch des kleinsten Spiegels. Er fühlte sich unglücklich, wenn er nicht alle zehn Minuten sein Gesicht betrachten konnte. „Wo hebt ihr denn euer Gewand auf?“ fragte er die Knaben. „Nachts auf dem Stuhl,“ hieß die Antwort. Bei Tage nämlich trug jeder von ihnen seine sämmtlichen Kleider auf dem Leibe, und hatte da kaum genug daran, weil der untere Theil in jenem Winter aus Hosen von dunkelfarbigem Sommerzeug bestand, — zum größten Aerger der beiden, nicht etwa, weil sie froren, sondern weil sie von ihren Gespielen verspottet wurden. Das Tuch zu neuen Hosen wurde zu Weihnachten gekauft und zu Ostern dem Schneider übergeben, der sie gegen Pfingsten ablieferte.

Die Kost wurde abwechselnd aus einer Garküche geholt oder im benachbarten Hotel de Saxe genommen, und dazwischen gab es wieder Zeiten, in welchen Babette die Küche besorgte. In solchem Wechsel fand Helmina einen Reiz; sie versetzte sich dadurch gleichsam auf eine Reise mit Unterbrechungen ständigen Aufenthalts.

Im Frühjahr 1821 verließ Helmina die gar zu enge Wohnung, um sie mit einer gar zu großen zu vertauschen. Statt des kleinen Zimmers mit der winzigen Kammer und der lichtlosen Küche bekam sie eine wahrhaft herrschaftliche Wohnung. Aus dem geräumigen Vorgemach mit zwar nur zweitem, aber doch hellen Licht trat man in eine breite und tiefe Stube, der sich rechts ein großes

Eckzimmer, links ein ſtattlicher Salon anſchloſſen. Dem Salon folgte ein einfenſteriges Zimmer, von welchem man einige Stufen empor zu einer Art von länglichem Verchenkäfig mit etlichen Fenſtern an einer langen und an einer kurzen Seite ſtieg, die bis zum Eſtrich hinab gingen. Dieſes ſeltſame Gemach befand ſich über einem Saal, deſſen Decke etwas höher lag, als die der andern Räume des erſten Stockwerks. Hinter dem Salon zog ſich ein großer Alkoven hin mit einem Ausgang zum Vorgemach. An das Vorgemach ſchloſſen ſich rechts vom Eingang eine Küche und eine geräumige Kammer. Die Ausſicht war zweifelsohne die reizendſte, welche ſich in Dresden finden ließ. Man überblickte die Elbe, die Neuſtadt, die Gegend rings umher. Die große Brücke mit ihrem lebhaften Verkehr hatte man vor Augen. Jean Paul, der eines Tags zum Beſuche da war, ſagte, auf die Brücke deutend: „So habe ich's gern; ich ſehe den Lärm, ohne ihn zu hören.“ — Das Haus ſteht unterhalb des italieniſchen Dörfchens und iſt der linke Flügel eines großen Bauwerkes, das heutigen Tags noch zu den bezeichnenden Punkten des maleriſchen Anblicks der Stadt vom rechten Ufer aus gehört. Der Urſprung dieſes Bauwerks fällt in die Zeit, von welcher dieſe Blätter eben reden, und der Bauherr war ein „public character“ von Dresden. Er hieß Kalberla und war als armer Handwerksburſche, ſeines Zeichens ein Drechsler, eingewandert. Fleiß, Verſtand und gutes Glück hatten ihm ein Los gegründet, zum Wolſtand und endlich zu größerem Vermögen verholfen, das ſich ſpäter zu wirklichem Reichthum gehoben zu haben ſcheint, nachdem er es an ein Unter-

nehmen gewagt, welches die Spießbürger für ein verzweifeltes hielten.

Kalberla nahm nämlich der zuſtändigen Behörde ein Stück der alten Befeſtigungen beim italieniſchen Dörfchen zwiſchen der Elbe und dem Zwingerwall ab. Er erbot ſich, dieſelben abzutragen und die Verbindung mit der Vorſtadt herzuſtellen, wofür er nichts verlangte, als die gewonnenen Steine und einen gewiſſen Theil des Grundes zu Bauſtellen. Die Behörde fand den Vorſchlag ſehr annehmbar; ſie erſparte dadurch das viele Geld für die unabweislich nothwendige Schleifung der Bollwerke, deren Koſten durch den Verkauf der Steine und der Baugründe — dem damaligen Schätzungswerthe nach ſich nicht zur Hälfte gedeckt hatten. Von Kalberla aber hieß es, er ſei ein Narr, dem ſeine paar Groſchen in der Taſche weh thäten. Der „Narr“ machte ſeine Gelder flüſſig, vielleicht auch Schulden dazu, und ging friſch an's Werk. Er trug den Wall bis ungefähr zur Stelle ab, wo heutigen Tages die Anlagen beim Zwinger grünen, welche ich nur vom Hörenſagen kenne. Um einen geräumigen Hof führte er drei Häuſer auf, durch halbrunde Galerien mit einander verbunden. Im Mittelbau, der zuerſt fertig wurde, legte er eine Zuckerraffinerie an, wozu er den Rohzucker aus Hamburg auf der Elbe kommen und vom Schiffe gleich in den Hof ſchaffen ließ. Die Raffinerie erwies ſich ſchleunigſt als ein gutes Geſchäft. Der Flügel zur Rechten wurde zu irgend einem öffentlichen Zwecke, ich glaube zu einer Börſe beſtimmt. Den linken Flügel hatten die Freimaurer gemiethet, bevor nur der Grundſtein gelegt worden. Die Einrichtung eines Saales mit

erhöhter Decke, welcher die ganze Flanke gegen die Elbe einnahm, war zur Bedingung gemacht worden. In den Zimmern über dem Saal wohnte der Aufseher der Loge: nur eines davon gehörte zu der Wohnung, welche der Hausherr zum Vermiethen sich vorbehalten, und war der oben erwähnte Verschenkäfich, welchen Helmina zu ihrem Schreibzimmer erkor. An Miethzins bezahlte sie jährlich die fabelhafte Summe von hundert Thalern. Ihr versteht wol, daß ich nicht fabelhaft groß sagen will, doch muß ich hinzufügen, daß damals die Wohnung zwar nicht für theuer, doch keineswegs für geschenkt galt. Die Kalberlaischen Häuser standen in entlegener Wildniß. Aber heutzutage klingt es gar zu märchenhaft, daß man aus neun Fenstern in einer Reihe und noch etlichen an beiden Flanken für hundert Thaler ein ganzes Jahr lang hinausschauen durfte, und zwar auf die reizendste aller Aussichten und auf den „stummen Lärm" einer weltberühmten Brücke. Der Miethvertrag war in Versen abgefaßt, und zwar in achtzeiligen Stanzen. Kalberla hatte der Dichterin gesagt, es bedürfe keiner Urkunde, und als er den gereimten Vertrag unterzeichnete, war er gewiß überzeugt, daß derselbe keine Urkunde sei. Es ist in der That Schade, daß es nicht zu Streitigkeiten wegen der Miethe gekommen, wodurch die königlich sächsischen Gerichte den Anlaß erhalten hätten, sich darüber auszusprechen, ob ein in Reimen abgefaßtes Schriftstück einen rechtsgültig abgefaßten Vertrag vorstellen könne?

Helmina hatte von allem Anfang an den unternehmenden Drechsler nicht für den Narren gehalten, für welchen ihn die Spießbürger erklärten. Ihre Ueberzeu-

gung rührte jedoch nicht etwa von ihrem Scharfblick in Sachen des Zuckerhandels und des steigenden Werthes liegender Gründe, sondern aus einer weit einfacheren Ursache her. Kalberla hatte nämlich ein Pfand des Glücks erhalten. Als er beim ersten Beginn der Arbeiten für die Zuckerraffinerie an einem Februartage im Hofe stand und dem Eisgang auf der Elbe zusah, sagte ihm sein Werkmeister, daß die Anschaffung eines tüchtigen Hofhundes dringend nothwendig geworden. „Gut," versetzte Kalberla, „ich werde dafür sorgen." Kaum war das Wort heraus, als er ein winselndes Gebell, gleichsam einen Hülferuf vernahm. Auf einer Eisscholle trieb ein stattlicher Hund einher, nicht weit vom Gestade, der bellend und wedelnd die Leute auf dem Uferdamm aufforderte, ihn aus seiner peinlichen Lage zu befreien. Eine Ruderstange war zur Hand. Das Thier, ein mopsfarbiger Metzgerhund, ward glücklich geborgen und unter dem Namen Sultan in Pflicht genommen. Er stand seinem Amte musterhaft vor, ohne jedoch in blindem Diensteifer die Rücksichten zu vergessen, welche er wohlgekleideten Leuten bei Tage schuldig war. Sein Beigeordneter, ein Spitz in preußischen Farben, setzte diese Rücksichten dagegen nur zu oft aus den Augen. Die Art, wie Kalberla zu seinem Hunde gekommen, war für Hetmina ein sicheres Vorzeichen des Erfolgs der großen Unternehmung. Sie würde unbedenklich zwanzigtausend Thaler hineinstecken, sagte sie, und wenn sie es bleiben ließ, so lag die Schuld nicht an ihr, sondern an den dummen Thalern. Als jemand äußerte, dem Kalberla sitze ein Sparren schief im Dache, versetzte sie: „Gehen Sie mit ihm

nur auf den Sonnenstein, wir wollen dann sehen, welchen von beiden der Doctor Bienitz behält."

Hier ist einzuschalten: Sonnenstein heißt das Schloß auf dem Hausberge über dem Städtchen Pirna und es enthält (seit 1811) eine Heilanstalt für Irre. Helmina hatte im Verlauf des Sommers 1820 die Anstalt öfters besucht. Sie hatte einen Schützling dort. Ein junger Maler aus Kurland war eines schönen Morgens im Winter von 1819 — 20 rasend geworden. Die sinnlose Behandlung, welche dem Aermsten im Dresdener Krankenhause zu Theil geworden, hatte Helmina bestimmt, ihn in eine ihrer Wohnungen in den Rochschen Häusern zu nehmen, ihm einen Wärter zu bestellen und seine Aufnahme auf dem Sonnenstein einzuleiten. Er ist ungefähr ein Jahr dort verblieben und hergestellt entlassen worden, vor einem Rückfall insofern gesichert, wie der Doctor Bienitz (Bünitz? Pienitz?) äußerte, als er nicht zu einer traurigen Gewohnheit zurückkehrte, welche ihm die Störung zugezogen. Die Geldklemme, woran Helmina im Winter von 1820—21 mehr als gewöhnlich gelitten, rührte großentheils von den Auslagen für den armen Narren her. Daß die Lästermäuler auf dem Boden dieser kleinen Begebenheit reichliche Aesung fanden, brauche ich wol nicht erst zu sagen. Helmina wird die üble Nachrede eben so vollständig, wenn auch nicht ganz so schnell verschmerzt haben wie das Geld.

Die Einrichtung mußte in der neuen Wohnung vervollständigt werden, was durch einige Tische und Schränke geschah. Der Salon erhielt ein Sopha, sechs Stühle und einen Theetisch. Die Fenster blieben ohne Vorhänge, die Pfeiler zwischen ihnen ohne Spiegel, die hohen und breiten

Wände kahl. Außer den Stühlen im Salon besaß die Haushaltung noch vier Rohrsessel und einen Küchenstuhl, welche herbei geschleppt wurden, wenn mehr Leute kamen. Begab man sich in ein anderes Zimmer, so wurden die Stühle nachgetragen. Oft genug war der Besuch stärker, als die Zahl des gesammten Aufgebotes von verfügbaren Sitzen, selbst Wilhelms Schlafsopha aus dem Eckzimmer mit inbegriffen. Doch solche Kleinigkeiten trübten Helminas heitere Laune auch nicht einen Augenblick. Mit vollem Recht. Wer einer wolgeordneten Haushaltung einen Besuch abstatten wollte, mochte zu Therese gehen, oder zu den Hofräthen, oder ... zum Satan. Nichtsdestoweniger lag viel Komisches im Gegensatz, welchen die vornehme Wohnung und die Fahrnisse bildeten; indessen hegte Helmina davon kaum eine Ahnung, weil ihre Zerstreutheit sie stets am Aufmerken gehindert und ihre Kurzsichtigkeit vor unwillkürlichen Wahrnehmungen beschirmt hatte, so daß sie nur höchst unvollkommen wußte, wie es eigentlich in andern Häusern aussah.

Die Bewirthung des Schwarmes, der Abends zuweilen hereinfluthete, bot keine Schwierigkeiten. Theetassen gab es genug im Hause, lauter einzeln gespendete Andenken, die zusammen einen buntscheckigen Heerhaufen bildeten, der viel ergötzlicher aussah als ein einförmiges Theegeschirr. Hier trug eine blaue Tasse einen Namenszug, dort eine grüne einen Wahlspruch und eine braune ein Wappen. Den Kern dieser Freischaar stellte ein kleines Häuflein in Uniform dar, — die Tassen von der Malsburg. Als Troß schlossen sich die Frühstücktassen der Familie an. Sein Butterbrod zum Thee nahm man sich

von dem aufgestellten Teller, und wer zufällig kein Löffelchen bekommen, rührte mit dem Butterbrode um.

Die Dichterin stand zur Zeit ihres Aufenthalts in der Zuckerraffinerie (vom Frühjahr 1821 bis Ende Juli 1823) auf dem Gipfelpunkt ihrer Berühmtheit. Die oben erwähnte Novelle von der Spinnerin Bertha, welche übrigens gar nicht zu ihren besseren gehörte, hatte ihr einen gewaltigen Ruck nach oben gegeben, und dann kam der Erfolg des Freischützen, um sie mit bengalischem Feuer zu verklären. Ich habe mich nicht etwa verschrieben, sondern meine wirklich den Freischützen selbst und nicht etwa die Euryanthe. Der Freischütz hatte nämlich einen nachhaltigen Beifallssturm erregt, der von allen Seiten her bestätigenden Wiederhall weckte. Weber war der Mann des Tages. Barbaja in Wien, „der große Impresario," bestellte eine Oper bei ihm für die deutsche „Stagione" von 1823. Für Wien, für das Theater am Kärntnerthor ward Euryanthe bestimmt, die Hauptrolle aber einer jungen Sängerin, wie der Kunstausdruck lautet, auf den Leib geschrieben. Auf diese Sängerin, welche bei den Wienern nicht viel galt, hielt Weber große Stücke, und er prophezeite ihr eine glänzende Zukunft. Um zu beweisen, wie recht er hatte, brauche ich nur den Namen zu nennen; sie hieß Henriette Sontag. Man erwartete allgemein von der Euryanthe die unglaublichsten Erfolge, da Weber, wie man behauptete, einen Text vom ersten poetischen Werth erhalten habe, der ihn zu den süßesten Weisen begeistern müsse. Den billigen Antheil am künftigen Erfolge des Tondichters escomptirte die Welt zum voraus der Dichterin, und darum sagte ich eben, daß der Ruhm des

Freischützen sie mit bengalischem Feuer beleuchtete. Ueber die Einlösung des escomptirten Ruhmes wird das Erforderliche an seinem Ort gesagt werden; hier ist nur einiges über die Gestaltung des Textbuches beizubringen.

Weber wollte keine Spieloper, sondern — wenn der Ausdruck erlaubt ist — eine durchgesungene. Die Recitative erklärte er nicht in sprechendem Vortrage halten zu wollen. Zu diesem Zwecke erschien ihm unter den vorgeschlagenen Stoffen der aus dem Ritterbuche am geeignetsten. Der Stoff aber bot zwei Schwierigkeiten, die gleich beim ersten Anblick in die Augen sprangen, eine sehr große und eine geringere. Die ursprüngliche Handlung dreht sich nämlich um ein Geheimniß, das durch die alte Amme der Heldin dem Bösewicht für Geld verrathen wird. Der Beweggrund zum Verrathe mußte eine poetischere Gestaltung erhalten, die Amme also in eine junge Vertraute verwandelt werden, welche ein verschmähtes Herz zu rächen hatte. Das ließ sich leicht thun. Das Geheimniß jedoch ist im Roman von einer Art, welcher die Bühne unerbittlich sich verschließt. Man mußte ein anderes finden, und das kostete viele Arbeit und mehrere völlige Umgestaltungen des Textbuches. Ob die Wahl eine glückliche war, ist der Welt unbekannt geblieben, da besagtes Geheimniß in einem Gesangstücke verrathen wird, dessen Text noch kein sterbliches Ohr verstanden hat. Wer die Worte liest, kann sich durch standhaftes Nachdenken allenfalls eine Vorstellung davon erwerben. — Im Roman führt Gerhart von Nevers (in der Oper: Adolar) die vermeintlich treulose Euryanthe in den wilden Forst, um ihr den Kopf abzuschlagen.

Auch in der Oper soll sie den Tod in solcher Weise erleiden, weil sie ein Geheimniß ausgeplaudert, obschon Plauderhaftigkeit nicht ebenfalls wie im Roman den Schluß auf eine begangene Untreue nothwendig bedingt. Ein Ungethüm, das die beiden anfällt und von Gerhart-Adolar erlegt wird, bringt diesen auf andere Gedanken und er überläßt Euryanthe ihrem Schicksal. Die Wahl des Ungethüms verursachte vieles Kopfzerbrechen, bis endlich auf Webers Andringen eine Schlange beliebt wurde, nachdem Helmina lange für einen Löwen gestritten. Wilhelm, der bei einer der bezüglichen Berathungen zugegen war, nahm sich die Freiheit heraus, zu äußern, man könne wol einen Lindwurm oder einen Bären nehmen, doch weder den Leuen noch die Riesenschlange, die in Frankreich niemals vorgekommen. Er wurde dafür vor die Thüre gewiesen. Eine noch herbere Zurechtweisung zog ihm später seine Einrede gegen die Stelle im Jägerchor zu, welche heißt: „Erreicht den Aar im hohen Horst, erlegt die Schlang' im dichten Forst." Er behauptete nämlich, die beiden erwähnten Geschöpfe seien kein jagdbares Wild, und namentlich kein Gegenstand der französischen Jagd mit den Laufhunden. Der Knabe kannte damals das edle Waidwerk zwar nur aus Büchern, aber er hatte nichtsdestoweniger recht, was ihm natürlich nichts half. Er war überhaupt ein ausgemachter Bücherwurm, obschon er sehr viele Zeit mit stundenlangem Umherstreifen durch Wald und Wiesen verschwendete. Namentlich ließ er sich das Lesen der Classiker angelegen sein, wobei ihm einige in die Hände fielen, von denen mich nachträglich wundert, daß sie ihn nicht gründlich

vergiftet haben. Jedenfalls wird ſein Schutzengel alle Hände voll zu ſchaffen gehabt haben, um das Aergſte zu verhüten, und dabei ſchwerlich im Stande geweſen ſein, die Einbildungskraft ſo durchaus ſauber zu halten, als es für die nahenden Jahre der reiferen Jünglingszeit wünſchenswerth geweſen wäre.

Unter den Erſcheinungen, welche im Kalberlaſchen Zeitabſchnitte die Bahn Helminas ſtreiften oder kreuzten, ſind hier einige anzudeuten. Der Herr von Schindel, ein Lauſitzer Grundherr, war im Zuge, ſein Lexikon deutſcher Schriftſtellerinnen herauszugeben, und kam häufig zu Helmina. Sie verhalf ihm zu mancherlei Angaben für ſein Werk und gab ihm Mittel an die Hand, hie und da das richtige Alter einer ſchriftſtellernden Zeitgenoſſin zu erfahren, was die dornigſte ſeiner Aufgaben ſei, wie er klagte. Von einer erzählte er, ſie habe ſich jünger gemacht, als ihr zuerſt erſchienenes Werk ſei; allen aber ſagte er nach, daß ſie wenigſtens fünf Jahre abhandelten. Indeſſen hat er ſich doch ziemlich gut aus der Sache gezogen, und ſein Lexikon gehört zu den geſchätzten Quellenwerken. — Schindel war gelehrt, aber zerſtreut; wenn ihm etwas nicht gleich beifiel, ſagte er: „Ich weiß es, ich weiß es in meinen Büchern.“

Jean Paul beſuchte Dresden für kurze Zeit im Frühſommer 1822 und war, wie ſich denken läßt, ſo ſtark in Anſpruch genommen, daß er möglicherweiſe ſich um die Dichterin nicht bekümmert hätte, wäre Helmina ihm nicht aus früheren Tagen bekannt geweſen. Er kam als lieber alter Freund, der er war, und trieb die Leutſeligkeit ſo weit, daß er eine Einladung zum Eſſen annahm.

Richtig ſtellte er ſich ein, und zwar um vierundzwanzig Stunden zu früh, mußte mit einer Malzeit aus dem Stegreif vorlieb nehmen und lachte aus voller Seele über ſeine Zerſtreutheit. „Ich bin aus dem Legationrath ein wahrer Confuſionrath geworden," ſcherzte er, um dann die Verſicherung hinzuzufügen, daß ihn die feinſte Abfütterung nicht ſo vergnügt haben würde. „Er ſagte und ſchrieb grundſätzlich „Legationrath" ſtatt des üblichen „Legationsrath," wie er überhaupt mancherlei Eigenheiten in der Rechtſchreibung hatte.) Er war ein wolbeleibter Mann mit rothem Geſicht und ſo kurzem Halſe, daß er unmöglich ein Halstuch tragen konnte, geſchweige denn eine der damals modiſchen Cravatten. Darum ging er wolweislich mit offenem Hemdkragen, wodurch er ein angenehm freiſames Ausſehen gewann. Für einen dicken alten Herrn war er hübſch genug mit ſeinem geiſtreich jovialen Geſicht und ſeiner muntern Lebendigkeit. Das übrige that ſein Ruf, ſo daß es kein Wunder war, wenn die Weiber ſich um ihn riſſen, und zwar die jungen zu allermeiſt. Wie die Kletten hängten ſie ſich an ihn, und manche ſchöne Dresdnerin ließ um ſeinetwillen den unvermeidlichen Strickſtrumpf wol viertelſtundenweiſe feiern. Ich glaube kaum zu übertreiben.

Am nächſten Tage kam Jean Paul, ein Mann von Wort, getreulich wieder, um ſeine officielle Fütterung abzuſitzen. Das Futter war eben nicht feiner, als Babette es herzuſtellen vermochte, aber ſie erntete großes Lob, weil ſie mit baieriſchen Dampfnudeln oder etwas dergleichen ſich ſelbſt übertroffen. Auch hatte Helmina für Geſellſchaft geſorgt, wie der werthe Gaſt ſie liebte. Die

ſchöne Frau Kraukling, ihr Mann und Kraukligs alter Freund Wolke bildeten eine willkommene Tiſchgenoſſenſchaft. „Vater“ Wolke, aus Berlin zum Beſuche gekommen, war eine Geſtalt aus verſchollenen Tagen, einundachtzig Jahre alt, aber wunderbar friſchen Geiſtes. Von ſeiner Vergangenheit weiß ich wenig. Wenn mir recht iſt, gehörte er ſeiner Zeit zu den Deſſau'ſchen Erziehungs-Philanthropen, welche bekanntlich das heranwachſende Geſchlecht ohne allen und jeden Zwang erziehen wollten, und in ihrem Eifer gegen die alte Schulfuchſerei gleich das Kind mit dem Bade verſchütteten. In Berlin war er einer der Gründer der deutſchen Geſellſchaft und machte ſich durch Beſtrebungen für die deutſche Sprache bemerklich, bei denen er ganz nach der Weiſe Baſedowſcher Erziehungslehre auch das Kind mit dem Bade verſchüttete. Er warf nicht nur die übliche Rechtſchreibung über den Haufen, ſondern ließ auch eine Menge von hergebrachten Sprachformen nicht gelten, als ob überhaupt eine Sprache möglich wäre, wenn ſie ſich nicht durch das Herkommen gebildet. „Begleiterin“ zu ſchreiben, ſagte er, ſei Unſinn, inſofern man nicht etwa die Frau eines Begleiters damit meine. Eine begleitende Frau ſei eine „Begleitin.“ Erfahren könne nur der Fuhrmann: der wahrnehmende Menſch erwahre. Die Sylbe „ung“ war ihm in zuſammengeſetzten Worten ein Gräuel. Er ſchrieb „Erziehlehre,“ und darin traf er übereinſtimmend mit Jean Paul zuſammen, dem er das ausgelaſſene „e“ (z. B. im oben erwähnten Legationrath) höher anrechnete als den ganzen Heſperus. Die Beiden gefielen einander ganz gut, beſonders nachdem ſie ein paar Flaſchen Rothwein

vom langen Kork vertilgt hatten. Jean Paul glänzte im hellſten Sonnenſchein ſeiner gemüthlichen Liebenswürdigkeit, der ſchönen Nachbarin zu Ehren, wobei er nicht verſaumte, die hellen Witzfunken des Vaters Wolke durch einen Sprühregen von Witzſternen zu überglänzen. Er war ungehalten, als ſein Neffe (oder Vetter) Richard Spazier erſchien, um ihn verabredetermaßen abzuholen, ich weiß nicht wohin. Sie gingen zuſammen fort und der Vorhang fiel. Helmina ſagte, nicht ſehr verbindlich für Richard Spazier, mit dem Käthchen von Heilbronn: „Da kam die dumme Margret und brachte Licht.“

Im erſten Sommer fühlte ſich Helmina von ihrer ſchönen Wohnung viel zu ſehr gefeſſelt, um dieſelbe für längere Zeit zu verlaſſen. Sie begnügte ſich mit einem Ausfluge von etwa zehn Tagen nach Teplitz. Den Anlaß dazu gab ein nordiſcher Freund, der ſich einige Zeit zu Dresden aufgehalten. Er war ein junger Mann, der am Weltſchmerz der Langeweile litt, wie ſie jeden befällt, der, wenn er der Sorge für das tägliche Brod enthoben iſt, nicht irgend ein Ziel des Ehrgeizes oder wenigſtens der Liebhaberei verfolgt. Der Freund hegte die Sehnſucht, ſich ernſtlich zu verlieben, konnte es aber nicht dazu bringen, ſogar in Teplitz nicht, wo die ſchöne Gräfin Harrach in aller Pracht ihrer Schönheit die Herzen bezauberte. (Sie iſt nicht gar lange nach jener Zeit die Gemalin des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen geworden und erhielt den Titel einer Fürſtin von Liegnitz.) Den Rückweg nahm Helmina mit ihren Söhnen über Auſſig, von wo ſie auf einer Gondel die Elbe hinabfuhr. Zu Tetſchen ließ ſie anlegen, um der Gräfin Thun

einen Besuch abzustatten, die eine Schwester des preußischen Theaterintendanten Grafen Brühl war. Die Gräfin und ihr Gemal nahmen sie sehr freundlich auf und behielten sie zur Tafel. Die Lage von Tetschen ist sehr hübsch. Das Schloß auf der Höhe über dem Städtchen, der Strom, die hohen Gebirge rings umher, die breite Thalsole mit ihren üppigen Wiesen geben ein Bild voll Anmuth. Gegenüber von Tetschen befindet sich am linken Elbufer ein kleines Bad mit einer kalten Eisenquelle, an Gehalt der von Schandau gleich. Den Namen des Bades habe ich vergessen. Die Dichterin besuchte im nächsten Jahr (1822) den Curort und von dort aus ziemlich fleißig das Schloß. Der Verkehr mit der liebenswürdigen und geistreichen Gräfin zog sie an. Der Wunsch, diese Dame öfter zu sehen, hatte die Wahl bestimmt, denn ohne diesen würde die Badecur in Schandau abgehalten worden sein. Den Söhnen war Tetschen in ihrer Weise ebenfalls lieber, und zwar aus dem seltsamen Grunde, weil sie hohe wilde Waldberge näher zur Hand hatten, wo es weder gebahnte Wege noch zurecht gemachte Sehenswürdigkeiten gab. Max fand auf den Höhen viele Punkte, von wo er das Schloß mit Städtchen und Fluß in eigenthümlich gestellter Ansicht zeichnen konnte. Wilhelm verwendete einen Theil seiner Muße darauf, möglichst viele Kirschen zu verzehren, um die Kerne einer braunen Therese mit weißem Kopftuch verehren zu können. Und was machte die Resie mit den Kirschkernen? Schnitzelte sie vielleicht Ohrgehänge? O nein, sie warf diese Kerne ihren borstigen Pfleglingen im Kober vor, um das Krachen und „Knatschen“ zu

hören, das wie Musik in ihrem Ohre klang. Gewiß sehr idyllisch! Ich glaube kaum, daß den Beziehungen zwischen dem sechzehnjährigen Knaben und der fünfzehnjährigen Dirne eine Beimischung von Zärtlichkeit fehlte, aber sie kam nicht zum Bewußtsein, trotz Ovid, Martial und Properz. Zweifelsohne jedoch wäre der Durchbruch nicht ausgeblieben, wenn der Faden sich länger fortgesponnen hätte. — Auf dem Rückwege von Tetschen verweilte Helmina einige Zeit zu Schandau und traf mit der Hitze des Hochsommers zu Dresden ein.

---

7. Abstecher nach Berlin.

Zu selbiger Zeit führte Helmina einen leidenschaftlichen Federkrieg, nicht etwa mit irgendwem, sondern gegen irgend etwas, das nichts geringeres war, als die Rechtspflege im preußischen Rheinland, gegen die sie seit der Zeit ihrer kölnischen Händel einen gründlichen Abscheu hegte. Es ist die Art der Weiber, alle Dinge nach dem kleinen Punkte zu beurtheilen, auf dem sie mit ihnen in Berührung gekommen, und in diesem Stücke war die geistreiche Dichterin nicht anders beschaffen als die beschränkteste Frau Gevatterin. Sie ließ einmal ein Donnerwetter über Wilhelm ergehen, weil er mit großem Eifer ein Buch von Luden las. Sie kannte keines der Werke Ludens, aber für sie war er ein heillos seichter Schmierer, weil er eine ihrer Dichtungen ungünstig beurtheilt hatte. So war denn auch die linksrheinische Rechtspflege ein Scheuel und Gräuel, den man mit

Stumpf und Stiel ausrotten mußte. Den Anlaß zum Sturme hatte die bekannte Streitsache, „der Staat gegen Peter Anton Fonk“ gegeben. Das jüngere Geschlecht wird wenig davon wissen, so groß der Lärm auch war, den zu ihrer Zeit die Angelegenheit in der Welt erregte.

Fonk war ein Kaufmann zu Köln am Rhein. In Gesellschaft mit einem Fabrikanten zu Krefeld, Namens Schröder, getreten, hatte er unbefriedigende Geschäfte gemacht. Schröder, der sich für übervortheilt hielt, schickte seinen Angestellten Coehnen nach Köln, um Fonks Bücher einer genauen Durchsicht zu unterwerfen. Bevor diese Arbeit zum Schlusse gediehen, verschwand Coehnen auf geheimnißvolle Weise. Die Leiche ward nach Verlauf von etwa zwei Wochen aus dem Rheine gezogen. Der Befund ergab, daß der junge Mann ermordet worden, bevor er ins Wasser gekommen. Der Verdacht richtete sich gegen Fonk, besonders nachdem bekannt geworden, daß Coehnen sowohl in Briefen an Schröder als mündlich gegen seine Freunde sich äußerst ungünstig über das geäußert, was er bereits in den Büchern gefunden haben wollte. Die Untersuchung ward eingeleitet, doch Fonk unverurtheilt aus der Haft entlassen. Sein Küper Hamacher wurde als Mitschuldiger an Coehnens Ermordung zu einer Zuchthausstrafe von sechzehn Jahren verdammt. Ein paar Jahre darauf ergaben sich neue Inzichten, Fonk ward abermals eingezogen, und wenn es bisher allgemein geheißen, er habe den Hamacher zum Morde angestiftet, so lautete jetzt die Anklage dahin, daß er mit eigener Hand den Coehnen erschlagen. Die Geschwornen

gaben in ihrem Wahrſpruche der Anklage recht und Fonk wurde zur Todesſtrafe verurtheilt.

Wer die gedruckten Verhandlungen vor dem Schwurgerichtshofe lieſt, muß ſich bekennen, daß er als Geſchworner ebenfalls ein Schuldig ausgeſprochen haben würde. Ich entſinne mich noch recht wol, daß ich als ſechzehnjähriger Knabe dieſe Verhandlungen mit einem entſchiedenen Vorurtheil für des Angeklagten Schuldloſigkeit geleſen habe und darüber ſehr kleinlaut geworden bin, obſchon ich ſeit mehreren Jahren immer nur vernommen, daß Fonk ein beklagenswerthes Opfer der ſchandlichen Rechtspflege im Rheinlande ſei; denn Helmina hatte ſich der Angelegenheit ſchon bei ihrem erſten Auftauchen angenommen, um zur Sühne für die „falſche" Anklage die Beſeitigung der Schwurgerichte zu verlangen. (Sie bildete ſich nämlich ein, ſie ſei zu Köln vor die Geſchworenen beſchieden geweſen, weil ſie vom Unterſchiede zwiſchen Schwurgericht und Zuchtpolizei nicht den geringſten Begriff hatte, wie ſie es überhaupt über die Dinge dieſer Welt ſelten zu klaren Vorſtellungen brachte.) In ſpäteren Jahren erzählte mir Spindler, er habe zu Trier den Verhandlungen beigewohnt und würde als Geſchworener den Angeklagten unbedenklich verurtheilt haben. Dieſer Ausſpruch war für meine Ueberzeugung ſehr wichtig; Spindler vereinigte mit einer außerordentlichen Gabe von Scharfſinn eine große Uebung im Aufmerken bei öffentlichen Gerichtsverhandlungen, und theilte im Rheinland als Fremder, der kürzlich angelangt war und bald wieder gehen ſollte, durchaus nicht das Vorurtheil, welches manchen Einheimiſchen gegen Fonk befangen mochte.

Die Rheinländer konnten leicht verleitet werden, gegen Fonk Partei zu nehmen, weil er der Schutzling, oder beſſer geſagt der Vorwand jener Altpreußen war, die nicht müde wurden, gegen das rheiniſche Gerichtsverfahren Himmel und Hölle aufzubieten.

Ich habe bereits angedeutet, daß dieſe altpreußiſche Feindſeligkeit gegen den Code Napoleon der Dichterin in ihrem Rechtshandel gegen General Zaſtrow nicht wenig zu ſtatten kam. Jetzt bewies ſie ſich erkenntlich, ſo viel in ihren Kräften ſtand. Die gute Vespertina brach für Fonk Lanze um Lanze. Zu Chemnitz, Freiberg und Meißen ſchlug man die Hände über dem Kopf zuſammen, indem man das Mißgeſchick der armen Rheinländer beklagte, die Preußen nach ſiebenjährigem Beſitz immer noch nicht vom ſchnöden Joche der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Gerichte erlöet habe. Man hoffte indeſſen, es werde jetzt endlich geſchehen. Und dieſe Hoffnung ſollte, beiläufig bemerkt, bald einen Anhaltspunkt mehr bekommen. Statt nämlich den Verurtheilten ſeiner Zeit zu begnadigen, wozu der Krone das Recht zuſtand, machte der König dem Verfahren ein Ende und verfügte Fonks Loslaſſung durch einen Machtſpruch, bevor der oberſte Gerichtshof die Berufung erledigt hatte. In dieſer Maßregel barg ſich eine ſchwere Drohung gegen die rheiniſchen Einrichtungen, doch iſt ſie darin verborgen geblieben, und ein Vierteljahrhundert ſpäter hat man den Spieß umgekehrt.

Frau Fonk ging nach Berlin, um mit den Beſchützern ihres verurtheilten Gemals perſönlich zu verkehren. Helmina, die eines Vormittags davon erfuhr, machte ſich

ſchon am nächſten Morgen auf den Weg nach Berlin, begleitet von ihren Söhnen und mit ſehr geringem Gepäck belaſtet. Sie wollte in drei bis vier Wochen zurückkommen, blieb aber etwas länger aus, als ſie ſich vorgenommen, — ungefähr ſechs bis acht Monate.

Mittags um zwölf Uhr nahm „die gelbe Kutſche" die Reiſenden auf, um ſie nach Großenhain und zur preußiſchen Grenze zu bringen. Wenn du heutzutage in Dresden nach der gelben Kutſche fragſt, ſo wirſt du wol noch Leute finden, welche ſie gekannt und mit ſcheuer Ehrfurcht davon reden, ungefähr wie man in geſitteten Staaten von den Erinnerungen des Großvaters ſpricht, der ſeiner Zeit noch zugeſehen, wie man einen Menſchen räderte. (In Preußen iſt nach dem Jahr 1840 freilich noch einer gerädert worden, aber nur um die Abſchaffung des Rades aus dem Wortlaut des Geſetzbuches anzubahnen, weßhalb der vereinzelte Fall nicht mitgezählt wird.) Die gelbe Kutſche war ein wahrer Marterkaſten. An der Grenze wurde ſie mit dem preußiſchen Eilwagen vertauſcht. Die Eilwagen hatte Herr von Nagler kürzlich erſt erfunden. Man ſaß ziemlich bequem darin, wurde wenigſtens nicht zerſtoßen, und die Beförderung war zwar noch ſchleppend genug, aber kein Schneckengang mehr. Das Einfordern des Trinkgeldes von den Reiſenden wollten ſich die Poſtknechte nicht abgewöhnen. Der Schirrmeiſter, bei welchem Helmina ſich darüber beſchwerte, zuckte die Achſeln und gab den Beſcheid, daß Herr von Nagler gut reden könne mit ſeiner Beſoldung von etwelchen tauſend Thalern. Er bedürfe freilich keiner Trinkgelder, wie ein armer Schelm von Poſtillon. Ein Poſtknecht aber ließ

sich vernehmen: „Wer so schundig is nischt jeben, is eben 'n Schmutzfinke.“ Der Eilwagen hatte um Mitternacht im Posthofe zu Berlin einzutreffen, so daß gewöhnlich die Fahrt von Dresden aus genau sechsunddreißig Stunden dauerte, doch waren die Postknechte auf den letzten zwei Abtheilungen so gut gefahren, daß die Vorstadt von Berlin um eine Stunde früher als gewöhnlich erreicht wurde. Diese Stunde kam jedoch nicht den Reisenden zu gute. Vor einer Kneipe, wo getanzt wurde — es war Sonntag — hielt der Wagen an. Schirrmeister und Postillon traten in die Schenke, verwandten die gewonnene Frist zu ihrem Vergnügen und hatten auf alle Vorstellungen nur die eine Antwort: „Pünktlichkeit ist die Seele des Geschäfts. Zu früh ist ein Fehler wie zu spät. Wenn wir zu spät eintreffen, dann verklagen Sie uns.“

Der Wagen rasselte mit dem Schlage der Geisterstunde richtig in den Hof seiner Bestimmung. Helmina brachte den Rest der Sommernacht auf einem der lederüberzogenen Diwans im Wartsaal zu und begab sich am frühen Morgen auf den Weg, um eine Wohnung zu suchen, die zu finden um so leichter war, als sich keine Studenten und Maler auf dem Platze befanden. Es war gegen Ende August, mitten in der Ferienzeit. In Berücksichtigung dieser Zeit geschah es, daß die Frau mit den zwei Söhnen eine Stube nebst Kammer erhielt, worin sonst nur ein einzelner Herr Aufnahme fand. Der Zins betrug fünf Thaler „Courant“ monatlich: die Wohnung befand sich im dritten Stock des Eckhauses der Leipzigerstraße beim Donhoffsplatz, dem Adler gegenüber, also

im Herzen der Friedrichsstadt. Helminas erstes Geschäft war, die Ronk aufzusuchen, und dann die Leute, von denen sie für den Schützling der altpreußischen Partei etwas hoffte. Hernach erst ging sie zu den alten Freunden und Bekannten.

Der Anfang wurde nun, wie billig, mit Hitzig gemacht, obschon von ihm für Ronk gar nichts zu erwarten schien. Er war zwar wolbestallter Criminalrath beim Kammergericht, aber ich habe allen Grund zu vermuthen, daß er, wenn er allenfalls die Rechtsungleichheit im preußischen Königreiche beklagte, die Abhülfe anderswo suchen mochte, als in der Aufhebung der rheinischen Gerichtsverfassung. Auch erlaube ich mir die fernere Muthmaßung, daß er nicht zu denen gehörte, welche die Hand für Ronks Schuldlosigkeit in's Feuer gesteckt hätten, wiewol er vielleicht zugab, daß ein altpreußischer Gerichtshof nicht im Falle gewesen wäre, den Angeklagten für überwiesen zu erklären. Meine Schlüsse aber beruhen, ich sage es ausdrücklich, auf keinerlei unmittelbaren Aeußerungen Hitzigs über die schwebende Frage. Nie habe ich ein Wort darüber aus seinem Munde vernommen. Wenn er mit Helmina etwa davon gesprochen, so rühmte sie sich dessen nicht, und eben darauf beruhen hauptsächlich meine Folgerungen, die sich nebstdem noch auf die Vorstellungen stützen, welche ich mir von seiner Denkart gebildet. An einem bestimmten Abend in der Woche empfing er. Das Beste unter allem, was damals gut und theuer war in Berlin, fand sich bei ihm ein; keine Regel ohne Ausnahme, doch wird die Zahl der Ausnahmen verhältnißmäßig gering ausgefallen sein.

Einen schmerzlichen Verlust hatte der Kreis erlitten und lange noch nicht verwunden. Hoffmann war in der Blüthe des männlichen Alters gestorben. Er hatte sehr schnell gelebt und der Tod die zu Tagen gemachten Nächte ihm als Tage angerechnet. Unter den Werken seiner letzten Jahre befand sich eines, das die Familie Hitzig besonders anging, das Märchen „Nußknacker und Mausekönig," worin ein Weihnachtsabend in Hitzigs Hause geschildert wird.

Chamisso war von seiner Fahrt um den Erdkreis seit 1818 zurückgekehrt und in passender Weise angestellt worden, wie er es gewünscht. Er war, wie Prinz Eugen, zwar ein geborener Franzose, aber ein guter Deutscher durch und durch nur in Einem nicht. Die deutsche Sprache, die er schriftlich in gebundener wie in ungebundener Rede so meisterhaft handhabte, wollte ihm nicht geläufig von der Zunge. Er sprach in fremdländischer Betonung nicht nur langsam, oft sogar unbeholfen, sondern machte auch hie und da einen Schnitzer. Gemüth und Wesen gehörten einem Dichter alten Schlages. In der Gestalt des Peter Schlemihl zeichnet er sich wol nicht ganz, aber was er gibt, hat er der Selbstschau entnommen. Der Schlemihl auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe des berühmten Buches, ein langer „Schladodi" in einer Kurtka, war sein äußerliches Abbild. Im Jahr 1822 waren die scharf gezeichneten Züge des Antlitzes eckiger geworden, die langen Locken mit Silberfäden durchzogen, und zwar so reichlich, daß sie die schwarze Farbe bereits zu verdrängen begannen, und die hohe Gestalt hatte sich etwas vorgebeugt; aber Wilhelm erkannte doch

den Mann wieder, auf deſſen Schulter thronend er einſt dem Schattenſpiel in Paris zugeſehen. Dieſe Erinnerung war eine ganz vereinzelte aus der früheſten Kinderzeit; ſie ſchwamm wie ein Nenuphar auf gleichförmiger Waſſerfläche.

Bevor Chamiſſo ſich auf die große Reiſe begab, brachte er noch den letzten Abend zu Berlin in ſeiner Stammkneipe, einer Kellerwirthſchaft („Kellerhals"), zu. Beim Abſchied übergab er dem Wirth ſeine Thonpfeife, die noch nicht vollkommen „behoot", aber ſchon hübſch braun geraucht war. „Heben Sie mir die Reiſe gut auf", ſagte er, „ich muß jetzt verreiſen. Wenn ich zurückkomme, werde ich ihn fertig culottiren." Er ſprach das mit derſelben ruhigen Zuverſicht, womit er ein paar Stunden vorher zu der Schweſter ſeines Freundes Piaſte, einem vierzehnjährigen Kinde, geſagt hatte: „Warte auf mich, mein Schatz. Ich muß verreiſen; wenn ich zurückkomme, werde ich dich heiraten." Nach ſeiner Wiederkehr fragte er richtig nach der „Reiſe" und nach der Braut. Ob der Wirth im Kellerhalſe die Pfeife aufgehoben, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß die Kleine zu einer ſchönen Jungfrau erblüht war und dem vierzigjährigen Manne mit Freuden die Hand reichte, obſchon er in der Zwiſchenzeit grau geworden. Chamiſſo würde ſich gewundert haben, wenn ſie ihn nicht genommen hätte. Sein Daſein gehörte der Dichtkunſt, der Wiſſenſchaft und ſeiner Familie. Das Getümmel der Welt liebte er nicht, obſchon er darin aufgewachſen war. In der Jugend war er Soldat geweſen; im dreißigſten Jahr hatte er die Hochſchule bezogen, und nun lebte er ſtill an ſeinem Herde, wohin ihm der Storch

alljährlich ein neues Wickelkind brachte. Seine Freunde vernachläſſigte er darum nicht, doch mied er größere Geſellſchaft. Wilhelm, den er beſonders gern hatte, durfte Abends zu ihm kommen, um Schach zu ſpielen. Als Spieler paßten die beiden vortrefflich zuſammen, trotz des Unterſchiedes der Jahre. Die Einbildungskraft erſetzte bei ihnen Regel und Erfahrung. Für Chamiſſo gab es keine Vergangenheit auf den vierundſechzig Feldern; jede Partie war ein neues Leben ohne Erinnerungen der Seelenwanderung. Indeſſen ſpielte er nicht etwa ins Gelag hinein, wie einer, der auf die Kurzſichtigkeit oder gar auf Fehler des Gegners rechnet, ſondern er ſtellte ſich dieſen immer als einen feinen Kopf vor, der ſich weder übertölpeln noch verdrüſſen ließ. Der Knabe gewann ihm ſelten eine Partie ab, ungefähr eine unter vieren; wenn das aber geſchah, ſo freute ſich Chamiſſo wie ein Kind. „So iſt's recht, Junge," ſagte er, „nur drauf los! Das haſt du gut gemacht." Man erkennt aus dieſem kleinen Zuge, daß keine Ader von Eitelkeit in ihm ſteckte.

Helmina war ihm ſehr werth; aber im Verkehr mit ihr ſchien er keine wolthuende Befriedigung zu finden. Ihre quirlende Unruhe ſagte ſeinem Weſen offenbar nicht zu. Er liebte es nicht, wenn man ein Breites und Langes mit eifrigem Nachdruck über geringfügige Dinge ſprach, und mehr noch als die Rechthaberei haßte er eitle Fragen.

Fouqué kam zu kurzem Beſuche nach Berlin und zu einer beſondern Abendgeſellſchaft bei Hitzig, deren Abhaltung ihm zu Ehren verſchoben worden. Helmina ſollte Eurhanthe vorleſen. Verſe, beſonders ihre eigenen, trug

ſie gut und mit einer Stimme vor, die keinen ſtarken Ton beſaß, aber biegſam war und angenehm klang. An der Stimme iſt ſie oft von Leuten wieder erkannt worden, die ſie ſeit vielen Jahren nicht mehr geſehen. „Mir geht es wie der Echo,“ ſagte ſie bei ſolchen Anläſſen: „nichts iſt von mir geblieben als die Stimme.“ Da ſie früher ſpindeldürr geweſen und ſeitdem furchtbar dick geworden, ſo war es kein Wunder, daß einmal die Bemerkung fiel, man freue ſich, daß ſie wenigſtens nicht ſo ganz verſchwunden, wie jene liebeskranke Nymphe; ſie ſei eine umgekehrte Echo. Der Naſeweis hätte hernach aber lieber nichts geſagt gehabt. — Die Vorleſung lief ab wie alle ihres Gleichen. Unſere Zeit hat von ſolcher Art der geſellſchaftlichen Unterhaltung keine rechte Vorſtellung, nicht im Süden des deutſchen Vaterlandes, wo ſie meines Wiſſens nie heimiſch geweſen, und nicht im Norden, wo ſie abgekommen ſein ſoll, wie ich höre.

Rouqué ſchmolz wie Butter an der Sonne. Er beſaß ein weiches Herz voll Wohlwollen, und war auch dem Ausſehen nach ein weiches Stück Menſchenfleiſch. Helmina verglich ihn mit einer fetten weißen Maus. Doch unterſchätzte ſie den Honig nicht, welchen er ihr reichte, indem er der Euryanthe in ſeiner überſchwänglichſten Weiſe den Dichterſegen ertheilte und eine glänzende Zukunft prophezeite. „Der Dichter ein Seher,“ ſagte er noch ausdrücklich, mit dem wohlgerundeten blanken Zeigefinger auf ſeine feiſte Bruſt deutend. Seitdem weiß ich nicht, ob das Sprichwort nicht wahr redet, oder ob der jüngende Edelmann keiner von den Dichtern war, die es meint. Wilhelm war damals ein eifriger Verehrer Rouqué's, und

zwar aus dankbarer Erinnerung an den Zauberring, obſchon bereits die Saat keimte, welche Tieck durch ſeinen Spott über den Dichter in des Knaben Seele angeblümt. Nichts erſchüttert wol in einem Kinde ſo mächtig eine Vorliebe, als der Spott aus dem Munde eines bewunderten Mannes. Vielleicht gab es unter den Zeitgenoſſen keinen, deſſen Namen Tieck im vertraulichen Geſpräche mit ſchärferer Lauge übergoß. Die Benennung „Fouqué“ war bei ihm völlig zum Schimpfwort geworden. „Pfui, das iſt ja ein Fouqué!“ ſagte er eines Tages, um Helmina vom Gebrauch der Redewendung „mein Lieb“ abzumahnen. Zu ſeinen Tiſchreden gehörte der Ausſpruch: „Fouqué iſt die Verweſung des Apfels, ſeine Frau die Verweſung des Fleiſches.“ „Gräßlich wahr!“ rief Helmina, als ſie den Spruch vernahm.

Eliſe von Hohenhauſen befand ſich mit ihrem Gatten in Berlin. Er war auf Wartegeld geſetzt und harrte in der Hauptſtadt auf eine paſſende Verwendung. Mit ſchwerem Herzen hatte der gute Mann die Fleiſchtöpfe Weſtfalens verlaſſen. Er war gewohnt, gut zu leben, wozu der Halbſold in dem theuren Berlin nicht ausreichte. Dabei ſtürzte ihn der Mangel an regelmäßiger Beſchäftigung in einen bodenloſen Abgrund von Langerweile. Seine Ehehälfte befand ſich deſto beſſer, als Schriftſtellerin wie als ſchöne Frau fühlte ſie ſich wie der Fiſch im Waſſer. Sie war dreiunddreißig Sommer alt, ein Weib von üppiger Schönheit. Ihre reiche Fülle hatte nichts Schwerfälliges oder gar Plumpes. In ihrer erſten Blüthe war ſie zu Kaſſel eine der berühmten Schönheiten am Hofe jenes Königs geweſen, welchen Corſica den Weſtfalen als Gegengeſchenk

für Theodor von Neuhof gesendet hatte. Bei den Vorbereitungen zu einem mythologischen Festspiel war Elise von Ochs zur Rolle der, versteht sich bekleideten Venus bezeichnet worden. Das hieß sie für die Schönste erklären. Die Mutter des Fräuleins erhob Einwendungen, weil sie „von jener Venus“ vernommen haben wollte, „daß sie ein nichtsnutziges Weibsstück gewesen.“ Die Schwierigkeit wurde dadurch gehoben, daß man dem Fräulein die Rolle der Aphrodite zuwies, über deren Aufführung nichts Nachtheiliges vernommen zu haben Frau von Ochs zu geben mußte. Zu Berlin bewegte sich Elise in einem Kreise, welcher die Bewunderung für die schöne Frau bereitwillig genug auf die Erzeugnisse ihrer Muse übertrug, was auch dann geschehen sein würde, wenn diese minderen Werth besessen hätten, als sie wirklich besaßen. Heinrich Heine kam in's Haus, als Dichter der Welt noch unbekannt, aber von einer Anzahl bedeutender Männer schon für eine große Zukunft vorgemerkt. Auch Helmina stimmte diesem Urtheil bei, nicht etwa um der Gedichte halber, die Heine bereits geschrieben, sondern weil seine braunen Augen so schwärmerisch in feuchtem Glanze schwammen. Jedenfalls hatte ihre Prophezeiung das Verdienst, nicht wie Senf nach Tische zu kommen, aber ich habe seitdem doch manche Augen von derselben Art gesehen, aus denen sehr nüchterne Seelen in die Welt schauten. — Noch wird Friedrich von Uechtritz zu nennen sein, ein Freund Immermanns. Er schrieb in jedem Jahr ein oder zwei Trauerspiele, eines davon, „Alexander und Darius,“ ist später in weiteren Kreisen unter Tiecks Fittigen bekannt geworden.

Den Berliner Aufenthalt, der einen Ausflug vor

ſtellte, unterbrach Helmina durch einen Unterausflug nach Wiednitz in der Neumark, um den lange verſprochenen Beſuch bei Frau und Herrn von Oelßen abzuſtatten. Oelßen hatte ſich nach ſeiner Abberufung aus Dresden auf ſein Stammgut zurückgezogen, um die Erledigung irgend einer Präſidentenſtelle im Verwaltungsfache abzuwarten. Eine Art von Landkutſche ſchleppte die Reiſenden durch die öden Flächen der Altmark. Während der Mittagsraſt in einem Dorfe zwiſchen trockenen Rohrenwäldern beſuchte Helmina ein Ueberbleibſel aus verſchollenen Tagen, den Paſtor Schmied, welchen man ſpottweiſe den Sandſchmied zu nennen pflegte, weil er in ſeinen Gedichten die poetiſchen Reize der Altmark beſang. An den Sandſchmied hat Goethe bei den „Muſen und Grazien in der Mark" vorzugsweiſe gedacht, und Schlegel ihn in jenem ſeinerzeit berühmten Spottgedicht vorgeführt, worin noch Matthiſſon und Voß auftreten. Wenn mein Gedächtniß mich nicht täuſcht, beginnt der parodirende Rundgeſang:

Matthiſſon. Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe
Und täuſcht von fern den Blick, als leb's.

Voß. Poeſie wie die ſchwarze Suppe
Schmeckt euch allen noch einſt, Gott geb's.

Schmied. Roth bedeckt wie ein gekochter Krebs
Grüßt die Muſe mich in ſchmutziger Juppe.

Das Gedicht wußte Wilhelm damals auswendig vom Alpha zum Omega, aber nichtsdeſtoweniger betrat er mit ganz andern Gefühlen, als denen der Schadenfreude, das beſcheiden hübſche Pfarrhaus. Er dachte in ſeinem Sinn, daß ein Dichter, an welchem Goethe ſich gerieben und

den ſich Schlegel unter ſo vielen zum beſondern Ziele ſeiner Witzpfeile erkoren, nicht zum Troß gehören könne. Der alte Herr nahm die Enkelin der Karſchin ſehr freundlich auf. Er war ein heiterer Greis von friſch poetiſchem Gemüth, ein behaglich ruhendes Kind im Arme der Mutter Natur; die Mutter war nicht ſchön nach unſerem Geſchmack, aber er fühlte ſich zufrieden.

Zu Wriezen, wo Helmina über Nacht zu bleiben hatte, wurde ſie beim Ausſteigen aus dem Wagen vom Poſtmeiſter ſehr zuvorkommend willkommen geheißen. Der noch junge Mann, ein ehemaliger Offizier, der vor dem Feinde einen Arm verloren, freute ſich aufrichtig, die berühmte Dichterin zu ſehen, und führte ſie in den Kreis der Seinen, der aus einer hübſchen Frau und allerliebſten Kindern beſtand. Er ſelber war ein Dichter im Nachtrabe der abziehenden Romantik und hat ſich ſpäter durch Romane unter dem angenommenen Namen Scävola bekannt gemacht. Des Einarms Familiennamen lautete von der Heyden. — Der Abend war für Helmina ein ſehr genußreicher. Sie beklagte, nicht wenigſtens noch einen Tag verweilen zu können. Am nächſten Morgen in aller Frühe erſchien Oelßens Gefährt, um ſie abzuholen. Fort ging es in raſchem Trabe über den Straßendamm durch das Bruchland bis zur Oder, welche dort ſchon einen ganz anſtändigen Fluß vorſtellt, an deſſen anderer Seite ſich das wellenförmige Hügelgelände der Neumark mit ſeinen fruchtbaren Weizenfeldern erhebt. Das hohe Geſtade mahnte an Gebirg, die Föhrenwälder ſahen nicht mehr wie Büſchel Kienholz aus, hie und da glänzte die Waſſerfläche eines Landſees, wenn man

dieſe natürlichen Tümpel von oft kaum hundert Klaftern im Durchmeſſer überhaupt Seen heißen darf. Auf den Stoppelfeldern weideten zahlreiche Schafheerden, von denen Helmina nicht begriff, weßhalb ſie in Schmutz verkamen, da man doch rechts und links Gelegenheit genug hatte, ſie in die Schwemme zu treiben. Als man ihr ſagte, daß durch das Baden der Schafe die Wolle an Werth verlieren würde, ereiferte ſie ſich gewaltig, denn die Natur ſchreibe die Reinlichkeit vor, mithin könne dieſe dem Thiere nicht ſchädlich ſein. „Dem Thiere gewiß nicht, aber der Wolle," ſagte der Kutſcher. Die Dichterin erklärte das für eine empörende Grauſamkeit, tröſtete ſich aber mit der Betrachtung, daß die ſchweiniſch ausſehenden Thiere im Grunde doch keine Schweine ſeien, mithin auch kein Unglück vorbedeuten könnten. Die Wohnungen der Landleute ſahen Schweinſtällen nicht unähnlich. Wilhelm hielt dieſe Lehmhütten mit ihren Binſendächern für die äußerſte Leiſtung menſchlicher Armſeligkeit; er hatte damals noch kein walachiſches Dorf geſehen. Unter dieſen elenden Hütten nahmen ſich die ſchlichten Edelhöfe wie Paläſte aus. So auch Biednitz, deſſen Schloß ein Landhaus war, wie ſie ſich meiſtens in der Nähe großer Städte finden, nur daß dieſen die Umgebung weitläufiger Wirthſchaftsgebäude zu fehlen pflegt. Zu Biednitz gab es einen ſtattlichen Viehſtand und neben den Ställungen eine beſondere Anſtalt, wo hunderte von Gänſen, jede in ihrer beſondern Zelle, ein beſchaulich einſames Daſein führten, dem nichts weniger abging, als die reichlichſte Leibesnahrung. Die Beſtimmung dieſer der Einſamkeit und Keuſchheit geweihten Großvögel war,

an Umfang zuzunehmen, um den Markt mit Gansleberwürsten und „pommerscher“ Spickgans zu versorgen.

Helmina verweilte mit Max bis Martini zu Viedniz, aber Wilhelm wurde schon zu Anfang October nach Berlin geschickt, um den Anfang des Schuljahrs nicht zu versäumen. Die Dichterin hatte sich entschlossen, den Winter über in Berlin zu bleiben, und der Knabe sollte im Gymnasium zum grauen Kloster seine seit dem Frühjahr unterbrochenen Studien fortsetzen. Die Unterbrechung war seine eigene Schuld gewesen; er hatte auf der Kreuzschule ein Unrecht, das ein Lehrer ihm nur aus Versehen zugefügt, in grober und trotziger Weise zurückgewiesen und sich hernach geweigert, eine zuerkannte Carcerstrafe von einer Stunde abzusitzen, weil er durchaus nicht begreifen wollte, daß er in derselben Sache zugleich Recht haben sollte. Die Mutter theilte seine Auffassung, und so blieb dem Schulvorstand nichts übrig, als die Ausweisung des Widerspenstigen zu verhängen. Selbst Baumgarten-Crusius mußte das zugeben, indem er hinzufügte: „Ich verliere einen meiner liebsten Schüler.“

Die Fahrt von Viedniz zur Stadt und der Aufenthalt in Berlin war für den Knaben der erste Schritt in die Selbstständigkeit. Er machte ihn wie einer, der zum erstenmal mit Schlittschuhen auf's Eis geht. Die größte der zu überwindenden Schwierigkeiten bestand darin, zu einem Mittagessen zu kommen. Am ersten Tag begnügte er sich mit einer „geschmierten Schrippe“ und einer Salzgurke in einem Kellerhals. Am zweiten trieb ihn die hungrige Verzweiflung endlich in eine Restauration. Er sah sich mit derselben Zuvorkommenheit bedient, deren sich jeder

andere Gast erfreute, und ging nicht nur gesättigt fort, sondern auch mit Zuversicht gestärkt und gründlich geheilt von jeglicher Scheu. Was er eigentlich gefürchtet, weiß ich nicht: vielleicht glaubte er, der Wirth könnte ihm sein Alleinkommen übel nehmen. Getrosten Muthes ging er nun Tag für Tag regelmäßig zur Fütterung. Vom abendlichen Kneipen hatte seine unschuldige Seele noch keinen Begriff; er dachte nicht von weitem an dergleichen und hätte wohl auch kaum Muße dazu gehabt, da die Abende ohnehin besetzt waren Freitags bei Hitzig. Dienstags bei der Hohenhausen, Montags bei Frau von Waldow, an jedem beliebigen Abend bei Chamisso oder im Theater, wo er als Sohn seiner Mutter freien Eintritt genoß. Dazu gab es noch eine Anzahl von Häusern, wo er sich wenigstens alle drei oder vier Wochen zu zeigen hatte.

Die alte Frau von Waldow war eine Frau von eigenthümlicher Art und Weise, ein resches Weib, um es Wienerisch auszudrücken. „Reich" bedeutet scharf gebacken und ist der Gegensatz von „knatschig." Sie hatte in der Woche zwei feste Abende, und obschon stets sehr viele Leute kamen, hielt sie dennoch strenge Aufsicht, wenigstens über diejenigen, denen sie ihre Theilnahme zugewendet, für die sie sich „intressirte," wie man damals sagte, und hie und da auch heutzutage noch sagt, weil es so viele Leute gibt, die aus Bequemlichkeit oder aus Unkenntniß der Sprache gar zu gern die Dinge mit einem Worte abmachen, das alles und eben darum nichts bedeutet. Wilhelm, der einmal vierzehn Tage lang ausgeblieben, wurde dafür von der Waldow mit einem wolgenährten Donnerwetter ge-

maßregelt. Um seinen Fehler zu sühnen, erschien er in der nächsten Woche zweimal, wofür ihm eine ungeahnte Belohnung ward. Frau von Waldow weihte ihn nämlich in die Geheimnisse ihres Hauses ein. Abseits vom Salon, wo man eine Tasse dünnen Thee und eine durchsichtige „Klappstulle“ erhielt, gab es ein kleines Zimmer, wo die Eingeweihten mit den Gaben neumärkischer oder pommerscher Landwirthschaft ergötzt wurden. Da gab es Spickgans (geräucherte Gänsebrust), Gansleberwurst, kalten Braten, geräucherten Lachs, Aal, Neunaugen oder sonstige Leckereien derber Art in Hülle und Fülle. Die Söhne des Hauses, Landjunker von Erziehung, Husaren von Beruf, pflegten mit einigen Cousinen in diesem Dorado zu verweilen, selbst als einmal Rahel, Bettina, Helmina und Hedwig Stägemann im Salon beisammen waren. Ich fürchte sehr, daß auch Wilhelm dort manche geistreiche Erörterung versäumt haben dürfte. Doch Rahels Gatte machte es selber nicht anders.

Von älteren Bekannten gab es einige, mit denen Helmina lebhaft verkehrte. Ihren Stiefbruder Hempel, der zu Potsdam angestellt war, suchte sie zu wiederholten malen heim. Unter dem Schirme des Gastrechts vertrug sie sich mit der Schwägerin ohne Mühe, besonders da die Besuche nicht lange dauerten. Der Dichterin Jugendgespielin und Gönnerin, Frau von Heydebreck, ward nicht vernachlässigt, obschon sie auch im Winter weit draußen im Thiergarten wohnte. Die Heydebreck hatte unter ihren Kindern zwei, einen Sohn und eine Tochter, welche seit ihrem zehnten oder zwölften Jahr nicht mehr gewachsen waren. Aber der Geist des jungen

Heydebreck war nicht verkrüppelt, wie sein Leib. Er hatte die Rechte studirt, war seit mehreren Jahren bereits Referendarius beim Kammergericht und konnte um so zuversichtlicher einer Beförderung im Staatsdienste entgegensehen, als sein Vater (von der Mutter getrennt) ein hohes und einflußreiches Amt bekleidete. Man sagte, Hoffmann habe in seiner Erzählung „Klein Zaches“ den jungen Heydebreck geschildert. Die Ansicht war gegründet, insofern sie sich auf Aeußerlichkeiten bezog, und eben dadurch hat Hoffmann das Mißgeschick des Zwerges erhöht, weil die Leute demselben in ihrer gedankenlosen Einfalt die schlimmen Eigenschaften des bösen „Klein Zaches“ zuschrieben. So hatte er außer den Nachtheilen seiner Verkrüppelung auch ein schlimmes Vorurtheil gegen sich, und deßhalb eine doppelt schwierige Stellung, wie sie ihm zu bereiten gewiß nicht in des Dichters Absicht gelegen. Der Gedanke zum Märchen von dem kleinen Unhold ward in Hoffmann rege, als er eines Tages den zwerghaften Referendar durch den Thiergarten reiten sah. Heydebreck nahm sich zu Pferde in der That höchst abenteuerlich aus.

Wilhelm Hensel hatte sich in den letzten fünf Jahren eine Stellung als Bildnißmaler erworben. Seine Gemälde wurden gut bezahlt und es fehlte ihm nicht an Kundschaft. Man sagte ihm nach, er bewerbe sich um Fanni Mendelssohn, die Tochter des Bankiers, und da sie späterhin seine Frau geworden ist, so wird wol etwas Wahres an dem Gemunkel gewesen sein. Felix Mendelssohn hatte die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten, war aber nahe an diesem Ziel. Er trieb seine Kunst mit rech-

tem Ernſte unter Zelters Oberaufſicht, war jedoch im übrigen ein ſo muthwilliger Bube wie ſein Altersgenoſſe Max. Auch mag ich nicht leugnen, daß Wilhelm, obſchon meiſtens ernſt und mürriſch, mit den beiden bereitwillig genug umherkugelte. Felix hatte ein Lieblingsſpiel von eigener Erfindung, das er „Katzenſtrapaziren“ nannte. Zwei Knaben hatten ſich gegen einander gekehrt auf alle Viere niederzulaſſen; auf jeden ſetzte ſich rittlings ein anderer, der ſeinem Widerpart die Hände von rückwärts über die Schultern reichte. Die „Roſſe“ zogen an, und der Sieg blieb bei dieſem umgekehrten Turnier demjenigen, welcher den andern mit ſich fortzog. Der Anblick dieſer Katzbalgerei ſcheint ſehr komiſch geweſen zu ſein. Papa Mendelsſohn lachte, daß ihm die Rippen wehthaten, die Mama rieb ſich in ſtillem Behagen die Hände. — Wie Helmina zu Mendelsſohn hingerathen, weiß ich zwar nicht, aber ich denke, man würde ſich gewundert haben, wenn ſie nicht hingekommen wäre. Vermuthlich hat Henſel den Auftrag erhalten, ſie eines Abends mitzubringen.

Henſel pflegte Abends in Geſellſchaft während des Plauderns ſich damit zu beſchäftigen, irgend eine anweſende Perſon in ſein Skizzenbuch zu zeichnen. (Heutzutage ſagt man „Album,“ und zwar auch dann, wenn die Blätter nicht mehr weiß ſind.) Er erſuchte Helmina, ihm die Hohenhauſen zu einer ſolchen Sitzung in ganz kleinem Kreiſe zu verſchaffen. Es geſchah in der Dichterin Wohnung, wo keine größere Verſammlung Raum gehabt hätte. Niemand war zugegen, als das Ehepaar Hohenhauſen, Henſel und Uechtritz. Da jedoch Helmina von Henſels geheimer Abſicht geſprochen, ſo erſchien Eliſe

in sehr weit ausgeschnittenem Gesellschaftskleide, und dieser Umstand gab zu einem spaßhaften Auftritt Veranlassung. Des Kleides oberer Saum rutschte über die Schultern hinab, so daß die volle Rundung sichtbar ward. Helmina in ihrer Arglosigkeit glaubte sich die Mühe geben zu müssen, den Saum wieder auf die rechte Stelle zu schieben, worauf Elise nicht versäumte, durch einen kaum merklich leisen Ruck die reizende Unordnung herzustellen. Das Spiel wiederholte sich öfters, ohne daß Helmina inne ward, wo Barthel den Most holte. Hensel biß sich auf die Lippen, Uechtritz auf einen Finger.

Im Januar faßte Helmina plötzlich den Entschluß, nach Dresden zurückzugehen. Irgend etwas dringendes rief sie hin. Der Tag ward anberaumt, die Wohnung aufgegeben, doch ging die Reise vorläufig nicht weiter als zum Dönhofsplatz in den Gasthof zum Adler. Der Aufschub, auf zwei Tage berechnet, zog sich von Tag zu Tag hin und die Fahrt nach Dresden fand erst im April statt, nachdem die theure Unbequemlichkeit des Gasthofslebens ungefähr neunzig mal den Stoff zum Morgenfegen gegeben. Die Wohnung war wirklich so unbequem als möglich. Sie bestand aus Einem Zimmer; die Kammer wurde durch eine spanische Wand hergestellt. Zu alledem gesellte sich noch ein Zwischenstück von Jammer. Max erkrankte an einer Gehirnentzündung und wurde durch die Zimmernachbarn rechts und links gestört, die nie vor Mitternacht und noch weniger nüchtern nach Hause kamen. In jedem der beiden Zimmer wohnten zwei solche Gutedel mitsammen. Das eine Paar ließ sich bedeuten, die andern aber antworteten auf die Vorstellungen des

Kellners: „Wer krank werden will, soll nicht in's Wirthshaus gehen, sondern in's Spital.“ Da dieſe Herren ſogenannte gute Gäſte waren, ließ ſich nichts weiter ausrichten.

Max und Wilhelm hatten von einigen Freundinnen und Verwandten der Mutter viel auszuſtehen, beſonders von ein paar Unvermälten, die mit aller Gewalt die Knaben „bekehren“ wollten, um ihren eigenen Ausdruck zu gebrauchen und das harte Wort zu verſchlucken, das ich dafür eigentlich in Bereitſchaft hätte. Eine entſchiedene Rechthaberei, die nicht bloß ſich wehrt, ſondern immer angriffsweiſe vorgeht, gehört zu den bezeichnenden Zügen der Berliner; das heißt, man findet zu Berlin ſolche Angriffsrechthaberei bei weitem mehr verbreitet als anderswo, womit keineswegs geſagt iſt, daß ein Berliner dem andern gleiche, wie denn überhaupt — man kann es nicht oft genug wiederholen — der ſogenannte Nationalcharakter nicht einem ganzen Volksſtamm eigen iſt, ſondern nur irgend eine bezeichnende Eigenthümlichkeit vorſtellt, deren Miſchung nach Procenten gerechnet ſtärker erſcheint, als man ſie anderwärts ſonſt antrifft. Die genannte Rechthaberei und ein gewaltthätiges Wolwollen machte vor allen andern die zwei alten Jungfern zu zudringlichen Predigerinnen, vor denen die Knaben ſich kaum zu retten wußten. Sie ſannen auf Mittel und Wege, ſich Ruhe zu ſchaffen, nicht etwa weil ſie fürchteten, zum Abfall verleitet zu werden, ſondern weil das Drängen ſie langweilte. Es gibt nichts Unausſtehlicheres, als wenn man uns mit Dingen, worüber wir mit uns ſelber im Reinen ſind, fortwährend drangſalirt. Man

empfindet dabei eine körperliche Pein, welche der Franzoſe treffend durch die Redensart ausdrückt: „Es hängt mir an allen Ohren.“ Das Mittel wurde gefunden. Max verlangte mit dem ernſthafteſten Geſicht ein Buch zur Belehrung, um der Sache auf den Grund zu kommen: ſobald das Buch aufmerkſam geleſen ſei, würden er und ſein Bruder ſich entſcheiden. Statt des einen Buches erhielten die Knaben ein Dutzend, was ihnen um ſo lieber war, da man ihnen um ſo mehr Muße gönnen mußte. Sie nahmen die Bücher zum Vorwande, jede vorläufige Erörterung abzulehnen, bevor ſie alles geleſen haben würden. So ließ man ſie denn den Reſt des Winters über in Ruhe, von der Wirkung der Bücher zum voraus überzeugt, die vermuthlich mit gutem Vorbedacht ausgewählt waren, aber ihren Zweck ſchon darum nicht erreichen konnten, weil ſie ungeleſen blieben. Max zog zum Leſen Romane vor und Wilhelm hatte ſich in Xenophon und Plautus vertieft, gewiß eine wunderliche Zuſammenſtellung.

Bevor Helmina nach Dresden zurück ging, miethete ſie eine große und ſchöne Wohnung, die ſie im Mai beziehen ſollte. Sie war nämlich entſchloſſen, ganz nach Berlin überzuſiedeln, erſtens weil ſie des Dresdener Aufenthaltes müde geworden, zweitens weil ſich für die Fortbildung ihrer Söhne zu Berlin beſſer ſorgen ließ, drittens weil ſie auf ſolche Weiſe beſſere Gelegenheit zum Erwerb zu finden glaubte. Sie klagte über ſchlechte Zeiten, obſchon ſie damals im Jahre ungefähr zwölfhundert Thaler verdiente. Da ſie von ihrem Manne ſechshundert Thaler erhielt, hätte ſie eigentlich recht gut fort-

kommen können, ſo beſcheiden dieſe Summen auch heut zutage ſcheinen mögen. Zu Berlin war theurer zu leben, wie zu Dresden; doch galt in Berlin eine Rente von tauſend Thalern ſchon für ein ſehr anſtändiges Auskommen; man gehörte damit in die Klaſſe, welche der Brite als „respectable“ bezeichnet. Aber die Dichterin wäre auch mit dem doppelten Betrage ihres damaligen Einkommens noch arm geweſen. Das Geld fiel ihr durch die Finger.

Wilhelm verlangte in Berlin zurückzubleiben, um die auf's neue begonnenen Studien nicht wieder zu unterbrechen. Ein Freund erbot ſich, ihn unter ſeine Obhut zu nehmen. Helmina zeigte ſich anfangs geneigt, nahm aber ihr Wort zurück, da es zum Klappen kam, und hatte dazu vernünftige Gründe. Der zum Jüngling reifende Knabe hatte im Winter angefangen zu kränkeln, und wuchs zwar in die Höhe, ward aber dabei mager und bleich, weßhalb die Mutter billiges Bedenken trug, ihn für ein paar Monate aus den Augen zu laſſen. So mußte er denn nach Dresden mitgehen, wie ungern er ſich auch dazu verſtand; doch tröſtete er ſich mit der Ausſicht, bald nach Berlin zurückzukehren.

Unterwegs war von wenig anderem die Rede, als von Luftſchlöſſern auf dem Boden der Berliner Zukunft in der neuen Wohnung. Der Miethzins ſei zwar ſehr hoch, ſagte Helmina, aber das habe nichts zu ſagen, denn ſie werde Geld wie Heu machen und die verlorene reizende Ausſicht von Kalberla's auf Strom, Brücke und Berge erſetze ſich durch die angenehme Ausſicht auf gutes Leben. — Mit dem hohen Miethzins hatte es ſeine volle

Richtigkeit, aber die Wohnung wurde nie bezogen, da Helmina nicht mehr nach Berlin zurückkehrte, sondern sich damit begnügte, besagten Zins zu bezahlen; das kleine Vergnügen kam sie über hundert Thaler zu stehen, bevor sie nur den Auftrag gab, die Wohnung weiter zu vermiethen. Sie ist übrigens dadurch nicht von der Leidenschaft geheilt worden, mehrere Wohnungen theils in derselben, theils in verschiedenen Städten zu besitzen.

Die alte Babette war sehr zufrieden, die Familie wieder zu sehen; sie hatte sich in der großen Wohnung allein gräßlich gefürchtet, da sie, wie sie sich ausdrückte, Nacht für Nacht von Gespenstern „gepötzt" worden. In einer der tiefsten Kasematten der alten Bollwerke neben Kalberla's hatten nämlich spielende Buben einen Franzosen entdeckt, der im Winkel kauerte. Starr und steif saß er da, die verrostete Muskete an's Herz gedrückt. Die Kinder liefen davon und erzählten draußen von der Erscheinung. Man forschte näher nach. Die Leute, welche mit einer Laterne kamen, sahen den Blaurock ganz deutlich dasitzen, doch als sie näher traten und einer mit dem Stock die Leiche antupfte, versank die Gestalt, so daß neben der Muskete nichts übrig blieb als ein Häufchen Staub. Dieser Tapfere nun, aus seiner Ruhe gestört, war mit andern Kameraden zur Wittwe des Gefallenen von Aspern gekommen, um die plattgedrückte französische Kugel zurückzuverlangen, die sie als letztes Andenken von ihrem Seligen bewahrte. Neben dem Spuk war Babette auch sonst noch geängstigt worden, da ihre Karte von einem drohenden Todesfall in der fremden Stadt gesprochen. Als Helmina davon vernahm, sagte sie ganz

ernſthaft: „Ich habe eine feine Naſe gehabt, daß ich Lem nicht in Berlin zurückgelaſſen.“ Ueber die Geſpenſtergeſchichte hatte ſie gelacht, aber an die Karte glaubte ſie mit voller Ueberzeugung.

Der große Fremdenſtrich aus dem Norden, von welchem im Frühjahr ganze Schwärme ſich zu Dresden niederzulaſſen pflegten, um die Badezeit zu erwarten, brachte den Grafen Strogonoff, der zur Zeit des Ausbruchs der griechiſchen Empörung ruſſiſcher Geſandter bei der hohen Pforte geweſen und in das Schloß der Sieben Thürme geſperrt worden. Die Anſichten der Deutſchen über die öſtliche Frage waren von den heutigen ſehr verſchieden. Die Politik Metternichs wurde mit Schimpf und Schande überhäuft, die ruſſiſche zu den Sternen erhoben, und Strogonoffs Name gehörte zu den gefeierten. Mit Strogonoff reiste ſeine nachherige zweite Gemalin, die portugieſiſche Gräfin von Eiga. Um ihre Verbindung zu einer geſetzlichen zu machen, mußte das Paar warten, bis ſich zwei Augen ſchloſſen. Ich glaube, daß es die Augen des Grafen von Eiga waren, doch weiß ich es nicht gewiß. Dieſer Eiga hatte ſich bei der beginnenden Befreiung Portugals vom Napoleoniſchen Joche veranlaßt geſehen, *zur Vermeidung ſchwerer Unannehmlichkeiten* ſein Vaterland zu meiden. Er lebte zu Paris und hatte ſeine Gemalin bei ſich, die er um ſo eiferſüchtiger bewachte, als ſie jung und ſchön war, während er ſelbſt den Abgang dieſer beiden Vorzüge nicht einmal durch Liebenswürdigkeit im Benehmen erſetzte. Er war ein roher Tyrann, und als ſeine allgemeine Eiferſucht vollends einen greifbaren Anhalt fand, kannte er keine Schonung mehr.

Die Frau wurde als eine Gefangene in einem kleinen Landhause zu Montmorency gehalten, bekam keinen Pfennig Geld in die Hände und konnte nicht ausgehen, da ihr Oberkleider und Strümpfe vorenthalten wurden. Der Herzensfreund, um dessen willen ihr die üble Behandlung wiederfuhr, war ein junger Russe, Namens Strogonoff. Der Zufall wollte, daß Helmina, welche früher die Gräfin in der Gesellschaft getroffen und ihr mehr als gewöhnliche Theilnahme gewidmet, ihre Nachbarin wurde, mit ihr in Verkehr trat und ihr Tröstungen bereitete. Zweifelsohne war es die Dichterin, welche Mittel fand, den Russen vom Lose und vom Aufenthalt der schönen Portugiesin zu unterrichten, was keine leichte Aufgabe sein konnte. Einerseits hatte der eifersüchtige Gemal den Rauch gesehen, bevor die Liebenden der Flamme sich bewußt geworden, so daß die Dame nicht gradezu an ihren Ritter schreiben konnte; anderseits durfte man nicht wagen, die geheime Kunde als Stoff des Gespräches in die Gesellschaft zu werfen, denn sonst hätte Eiga auch davon vernommen und seine Gemalin anderswohin gebracht. Wie der Faden gesponnen wurde, kann ich nicht sagen, da ich in diesen Aufzeichnungen (wenigstens wissentlich) nichts erfinde, obschon ich nicht dafür bürge, daß sich manche Einzelnheiten in der Erinnerung verschoben haben. Das Ende der Begebenheit war eine Entführung.

Als die Eiga nach Dresden kam, verfügte sie sich zur Dichterin und erwies ihr viele Freundlichkeiten, die jedoch nach wenigen Wochen ein plötzliches Ende nahmen. Helmina glaubte eines Tags ausdrücklich versichern zu müssen, daß sie ihre Freundin für einen reinen Engel und

das Verhältniß zu Strogonoff für einen Brautstand in des Wortes edelster Bedeutung halte. Diese kindliche Aeußerung wurde für etwas genommen, was sie nicht war, nämlich für den bittersten Hohn. Sehr natürlich, da sie nicht nur mit dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge nicht stimmte, sondern auch im schneidendsten Widerspruche zu Umständen stand, welche nicht zu kennen man eine zerstreute Träumerin wie Helmina sein mußte.

Strogonoff hatte in seinem Gefolge einen Arzt, noch jung, aber von ausgezeichneten Gaben. Sein Name lautete: Kranichfeld. Diesen Arzt zog Helmina ihres Sohnes wegen zu Rathe. Er erklärte den Zustand für scrophulos und stützte seine Meinung unter anderem auf den sichtbar werdenden Ansatz zu einem Kropf. Die beste Hülfe, sagte er, sei entweder in einem Seebade oder in den Badener Schwefelquellen bei Wien zu finden. Das Seebad hielt er noch für zuträglicher, indem er zugleich beklagte, keines zu wissen, das mit den Vorzügen der Nordsee jene der adriatischen Küste verbinde, die er alle namentlich auseinander setzte. So gerieth denn Helmina in's Schwanken zwischen Süden und Norden. Wenn sie nach Norden ging, so konnte sie im Winter nach Berlin zurückkehren, die gewiß schöne Wohnung beziehen und vorher ihren Vater zu Hamburg aufsuchen: wandte sie sich jedoch nach Triest, so war sie im Stande, zu Anfang des Winters nach Wien zu kommen und die erste Vorstellung der Euryanthe zu sehen. In diesem Schwanken ließ sie sich an einem Tage einen Paß vom preußischen, am nächsten Tage einen andern vom österreichischen Gesandten geben. In den letzten Stunden erst vor der Abreise (30.

Juli 1823) kam ſie zu dem feſten Entſchluſſe, nach dem Norden zu reiſen, und zwar auf Krauklings Zureden, der eindringlich vorſtellte, daß zur Fortſetzung von Wilhelms Studien der Norden geeigneter ſei als der Süden.

Der Entſchluß erfuhr beim Einſteigen in den Wagen ganz von ungefähr eine Veränderung. Auf Krauklings Mahnung verlangte Wilhelm den Paß, um ihn in die Brieftaſche zu nehmen und immer ſchnell bei der Hand zu haben, weil Helmina in ihrer Handtaſche einen ganzen Trödelkram führte, ſo daß jedes Nachſuchen nach einem Gegenſtand viel Zeit koſtete. Auch dießmal wurde lange geſucht, bevor ein Paß zum Vorſchein kam. Es war der kaiſerliche. Der preußiſche ließ ſich nicht finden; er war, wie ſich ſpäter ergab, aus Verſehen in Babettes Bündel gerathen. Nachdem ſich die Gewißheit herausgeſtellt, daß der preußiſche Paß nicht vorhanden, erklärte Helmina dieſen Umſtand für einen Ausſpruch des Schickſals und ſagte zum Kutſcher: „Wir fahren über Prag nach Wien.“

Dem Lehnrößler galt es vollkommen gleich, ob er ſich links über die Brücke wandte oder die Deichſel den böhmiſchen Bergen zukehrte, da er von Dresden, ſeiner Heimat, aus keine „Retourchaiſe“ führte. Helmina hatte den Wagen für Tagreiſen nach einem ungenannten Ziel gemiethet, da ſie ihre Abreiſe geheim hielt, die Morgens um drei Uhr erfolgte, nachdem der Abend und die Nacht zum Aufpacken verwendet worden. Weßhalb ſie die Abreiſe ſo geheim betrieb, läßt ſich nicht anders erklären als dadurch, daß ihr der Anſchein abenteuerlicher Flucht Vergnügen machte.

8. Reiſe nach Wien.

Der Wagen, welcher im Morgengrauen der aufgehenden Sonne entgegen den böhmiſchen Bergen zufuhr, war ſchwer und in ſeltſamer Weiſe bepackt. Helmina hatte Bücher und Schriften in lauter kleine Päckchen getheilt und in Packleinwand ſchlagen laſſen, ſo daß es eine große Menge von Stücken zu verſorgen gab. Kleider und Wäſche machten geringere Mühe: ein kleiner Koffer und wenige Bündel reichten dazu aus. Das Porcelan ſtack in mehreren Kiſtchen. Die Knaben trugen jeder ſeinen einzigen Rock, ſeine einzige Hoſe, ſein einziges Stiefelpaar am Leibe. Zur Reiſe waren ſie mit Vorhemdchen von ſchwarzer Seide ausgeſtattet worden. Die abenteuerlich große Zahl der Gepäckſtücke war vom Kutſcher zu einem Ganzen vereint in Baſtdecken geſchlagen und mit Stricken dem Wagen aufgeſchnürt worden. Eine Menge von loſem Gepäck hatte man untergebracht, ſo gut es ging — hier das Schreibzeug „Muth gefaßt!“ von der Zeraczewska, dort ein paar andere Andenken, dazu Bücher, die zur Hand bleiben ſollten, einige Flaſchen mit ſorgſam bereiteter Kaffeeeſſenz, und ſonſt noch eine Unzahl mehr oder minder zerbrechlicher Gegenſtände. Dieſer Trödel ward unterwegs zur unverſiegbaren Quelle der allerverdrießlichſten Unterhaltung. Jeden Augenblick glaubte Helmina etwas davon zu vermiſſen; dann ging es an ein Fragen, Suchen und Reiſen von unbeſchreiblicher Peinlichkeit. Den größten Theil der Zeit füllten derlei Quälereien aus, die Wilhelm um ſo ſchmerzlicher empfand, als er dadurch am Schauen und Beobachten gehindert wurde, wozu die Rei

gung ſich immer ſelbſtbewußter in ihm entwickelte. Und es gab ſo viel zu ſehen: Gegenden, Ortſchaften, Menſchen und Thiere. Wie ärgerlich war es doch, die bezeichnenden Merkmale eines Dorfes, eines Berges oder einer Gruppe von Landleuten aus den Augen laſſen zu müſſen, um ſich mit altbekanntem Kram nutzloſe Mühe zu geben und dazu eine noch nutzloſere Predigt zu hören! Ein bischen ehrerbietige Rachſicht wäre hier ſehr am Platze geweſen: aber leider hatte der herangewachſene Knabe keine ſonderliche Anlage zur Geduld: er glaubte ſeinen Kindespflichten ſchon zu genügen, wenn er ſeine Zunge im Zaum hielt und bloß ganz im Stillen daran dachte, daß es ſich grade nur um ein paar Jahre noch handle, nach denen es ihm vergönnt ſein werde, ſich von der Häuslichkeit „loszuſchrauben.“

Seine Sehnſucht nach ſolcher Freiheit wuchs mit jedem Tage. Max empfand auch dergleichen und hatte einmal das Unglück, eine Anſpielung auf künftige Unabhängigkeit von ſich zu geben, wodurch er ſich und dem Bruder ein entſetzliches Donnerwetter zuzog. So leiſe die Anſpielung geweſen, ſie wurde als hochverrätheriſcher Abfall behandelt. Helmina zeterte und weinte, ſchalt und klagte abwechſelnd einen halben Tag lang über ihre Kinder, die ihr das Herz brächen. Jetzt — nach ſo vielen Jahren — liegt allerdings etwas Rührendes in der Erinnerung an dieſe Ausbrüche mütterlicher Zärtlichkeit: damals jedoch wurden nur die Dornen der Uebertreibung im Ausdruck empfunden, beſonders von Wilhelm, der in ſeinem dunkeln Drange ſtets ein zartes Gefühl nur dann für echt hielt, wenn es bloß leiſe anklang, während ihm

leidenſchaftlich ausgeſprochene Empfindungen wie flüchtige Wallungen vorkamen, denen gegenüber er ſich gleich einem widerborſtigen Stacheligel zuſammenzurollen liebte. Der dunkle Drang hat ſich ſeitdem in klares Bewußtſein verwandelt, aber beim Zuſammenrollen iſt es geblieben.

Helmina hat Dresden für immer verlaſſen. Sie denkt nicht daran, jemals dorthin zurückzukehren, und wird auch niemals wiederkommen, obſchon ſie keine Wohnung für die Zukunft gemiethet hat. Das Kapital Elbflorenz iſt mithin endgültig in ihrem Leben abgethan. Ein flüchtiger Rückblick möge noch geſtattet ſein, um eine kurze Nachleſe zu halten. Ich habe manches vergeſſen zu erwähnen, das eines Wortes ſchon werth geweſen wäre. Unter anderem wird ſich der Leſer wundern, daß ich nicht von Guſtav Schilling geſprochen, dem Verfaſſer ſo vieler kleinen Erzählungen von mehr als gewöhnlichem Werth. Das erſcheint um ſo auffallender, als einer, der mich nahe angeht, auch einige Erzählungen geſchrieben, die Anklang gefunden, während ſeine größeren Romane, gleich denen Schillings, nicht über das Leihbibliothekenpublikum hinausgekommen ſind, das ſich (nebenbei bemerkt) heut zutage in ein Feuilletonromanpublikum verwandelt hat. Die auffallende Erſcheinung erklärt ſich daraus, daß Schilling nie mit Helmina zuſammengekommen iſt. Der frohmüthige Erzähler mit dem freiſam ſoldatiſchen Ausſehen war leutſcheu. Wenigſtens galt er dafür, vielleicht nur, weil man ihn in keiner Theegeſellſchaft fand. Dem Aeußern nach hätte man ihn für viel jünger gehalten, als ſein Taufſchein (vom Jahr 1766) auswies. Helmina gab ſich viele Mühe, ihn in ihren Kreis zu ziehen; ſie

ſchickte einmal Wilhelm zu ihm, um ihn zu einem Abendcirkel einzuladen. Er nahm den Kleinen überaus freundlich auf, freute ſich — wenn man ihn hörte — ſehr über die zugedachte Ehre — und blieb aus. Wenn er ſpäter auf einſamen Spaziergängen mit Wilhelm zuſammentraf, zeigte er ſich leutſelig genug, nahm ihn angenehm plaudernd auf längere Strecken mit ſich, erwähnte aber nie Helminas. Auf dieſen Gängen mit Schilling lernte Wilhelm begreifen, daß ſeine Mutter und er verſchiedenartige Weſen ſeien, deren Bahnen auseinander gehen könnten, und es iſt bereits angedeutet worden, daß dieſer Gedanke ihn nicht mit Wehmuth erfüllte.

Neben dem Sonderling edler Art ſeien auch noch ein paar wunderliche Käuze aus jenen Tagen erwähnt: der Dresdener Diogenes und der Fürſt Putiatin. Die Brühl'ſche Terraſſe mit der weltberühmten Ausſicht beſitzt eine Kehrſeite, die man in jeglicher Beziehung als partie honteuse bezeichnen kann. An der himmelhohen Mauer ſtreicht ein Gäßchen hin, eng, düſter, ſchmierig. Wenn mir recht iſt, heißt es die Fiſchergaſſe. Vielleicht ſtehen jetzt den gewaltigen Quadern etwas anſehnlichere und anſtändigere Gebäude gegenüber; damals gab es dort Höhlen der Armuth und des Laſters. Unter der Terraſſe wölbten ſich ebenfalls Höhlen, worin Steinkohlen aufbewahrt wurden, und eine dieſer Niederlagen theilte ihren Raum in gewiß unerhörter Zuſammenſtellung mit einem Antiquar. Bücher, Kupferſtiche, Landkarten lagen in ſchauderhafter Unordnung theils auf dem Eſtrich, theils auf Brettern über Böcken. Der Herr und Meiſter dieſer papierenen Welt war ein Greis in einer langen Kutte,

von der man mit Bestimmtheit und größter Wahrschein lichkeit versicherte, sie bilde seine einzige Bekleidung. Der Mann hieß Helmert oder Helmer; man nannte ihn meistens Diogenes. Vielleicht traf die Bezeichnung nicht in jedem Stücke zu, wie denn alle Gleichnisse hinken, aber wenn Helmert auch statt des Wassers gern seine Kanne Bier trank, so war er doch ein ausgemachter Cyniker. Er schlief auf den Kohlensäcken und aß aus der Faust, was ihm vor den Schnabel kam. In früheren Zeiten war er ein anständiger Bürgersmann gewesen, der in einem Bücherladen gesessen. Der Hang zur Unordnung mochte ihn heruntergebracht haben; wie es hieß, hatte häuslicher Kummer vieles dazu beigetragen, ihm einen Sparren im Dache zu verrücken. Bei alldem besaß er vielfache Kenntnisse in seinem Fach, und wenn ihm Seltenheiten vorkamen, wußte er ihren Werth zu beurtheilen. Er begnügte sich aber stets mit einem ganz geringen Gewinn; ein Buch stand bei ihm nicht nach seinem Werth für Liebhaber im Preise, sondern nach dem Maßstabe des Einkaufs. Es soll vorgekommen sein, daß er bibliographische Schätze, die ihm für wenige Groschen angeboten worden, von sich gewiesen, ungefähr mit den Worten: „Schöpschriftel, warum gehst du nicht damit zur königlichen Bibliothek, die so und so viele Thaler für die Schartete gibt?“ Seine Schätzungen bei solchen Fällen sollen stets ganz genau eingetroffen sein. Einmal hatte er eine Bibliothek von Folianten und Quartanten in wolgemachten Franzbänden für einen Spottpreis erworben. Die Bücher waren zum allergrößten Theil entschieden werthlos, Helmert schlug nur die Einbände an und

verkaufte Stück für Stück um wenige Groſchen mit dem Beifügen, man möge den Inhalt ohneweiters zu Makulatur machen. Wilhelm kaufte eine Anzahl davon, und Helmina ließ ſich die Einbände zu Schachteln zurecht machen, deren ſie ſich bis in ihre ſpäteſten Jahre zur Aufbewahrung von Papieren bediente. Wilhelm machte ſich viel bei Helmert zu ſchaffen und war, obſchon er nur wenig kaufte, von dieſem gern geſehen.

Um den Diogenes zu ſehen, mußte man ſich in die tiefen Schlünde des Fiſchergäßchens ſtürzen; den andern wunderlichen Heiligen traf man überall auf Weg und Steg. Eine kleine, wohlgerundete Geſtalt mit dickem Kopf, rundem Geſicht, wulſtigen Zügen, einfach und altmodiſch gekleidet, watſchelte der Fürſt Putiatin einher wie ein Chineſe. Ein ausgezeichneter Beſtandtheil ſeiner Tracht beſtand in einem Paar hoher Stiefel, die bis zu den Knieen emporreichten und inwendig mit Blech ausgeſchlagen waren, um die Waden vor dem Biſſe toller Hunde zu ſichern. Gegen das Hundegeſchlecht war Putiatin überhaupt gerüſtet: er trug unter dem Rock eine lange Karbatſche, die er mit ſtaunenswerther Behendigkeit zückte. Die Hand in den Buſen ſtecken, herausfahren, ausfallen und dem bellenden Vieh einen furchtbaren Jagdhieb aufmeſſen, war das Werk eines Augenblicks. Der langgeſtreckte Ausfall erinnerte an Falſtaffs: „So lag ich und ſo führt' ich meine Klinge," auf dem Kupferſtiche des guten alten Chodowiecki. An der Außenſeite des Rockes trug Putiatin als Anhängſel den ungeheuerſten Regenſchirm, der je geſehen worden. Aufgeſpannt war dieſer Schirm kein Dach, ſondern ein Zelt, — eine

jakutiſche Jurte von Fiſchbein und Seide, die ſchier bis zu den Knöcheln ihres Trägers niederreichte, dem ein Fenſterchen von Marienglas die Ausſicht auf den Weg und die Begegnenden öffnete. Nichs ſah wunderlicher aus, als dieſes langſam einherwandelnde Gezelt unter ſtrömendem Regen. Putiatin hatte eine ländliche Beſitzung zu Schawitz, oberhalb der Stadt am linken Elbufer, ſchräg gegenüber von Loſchwitz und nicht weit von Blaſewitz, dem heimatlichen Dorfe der unſterblichen Guſtel. Die Beſitzung war ein „Haus der Laune,“, ausgeſtattet mit allerlei Schnurrpfeifereien, wie z. B. mit Erdhaufen, die in ihrem Innern wohnliche Gemächer bargen, und mit einem großen Raum, der zum traulichſten Zuſammenwohnen für Menſchen und Kühe eingerichtet war. Wenn ich ſagen wollte, die Einzelheiten der ſeltſamen Einrichtung ſeien mir nicht gegenwärtig, ſo würde ich einen uneigentlichen Ausdruck wählen; ich ſpüre nämlich, daß meine Erinnerungen nichts eingebüßt, ſondern ſich bereichert haben, ſo daß meine Einbildungskraft alle Wunderlichkeiten derſelben Art, die ich überhaupt geſehen, oder von denen ich vernommen, in einen Rahmen bringt, weßhalb ich nicht mehr weiß, was ich wirklich zu Schachwitz geſehen, was nicht, — zum Beiſpiel ein Grabmal mit der Inſchrift: „Hier ruht mein Liebſtes auf der Welt,“ deſſen Inneres Paſteten, Schlackwürſte, Schinken und Wein barg. Der Geſchmack des Ganzen läßt ſich aus dieſen Andeutungen beurtheilen, und wir wenden den Blick von dieſer rückblickenden Abſchweifung wieder auf unſern Weg nach Teplitz. —

Abends zu guter Stunde erreichte der Wagen Teplitz.

Die Badezeit ſtand in vollſter Blüthe. Wer ſtark beſuchte Badeorte kennt, verſteht, was das heißen will. Und wer kennt ſie nicht? Die Menſchenmenge füllte die Gaſſen und den Platz, gärend und gequirlt. Offenbar konnte in den überfüllten Herbergen kaum eine Unterkunft für vier Perſonen ausgemacht werden, und Helmina ſtellte ſich die vernünftige Frage, ob es wol der Mühe werth ſei, die Zeit mit dem Suchen einer Unterkunft für die einzige Nacht zu vergeuden, um dann erſt noch viel dafür zu bezahlen? Eine ſolche Frage ſtellen, heißt ſie beantworten. Nach ihrer unbefangenen Art und Weiſe wandte ſich die Dichterin an den erſtbeſten Vorübergehenden, um ihm den Fall vorzulegen und Auskunft zu heiſchen, wie weit bis zum nächſten Wirthshauſe auf der Prager Straße ſei. Der Angeredete wußte zwar nicht unmittelbar Beſcheid, war aber gefällig genug, zu weiteren Erkundigungen behülflich zu ſein. Man brachte heraus, daß eine Stunde Weges von Teplitz entfernt ein großes Einkehrwirthshaus ſtehe, wo die Frachtleute zu bleiben pflegten. Es wurde, wie ich glaube, Paſchkopole genannt.

Als Helmina ſich zum Kutſcher wandte, um ihm mitzutheilen, daß er zur Paſchkopole (oder wie das Ding hieß) zu fahren habe, ſah ſie mit Erſtaunen, daß Stricke und Decken vom Wagen gelöst waren und das mühſelig zuſammengebaute Gepäck abgenommen wurde. „Donnerwetter!“ ließ ſie ſich vernehmen. „Ihr ſeid wol nicht recht bei Troſte, verdammtes Geſindel?“ Ungerührt von der grellgefärbten Ausdrucksweiſe ſeiner Reiſenden, fuhr der Kutſcher in ſeinem Geſchäft fort, während ein anderer

hochgestiefelter und lederbehoster Peitschenschwinger zu erklären begann, daß er Ihre Gnaden bis nach Prag bringen und von dort bis nach Wien befördern werde. Man könne dem Dresdener nicht zumuthen, sich so weit von Hause zu entfernen, und wenn er nur für den bedungenen Preis seine lebende Fracht nach dem Ort der Bestimmung schaffe, so habe er seinen Vertrag erfüllt. Helmina drohte mit der Polizei. Mehrere andere Kutscher gesellten sich dazu, um ihr begreiflich zu machen, daß der Vorgang ganz der Ordnung und dem Herkommen gemäß sei. Sie fügte sich, nicht überzeugt, doch überwunden, indem sie mit Faust sagte: „Du hast recht, vorzüglich weil ich muß.“ Die Umpackung ging mit wunderbarer Schnelligkeit vor sich, weil die andern Lederhosen Hand anlegten, während Helmina eine Standrede für die Verworfenheit der Kutschergilde hielt. Im gegebenen Falle hatte sie nicht ganz recht; dieses brüderliche Zusammenwirken der Hauderer war für sie selbst von großem Nutzen, ohne die Reisenden in Nachtheil zu setzen. Ein Kutscher, der sich viele Tagereisen weit aus seinem Bezirk entfernte, konnte, wenn sich keine Rückfracht fand, im fremden Lande zu Schaden kommen, allenfalls auch „Schiff und Geschirr“ einbüßen.

Das Nachtlager wurde mit den ausgeruhten Pferden in verhältnißmäßig kurzer Zeit erreicht. Für ein böhmisches Wirthshaus war die Unterkunft ganz leidlich, wie man in jenen Tagen überhaupt am besten aufgehoben war, wo die Kärrner einkehrten. Auch die Zeche war nicht übertrieben hoch, klang aber so, weil sie in W. W. (Wiener Währung) ausgedrückt wurde. Die se

lige Währung der Einlösscheine verhielt sich zur Silbermünze wie 5 zu 2. Helmina wußte das, wollte es aber nicht begreifen. Sie hielt sich an den Ausdruck Gulden und fand die Zahl unverschämt hoch. Der Wirth, ein böhmischer Dickschädel, wies ihre Einreden nicht gar zu glimpflich ab. Sie bot den Kutscher zum Beistand auf. Der lachte ihr in's Gesicht und wandte sich pfeifend ab. Erbost warf Helmina dem Wirth sein Geld vor die Füße und sich selbst in den Wagen. Unterwegs wurde der Kutscher ausgescholten, weil er sich seiner Reisenden nicht angenommen. Geduldig ließ er den Platzregen an sich hinablaufen; er kannte die Laune der dicken Frau schon vom Abend vorher. Seine ganze Entgegnung beschränkte sich auf die Erklärung, daß er Ihre Gnaden einmal und vermuthlich nie wieder fahre, beim Wirth aber sehr oft einkehre. Der Hader ging den ganzen Tag fort.

Spät Abends wurde Prag erreicht. Der Wagen mußte in den Hof der Hauptmauth fahren, wo er mit dem Gepäck zu übernachten hatte. Der Kutscher spannte seine Pferde aus und zog mit ihnen ab. Helmina erfuhr, daß sie am Morgen sich wieder einzufinden habe, um der Musterung des Gepäckes beizuwohnen, die zu so später Stunde nicht mehr statthaben könne. Den Reisenden wurde ein Mann von der Wache mitgegeben, um sie zum Gasthofe zu geleiten, wofür ein Zwanziger zu erlegen war. Alle diese Vorgänge machten einen überaus verdrießlichen, fast unheimlichen Eindruck. Man fühlte sich in einer ungewohnten Klemme. Den Aerger erhöhte der begleitende Grenadier, der auf alle Fragen keine Antwort wußte, als sein unwandelbares „Nix deutsch." Die Ver-

ſtimmung ſollte indeſſen noch vor dem Schlafengehen eine Beſſerung erfahren. In der ſtattlichen Herberge zum ſchwarzen Roß machte Wilhelm die Bekanntſchaft einer Nationalſpeiſe, des Roſtbratens. In jenen Tagen der Fülle im Kaiſerſaale war ein „Roſtbradl“ nicht ein unſcheinbares Ding, wie es jetzt auf dem Teller ſich verliert, ſondern ein Geviertſchuh Fleiſch, der auf allen Seiten weit über den Teller hinausragte. Max fand ſeine Rechnung bei einer andern Eigenthümlichkeit des Landes, dem „kälbernen Schnitzl,“ und ſelbſt Helmina fühlte ſich durch ein „Backhendl“ einigermaßen beſchwichtigt. Verſöhnt ward ſie erſt am andern Morgen, nachdem ſie im Hofe der Hauptmauth eine ſchwere Herzensangſt ausgeſtanden. Es handelte ſich nämlich um nichts geringeres, als alle die kleinen Päckchen zu öffnen, um ſie dann wieder zu ſchließen, wodurch ſich eine heilloſe und unnütze Mühe in Ausſicht ſtellte. Zu allem Glücke fand ſich ein Beamter ein, welcher den Namen der Dichterin kannte. Er ſcheuchte die dienſtbaren Geiſter der Mauth mit den Worten vom Gepäck: „Die Gnädige iſt die Verfaſſerin der Euryanthe, und führt alſo keine verbotene Waare.“ Euryanthe, die er Eurjante ausſprach, war unbekannter Weiſe ſchon berühmt, wie unter andern auch dieſes Beiſpiel lehrte. Helmina war jetzt wieder ganz vergnügt. Ihr Zufriedenheit ſollte ſich den ganzen Tag über erhalten. Gerle fand ſich ein, ein damals ziemlich bekannter Schriftſteller. Er begrüßte die Dichterin in der freundſchaftlichſten Weiſe und widmete ihr den Tag als Cicerone. Alle Sehenswürdigkeiten von Prag wurden in Augenſchein genommen, der Abend im Theater zugebracht. Holbein war

Director; er hatte, durch Gerle von der Dichterin Ankunft unterrichtet, eine Loge zur Verfügung gestellt, die an selbigem Abend übrigens mehr Bühne als Schaukammer war. Wie in einem Taubenschlage ging es dort zu. Unter den vielen, die sich zeigten, wird vor allen Karl von Holtei zu nennen, seine wunderschöne Frau nicht zu vergessen sein. Holtei hatte schon brieflich mit Helmina verkehrt. Der Anfang dieses Verkehrs war von einem komischen Zwischenfall begleitet. Sie erhielt nämlich zu Dresden eines Tages ein Schreiben aus Breslau. Der Inhalt war ihr schon recht, aber die Unterschrift ein Räthsel. Sie las dieselbe als „Cottolty," und doch kannte sie keinen Schriftsteller dieses Namens. Endlich antwortete sie dem Herrn Cottolty. Ihr Brief kam wirklich in die rechten Hände, und sofort erfolgte die Auskunft, daß C den Vornamen bedeute, das vermeintliche O ein V, das doppelte t aber ein lateinisches H und das y am Ende ein ey sei. In andern Fällen ähnlicher Art half sich Helmina damit, daß sie die Unterschrift ausschnitt und auf den Umschlag ihrer Antwort klebte. — Mit Holbein kam ein hübscher Grenadierhauptmann, Wilhelm Marsano, als Dichter nicht unbekannt geblieben.

Max entdeckte mit seinen Sperberaugen einen alten Bekannten aus Berlin und telegraphirte so lange, bis derselbe die Zeichen wahrnahm, verstand und befolgte. Wilhelm Hensel war es, auf dem Wege nach Italien begriffen. Als echter und rechter Künstler mußte er seine Romfahrt machen, bevor er sein Nest bauen durfte. Die Julia dieses Romeo war schon bestimmt; sie hieß, wie bereits erwähnt worden, Fanny Mendelssohn. Eine förm-

liche Verlobung hatte noch nicht stattgefunden, doch galten die beiden für ein Pärlein. Das Jawort der Eltern war gesichert, insofern Hensel nicht etwa dem Beispiel seiner Schwester Luise folgte und sich bekehrte. Man setzte eine bedeutende Neigung dazu bei ihm voraus, vorzüglich wegen seines vertrauten Umganges mit Clemens Brentano. Ich kann natürlich nicht wissen, ob eine solche Neigung in Hensel waltete oder nicht; aber ich glaube fest, daß ein so tüchtiges, wackeres und ernstes Gemüth sich durch keine Rücksicht auf Frauenliebe, geschweige denn auf Geld und Gut hätte bestimmen lassen, seine Ueberzeugung zu verleugnen.

Der Rest des Abends, bis über die Mitternacht hinaus verlängert, wurde in zahlreicher Gesellschaft munter verlebt und am andern Morgen die Oasis Prag wieder mit der staubigen Wüste des Heerweges vertauscht. Zu erwähnen wird noch sein, daß sich in Prag ein Wunder zugetragen: der böhmische Grenadier hatte über Nacht urplötzlich Deutsch gelernt. Er war gekommen, um ein Trinkgeld zu verlangen. „Du hast ja einen Zwanziger erhalten," sagte Wilhelm. — „Muß ich Zwanziger mit Kameraden theilen," versetzte der Nixdeutsch; „will ich auch für mich." Statt des gewünschten Silberlings erhielt der unverschämte Bursche den guten Rath, sich zum Satan zu scheren, worauf er knurrend abzog.

Die Fahrt durch Böheim war keine erquickliche. Staub und Hitze unterwegs, schlechte Kneipen am Ziel des zweiten Frühstücks, des Mittagmals, der „Jause" und des Nachtlagers. Eine ganze Karawane von Lohnkutschen zog miteinander des Weges und blieb fortwäh-

rend bei einander. Sehr begreiflich. Wer nicht mit der Poſt oder mit eigenen Pferden reiſte, war auf den Landkutſcher angewieſen. Solchem Loſe fielen zu Prag täglich ihrer viele anheim, und da die Hauderer ſtets zur ſelben Zeit Morgens aufbrachen und in denſelben Wirthshäuſern einkehrten, ſo blieben ſie immer zu einem Häuflein vereinigt oder fanden ſich wenigſtens immer wieder zuſammen. Helmina, die ſtets etwas Beſonderes für ſich haben wollte, gab ſich häufig Mühe, den Kutſcher zur Einkehr in eine andere als ſeine gewohnte Herberge zu vermögen; vergebens. Wenn er vorbeifahren ſollte, gab es nach ſeiner Ausſage kein anderes Wirthshaus mehr im Orte. Wurde er vorher zum Anhalten ermahnt, ſo ſtellte er ſich taub und hieb auf die Pferde ein. Das war ſo Sitte unter allen Lehnrößlern auf allen Landſtraßen des heiligen römiſchen Reiches, wie muthmaßlich auch ſonſt noch in mancher Herren Ländern. Die Dichterin würde in Böhmen mit dem Wechſel nichts gewonnen haben, gleichwie ſie in den Wirthshäuſern mit ihren wunderlichen Verſuchen, etwas zu erſparen, übel ankam. Zum Sparen hatte ſie überhaupt keine Gabe, und darum geſchah es wol, daß ſie hie und da einen Anlauf nahm, die ſchwere Kunſt zu üben. Der Menſch thut ja gar zu gern, was nicht ſeines Berufes iſt. Bei ihren Sparverſuchen in Böhmen machte die Dichterin Anſprüche auf Dienſtleiſtungen, wie ſie nicht herkömmlich waren, und wunderte ſich hernach, daß der Wirth derlei ungewöhnlich hoch anrechnete. So ließ ſie einmal eine Schüſſel heiße Milch bringen, die ſie durch ihre ſchwarzbraune Eſſenz zu Milchkaffee machte, welcher das Mittagsmal

vorſtellen mußte. Natürlich verzehrten die Söhnlein eine fabelhafte Menge Brod dazu; ebenſo natürlich ward die Milch fabelhaft theuer angekreidet, „denn man hatte ſie nur mit Mühe und Noth für hohes Geld bei den Bauern aufgetrieben.“ Nach lebhaftem Wortwechſel wurde ſchließlich gethan, was bequemer gleich geſchehen wäre, nämlich die Zeche bezahlt, worauf das Vergnügen auf des Kaiſers Heerweg ſeinen weiteren Verlauf nahm.

Morgens vor der Abfahrt aus dem Nachtquartier gab es noch eine beſondere Unterhaltung; Wilhelm und Max mußten nämlich ein bischen Polizei üben, weil die alte Babette, obſchon im Grunde eine ehrliche Seele, hie und da einer Begriffsverwirrung unterlag, ſo daß ſie meinte, dem Wirth die Doppelkreide in ihrer Weiſe wettſchlagen zu dürfen, indem ſie etwas mitnahm. Zum Theil mochte wol auch eine alte Gewohnheit im Spiele ſein; auf dem Marſch hatte ſie ſich häufig kleine Andenken zugeeignet. Die Brüder hatten übrigens gut aufpaſſen; Babette brachte doch drei oder vier Servietten, mehrere Meſſer und etliche eiſerne Gabeln als böhmiſche Kriegsbeute nach Wien. „Das iſt mein Trinkgeld!“ ſagte ſie. Unterwegs beſchwerte ſie ſich mehr als einmal in ſehr kläglicher Weiſe darüber, daß für ſie, die Witwe des tapfern Gerlach, auf kaiſerlichem Grund und Boden für Verpflegung und Unterſtand noch bezahlt werden müſſe. Die Kugel von Aſpern, welche ſie in der Taſche führte, hätte ihrer Meinung nach eine Anweiſung auf freien Tiſch und ſogar auf Vorſpann vorſtellen müſſen, umſomehr da ihre Gebieterin derlei in Preußen auf einen bloßen Brief des Königs hin erhalten habe. Aber die Böhmen, fügte ſie

hinzu, seien Erzhallunken und „im“ Tirol würde die Sache wol anders verlaufen. Wie sie zu glauben schien, führte der Weg von Böhmen nach Wien durch Tirol, in welchem Lande eine ihrer wertheſten Erinnerungen wohnte, die hier erzählt sei. In den Tagen ihrer Jugend lag Babette mit dem Regiment zu oder bei Landeck, in der Gegend, wo dem jugendlich ungeſtümen Inn die wilde Roſanna ſich vermält. Der Aufenthalt dauerte eine geraume Weile. Als der Tag des Abſchieds vor der Thüre ſtand, ſagte die Bäuerin: „Gerlachin, du biſt uns lieb und werth geworden, als wäreſt du unſer leibliches Kind: aber wir werden dich wol nimmer wiederſehen, und wenn du einmal todt biſt, wird es niemand zu Landeck inne werden. Darum wird's ſchier am gerathenſten ſein, die heilige Meſſe für deine arme Seele jetzt gleich leſen zu laſſen und dann das Todtenmal zu halten.“ So geſchah es. Babette wohnte der Seelenmeſſe bei und dann dem ſtattlichen Leichenſchmauſe. Die Erinnerung an jenen Vorgang aber war ihr, wie geſagt, eine der liebſten aus ihrem vielbewegten Leben.

Einige Jahre nach Helminas Schneckenzug durch Böhmen gab es Eilwagen, noch viel ſpäter darauf Bahnzüge. Heutzutage legt man die Wegſtrecke zwiſchen Prag und Wien in ſechzehn Stunden zurück. Kein gebildetes Weſen ſeufzt mehr unter dem Jammer böhmiſcher Kneipenzuſtände. Niemand kann ſich mehr einen Begriff vom Behagen der Reiſenden machen, das ſie, dem Urſchmutz entronnen, bei der Ankunft im ſaubern Städtchen Znaim empfanden. In Mähren walten ſchon deutſche Art und deutſches Weſen von öſterreichiſchem Schlage. Die Dörfer

ſtehen vielleicht an Zierlichkeit den ſächſiſchen nach, aber jedenfalls ſehen ſie angenehm wohnlich aus. Die Leute waſchen und kämmen ſich ſo ziemlich alle Tage und wechſeln zuweilen auch die Wäſche. Vielleicht thun es die Stockböhmen auch, aber man merkt es ihnen nicht an.

Die Ankunft zu Wien erfolgte in grauer Abenddämmerung bei umwölktem Himmel, und die Reiſenden bildeten ſich ein, einen maleriſchen Anblick einzubüßen. Sie wußten nicht, daß man von ſelbiger Seite die Stadt ſo zu ſagen gar nicht ſieht. Der Kutſcher erhielt die Weiſung im goldenen Lamm in der Leopoldſtadt einzukehren, was er um ſo williger that, als er ſelbſt dort zu übernachten vorgehabt. Johann Langer, der Dichter, hatte Helmina das Haus unter anderm auch deßhalb empfohlen, weil er in der Nachbarſchaft wohnte, und zugleich gebeten, ihn von der erfolgten Ankunft ſofort zu benachrichtigen. Er war kurze Zeit zuvor in Dresden geweſen und hatte dort die Dichterin aufgeſucht, wie es zu jener Zeit unter Kunſtgenoſſen allgemeine Sitte war. Heutzutage gehört ein Empfehlungsbrief dazu, wenn der Beſuchende nicht einen ſehr bekannten Namen führt.

Das goldene Lamm iſt gegenwärtig ein vornehmer Gaſthof: das alte „Lampl“ war eine gemüthliche Herberge, unter deren Thorweg die Lederhoſenzunft eine ihrer bedeutendſten Börſen hielt. Der geräumige Hof ſtand voller Wagen, von denen viele die angekreidete Inſchrift trugen: „Retour nach . . .“ Die ſogenannte „Retourchaiſe“ war eine ſtets geſuchte Gelegenheit, aber doch noch mehr angeboten als geſucht. Als die Reiſenden anlangten, wurden ihnen von einem Dutzend Stimmen Vor-

ſchläge zu Reiſen nach Znaim, Brünn, Olmütz, Preßburg, und Gott weiß wohin noch mit einer Hartnäckigkeit gemacht, der ſich ſchwer entkommen ließ. „Wir reiſen ja nach Trieſt," rief Helmina endlich. Vor dieſem Worte verſtummten auch die Zudringlichſten, weil die Fahrt gen Süden die nördliche Börſe nichts anging. Max fiel der Mutter in die Rede; er werde auf keinen Fall nach Trieſt mitgehen, ſagte er, denn er ſei des Fahrens und Reiſens überſatt und wolle lieber gleich ſterben, als noch eine ſolche Folter aushalten. Der Kopf ſchmerze ihn zum Zerſpringen. Er ſah wirklich ſehr angegriffen aus und Helminas mütterliches Herz fühlte Mitleid. „Im Nothfall gehen wir nicht weiter als Baden," verſetzte ſie.

Kaum hatte ſie ſich der Unterkunft für die Nacht verſichert, als ſie zu Wilhelm ſagte: „Lauf' und hole den Langer." Wilhelm lief zwar nicht, aber er ging zu dem Hauſe, nachdem er ſich vom Hausknecht den Weg hatte beſchreiben laſſen. Er fand den jungen Dichter bei Vater und Mutter am Familientiſch. Die Herren ſaßen in Hemdärmeln. Das Nachteſſen war eben beendet; auf dem blanken Tafeltuch ſtand eine noch halbvolle Flaſche mit Wein, daneben lag ein Laib Hausbrod. Die Einrichtung trug ein altfränkiſch ſchlichtes Gepräge. Wilhelm hielt den Eigenthümer derſelben für einen Mann von ganz beſcheidenen Verhältniſſen und hat erſt viele Jahre danach erfahren, daß der alte Langer ſein Vermögen nach Hunderttauſenden zählte und als Millionär geſtorben iſt. Papa Langer wartete dem Gaſt mit Wein auf, und zwar in einem Waſſerglaſe. Dem in Norddeutſchland aufgewachſenen Juvenis kam das wie eine großartige Ver-

ſchwendung vor. Gleich darauf wuchs ſein Erſtaunen, und eine Gabe von Entrüſtung geſellte ſich dazu, die vielleicht nur darum ganz geheim blieb, weil die Verſchwendung mit dem Wein einen ſo überwältigenden Eindruck gemacht. Zum edlen Rebenſaft bo man ihm nämlich ein Stück trockenen Brodes — „wie einem Bettelbuben.“ Uebrigens war Wilhelmchen nicht ſo begriffſtützig, daß Verwunderung und Entrüſtung lange angehalten hätten; er fand ſchnell genug heraus, daß ein Stück Hausbrod und der goldene Oeſterreicher vortrefflich zuſammenpaßten. Vollkommen ausgeſöhnt ging er mit dem jungen Dichter weg.

Langer ließ ſich angelegen ſein, als gefälliger Freund alle Auskunft und allen guten Rath zu ertheilen, den man irgend wünſchen konnte. Vor allem traf er Anſtalt, daß Caſtelli von Helminas Ankunft unterrichtet wurde und am nächſten Morgen in aller Frühe zur Hand ſein konnte. Derſelbe ſtellte ſich in der That ſehr zeitig ein, faſt unmittelbar nach einem rührigen Sendling der Theaterzeitung, der an jedem Morgen in's „Lampl“ drang, um den angekommenen Fremden begreiflich zu machen, daß ſie ohne einen Pränumerationsſchein ſich nicht auf der Straße dürften ſehen laſſen. Helmina gab ihm zur Antwort, daß ſie für überflüſſig halte, ein Blatt zu bezahlen, von welchem ſie ohnehin ein Freiexemplar zu erwarten habe: einſtweilen möge er dem Herrn Bäuerle einen Gruß von ihr überbringen. Mit der Verſicherung, dem Herrn „von“ Bäuerle den Gruß ausrichten zu wollen, zog er ab. Gleich darauf trat Caſtelli ein, den Helmina, der eben empfangenen Lehre eingedenk, aber nicht

ohne eine gewisse Verschämtheit, als „Herr von" titulirte. Er nahm das hin, als müßte es so sein, und dadurch wuchs ihr Muth, sich einem landesüblichen Brauch zu fügen, der allen Fremden im Anbeginn unbeschreiblich lächerlich vorkommt.

Castelli stand schon seit längerer Zeit mit Helmina in brieflichem Verkehr; er hatte ihr unter anderem den Rath ertheilt, nicht nach Wien zu kommen, was ihn jedoch nicht hinderte, ihr das freundschaftlichste Wolwollen zu beweisen. Der Rath hatte der Schriftstellerin und ihrer Zukunft allein gegolten, nicht aber der Dichterin und ihrer Vergangenheit. Castelli konnte in mancher Beziehung der Theodor Hell von Wien heißen, nur nicht dem Aeußern nach, denn der Dresdener trieb (wie gesagt) argen Mißbrauch mit der Erlaubniß, die ein geistreicher Mann hat, häßlich zu sein, während der Wiener immer noch ganz hübsch aussah, obschon Blatternarben sein Gesicht bedeckten und die Jugend hinter ihm lag. (Er war 1781 geboren.) Wenn man die literarische Thätigkeit in Anschlag bringt, so wird der Ausdruck des obigen Gleichnisses dahin zu berichtigen sein, daß Th. Hell der Dresdener Castelli war, schon darum, weil Castelli als Dichter weit über dem andern stand. Ein besonderer Vorzug Castellis, der mit dem Dichter auch den Menschen angeht, ist jene tüchtige Vaterlandsliebe, die sich stets in seinen Werken wie in seinem Wesen offenbart hat. Er war der Dichter eines berühmten Kriegsliedes, das in den Napoleonischen Kriegen im ganzen kaiserlichen Heere gesungen ward. Napoleon erwies ihm die Aufmerksamkeit, ihn zu ächten, und würde ihn wol auch

haben erschießen lassen, wenn er ihn bekommen hätte. Castelli war aber gescheit und glücklich genug, sich dem Lose eines Palm noch rechtzeitig zu entziehen. Von der umfassenden und staunenswerth fruchtbaren Thätigkeit des Dichters und Schriftstellers hier zu reden, ist nicht meines Amtes. Wer sich darüber unterrichten will, schlage in Wurzbachs biographischem Lexikon des Kaiserstaates nach. Ich habe es bloß mit der äußeren Erscheinung zu schaffen, wie sie sich auf Helminas Lebensweg zeigte. Der „Herr von" Castelli bewies sich überaus liebenswürdig. Vor allem führte er die Dichterin zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt und gab ihr einen Schmaus in kleinem Kreise unter den heimlichen Schatten des Sperlgartens.

Helmina blieb nicht mehr als ein paar Tage zu Wien, doch schied sie nur, um bald zurückzukehren, und bis dahin sei verschoben, von den Personen zu reden, mit denen sie in Berührung kam. Selbst Schlegel und Dorothea, ihre alten guten Freunde, übergehe ich vorläufig mit Schweigen. Die Reise nach Triest war aufgegeben und Baden endgültig gewählt worden, erstens weil Max nicht weiter reisen wollte, zweitens weil die Dichterin berechnete, daß sie, einmal zu Triest, schwerlich bis zur ersten Aufführung der Euryanthe wieder in Wien eintreffen könnte, drittens und hauptsächlich, weil ihre Barschaft bis auf sechs Dukaten geschmolzen war, mit denen sie nicht bis Graz gekommen wäre, geschweige denn bis zur Küste der Adria.

9. Baden bei Wien.

Baden von heute ſieht viel größer aus als das von 1823, iſt aber doch kleiner; denn wer jetzt im Auguſt dort anlangte, um auf gutes Glück eine Unterkunft zu ſuchen, könnte leicht in den Fall kommen, „beim Sternenwirth“ zu übernachten. Helmina ließ den Wagen mit Sack und Pack mitten auf dem Marktplatz im Schatten der Dreifaltigkeitsſäule halten und machte ſich auf die Solen, um eine Wohnung zu ſuchen. Kutſcher und Pferde wunderten ſich nicht wenig über ein ſolches Gebaren, da ſie gewohnt waren, bei ihrer Ankunft ſich ſtets unmittelbar in ein Wirthshaus zu verfügen. Nicht minder wunderte ſich das gaffende Volk, das ſich um das ſchwerbepackte Fuhrwerk ſchaarte. Der kleine Weg von Wien nach Baden war ein Stück Reiſe. Auf der Strecke, die von Herrſchaftpferden in anderthalb Stunden zurückgelegt wurde, brachte der Landkutſcher wenigſtens deren drei zu und kehrte unterwegs einmal ein, — zu Neudorf. Der genannte Ort, berühmt durch ſeine „Würſtl mit Kren,“ war ein ſtets belebter Tummelplatz der Kutſcher, der Reiſenden und einer hauſirenden Judenſchaft. Wer nach Baden ging, wer von Baden kam, mußte einkehren. Während die Pferde ihr Futter verzehrten, wurden die Gäſte von den Hauſirern beſtürmt, ſchier noch ärger als in den Wirthshäuſern zu Wien, wo man vor dem zudringlichen Völklein kaum zum Eſſen kam. Das einzige Mittel, ſich ein wenig Ruhe zu verſchaffen, war eine gediegene Barſchheit. Wehe dem, der mit einem Anflug von Theilnahme den Waaren einen Blick gönnte oder gar nach

dem Preise eines Gegenstandes fragte. Er wurde der Dränger nicht los. Wilhelm erfuhr das gleich bei seinem ersten Mittagessen im Lamm, als er die Teppiche betrachtete, die ein Doppelspitzbart feilbot. „Was kostet der da?“ fragte er. — „Achtzig Gulden,“ hieß der Bescheid. Wilhelm lachte hell auf. „Nu, man red't miteinander,“ meinte der Verkäufer mit unerschütterlichem Ernst; „ich lasse mit mir handeln.“ Der unerfahrene Jüngling ließ sich verleiten, fünf Gulden zu bieten. Er meinte damit einen rechten Spott auf die Waare zu legen. Fehlgeschossen. Der Teppich wurde ihm zugeschlagen, und da er ihn nicht nehmen wollte, rief der Hausirer die Anwesenden zum Zeugniß auf, daß ein Gebot gethan worden. Um dem Jammer ein Ende zu machen, blieb nichts übrig, als ein kleines Reugeld zu erlegen. Ein Silberzehner, also nicht ganz ein halber Gulden, schlichtete den Hader. Unter Gulden verstand man, beiläufig bemerkt, in jenen paradiesischen Tagen immer nur Wiener Währung, Stück für Stück zu vierundzwanzig Kreuzer Silber. Das Lehrgeld, welches unser Juvenis erlegt hatte, war also nicht hoch, wie man sieht. Er ist in seinem Leben nicht überall so leidlich durchgekommen, sondern hat hie und da nicht nur viel des schnöden Geldes, sondern auch Haare gelassen, und zwar — was das Schlimmste dabei — ohne sich stets zu merken, was er gelernt.

Das Städtchen — ich bitte um Vergebung, die „l. f.“, nämlich landesfürstliche Stadt Baden trug ein altfränkisches Gepräge, trotz ihres neuen Aussehens, ungefähr wie ein neues Gewand nach altem Zuschnitt. Der Ort war nicht lange zuvor von einer Feuersbrunst ver-

heert und frisch hergestellt worden, aber in aller Eilfertigkeit und ohne gehörige Ueberlegung. So war ein alter Uebelstand geblieben, den unsere Tage nicht mehr kennen; man roch nämlich unter dem Winde die Quellen bis auf dreitausend Schritte Weges. Der Geruch erinnerte an Eier, doch nicht wie man sie zum Salat zu verzehren liebt, aber er griff weder die Athmungswerkzeuge an, noch brachte er sonst Nachtheile, auch gewöhnte man sich sehr schnell daran. Seit jener Zeit ist der Abfluß aus den Bädern in unterirdische Rinnsale gebannt, welche ihn der Schwechat zuführen, und nur am Gestade des Baches bekommt man noch hie und da eine Nase voll vom alten Duft. Der Schwefeldampf, dessen Niederschlag sich auf die Schindeldächer gelegt, hatte dadurch der Feuersbrunst reichliche Nahrung aufgespeichert gehabt, und jene war umso weniger zu bewältigen gewesen, weil sich die Feuerspritzen nicht in Ordnung befunden. Die Wiener sagten dem Bürgermeister nach, er habe die Unordnung damit entschuldigt, daß der Brand ganz unvermuthet gekommen, worauf ihn der Kaiser Franz ermahnt haben soll, in Zukunft recht fleißig zu vermuthen. — Die Stadt liegt in der Ebene neben einem niedrigen Ausläufer des Gebirges, an dessen Fuße die heißen Quellen entspringen. Man hat eine starke Viertelstunde zu gehen, bevor man zu Berg und Wald gelangt. Dieser Zwischenraum ist jetzt mit Landhäusern dicht besetzt; damals war er ziemlich öde und nicht überall wol gehalten, so daß man nicht wie heutzutage gleichsam in einem Garten zum Eingange des Helenenthals wandelte. Dieser Eingang ist reizend, von Wäldern umhegt, von zwei alten Ritter-

burgen — im Munde des Volkes „Urinen“ — behütet. Rechts erblickt der Wanderer die Trümmer des Schlosses Rauhenstein, links den dreikantigen Belfried von Rauheneck, unter welchem die Weilburg blank und wohnlich zwischen dunkeln Fichten sich an die Flanke des Berges schmiegt. Die Weilburg war damals noch neu; Erzherzog Karl hatte sie wenige Jahre zuvor erbaut.

Helmina fand eine hübsch gelegene Wohnung mit der Aussicht auf einen englischen Garten. Das Haus gehörte damals einem Grafen O'Donnel, vielleicht dem Vater oder dem Oheim eines der beiden O'Donnels, die in den 50er Jahren häufig genannt wurden. Der eine von ihnen ist einer der hervorragenden Männer der katholischen Partei; der andere, sein Vetter, gehörte zur nächsten Umgebung des Kaisers und befand sich am 18. Februar 1853 an der Seite seiner Majestät, als der ungarische Schneidergeselle Libeny den frevelhaften Mordversuch unternahm. Der Wagen wurde abgeladen, das Gepäck aus seinen Hülsen geschält, und bevor der Abend dämmerte, war die reisende Familie häuslich eingerichtet. Am nächsten Morgen begann Wilhelm seine Badecur, von der hier einmal für allemal gesagt sei, daß sie die wolthätigsten Folgen hatte. Die krankhaften Erscheinungen milderten sich gleich im ersten Sommer und wurden in den nächsten Jahren vollkommen beseitigt, so daß aus dem schwächlichen Knaben ein lebenskräftiger Jüngling wurde, der in späteren Jahren große Beschwerlichkeiten ohne merklichen Nachtheil aushielt. Er erfreute sich seitdem einer eisenfesten Gesundheit, bis ihm im Jahre

1849 die Cholera einen Streich spielte, dessen Folgen er zeitlebens nicht verwinden wird.

Die Quellen von Baden werden in Gesellschaftsbädern gemeinschaftlich von beiden Geschlechtern benutzt. Das klingt beinahe verfänglich. An der Sache selbst ist nichts verfängliches. Man erscheint im Bade vollständig verhüllt, und im Wasser legt sich die Leinwand nicht an den Körper, sondern strebt davon weg. Allerdings würden beim Heraussteigen die Formen unter dem nassen Gewand sichtbar werden, wenn der Austretende nicht ebenen Fußes durch eine Thüre verschwände, hinter welcher erst die Anstalten zum Hinaussteigen beginnen, und zwar so, daß Austretende und Eintretende in der sogenannten Schnecke einander nicht begegnen können. Jedes Geschlecht hat eine besondere Schnecke zum Eintritt, eine andere zum Austritt. Durch diese vier verwahrten Behälter, die paarweise einander gegenüberlegen, wird auch den strengsten Anforderungen der Schicklichkeit entsprochen. Das Badebecken ist mit einem gedielten Boden versehen, siebartig durchlöchert. Durch diese Löcher dringt das Wasser empor, um oben wieder abzufließen, so daß es, unablässig erneuert, den gleichen Wärmegrad behält und dabei rein bleibt. Uebrigens versteht es sich von selber, daß Kranke von abschreckendem Aussehen nicht ins Gesellschaftsbad gelassen, sondern in die sogenannten Stundenbäder gewiesen werden, deren Zufluß und Abfluß in derselben Weise eingerichtet ist. Den Rand des Gesellschaftsbades fassen Sitzbänke ein, so daß diejenigen sich niederlassen können, die nicht umherwandeln wollen. Der gesellige Verkehr im Wasser ist ein unschätzbarer

Vorzug der Cur zu Baden. Wer einsam in einer Wanne sitzt, pflegt, wenn auch keine Langweile, wenigstens eine gewisse Ungeduld zu empfinden, welche den heilsamen Wirkungen der Quelle gewiß nicht so zuträglich ist wie eine heitere Stimmung. Die Sorge, jemand könnte im Gesellschaftsbade seine vorgeschriebene Zeit ungebührlich abkürzen, ist eitel: manche verfallen in den entgegengesetzten Fehler. Auch hier spielt sich abermals der alte Schwank von jenem trunkenen Bauern ab, welchem der angerufene Heilige gar zu gut auf's Pferd half, nämlich so, daß er auf der andern Seite wieder herunterpurzelte. Zu den berühmten Erinnerungen der Badener Bäder gehört, daß August der Starke von Sachsen im Wasser, von Damen und Herren umgeben, eine entscheidende Mittheilung über die polnische Königswahl empfing. Graf Flemming, der als Eilbote gekommen, mußte sich in einen Badmantel stecken und in den Schwefelpfuhl hinabsteigen, um dem Kurfürsten mittheilen zu können, daß ihm die Königskrone von Polen jetzt sicher sei. Ein paar Jahrzehnte früher hatte der Czar Peter von Rußland seines Aufenthaltes zu Wien (1698) einen Abstecher nach Baden gemacht und sich, der Unterhaltung im Wasser zulieb, verhältnißmäßig lange aufgehalten.

In jenen voreisenbahnlichen Tagen von 1823 und der zunächst darauf folgenden Jahre kamen bei weitem nicht so viele Leute nach Baden, wie jetzt, auch war es noch nicht so entschieden das Hauptquartier der jüdischen Plutokratie; doch gab das, was man hierlandes seltsam genug die zweite Gesellschaft nennt, den Ton an, und im ganzen hatte die äußere Gestaltung des Verkehrs die

ſelben Formen, namentlich Sonntags, wo zur Mittagszeit Muſik im Park war und am ſpäten Nachmittag die ſchöne Welt auf der Hauswieſe im Helenenthal luſtwandelte, wenn ſie nicht im Hofraume des Doblhofſchloſſes neben den Kuhſtällen ſaß, um Kaffee zu trinken. Man erblickte auf den genannten Plätzen dieſelben Geſtalten, welche dem Wiener vom Prater, von der Baſtei, vom Glacis her und aus den Hoftheatern geläufig waren, ſo daß der einzige Wechſel in den Anzügen beſtand. Die Kleidung der Frauen erregte durch einen Umſtand Helminas beſondere Aufmerkſamkeit; die Wienerinnen trugen bereits den Gürtel, wo er hingehört, nämlich über den Hüften, während in Norddeutſchland noch die alte, jetzt längſt verſchollene Weiſe herrſchte, den Faltenwurf des Rockes gleich unter den Schulterblättern beginnen zu laſſen. Die neue Art gefiel der Dichterin auf den erſten Blick: dieſelbe ſei naturgemäß und maleriſch, ſagte ſie. Von der übertriebenen Aufbauſchung ſpäterer Tage war noch keine Rede. Die ſchüchternen Anfänge der Crinoline bargen ſich in beſchränktem Maße rückwärts unter den Falten und konnten zur Noth für natürlichen Reichthum der Formen gelten. Im Verkehr herrſchte noch viel von der altherkömmlichen Badefreiheit. Man plauderte im Bade, bei Tiſche, an öffentlichen Orten mit Menſchen, die nicht vorgeſtellt worden. Auf den Bällen fanden ſich wol auch Damen ein, deren Ruf ſchon nicht mehr zweideutig war, wie z. B. die ſchöne Henriette, das reizendſte Weib von Wien, ſpäter bekannt durch ihre Beziehungen zu Dom Miguel, dem ſie nach Liſſabon folgte. Es iſt ſchier nimmer wahr, daß Miguel von Braganza, der theuerſten

Schwüre vergessend, auf seiner Väter Thron den feierlichen Vertrag mit seinem Volke brach und sich aus einem König, der er sein sollte, in einen Tyrannen verwandelte und seinen wolverdienten Sturz vorbereitete. Zu Wien war er im Jahre 1824 eine hervorragende Tages-Erscheinung. Den Tiger hatte, wie man wähnte, Metternich gezähmt. Die scharf ausgeprägte Wildheit in seinen braunen, fremdartigen, aber wolgebildeten Zügen übte eine wunderbare Anziehungskraft, welcher die geheimnißvoll schauerliche Kunde von den Vorfällen der Nacht von Salvatierra nur einen Reiz mehr verlieh. Er hatte in jener Nacht den Marques von Loulé (den Vater seines nachmaligen Schwagers) eigenhändig ermordet und war dafür dem Fürsten Metternich zur Erziehung übergeben worden. Beim weiblichen Geschlechte stand er hoch in Gnaden. Sein Bild blieb in der überreichen Sammlung Henriettes nach ihrer Heimkehr aus Lissabon eines der gefeiertsten. Das schöne Weib mit den schwarzen Augen und üppigen Formen ist in ihren späteren Tagen die ehrsame Gattin eines jungen Handlungsdieners geworden.

Helmina ließ sich angelegen sein, die Pichler aufzusuchen, die — wie in jedem Sommer um dieselbe Zeit zur Cur in Baden weilte. Karoline Pichler sah ganz anders aus, als Wilhelm sie sich vorgestellt. Die wolgenährte Gestalt der Fünfzigerin mit dem blatternarbigen Gesicht und dem gutmüthigen Ausdruck der derben Züge trug ein entschieden bürgerliches Gepräge. Sie war sorgfältig gekleidet, aber nicht etwa geputzt, sondern wie es für ihre Jahre paßte. Ihre Aussprache klang echt wienerisch. Beim Eintritt des Besuches war sie weder mit

Schreiben noch mit Lesen beschäftigt, sondern mit Vorbereitungen zur Jause. Sie „rieb" Kaffee. Die Mühle in der linken, reichte sie Helmina die rechte Hand, und nachdem die unerläßlichen ersten Förmlichkeiten überstanden, sagte sie: „Erlauben's, daß i fortfahr, mi hungerts." Ohne den Ausdruck einer Erlaubniß abzuwarten, die sich von selber verstand, rief sie ihren dienstbaren Geist, um einen Zuschuß von Kipfeln und Obers zu bestellen, schüttete noch eine Handvoll Kaffeebohnen auf die Mühle, zündete den Geist der Kaffeemaschine an und plauderte dabei ganz gemüthlich, ohne sich zu bemühen, den Geist aus sich herauszulocken zu lassen. Vom Anzünden des Geistes im Gespräche, wie es zu Berlin gäng und gebe war, schien sie keine Freundin. Ueberhaupt besaß sie eben so viel Vernunft als Verstand, und wenn ihr gesunder Mutterwitz einmal Funken sprühte, so waren sie nicht geschlagen. Jede bewußte Absicht, „geistreich" zu scheinen, lag ihr fern. Helmina erkannte in diesem anspruchslosen Wesen einen Vorzug, so wie der meisterhaft bereitete Kaffee ihren aufrichtigsten Beifall fand; doch im ganzen fühlte sie sich von der Pichler nicht sonderlich angezogen. Dieses Gefühl war ein gegenseitiges, doch wäre es ein Fehlschluß, wenn man folgern wollte, die beiden hätten sich darum feindselig abgestoßen. Sie blieben nur in einer gewissen Entfernung von einander, aber in den wolwollendsten Beziehungen. Die seltenen Begegnungen theils in befreundeten Kreisen, theils im Hause der Pichler waren stets vom Geiste des besten Einvernehmens beseelt; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die beiden Schriftstellerinnen sich verfeindet haben würden, wenn sie in gar zu

nahe Berührung gekommen wären. Die Pichler war vor allem eine gute Hauswirthin. Ihre Ordnungsliebe ging bis zur Peinlichkeit, ihre Genauigkeit in Geldsachen so weit, daß Helmina sie des Geizes beschuldigte.

Die Enkelin der Karschin fand zu Baden Ankergrund in einem Kreise, der sich ohne den besondern Anlaß kaum für sie geöffnet haben dürfte. Eine alte Dame, Frau Ephraim, aus Berlin gebürtig, hatte in ihren schönen Tagen das kleine München gekannt. Die Ephraim war eine Verwandte, vielleicht die Schwester der Frau von Esteles, und möglicherweise die Tante der Frau von Pereira. Ich habe die Einzelnheiten vergessen, doch weiß ich, daß diese Damen zusammengehörten, und daß sie der Dichterin wie den Ihren freundliche Theilnahme bewiesen und ein Wolwollen, von dessen Aeußerungen später noch die Rede sein wird. In diesem Kreise fanden sich die Salons von Wien, wo man „Thee trank," — das heißt, wo man Abends Leute zu andern Zwecken empfing, als um sie an Spieltische zu setzen oder mit Musik vollzuklimpern und schließlich abzufüttern. Der Thee, welcher seitdem an der Donau die „Zuständigkeit" (das Heimatsrecht) erworben, war damals den Urwienern ein Scheuel und Greuel. Theegesellschaften bezeichneten sie mit spöttischem Achselzucken als bureaux d'esprit auf Bettelmanns Umkehr. In einer seltsamen, aber immer noch erklärlichen Gedankenverbindung galt bei ihnen der Thee für den Vertreter aller Berlinerei, von der sie die eigenthümlichsten Vorstellungen hegten. Berlin war für den Wiener ein Nest voll hungriger Windbeutel. In unsern Tagen hat die schnellere und leichtere Verbindung viele

von den Vorurtheilen gemildert, wie man ſie damals im Süden gegen den Norden und im Norden gegen den Süden hegte.

Helmina erhielt den Beſuch eines Freundes aus alten Tagen, der ſeiner Zeit ein merkwürdiger Mann war und deſſen Name nicht ganz verſchollen iſt. Ludwig von Voß, aus dem Süden von einer Urlaubsreiſe heimkehrend, verweilte ihr zu lieb einige Tage in Baden, die er ſeinem Aufenthalte zu Wien entzog. Er bekleidete in ſeinem Heimatlande Preußen einen hohen Poſten bei der Verwaltung der Militärſpitäler, ich weiß nicht mehr mit welchem Titel. Muthmaßlich nannte man ihn General-Inſpecteur. Urſprünglich war er Soldat geweſen, nach dem Kriege aber, vielleicht auch ſchon während der letzten Feldzüge zum Spitalfache übergetreten. Im Jahre 1816 oder 1817 hatte Helmina ihn zu Berlin geſehen. Damals war der kaum vierzigjährige Mann übermäßig dick geweſen, ein wahrer Falſtaff von Ausſehen, träge von Körper und, wie es ſchien, auch von Geiſt; jetzt war er ſo ebenmäßig gebildet wie ein Mann von dreißig Jahren, breit von Schultern, ſchlank um die Mitte, ſtrotzend von Geſundheit, behend und ſchnellkräftig wie ein Jüngling. Mit Erſtaunen, beinahe ſogar mit Neid ſah Helmina dieſe wunderbare Verwandlung. Voß verdankte dieſe Verjüngung ſich ſelber. Er hatte von jeher in mehr oder weniger regelrechter Form mit den Geheimniſſen der Heilkunde vertraut zu werden geſucht und jedenfalls etwas Rechtſchaffenes gelernt, wie die wolgelungene Selbſtcur bewies. Die Einzelnheiten, welche er ausführlich entwickelte, habe ich vergeſſen, doch weiß ich noch, daß die

Karlsbader Quelle eine Hauptrolle dabei ſpielte. Er hatte einen beſondern Grund, ſo recht in's einzelne einzugehen: Helmina ſollte nach ſeinem Vorgange ſich des überflüſſigen Fettes entledigen. Indeſſen verhehlte er nicht ſeine Zweifel gegen den Erfolg, da ſie, wie er ſich äußerte, ſchwerlich Thatkraft und Selbſtverleugnung genug beſitze, zwei bis drei Jahre hindurch einem ſo beſchwerlichen Heilverfahren ſich zu unterwerfen. Sie nahm die Bemerkung übel. „Wenn ich einmal anfange, ſo ſetze ich's durch," ſagte ſie. Sie iſt aber nicht einmal zum Anfang gekommen.

Die eigentliche Lebensangelegenheit des Herrn v. Voß war der thieriſche Magnetismus. Mir iſt nicht bekannt, in welcher Weiſe er die Sache auffaßte und auf welchem Wege er den Schlüſſel zu dieſem Räthſel unſeres Zeitalters ſuchte, wol aber weiß ich, daß ihm eine beſondere Kraft zu Gebote ſtand, welche man, wie ich glaube, heutzutage als Strömung bezeichnet. Ich weiß es aus Erfahrung. Wilhelm beſaß den verdrießlichen Anſatz zu einem Kropf. Die Stelle am untern Theil des Halſes, wo der Menſch eine Vertiefung tragen ſoll, war nicht nur ausgefüllt, ſondern bereits aufgebläht. Eines Abends ſtellte ſich Voß vor ihn hin, die zwei erſten Finger der rechten Hand ausgeſtreckt, und blickte ihm ſtarr in die Augen. Plötzlich berührten die zwei Finger den Hals. Sie fühlten ſich heiß an wie glühendes Eiſen. Die Berührung dauerte kaum eine Sekunde. Gleich darauf wurde der Hals mit einem Tuche umſchlungen, das erſt am nächſten Morgen weggenommen werden ſollte. Ihr könnt euch denken, mit welchem Herzklopfen Wilhelm am Morgen vor den Spiegel trat und mit welchem Behagen er ſeinen

Hals von der Verunzierung befreit sah. Der Kropf war weg, als wäre er nie dagewesen.

Voß war mit einigen Seltsamkeiten behaftet, vor allem mit der Einbildung, daß alle Welt sich unablässig mit ihm beschäftigte. Wenn an einem öffentlichen Orte in seiner Nähe ein paar Leute die Köpfe zusammensteckten, so sprachen sie von ihm; lachten sie, so war es Spott über ihn. Selbst wenn ihn jemand scharf ansah, nahm er es krumm und fühlte sich versucht, ihm eine Flasche an den Kopf zu schleudern. Auf einsamen Spazierwegen hielt er sein Taschenmesser mit gefährlich starker und scharfer Klinge in Bereitschaft, um demjenigen den Bauch aufzuschlitzen, der ihn anfallen würde. Die harmlose Veste Rauhenstein kam ihm überaus verdächtig vor. Er besaß die Gabe, die Menschen so bitterböse anzuschauen, daß sie sich vor ihm fürchteten, und nur gar zu oft machte er Gebrauch davon. Ueber sein Lebensende sagte er voraus, daß es einmal ganz plötzlich eintreten werde, und zwar nicht gar spät. Er ist richtig in den Jahren der Kraft an einem Nervenschlage gestorben. Für Wilhelm hegte er das größte Wolwollen, während Max ihn abstieß. Ueber den Grund dieser Erscheinung gab er tiefsinnige Erklärungen, die ich vergessen habe. Vom „Od" war dabei aber keine Rede, vielleicht nur darum, weil es noch nicht erfunden, oder wenn ihr wollt, gefunden war.

Ludwig von Voß ist nicht mit seinem Namensvetter Julius zu verwechseln, der zu seiner Zeit ein beliebter Schriftsteller und seines Zeichens ein Lump war. Julius von Voß hatte seinen Offiziersdegen an den Nagel gehängt, sich von Weib und Kindern getrennt und

lebte im Vogtland, — nicht etwa dem ſächſiſchen Gau dieſes Namens, ſondern der verrufenen Vorſtadt von Berlin. Er bewohnte dort eine armſelige Stube, verkehrte mit Elend und Laſter und brauchte lange Zeit, bis er ſich vollends „die Gurgel abgeſoffen," um es derb, aber bezeichnend auszudrücken. Er iſt erſt im Jahr 1832 geſtorben, vierundſechzig Jahre alt. Ludwig konnte ſehr böſe werden, wenn man ihn für den Verfaſſer von Künſtlers Erdenwallen hielt.

Zu Baden ſchrieb Helmina ein Schauſpiel „Roſamunde". Die Heldin war keine von den geſchichtlich bekannten Damen dieſes Namens, ſondern eine erfundene Prinzeſſin von Cypern, und der Grundgedanke einem ſpaniſchen Drama entlehnt. Die Arbeit wurde in fünf Tagen zu Stande gebracht und an Wilhelm Vogel, Director des Theaters an der Wien, geſchickt. Das Stück der Dichterin Eurvanthe wurde ohneweiters angenommen. Graf Palffi, Eigenthümer des Theaters, ließ durch Franz Schubert eine Ouverture und ſonſtige Begleitung dazu ſchreiben. Im Winter kam es zur Darſtellung, aber ohne Erfolg. Von ein paar andern Bühnen iſt Roſamunde angenommen und bezahlt, meines Wiſſens aber nicht aufgeführt worden.

Die Dichterin, welche von den Quellen keinen Gebrauch machte, begab ſich mehrmals ohne ihre Söhne nach Wien, um Geſchäfte verſchiedener Art zu beſorgen. Das Textbuch der Eurvanthe mußte endgültig zum Druck fertig gemacht werden, zu welchem Behufe noch einige Verabredungen mit Weber zu treffen waren, der mit dem Herbſte zu Wien eingetroffen. Seine Anſprüche in Bezug

auf größere und kleinere Veränderungen des Textes nahmen kein Ende, doch fügte ſich Helmina mit der geduldigſten Bereitwilligkeit, und nicht hierin lag die Urſache, daß ſie ſich mit ihm ernſtlich überwarf. Die Geldfrage machte ſie zu Feinden. Helmina brauchte Geld, wie gewöhnlich. Sie erſuchte Weber um einen Vorſchuß auf die Honorare von andern Bühnen, welche die Eurvanthe aufführen würden. Nun wäre er vollkommen in ſeinem Rechte geweſen, die Bitte abzulehnen; denn wenn auch die Annahme der Oper von Seiten aller nur einigermaßen bedeutenden Bühnen keinem Zweifel unterlag, ſo war er nicht gehalten, den Dichteranttheil zu escomptiren. Statt deſſen aber antwortete er, Helmina habe nichts mehr zu erwarten, nachdem ſie dreißig Ducaten für die Dichtung erhalten. Dieſe Ungerechtigkeit war eine ſchreiende, denn nicht Weber hatte die dreißig Ducaten bezahlt, ſondern Barbaja, der Impreſario des Theaters am Kärntnerthor, und ſie ſtellten den Ehrenſold für die Aufführung zu Wien vor. Helmina ſuchte dem Tondichter begreiflich zu machen, daß jede Bühne, welche die Oper darſtelle, auch für den Text zu bezahlen habe, ſo gut wie für Muſik. Er berief ſich dagegen auf Friedrich Kind, der niemals derlei Anſprüche erhoben. Die Verhandlungen wurden beiderſeits mit überflüſſiger Leidenſchaftlichkeit geführt. Abgeſehen davon, daß nach Hanſemanns unſterblichem Ausſpruche in Geldſachen alle Gemüthlichkeit aufhört, fand ſich Webers Achillesferſe im Geldbeutel, während Helmina ihrerſeits gar zu leicht in die Hitze gerieth und dann keine Vernunft mehr annahm. Durch die Leidenſchaftlichkeit der Streitenden wurde der Zwiſt

gründlich vergiftet, der Bruch unheilbar, obschon Weber am Ende sich über das Rechtsverhältniß belehren ließ und sogar die verlangten hundert Dukaten als Vorschuß erlegte. Vielleicht hat er selber das Geld nicht hergegeben, sondern Barbaja in seinem Namen, um eine Versöhnung zu erzielen: doch dazu war es zu spät. Selbst Webers früher Tod war nicht im Stande Helmina milder gegen sein Andenken zu stimmen, und wenn sie je von ihm sprach, so geschah es nur in den feindseligsten Ausdrücken. Da es sonst in ihrer Art lag, ein Unrecht zu vergessen, das jemand ihr zugefügt, so steht zu vermuthen, daß es nicht das Unrecht an sich war, was sie nicht verwinden konnte, sondern die giftige Art, womit der Streit geführt worden.

Ich habe bereits erwähnt, daß zu Baden noch ein Rest der alten Badefreiheit bestand, von der heutzutage wol kaum in den entlegensten kleinen Bädern mehr eine Spur zu finden. Die Welt ist seitdem „roßstädtisch" geworden. Helmina hat diesen Uebergang aus der alten traulichen Weise zur spröden Abgeschlossenheit gegen Unbekannte an fremden Orten und auf Reisen erlebt, doch ohne ihn zu begreifen, geschweige denn sich hineinzufinden. In späteren Jahren wunderte sie sich höchstens über ihren Unstern, der sie — z. B. auf Reisen — stets mit unfreundlichem Volk zusammen führte, das keine Rede und Antwort gab. Sie meinte, man müsse während der wenigen Stunden im Bahnwagen und auf dem Dampfer grade so vertraulich mitsammen plaudern, wie man es ehedem auf langwierigen Fahrten zu Lande und zu Wasser gethan, weßhalb sie mit unbefangener Wißbegierde die

Nachbarin oder den Nachbar anredete, um ihnen Zw
und Ziel ihrer Reiſe abzufragen, allenfalls nachdem
über ſich ſelbſt mancherlei Aufſchluß gegeben. Sehr hä
fig war man unhöflich genug, ihr den gewünſchten Au
ſchluß vorzuenthalten; manchmal wurde ſogar die ang
ſponnene Unterhaltung ganz ohne Umſtände abgeſchnitte
Ebenſo geſchah es im Theater, im Gaſthofe, auf de
Spazierweg und wo eben ſonſt die Menſchen ſich zu b
gegnen pflegen. Dieſer Uebergang zur neuen Zeit wa
1823 noch nicht bewerkſtelligt, und wenn auch zu Wie
im Zuge, doch in Baden noch nicht auffallend fühlba
Man konnte auf Spaziergängen einander anreden, un
nachdem man etwa nach dem Wege gefragt, die Unter
haltung fortſetzen.

So geſchah es eines Nachmittags, daß Helmina, al
ſie mit ihren Söhnen zum Rauhenſtein luſtwandelte, au
einen alten Herrn mit zwei Begleiterinnen, ſeinen Töch
tern, traf und ihn nach dem Wege zum alten Schloſ
fragte. Der Weg war auch der ſeine, wenn die gnädig
Frau, wie nicht zu zweifeln, unter der gebrauchten Be
zeichnung den Rauhenſtein verſtand. Natürlich den Rau
henſtein, welchen ſie von Rauheneck bereits zu unterſchei
den wußte. Der Thurm als Dreieck kam hierbei als
mnemoniſches Wahrzeichen dem Gedächtniß zu Hülfe.
In ſolcher Weiſe gab ein Wort das andere. Der alte
Herr trug einen aufgeweckten Kopf auf den Schultern
und im Munde eine wolgelöste Zunge. Seine Töchter,
nicht mehr in der allererſten Jugend ſtehend, aber noch
ein Stück Weges von der dritten Null entfernt, waren
nicht minder aufgeweckt wie ihr Papa. Nach einer Vier-

telſtunde gehörten die Luſtwandler zuſammen wie gute Bekannte, ohne daß Helmina ihren Namen genannt hatte. Nachdem ſie ihn genannt, war die Freude der andern an ihr um ſo größer. Die Bekanntſchaft wurde fortgeſetzt und geſtaltete ſich zum freundſchaftlichen Verhältniß mit der ganzen zahlreichen Familie des alten Herrn. Selbige Freundſchaft beſteht noch unter den Ueberlebenden, beziehungsweiſe mit dem Nachwuchs. Der alte Herr war ſeines Zeichens ein kleiner Tuchhändler. Ein großes Vermögen, das er durch jahrelangen Fleiß mühſelig erworben, hatte der öſterreichiſche Staatsbankerott auf ſehr beſcheidene Verhältniſſe zurückgeführt, aber die Familie kam gut fort, weil alle Mitglieder unverdroſſen arbeiteten, als hätten ſie nie den Reichthum gekannt. Das konnten nicht alle von ſich rühmen, die vom allgemeinen Mißgeſchick beſonders hart getroffen worden. Neben dem Handel beſchäftigte ſich der alte Herr Benjamin Landesmann in ſeinen Mußeſtunden mit Erfindungen. So hatte er einen Tabakrauchkühler erfunden und ein Privilegium darauf genommen. (Ihr müßt nicht vergeſſen, daß man zu jener Zeit noch allgemein aus Pfeifen rauchte.) Der Kühler war im Rohr angebracht, ein Waſſerbehälter, durch welchen der Dampf vermittelſt einer Glasröhre geleitet wurde. Die Einrichtung war von ſinnreicher Einfachheit. Herr Benjamin hatte, wie er behauptete, noch eine andere Erfindung von großer Tragweite (in des Wortes eigentlichſtem Verſtande) ſo gut wie gemacht, konnte aber den allenfallſigen kleinen Mängeln nicht abhelfen, da ihm die Mittel zur Ausführung ſeiner Maſchine fehlten. Es handelte ſich um nichts geringeres, als um die Lenkung des

Luftballons. Wenn er davon ſprach, rollten und ſprühten die dunkeln Aepfel in ſeinen runden Augen wie Feuerräder. Er machte auch zuweilen ſeinen Vers, ſo gut wie alle Welt, aber ohne Anſprüche. — Die Töchter ſtanden bei Helmina in großer Gunſt, weil ſie gelegentlich in der Haushaltung mancherlei Uebelſtänden abhalfen, die Babettes Fahrläſſigkeit verſchuldet. Ein Zug ſolcher Art ſei hier erzählt. An einem der erſten Abende der Bekanntſchaft kam Marie und Liſi zum Thee. Während die Dichterin ſich mit irgend einer Vorbereitung beſchäftigte, unterſuchte Liſi die Taſſen, welche noch auf der Commode ſtanden. Das Porcellan trug noch Staub aus Dresden. In einer Taſſe lagen Nadeln, in der andern Zwirn oder ſonſt etwas dergleichen. In aller Stille ging Liſi an's Werk, die Taſſen zum beabſichtigten Gebrauch geeignet zu machen — unbemerkt, um die Hausfrau nicht zu beſchämen. Helmina bemerkte aber den Vorgang, doch fühlte ſie ſich keineswegs beſchämt, ſondern freute ſich und nannte Liſi ihre Goldtochter. Vielleicht hielt das Fräulein die Lobeserhebungen anfangs für Spott, lernte aber ſchnell genug einſehen, daß ſie aus dem beſten Herzen kamen.

In jenen Tagen war der Name Landesmann ein dunkler, jetzt gehört er zu den hellen, — durch Heinrich Landesmann, der damals als zweijähriges Knäblein den blauen Himmel und die grünen Bäume anlächelte. Der Vater Heinrichs war ein Brudersſohn des alten Benjamin. Heinrich Landesmann nennt ſich als Schriftſteller: Hieronymus Lorm. Er war eine Reihe von Jahren hindurch Feuilletoniſt der Wiener Zeitung und der erſte

Feuilletoniſt der Kaiſerſtadt. Es gehört eine ganz eigene Kunſt dazu, den Bewohnern einer großen Stadt von Woche zu Woche überſichtlich in's Gedächtniß zurückzurufen, was ſie ſelber miterlebt haben und was jeder von ihnen eben ſo gut wiſſen könnte wie der Darſteller ſelbſt. Auswärtigen Leſern gegenüber erleichtert ſich die Aufgabe dadurch, daß ſie von den unbekannten Thatſachen, von fremden Zuſtänden vernehmen, während die Theilnahme der Einheimiſchen vorzugsweiſe nur durch die Darſtellung ſelbſt zu gewinnen iſt. Die Schwierigkeit dieſer Aufgabe lockt gar häufig den Feuilletoniſten auf Abwege: wir ſehen davon Beiſpiele in Paris, der Wiege dieſer Art von Literatur, in Berlin und in Wien. Wo die Kunſt nicht ausreicht, muß die Künſtlerei vor den Riß treten, die ſich durch ſchiefe grelle Beleuchtung, durch verſchwimmende Umriſſe, durch ſeltſame Verzerrungen zu helfen ſucht und nur zu oft albern wird vor lauter Geiſt. Von allen dieſen Uebelſtänden findet ſich bei H. Landesmann keine Spur. Was er uns ſagt, kommt einfach und natürlich heraus; wir wundern uns, daß wir alle dieſe guten Gedanken nicht ſelber gehabt haben.

Helmina hat in ihrem Leben von dem kleinen Heinrich wol kaum etwas mehr gewußt, als daß er ein allerliebſter Knabe mit pechſchwarzen Locken und blauen Augen war, aus denen er in ſinniger Schelmerei vor ſich hinblickte. Sie hat ihn nur in ſeinem Glücke gekannt. Das Unglück brach frühzeitig über ihn herein. Seit ſeinem zehnten Jahre war ſein Daſein ein fortgeſetzter Kampf mit Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten. Eine beginnende Kränklichkeit, die im 13ten Jahre zur völligen Ble

derlähmung ward, hinderte ihn, seine Ausbildung auf gewöhnlichem Wege zu fördern. Die Lähmung wurde nach zwei Jahren gehoben, dafür stellte sich die Taubheit ein, — nicht etwa eine Schwerhörigkeit, sondern die völlige Zerstörung des Trommelfells. Der fünfzehnjährige Knabe vernahm keinen Laut mehr. Wie der geblendete Gloster sagt: „Und wäre jeder Buchstab eine Sonne, ich säh' ihn nicht," so hieß es bei ihm: „Und wäre jedes Wort ein Donnerschlag, ich hörte es nicht." Aus war es mit seiner Liebe, der Musik; auch nicht ein süßer Ton drang mehr zur eingekerkerten Seele. Eine unnennbare Angst, dem Blödsinn zu verfallen, kam über Heinrich; aber die Angst lähmte nicht seinen Muth, sondern trieb ihn an, alle seine Kräfte anzuspannen, um den verlorenen Sinn zu ersetzen. In welch bewundernswerth hohem Grade es ihm gelungen ist, hat der Erfolg gelehrt. Das tiefsinnige Nachdenken, wozu er von jeher geneigt gewesen, wurde nicht zu eitler Träumerei, geschweige denn zum trübseligen Hinbrüten: es gestaltete sich einerseits zu philosophischer Beschaulichkeit, andererseits zum Trieb des Schaffens. Die ersten Sprossen des dichterischen Frühlings waren Verse, das versteht sich ungefähr von selbst. Aus jener Zeit der ersten Blüthen (1844) stammt das Gedicht Abdul, das erst acht oder neun Jahre später veröffentlicht ward, als Heinrich längst schon andere Bahnen betreten. Abdul ist das Bild vom inneren Leben des Dichters, der sich von der Welt ausgeschlossen — zu Gott und der Natur gewendet; die Braut, in seinem Arm ermordet, ist die Kunst der süßen Töne. Mit dem Schaffen und Denken Hand in Hand

ging die fortschreitende Bildung. Die poetische Stimmung ward durch den wachsenden Verdruß über die Zustände der Literatur in Oesterreich unterbrochen. Heinrich begab sich nach Berlin. Die kritischen Arbeiten, womit er an's Licht der Oeffentlichkeit trat, erregten Theilnahme, vor allen das Buch: „Wiens poetische Schwingen und Federn," das für die Nachkommen eine Quelle der österreichischen Literaturgeschichte bleiben wird. Das Jahr 1848 führte den jungen Schriftsteller nach Wien zurück. Er gesellte sich zu den Tapfern, welche in der von August Zang unter Stadions Fittigen gegründeten „Presse" dem demokratischen Wahnwitz die Stirne boten. Später gerieth die „Presse" auf Abwege und wurde mit Gewalt unterdrückt. Nachdem nämlich die tolle Wirthschaft zu Wien und der Wirrwarr zu Ungarn durch die siegreichen Waffen des Kaisers bezwungen worden, gab es eine Partei, welche sich einbildete, die neue große Schöpfung des einheitlichen Kaiserstaates lasse sich ohne klärenden Uebergang auf Grundlage der Verfassung von Olmütz (März 1849) durchführen. Eine solche Täuschung war um so eher erklärlich, als sogar Felix Schwarzenberg selbst eine Weile lang von ihr befangen gewesen, bis er endlich eine neue Richtung einschlug, welche nach des großen Staatsmannes allzufrühem Tode sein Nachfolger ad absurdum führte. Für die Partei der „Liberalen" von 1848 nahm die „Presse" das Wort. Sie wurde gewaltsam unterdrückt und erst im Herbst 1851 wieder zugelassen. Inzwischen war Landesmann zur Wiener Zeitung gekommen, wo er, um sich geltend zu machen, abermals eine neue Schwierigkeit zu überwinden

hatte, nämlich das Vorurtheil gegen alle amtlichen Blätter, die in der ganzen Welt für langweilig gelten. Auch dieſer Schwierigkeit iſt er in glänzender Weiſe Meiſter geworden. Seit 1856 verheiratet, lebt Heinrich Landesmann Jahr ein Jahr aus in der „pannoniſchen Quellenſtadt“ und hat das Amt eines ſtändigen Feuilletoniſten aufgegeben. Seine Arbeiten kleineren Umfangs beſtehen in neueſter Zeit hauptſächlich aus Erzählungen und aus jenen friſchen literariſchen Beſprechungen, worin ſich ſein zugleich beſchaulicher und ſprudelnder Geiſt am freieſten entwickelt. Ob ſeine ländliche Muße gegenwärtig (1863) ein größeres Werk zu Tage gefördert, iſt mir nicht bekannt.

Heinrichs Vetter, Max, der Sohn des alten Benjamin, iſt ein geſchätzter Arzt im genannten Curort.

Helminas Aufenthalt zu Baden erſtreckte ſich tief in den October hinein, da ſie ihre Wohnung in der Stadt nach dem Wiener Herkommen erſt am 14. des genannten Monats erhalten konnte. Groß war ihre Ungeduld, bis endlich die erſehnte Stunde der Erlöſung aus der unfreiwilligen Zurückgezogenheit ſchlug.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erinnerungen

aus

meinem Leben.

Von

Wilhelm Chezy.

Dolores mis alleviate.

Erstes Buch:

Helmina und ihre Söhne.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1858.

Helmina

und

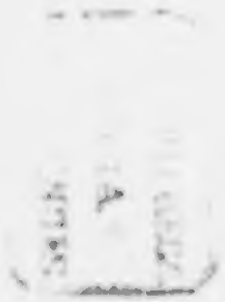
ihre Söhne.

Von

Wilhelm Chezy.

Zweites Bändchen.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung
1853.



10. Wien.

Der Gang unſerer Erzählung muß ſich allmälig anſchicken, ein Uebergang zu werden. Aber die rechte Stelle dazu iſt nicht mit genauer Sicherheit zu ermitteln. Es geht mit allen Uebergängen ſo in dieſem Leben. Wenn einer zurückſchaut bis in die früheſten Tage ſeiner Kindheit, um die allererſten Erinnerungen wachzurufen, ſo wird er mit aller Mühe nicht den Punkt erreichen, von dem er ſagen könnte: „Auf dieſer Stelle bin ich aus dem Traum erwachend zum Bewußtſein gelangt.“ Die älteſte Erinnerung wird ihm vorkommen, als wäre ſie die Fortſetzung einer vorhergegangenen langen Reiſe. In gleicher Weiſe vermag keiner zu beſtimmen, an welchem Tage der Knabe ein Jüngling, der Jüngling ein Mann, der Mann ein Greis geworden, denn das Daſein des Menſchen gleicht darin dem Regenbogen, daß keine ſcharfgezogenen Linien die Uebergänge ſondern; und darin einem Globus der Erdkugel und des Himmelsgewölbes, daß der menſchliche Witz ein Netz von eingebildeten Strichen darüber geworfen hat, um Anhaltspunkte der Berechnung zu finden. Selbſt Anfang und Ende eines Menſchendaſeins werden nach Strichen bemeſſen, deren erſtem ein allmäliges Werden vorangegangen, wie dem letzten eine all-

mälige Auflösung nachfolgt. Denselben Werth der Genauigkeit haben die anderen mehr oder minder dicken Abtheilungszeichen zwischen den zwei Schlagbäumen von der Geburt bis zum Tode, besonders in einem Lebenslauf, dessen eigensinnige Windungen sich den herkömmlichen Strichen fast gänzlich entzogen haben. Er hat keine regelmäßigen Schuljahre, keine Lehrlings- und Gesellenzeit durchgemacht, wie es im Handwerksstande geheißen wird. In andern Lebenskreisen hat dieser Verlauf andere Namen, aber im Grunde sind es doch immer dieselben Meilensteine, woran die allgemeine Heerstraße vorüberführt. Doch auch wo die regelrecht abgestempelten Eintheilungen fehlen, sind Lehr- und Gesellenjahre in ihrer eigentlichen Wesenheit vorhanden, und so wird es auch hier der Fall sein. Der Uebergang, welchen die Schilderung zu bewerkstelligen hat, umfaßt einen Zeitraum von etwa sechs Jahren, während dessen die Dichterin ihre „Kinder" allmälig zu „Fröschen" werden sah, ohne die Wandlung zu verstehen, wie sie eben gar manches nicht begriff, was sich vor ihren leiblichen Augen begab.

Was unter „Frosch" hier zu verstehen ist, bedarf einer Erklärung. Bevor der fertige Gymnasiast die Hochschule bezieht, wo er sofort ein „Fuchs" wird, muß er etliche Wochen als Frosch umherlaufen. Das ist ein alter Erfahrungssatz, dessen bittere Wahrheit mancher schon empfunden hat, am schmerzlichsten aber unter allen der „Kümmeltürle," wenn er, mit dem Maturitätszeugniß vom Gymnasium entlassen, eine ganze Ferienzeit hindurch vor den geschlossenen Pforten der Alma Mater seiner Vaterstadt auf und ab wandelte, um „nicht Fisch

nicht Fleisch", auf die Stunde der Immatrikulation zu warten. So lange Vacanzen hat er nie gehabt und wird sie auch nie mehr bekommen und wenn er ein Menschenalter hindurch auf der Hochschule bleiben sollte. Von dieser Verwandlung steht in Ovids Metamorphosen nicht zu lesen, ebenso wenig bei Plinius dem älteren und seinem Neffen, doch dürfte Plinius der jüngste, von O. L. B. Wolf herausgegeben, in seiner Naturgeschichte des deutschen Studenten einiges Nähere über diese bemerkenswerthe Erscheinung enthalten. Ich kenne von besagtem Werke nur den Titel, glaube aber als Zeitgenosse der darin zweifelsohne geschilderten Zustände behaupten zu dürfen, daß es, obwol nur zum Scherze geschrieben, in allem Ernste ein sittengeschichtliches Belegstück bleiben werde, so gut wie weiland Zacharis „Renommist." Ich weiß nicht, ob der Name eines Frosches noch gebraucht wird, doch jedenfalls bleibt gewiß, daß er früher oder später einmal der Vergessenheit anheimfallen muß; noch gewisser aber ist, daß die Weisheit des Froschthums selbst zu den unvermeidlichen Wandlungen im Dasein eines Jünglings gehört, und darum habe ich die Benennung angewendet, gleichwie ich nicht für unpassend halte, hinzuzufügen, daß Wilhelm und Max endlich die Grenze überhüpften, um die Hochschule des Lebens zu beziehen, und zuerst Füchse und dann alles übrige zu werden, wie es die Reihenfolge erheischt.

Der Aufenthalt zu Wien, oder besser gesagt, in Oesterreich stellt die Wasserscheide im Leben der Schriftstellerin Helmina vor; eine schräge Fläche auf der Höhe, über welche der Pfad zwar nicht ohne einzelne steile Hebun-

gen und schroffe Senkungen, doch im Ganzen ziemlich unmerkbar thalwärts führte. Die Frau hat in diesem Zeitraum gar mancherlei Erlebnisse durchgemacht, viele kleine Freuden, mehr als einen großen Schmerz und ein Stück Oeffentlichkeit außerhalb ihres dichterischen Berufes und ihrer schriftstellerischen Thätigkeit, indem sie sich in die Verwaltung des k. k. Salzkammergutes einmischte. Ueber diese unberufene Einmischung ist seinerzeit gar vielerlei gefabelt worden; der geneigte Leser wird auf den vorliegenden Blättern weiter unten im 14. Abschnitt die richtige Darstellung finden und vor allen Dingen daraus ersehen, daß die Dichterin in ihrer gutherzigen Kurzsichtigkeit an nichts weniger dachte, als an die demagogischen Umtriebe, welche ihr von übereifrigen Woldienern Schuld gegeben wurden, und daß sowol der Kaiser Franz mit seinem kerngesunden Menschenverstand als der scharfblickende Fürst Metternich sie ganz richtig beurtheilten, weßhalb auch selbst ein Schatten von Verfolgung ihr nicht nahen durfte.

Der größte Schmerz, welchen Helmina auf dieser Wanderung über die Wasserscheide und thalwärts erlebte, war das Abfliegen ihrer längst flügge gewordenen Jungen. Sie hatte sich eingebildet, dieselben stets unter ihren schirmenden Flügeln zu behalten, und wurde, wie bei jeder unwillkommenen Entscheidung, auch in dieser Angelegenheit von den Thatsachen überrascht. Der Leser wird sich ohne Mühe zusammenreimen, daß besagtes Abfliegen nicht ganz glatt abgegangen, und wenn er auch aus der Erzählung der einzelnen Umstände manches Neue erfahren mag, so kann ihn die Eigenthümlichkeit der Vorgänge an und für sich nicht überraschen, weil er es schon ge-

wohnt iſt, die häuslichen Begebenheiten in Helminas Wanderzelt ſich in ihrer beſondern Weiſe abſpinnen zu ſehen. Wer ſchärfer und tiefer blickend in Betracht genommen, was bis jetzt berichtet worden, wird etwa auch hie und da die Spuren der Feile geſehen haben, welche die Kinder in dunklem Drange an die Feſſeln einer allzuzärtlichen Mutterliebe gelegt, deren Werth ganz zu würdigen ſie nicht eher verſtanden, als bis ſie zugleich einſehen gelernt, wie es in der natürlichen Beſtimmung des Menſchen liegt, ſchon in jungen Jahren ein ſelbſtändiges Weſen zu werden. Bei Helminas abſonderlicher Weltanſchauung blieb einem Sohn von ihr keine Wahl, als entweder das Band zu ſprengen oder ſich zeitlebens in's Schlepptau des mütterlichen Gängelbandes nehmen zu laſſen. Eine Mittelſtraße war für ſie nicht da.

Im October 1823 bewerkſtelligte Helmina den Umzug aus der Schwefelquellenſtadt nach Wien. Sie hatte in der Vorſtadt Wieden eine Wohnung neben der Karlskirche gefunden. Die Einrichtung wurde vom Tandler erworben, den man anderwärts Trödler heißt. Der Kaufvertrag war von einer Art, wie ſie überhaupt in großen und auch in nicht eben großen Städten noch heutigen Tages häufig vorkommt: die monatlichen Abzahlungen an den Tandler galten als Miethzins, doch fielen die Fahrniſſe der miethenden Partei als Eigenthum anheim, ſobald ſie eine beſtimmte Anzahl von monatlichen Raten geleiſtet hatte. Ein ſolcher Vertrag ſichert dem Verkäufer ein Pfandrecht, deſſen Mißachtung den Miether in eine ſchiefe Stellung zur Strafrechtspflege bringen würde, und hat auch ſonſt noch erhebliche Vortheile für den Tandler.

Abgesehen davon, daß der ursprüngliche Preis für die Fahrnisse hoch genug angesetzt ist und daß der Miether die Vergünstigung der Abschlagszahlungen am Ende gehörig theuer erkauft hat, kommen auch gar häufig Fälle vor, in welchen der Tandler sein Eigenthum zurücknehmen kann, nachdem es ihm thatsächlich dem vollen Werthe nach bezahlt worden, aber bevor die vertragsmäßigen Zahlungen alle geleistet sind. Die eine Partei kann, die zweite will nicht mehr zahlen, die dritte reist ab und gibt die Einrichtung zurück, um Weitläufigkeiten zu vermeiden. Helmina kannte diese Verhältnisse recht wol, aber sie hatte kein bares Geld zur Verfügung, um die Sache anders einzurichten; und hätte sie augenblicklich das Geld gehabt, sie würde den theuren Leihvertrag vorgezogen haben, weil es zu ihren Grundsätzen gehörte, jede Bezahlung so lange als irgend möglich zu verschieben. Solche Fälle von Verschieben ohne Noth waren zwar selten, aber sie kamen doch vor, und Babette pflegte darüber zu spotten: Das Geld macht Junge im Kasten.

Die Einrichtung vom Tandler war nicht gar fein, das versteht sich von selber, und nicht einmal mit einigem Geschmack zusammengestellt. Die Tische und Stühle waren von verschiedenem Holze. Neben einem altfränkischen Schreibtisch von Nußbaum mit einem klappernden Leistenschieber, der einen Viertelskreis beschrieb, und mit einem hohen Aufsatz, stand ein Ruhebett von Kirschbaum, mit schwarzem Leder überzogen. Der Spiegel glänzte gewohntermaßen durch seine Abwesenheit, so daß Sydow wieder in gelinde Verzweiflung gerathen wäre, wenn er gekommen. Er kam aber nicht, doch statt seiner manch

andere Männer und Frauen, denen der Spiegel nicht abging und die sich mit der ursprünglichen Unordnung, so wie mit der waltenden Fahrläßigkeit in der kleinen Wohnung ohne sonderliche Mühe versöhnten, weil sie mit der Bewohnerin gerne verkehrten. Ich glaube schon mehr als einmal gesagt zu haben, daß Helmina die Gabe anziehender Liebenswürdigkeit im Umgange und eine ursprünglich wolwollende Natur besaß, die nie mit selbstbewußter Absicht verletzte, wenn sie nicht etwa dazu gereizt worden. Allerdings hat sie sich im Leben viele Feinde gemacht, aber es geschah fast immer ohne Absicht; bei Erwähnung der Gräfin Giga ist gezeigt worden, wie sie gelegentlich im Stande war, aus Liebe und Güte tödtlich zu verletzen. Doch die Stacheln kamen gewöhnlich nur bei vertrauterem Umgange recht in's Spiel; im geselligen Verkehr waren sie höchstens prickelnde Spitzen. Uebrigens hat es auch, wie ebenfalls schon angedeutet worden, Freunde gegeben, die — weil sie von der Abwesenheit jeder bösen Absicht überzeugt waren — etwaige Stiche gar nicht fühlten, während ein gute Anzahl von andern wenigstens nachträglich derlei verschmerzte.

Wie die Unordnung der Wohnung, verziehen die Bekannten der Dichterin auch die Fahrläßigkeit der eigenen Erscheinung. Helmina kleidete sich sehr schlecht: selbst wenn sie in neue Kleider von theurem Stoffe gehüllt war, sah sie „schlampet" aus, wie man's zu Wien heißt. Ebenso vernachläßigte sie den Anzug ihrer Söhne. Das alles aber hinderte nicht, daß die Leute fleißig entweder zu ihr kamen oder sie sammt den Söhnen einluden. Die Herren Söhnlein fühlten indeßen richtig heraus, daß sie

in dieſer Beziehung mit einer Nachſicht behandelt wurden, die nicht einmal unmittelbar ihnen ſelber galt, und erklärten der Mutter gradeheraus, daß ſie keine Einladung zu Tiſche oder in eine Abendgeſellſchaft mehr annehmen konnten, ſo lange ſie nicht im ſchwarzen Frack zu erſcheinen vermöchten. — „Wer ſoll mich begleiten, wer nach Hauſe bringen?“ fragte die Mutter. — „Die Babette,“ lautete der Beſcheid. — „Aber ihr müßt euch im Umgange bilden,“ fuhr die Mutter fort. — „Das wäre freilich ſehr wünſchenswerth, aber die Demüthigung iſt ein zu theures Schulgeld. So lange wir ſchlechter angezogen ſind als der Kammerdiener an der Thüre des Salons, bleiben wir draußen.“ — „Wenn ich aber doch kein Geld habe!“ murmelte Helmina. — „Das wiſſen wir und haben auch keines verlangt, ſondern nur geſagt, daß wir nimmer dorthin gehen wollen, wo man uns unſer ſchlechtes Gewand eben nur verzeiht.“

Helmina wurde nachdenklich, was ſie dadurch offenbarte, daß ſie mit großem Eifer nach Härchen an ihrem Kinn ſuchte, um dieſelben auszureißen, bei welcher Beſchäftigung ſie immerdar höchſt ſeltſame Geſichter ſchnitt. Endlich kam ihr ein leuchtender Gedanke. „Wißt ihr was?“ rief ſie aus. „Ich ſetze in's Lotto; ich gewinne; das Geld iſt für euch.“ So ſprechend nahm ſie Hut und Shawl und ſtürmte zum Zimmer hinaus. Die Söhne lachten und erzählten ſich die alte Geſchichte von jenem geizigen Grafen, der zu Martini ſeine Edelknaben wegen ihrer unheilbar zerriſſenen Hemden mit dem Verſprechen tröſtete, im nächſten Frühjahr einen Acker mit Flachs beſäen zu laſſen. Indeſſen war Helmina zum Collecteur

gegangen, hatte etliche Nummern mit mehreren Kupferkreuzern besetzt und wirklich einen Terno errathen, der wenige Tage später herauskam. Sie gewann sechzig Ducaten, und wenn sie auch bei weitem nicht den ganzen Gewinn ihren Söhnen überließ, so wurden sie doch so gekleidet, daß sie sich ohne das bittere Gefühl von Beschämung in Gesellschaft zeigen konnten. Mehr verlangten sie nicht. Die Dichterin aber hat seit der Zeit noch oft in's Lotto gesetzt; wenn sie dabei die Absicht hegte, dem Staatsschatz seine sechzig Ducaten kleinweise zurückzuerstatten, so hat sie ihren Zweck erreicht.

Im Innern des Hausweſens lag den Herrn Söhnlein ebenfalls ein Stein des Anstoßes im Wege, der sich aber nicht so wegräumen ließ wie der Uebelstand mit der Kleidung. Ihre Mutter besaß das Geheimniß, eine höchst kostspielige Hungerkost aufzusetzen. Um ein recht bezeichnendes Beispiel aufzustellen, sei hier erwähnt, daß einmal im ersten Frühjahr das Mittagessen aus einem Büschel Spargel bestand, welche Erstlinge vier Zwanziger gekostet hatten, also 3 fl. 20 kr. W. W., wofür drei Personen in einem anständigen Gasthofe ganz anständig gespeist hätten. Allerdings war ein solches Aeußerstes nur eine Ausnahme, aber es kennzeichnet den waltenden Geist. Gewöhnlich wurde eine sehr kräftige Suppe aufgesetzt, der zulieb das Rindfleisch bis zur Ungenießbarkeit ausgekocht worden, und dann ein Stück Geflügel, meistens ein „Polackerl" (nämlich eine Poularde). So ein Vogel hätte mit Haut und Haar kaum ausgereicht, auch nur Einen von den Burschen satt zu machen, die im Wachsen und im Uebergang der körperlichen Ausbil-

dung begriffen, ſich von einer wahren Freßwuth befallen fühlten, welche ſie in früheren Jahren nicht gekannt, obſchon ſie nie über Mangel an Eßluſt zu klagen gehabt. Der Zuſtand war unheimlich und lächerlich zugleich. Helmina aber ließ ihn ganz einfach unbeachtet. Die Folge war, daß die Knaben heimlich allerlei eßbare Dinge in ſich hineinſtopften, die ihnen vermuthlich nicht ſehr zuträglich waren, aber den dreifachen Reiz des derben Wolgeſchmackes, der verbotenen Frucht und der Billigkeit beſaßen. Das karg zugemeſſene Taſchengeld wurde in ſtreng verpöntem Käſe, in unterſagten „Wurſteln“ und in Commisbrod verzehrt. Ihr dürft keck darauf wetten, daß der Käſe nicht Gorgonzola, Strachino oder Emmenthaler hieß.

Es wird Zeit ſein, auf einige der Perſönlichkeiten zu kommen, mit denen Helmina zu Wien verkehrte. Ich halte mich dabei nicht an die Reihenfolge der Zeit, auf die es hier nicht ankommt, und noch weniger mache ich auf Vollſtändigkeit Anſpruch. Doch bitte ich eines zu merken: ich rede weder aus Woldienerei noch aus Feindſeligkeit, ſondern erzähle unbefangen, was ich weiß oder zu wiſſen glaube. Sollte ich irgendwem unverſehens auf die Hühneraugen treten, ſo bitte ich zum voraus um Entſchuldigung: ich bin mir bewußt, daß es nicht mit böslichem Vorbedacht geſchehen. Sollte ich aber kleinliche Empfindlichkeiten rege machen, ſo werde ich ihr unberechtigtes Zetergeſchrei nach wie vor verachten, denn für den Aufſchrei der Eitelkeit und der lieben Einfalt habe ich kein Gehör.

Friedrich Schlegel und ſeine Frau Dorothea waren Helminas alte Freunde von Paris her. Er war im Jahr 1823 ein dicker Mann von einundfünfzig Jahren, ſah

aber ſeiner weißen Haare und ſeiner körperlichen Unbeholfenheit halber um vieles älter aus. Sein ſprühendes Weſen von ehedem hatte er abgelegt, zum Erſtaunen Helminae, die ſich ihn grade noch ſo vorgeſtellt, wie ſie ihn lange Jahre zuvor verlaſſen. Sie ſchrieb dieſe Veränderung allen möglichen Urſachen zu, nur nicht der Zeit, und bezeichnete ſie vor allem als Schlegels eigene Schuld. Er konnte, wenn günſtige Umſtände zuſammentrafen, noch ganz ſo munter ſein wie in den alten Tagen, namentlich bei Tiſche. Dagegen ſchlief er ein, wenn er vorleſen hörte, was ihm aber ſelten genug widerfuhr, weil er ſolchen Anläſſen behutſam auswich. Ich ſelbſt habe einmal das traurige Vergnügen genoſſen, ihn mit meinem Reimgeklingel in großer Geſellſchaft einzuſchläfern; doch ſchickte er am andern Tage um die Handſchrift, „weil ihm der Anfang gefallen habe und er den Verlauf zu kennen wünſche.“ Er hat dann die Handſchrift auch wirklich durchgeleſen, wie er durch eine mündliche Beurtheilung ihrer Mängel bewies. Wer lobt, hat mit einem jungen Dichter leichtes Spiel und kauft ſich ohne Mühe vom Leſen los; wer aber tadeln will, muß den Gegenſtand kennen. Daraus erklärt ſich das Räthſel, woher es kommt, daß ſo viele elende Machwerke günſtige Zeugniſſe von bewährten Meiſtern aufzuweiſen haben.

Dorothea war um ein gutes Stück älter als ihr Gatte, und den Zügen nach ein Muſter von Häßlichkeit. Wenn ſie eine Zopfperrücke aufgeſetzt, ſo hätte ſie das leibhaftige Ebenbild ihres berühmten Vaters (Moſes Mendelsſohn) vorgeſtellt. Sie war auch zu der Zeit nicht hübſch geweſen, als ſie ihrem erſten Manne um Schlegels willen

durchging; aber geistreich war sie, liebenswürdig und gut. Letzteres wollte Helmina nicht unbedingt zugeben, weil ihr, der eifrigen Protestantin, Dorotheas Bekehrung zur katholischen Kirche ein Pfal im Fleische war. Als einmal jemand äußerte, Dorothea wisse mehr als mancher Professor, sagte Helmina dazu: „Sie kann in drei Religionen Unterricht geben.“ Dorothea vernahm davon und antwortete: „Prüfet alles und das Beste behaltet.“ Als Hemina darauf ausführen wollte, daß ein regelrechter Fortschritt eigentlich vom Judenthum zum Katholicismus und dann zum Protestantismus zu führen habe, entgegnete Dorothea in ihrer sanft beredten Weise, daß man auf solchem Wege schnurstracks zum Atheismus gelangen würde. Zu weiterer Widerrede kams nicht mehr, denn wenn Dorothea einmal recht zu sprechen anfing, gab es kein Ende mehr. Ein Glück noch, daß sie gedankenreich, anregend und überhaupt angenehm redete. Selbst wenn sie mit ihrer Magd schalt, wurde leicht ein förmlicher Vortrag daraus, so daß jene Trampelgunde gar nicht Unrecht hatte, als sie nach dem Schlusse eines häuslichen Unwetters sagte: „Für mein Leben gern höre ich die gnä' Frau predigen.“ — „Schon recht,“ brummte halb ärgerlich, halb geschmeichelt die Tochter des berühmten Weltweisen, „wenn du nur auch die Lehren befolgen möchtest.“

Vom Pariser Zusammenleben mit Schlegels erzählte Helmina oft und viel, und wenn sie just ungehalten über Dorothea war, hob sie die minder schmeichelhaften Züge hervor. Der berühmte Romantiker scheint zu Paris ziemlich tief im Innern der Bohême littéraire gewohnt zu

haben; um desto besser für ihn, daß er sich wieder herausgefunden. Die Geldmittel standen damals nicht immer in erwünschtem Verhältnisse mit seinen Ansprüchen an das Leben. Diese Umstände lieferten den Untergrund zu mancherlei Stickereien. Wenn ein Fremder sich dem Dichter (als Landsmann z. B.) vorgestellt, so soll im geheimen Rath erwogen worden sein, ob, wie und bis zu welcher Tiefe man ihn werde „anpumpen" können, und danach die fernere Behandlung sich gerichtet haben. Helmina behauptete auch, Schlegel habe zu Paris seine Frau zur Vertrauten seiner kleinen Liebeshändel gemacht und ihr die Damen, welche er bethört, nachträglich gleichsam zum Zerreißen überlassen. Wer die Weiber kennt, wird die Unhaltbarkeit einer solchen Behauptung zur Stelle einsehen. Eher wird zu vermuthen sein, daß Schlegel durch halbe Geständnisse unbegangener Sünden die Wachsamkeit Dorotheas auf falsche Fährten zu leiten suchte. Zu Wien war natürlich von Liebeshändeln keine Rede mehr. Ob aber der Kleinhandel mit der Liebe an Schlegel eine Kundschaft besessen, weiß ich nicht; gewiß ist, daß er nicht zu denen gehörte, die öffentliches Aergerniß erregten.

Der Verkehr Helminas mit Schlegels ward zu Wien nicht sehr lebhaft, schon der großen Entfernung ihrer Wohnungen halber. Schlegels wohnten in der Alservorstadt, im Hause der Pichler, eine halbe Stunde Weges von der Karlskirche entlegen. Die Seltenheit der Begegnungen und sogar die gelegentlichen Zungenscharmützel thaten der alten Freundschaft keinen Eintrag; man sah sich wenig, aber man behielt sich lieb und verzieh sich

gegenseitig kleine Schwächen, die man ohnehin schon lange genug kannte. Kamen sie zusammen, so gab es immer etwas Besonderes. So sagte einmal Dorothea, beim Nudelwalken betroffen, zu Helmina: „Du machst Verse wie ich Nudeln.“ Helmina nahm ein Blatt Papier und schrieb auf der Stelle ein allerliebstes Gedicht nieder, wohindurch sich Reime auf Nudeln in reichster Fülle flochten. „Du hast mein Wort nicht zu Schanden werden lassen,“ lachte Dorothea. Das Gedicht beklagte in reizendem Humor das Los der Dichter, die mit aller Behendigkeit im Versemachen dennoch „gleich Pudeln“ zu Fuße laufen müßten, während das Theatervolk in Kutschen einherfahre. Schlegel bereitete zu jener Zeit eine Gesammtausgabe seiner Werke vor; doch wurde, so viel ich weiß, Lucinde nicht in diesen Kreis der anerkannten Kinder gezogen, was sie auch nicht verdient hätte, obschon sie damals noch nicht einmal Wally's Mutter geworden war.

Bei Erwähnung der Lucinde sei ein lustiger und bezeichnender Zug berichtet. Eines Abends äußerte Schlegel im Kreise der Pichler, er habe vernommen, daß er in einem Almanach durch ein Epigramm von Ludwig Robert angegriffen worden. Nun wünsche er Näheres darüber zu vernehmen. Niemand im Kreise wollte etwas wissen, aber die meisten machten verlegene Gesichter. „Wilhelmchen,“ sagte der berühmte Mann, „du bist ja ein ehrlicher Junge. Sprich: hast du das Ding gelesen?“ Wilhelm bejahte ohneweiters. „Gut, so sage es her,“ fügte Schlegel hinzu; „ich weiß, daß du auswendig behältst, was du aufmerksam gelesen.“ Der Juvenis sagte die Verse mit fester Stimme her, zu großem Gelächter

des Meisters, welchen die sichtliche Verlegenheit der Gesellschaft wol nicht minder ergötzte als der Mückenstich des kleinen Gernegroß Robert, welcher hauptsächlich „dem Erzeuger der Lucinde“ galt.

Helmina war von Paris aus mit Pilat befreundet. Man sah sich wieder, doch ohne sich einander zu nähern. Die Jahre hatten eine Kluft gezogen, die sich nicht mehr ausfüllte. Das geschieht sehr häufig im Leben, dergestalt häufig, daß man mit guten Bekannten von ehedem gewöhnlich nicht anders auf einen leidlichen Fuß kommen kann, als indem man sich herbeiläßt, die Bekanntschaft ohne Berufung auf die Vergangenheit ganz von vorne anzufangen und es darauf ankommen zu lassen, ob sich abermals ein näherer Umgang gestalte oder nicht. Wenn man geschichtliche Ansprüche geltend macht, kommt man häufig zu kurz. Pilats Verhältnisse und Beziehungen waren ganz anderer Beschaffenheit, als ehedem. Er gab den „Oesterreichischen Beobachter“ heraus, dessen bezeichnende Eigenschaft die schweigsame Inhaltslosigkeit war.

Es wäre mir unlieb, wenn jemand aus dieser Andeutung Folgerungen zöge, die ich nicht hineinlegen wollte. Um derlei Mißdeutungen abzuschneiden, will ich rasch ein paar beiläufige Bemerkungen einschieben. Ich verkenne in Metternich durchaus nicht den großen Staatsmann. Ich freue mich von Herzen, daß seine Politik in wichtigen Beziehungen, z. B. in der griechischen Frage, noch bei seinen Lebzeiten zu Ehren gekommen ist. Aber in Behandlung der Tagespresse war es ihm nicht gegeben, den richtigen Weg zu finden. Statt dem gefährlichen Feind mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel auf den

Leib zu rücken und ihn mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen, glaubte er ihn todtschweigen zu können. Während im Westen und im Norden des deutschen Vaterlandes, noch mehr aber in Frankreich die Presse dem Geiste der Zerstörung mit unbeschreiblichem Eifer diente, sah sie sich in Oesterreich zum Schweigen verdammt, statt die ehrenvolle Rolle zu übernehmen, welche die Natur der Dinge ihr angewiesen. Ein großer Theil des Unheils, welches im Jahr 1848 hereingebrochen, ist dieser Thatlosigkeit zuzuschreiben. Die Zeit der Prüfung fand viele Schriftsteller, die sich an Mustern im Dienste des Bösen herangebildet, aber keine schlagfertige Schule für die erhaltenden Grundsätze. Kein Wunder also, wenn der Feind das große Wort behielt, besonders da aus Mangel an tüchtigen Zeitschriftstellern für die gute Sache auch der von ihnen herangebildete Leserkreis fehlte. Wir kränkeln noch an den Folgen dieses Mangels.

Dem Herrn von Pilat aber Vorwürfe wegen der Haltung des O. B. zu machen, wie es so oft geschehen, schien gradezu lächerlich. Die Redaktion war ein Amt wie jeder andere Dienst — eine bureaukratische Arbeit, die genau nach den Vorschriften aus der Staatskanzlei anzufertigen, zur beschworenen Pflicht gehörte. Als ein Mann von vielem Geiste, reifer und reicher Erfahrung und gewandter Feder hätte Pilat zweifelsohne die ersprießlichsten Dienste geleistet, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, seiner wackern Gesinnung Worte zu geben. — Doch lag in diesen Verhältnissen nicht die Schuld, daß er und Helmina sich fern blieben; die Dichterin kümmerte sich nicht um Politik, und wenn sie je einmal

eine Regung politiſcher Art zeigte, ſo rührte ſie von einer perſönlichen Beziehung her. Sie hatte Napoleon verabſcheut, weil er ein Buch von ihr — trotz der Widmung an „Napoleon den Großen“ — gemaßregelt, ſie war ariſtokratiſch, wenn ſie juſt mit hohen Herrſchaften umging, und in ihren letzten Jahren zeigte ſie eine ſtarke Hinneigung zu den Rothen, weil ſie ſich im Umgange mit Guſtav Struve wol gefiel, der bei allen ſeinen Narrheiten geiſtreich und unterhaltend war. Was Helmina am meiſten von der Pilatſchen Familie trennte, wird ihre in Wien ſtark hervorgetretene Sucht geweſen ſein, eine grell aufgetragene Abneigung gegen alles katholiſche Weſen zur Schau zu tragen.

Ein Gegenſtand, welcher die Dichterin ſehr viel beſchäftigte, war das Theater, auch ganz abgeſehen von ihren Beziehungen zur Oper, obſchon ſie dieſelben für den Anbeginn einer neuen und reichlichen Quelle des Erwerbes hielt. Sie hatte, wie ſchon erwähnt worden, dem Theater an der Wien ein Schauſpiel (Roſamunde von Cypern) gegeben; dem Burgtheater reichte ſie zwei Luſtſpiele in Verſen ein, wovon das kleinere wirklich zur Darſtellung gelangte, das größere aber ſchon vor der Darſtellung in die Verſenkung fiel.

Das Burgtheater ſtand unter Schreivogels Leitung. (Als Schriftſteller nannte er ſich bekanntlich Weſt.) Er war damals ſchon alt und kränklich, aber bei allem mürriſchen Weſen von unverwüſtlich munterer Laune, die in Schlagworten aufblitzte oder wetterleuchtete. So zeigte er ſich in ſeiner Kanzlei. Zu Hauſe ſoll er vorwiegend liebenswürdig geweſen ſein; doch davon weiß ich nichts

zu ſagen. Sein Ausſehen war von bürgerlich ſchlichtem Gepräge. Man hätte den Mann mit den derben Zügen, der gebräunten Geſichtsfarbe, dem unbefangen einfachen Weſen ohneweiters für einen „Gevatter Schneider und Handſchuhmacher“ genommen, wenn man ihn nur ſah; ſobald er ſprach, wurde der „Tiefenbacher“ zum „Pappenheimer.“ Unvergleichlich war die Gelaſſenheit, womit er die ſchlagendſten Bemerkungen ganz ſo abrollen ließ, als ſpräche er vom Wetter. Noch erſtaunenswerther erſchien die kunſtgerechte Feinheit, die er anwandte, um es nicht zum Sturmlaufen kommen zu laſſen, wenn Helmina einen Anlauf nehmen wollte. Sie merkte es ganz gut, wie aus der Art hervorging, in der ſie nachträglich ſich zu Hauſe darüber beſchwerte. „Der verfluchte Kerl!“ ſagte ſie einmal bei ſolchem Anlaß; „aber er hat Geiſt für viere. Man kann ihm nicht gram ſein.“ — Einmal rief ſie laut denkend in Schreivogels Gegenwart aus: „Mit dem da wird kein Schwein fertig!“ Dieſe echt berliniſche Ausdrucksweiſe war ihm muthmaßlich fremd, doch ließ er ſich nicht dergeſtalt verblüffen, daß er ſich durch eine Unart zu helfen geſucht hätte, ſo nahe ſie auch lag. Ganz gemüthlich fing er an, herzuzählen, wie er, wenn man alles zuſammenrechne, in ſeinem Leben wol ſchon eine ganze Heerde verzehrt haben möge. Dann leitete er das Geſpräch in eine neue Bahn, und vom Luſtſpiel auf dem Bücherbrett war keine Rede mehr.

Man war damals zu Wien mit nichts weniger ſparſam als mit Freikarten für die Hoftheater. Was man jetzt in dieſer Beziehung zu wenig thut, that man damals zu viel. Helmina erhielt im Burgtheater Sperr-

ſitze, im Kärntnerthortheater wie im Theater an der Wien eine Loge, ſo oft ſie Verlangen danach trug. Die Söhne aber wurden ermächtigt, ſo oft ſie allein kommen wollten, in's Parterre einzutreten. Im Burgtheater ſtellte man ſie zu dieſem Behufe ganz einfach dem Kaſſier und den Thürhütern vor. Ihre Geſichter waren ihre Eintrittskarten. Bezeichnend genug; zu verwechſeln waren ſie nicht leicht mit ihren langen Haaren und ihrem fremdartigen Weſen.

Max und Wilhelm faßten für das Burgtheater eine ganz beſondere Vorliebe. Wenn ſie nicht Dienſt bei der Mutter hatten, waren ſie ſo ziemlich regelmäßig dort zu finden. Sie kamen gewöhnlich zu früher Stunde, um ſo weit vorne, als man überhaupt vordringen durfte, im Mittelgange zwiſchen den Sperrſitzen feſten Fuß zu faſſen. Selten kam ihnen jemand zuvor. Ein Herr, der faſt regelmäßig gleich nach ihnen kam, war offenbar verdrießlich darüber. Zweifelsohne hatte er ſich erkundigt, wer die beiden vorlauten Bürſchlein ſeien, und eines Abends, da ſich ein Bekannter zu ihm geſellte, fing er an dieſem weitläufig zu erklären, wie Schriftſtellerinnen gemeiniglich nichts ſo ſchlecht verſtünden, als ihre Kinder zu erziehen. Je berühmter die Frau, je ſchlechter erzogen die Söhne. Wilhelm und Max ſchienen nicht darauf zu hören. Sie hatten einander mit den Augen zugeblinzelt und ſich dadurch verſtändigt, was der hinter ihnen natürlich nicht bemerkt hatte. Als das Geſpräch eine andere Wendung genommen, wurden die beiden durch den vierten hinein verwickelt. Max erſah ſofort ſeine Gelegenheit, zu dem, welcher das loſe Maul gehabt, „Herr von Pichler,“ zu ſagen. „Wie komme ich zu dem Namen?“ fragte der

verwundert. — „Ist die Frau von Pichler nicht die berühmteste Schriftstellerin in Wien, und könnte sie einen würdigeren Sohn haben?“ fragte Max mit großartiger Gelassenheit entgegen. Der Getroffene war einige Augenblicke lang wie betäubt. Hernach machte er Anstalten, grob zu werden. Sein Freund fiel ihm lachend in die Rede: „Sein's stad, Herr von Fischer. Den Trick haben's eh' verlorn, und g'schicht Ihnen recht, denn Sie habn angefangen.“ Damit war ein Waffenstillstand geschlossen, der sich ohne Pariser Conferenzen zum Frieden ausbildete. Der Mama wurde zu Hause von dem Vorfall nichts erzählt; sie wäre im Stande gewesen, den Lästerer zur Rede zu stellen.

Das Opernhaus stand unter der Leitung Barbajas, den man in seltsamer Ausdrucksweise als Pächter bezeichnete, obschon er, statt Pacht zu bezahlen, einen Zuschuß vom Hofe bekam, ich glaube, von 75,000 Gulden C. M. Eine bedeutende Summe für jene arkadische Zeit der Wiener Währung. Barbaja hatte im Sommer eine italienische Oper vorgeführt, wie sie zu Wien noch nie gehört worden. In der wälschen Oper half auch eine jugendliche Sängerin aus, welche man schlechtweg die kleine Sontag nannte. Sie wurde nicht sonderlich beachtet. Die Wiener waren taub für die Vorzüge der wunderbar herrlichen Stimme, blind für die jugendliche Schönheit der reizenden Erscheinung. Die Sontag war einer der schlagendsten Beweise für die alte Erfahrung, daß zu Wien gewöhnlich nur anerkannt wird, was schon anerkannt von außen kommt. Weber verstand die Sontag besser zu würdigen. Er hatte sie, wie bereits gesagt wor-

den, zu seiner Euryanthe auserkoren. Die Leute erklärten sich des Maestro unbegreifliche Verblendung daraus, daß das niedliche Lärvchen sein erregbares Künstlerherz bethört habe.

Der wälschen Oper des Sommers schloß sich im Herbst die deutsche an. Diese stand zunächst unter Duport, der damals noch in Barbajas Namen wirthschaftete, später aber das Kärtnerthortheater auf eigene Rechnung übernahm. Barbaja hatte sein Unternehmen zu großartig für den Platz Wien angelegt und eine bedeutende Summe zugesetzt. Der Verlust machte ihm zwar keinen Unterschied, aber er fühlte sich nicht berufen, die Rolle des Aedilen für Wien fortzuspielen, da er doch nicht Consul geworden wäre.

Duport, ein geborner Pariser, hatte seine Laufbahn als Tänzer begonnen. Eine kleine zierliche Gestalt, lebhaften Wesens, mit einem feinen Gesicht, aber vor der Zeit gealtert. Er befand sich noch auf der Sommerseite der Vierzig, sah aber sehr kränklich aus. Er litt an der Leber. Man glaubte damals, er werde es nicht zu hohen Jahren bringen, doch irrte man darin, denn er hat — von damals an gerechnet — noch volle dreißig Jahre sich mit der kranken Leber fortgeschleppt und ist hochbetagt zu Paris gestorben. (Weiter unten ist mehr von ihm die Rede.) Duport war mit Barbaja in Verbindung gekommen, zweifelsohne zuerst durch seine Kunst, dann aber durch seine Geschäftstüchtigkeit und andere schätzbare Eigenschaften, deren er viele besaß. Eine oder die andere davon machte sich zuweilen sogar über Gebühr geltend, wie z. B. die löbliche Wirthschaftlichkeit.

Die Vorbereitungen zur Darstellung der Euryanthe dauerten ziemlich lange. Weber war mit nichts zufrieden. Er machte der Direction, den Sängern mit Einschluß der Chöre, dem Orchester und der Verfasserin des Textbuches den Kopf gehörig warm. Alle Augenblicke beliebte er eine Aenderung im Buche, welche schriftlich oder durch eine Mittelsperson verlangt wurde, da Euryanthes Eltern sich nicht mehr sprachen. Der Grund des Haders ist bereits erzählt worden. Selbst Henriette Sontag blieb nicht verschont. Sie klagte der Dichterin oft ihr Leidwesen darüber. Helmina war eine Bekannte ihrer Mutter, — ich glaube von Darmstadt her.

Henriette hat späterhin im Glanze ihrer äußeren Stellung als Gemalin eines Königsboten, und noch später nach dem Umschwung ihres Glückes sich als eine Frau von vielem Geiste und edlem Gemüthe bewährt. Es gehört fürwahr eine gute Gabe von ausgezeichnetem Verstande dazu, die Uebersiedlung von der Bühne erborgten Glanzes zum Schauplatz des wirklichen ohne Schwindel zu überstehen; doch in solche Rollen haben sich auch schon andere gefunden. Aber die Gräfin Rossi leistete noch mehr; als ihr Gemal durch die Zeitereignisse seinen Posten verloren hatte und in seinen Vermögensverhältnissen heruntergekommen war, besaß sie den Muth, von ihrer Kunst, der sie ohnhin nicht entsagt gehabt, die Eröffnung der Hülfsquellen zu verlangen, welche das Geschick der Gräfin entzogen.

Aus diesen Anführungen ist zu ersehen, daß Kopf und Herz ihr auf der rechten Stelle saßen, und das konnte man dem jungen Mädchen bereits anmerken. Die Leute

jedoch im allgemeinen merkten nichts. Sie bezeichneten sie gradezu als einfältig, und so hieß es auch gelegentlich der neuen Oper: „Das Ganserl wäre mir schon lieber als alle „eure Anten.“ Ante sagte man zu Wien für Ente, und die arme Euryanthe hat von diesem Wortspiel mancherlei zu leiden gehabt, zu Helminas großem Verdruß. — Wenn die kleine Sontag übrigens für dumm galt, so erging es ihr zum Theil wie der rothen Kuh, zu der man Bläß' sagte, weil sie irgendwo ein weißes Fleckchen trug. Das jugendliche Geschöpf verdankte seine Erziehung gradezu seinen angeborenen vortrefflichen Anlagen und Neigungen, und da die erklärende Nachhülfe fehlte, so war es kein Wunder, wenn sich manches viel langsamer entwickelte, als es sich hätte entwickeln können. Dadurch geschah es, daß Henriette im Alter von achtzehn oder neunzehn Jahren gar häufig noch laut dachte, was man ihr als ein Zeichen von beschränktem Geiste auslegte, obschon die ganze Thorheit nur in einem gewissen Mangel an Belehrung bestand, der sich später durch die Lebenserfahrung ausglich.

Zur Erklärung dieser Andeutungen diene folgender Zug. Eines Tages sagte Max beim Eintritt zur Sontag: „Fräulein, was haben Sie heute für ein allerliebstes Häubchen auf!“ — „Das kommt Ihnen nur so vor,“ versetzte sie gelassen; „wer jung und schön ist, dem steht alles gut.“ — Die Mutter fiel ein: „Mein Jettchen könnte einen ** aufsetzen, und man würde den Kopfputz reizend finden.“ Was hier mit den zwei Sternen bezeichnet ist, war ein Geräth, wofür es außerhalb des engsten häuslichen Kreises keinerlei Namen gibt, und das

von der Frau Mama unter seiner ganz gewöhnlichen Bezeichnung aufgeführt ward, so daß aus den zwei kurzen Reden der Tochter und der Mutter die Früchte wie die Wurzel der häuslichen Erziehung zu erkennen waren.

Ein andermal äußerte Henriette gegen eine Freundin Helminas die entsetzlichste Furcht, daß sie ein Opfer des gefährlichen Forti werden könnte. Dieser Forti war der Bassist des Kärtnerthortheaters und ein Don Juan von Wien. Er stellte der kleinen Sontag nach, nicht mehr und nicht weniger wie jeder andern. Sie hegte auch nicht die mindeste Neigung für ihn; da aber die Mutter ihr im allgemeinen gesagt hatte, daß Männer von Fortis Art darauf ausgingen, junge Mädchen zu verführen und in's Unglück zu stürzen, so fürchtete sie sich gewaltig, und namentlich war es die Besorgniß vor den unseligen Folgen, welche sie auf den kurzen volksthümlichen Ausdruck zurückgeführt aussprach, ohne selber nur recht zu wissen, was sie sagte.

Noch ein paar Worte von Forti, dem Bassisten. Eine reiche Natur von nicht gemeinem Schlage, schwarz von Haaren und Augen, von wolgeformtem Athletenbau, und wenn auch nicht schön nach der Weise eines Antinous, immerhin ein hübscher Mann. Er war sich seiner Vorzüge bewußt, und ohne sie geckenhaft zur Schau zu tragen, suchte er sie möglichst zu verwerthen, ungestört durch jene Rücksichten, die bei Menschen ohne Grundsätze, Glauben und Gewissen für lächerliche Vorurtheile gelten. Er war damals schon über dem Berge drüben und fing an, den Gipfel im Rücken, abwärts zu gehen. Seine wüsten Neigungen begannen bereits merklich, obschon

lange noch nicht ausschließlich sich jenem Markte zuzuwenden, wo man kauft, was nur als freie Gabe seinen Werth hat. Auch drängte sich die Lust an starkem Getränke dem Vordergrunde zu.

Das Widerspiel von Forti war Haitzinger, der Tenor, der ein Schulgehülfe gewesen und seiner herrlichen Stimme wegen zum Theater gepreßt worden war. Haitzingers Lebenswandel war der allermusterhafteste; er widmete alle Muße seiner Muse und vermied Alles, was dem Metall in seiner Kehle zu schaden vermocht hätte, so wie er späterhin auch das Metall in seiner Börse zu schonen verstand. Als Darsteller ließ Haitzinger alles, dagegen als Sänger nichts zu wünschen übrig, während Forti ein ausgezeichneter Schauspieler war, aber dieses Vorzuges auch dringend bedurfte, um Ersatz für die Mängel der Stimme zu leisten, welche schadhaft zu werden begann. — In der Euryanthe sang Haitzinger den Adolar und spielte Forti den Lysiart.

Die mit so großer Ungeduld erwartete erste Darstellung der Euryanthe fand endlich statt. Das Haus war — natürlich — überfüllt; der Beifall — eben so natürlich — ein wahrer Sturm, und dennoch fiel die Oper durch, trotz alles Händeklatschens und Hervorrufens. Helmina wollte das nicht glauben. Ein guter Freund, der es ihr am nächsten Tage sagte, wurde von ihr, figürlich gesprochen, zur Thüre hinausgeworfen. Sie berief sich auf den ungeheuern Beifall eines Publicums, das von Wonne so berauscht gewesen, daß es sogar vergessen, mit dem Tonsetzer zugleich die Hauptperson zu rufen, nämlich die Dichterin. Wenn Weber beim Heraustreten

die Sontag mitgebracht, so war das aus dem gespannten Verhältniß zwischen Helmina und ihm zu erklären, obgleich nicht zu entschuldigen. Die Beurtheilungen, welche in den Blättern erschienen, lauteten überschwänglich günstig. Helmina war noch gutmüthig genug, nicht glauben zu wollen, daß diese Beurtheilungen schon vor der Darstellung im Bürstenabzug dem Grafen Sedlnitzky vorgelegen. Die traurige Wahrheit wurde der widerstrebenden Dichterin erst klar, als die dritte Vorstellung, zur Einnahme Henriettes bestimmt, den Anblick eines spärlich gefüllten Hauses darbot, das kaum die laufenden Kosten deckte. Eine ungewöhnlich starke Vertheilung von Freikarten, großentheils noch in der Stunde vor dem Anfang bewerkstelligt, hatte eine gewisse Anzahl von Hörern den gähnenden Räumen zugeführt.

Ein solches Ereigniß konnte natürlich nicht dazu beitragen, die Kluft zwischen Helmina und Weber weniger weit zu machen, besonders da es nicht an geschäftigen Freunden fehlte, welche die gegenseitigen Aeußerungen zwischen den beiden Lagern hin und her trugen. Die elektrischen Telegraphen waren noch nicht erfunden, aber im gegebenen Falle wurden sie nicht vermißt; der Draht hätte kaum so schnell und jedenfalls nicht so vollständig gearbeitet. Ich glaube sogar vermuthen zu dürfen, daß die Meldungen unterwegs nach Art der Lawinen anschwollen. Weber beklagte sich, daß er seine Kunst an einen unheilbar schlechten Text verschwendet habe; eine Hinweisung auf den Freischützen gab dieser Behauptung nicht geringen Nachdruck. Helmina dagegen beklagte das Los ihres schönen Textes und wollte damit Perlen da-

hin geworfen haben, wohin sie nicht gehören. Der Streit blieb begreiflicherweise unfruchtbar. Die Thatsache der erlittenen Niederlage ließ sich nicht wegzanken. Uebrigens fand Euryanthe anderwärts eine wärmere Aufnahme als zu Wien, und als sie dreißig Jahre später auf der Stelle wieder auftauchte, wo ihre unglückselige Wiege gestanden, wurde sie mit großem Wolwollen aufgenommen. Ich bin der Wahrheit schuldig zuzugeben, daß es nicht der Text war, welcher zu diesem Erfolge beitrug. Das Buch an und für sich enthält zwar viele Stellen, welche der berühmten Dichterin würdig sind, aber als Drama besitzt es wol keinen Werth, und die wenigen dramatischen Vorzüge, die es ursprünglich gehabt hat, sind theils durch die von Weber erzwungenen Veränderungen, theils durch seine Behandlung verwischt worden. In letzterer Beziehung ist namentlich auf die Romanze hinzudeuten, worin das Geheimniß Euryanthes und Adolars sich verräth. Die musikalische Behandlung dieser Stelle ist dergestalt eingerichtet, daß niemand ein Wort des Textes verstehen kann, und doch liegt im Inhalt der Romanze der Angelpunkt der gesammten Handlung. Genug davon. Die Urheber der Oper sind beide todt und leben beide in den Jahrbüchern ihrer Kunst fort, wenn auch Euryanthe ganz allein zu Webers Nachlaß gehört und Helmina ihre Ansprüche daran verloren hat.

Um in der Mosaik dieser bunt gewürfelten Erinnerungen wenigstens hie und da eine Art von Ordnung zu beobachten, will ich gleich hier auch noch vom Theater an der Wien reden, in dessen Räumen — wie bereits erwähnt worden — Rosamunde von Cypern zur

Darstellung kam. Das Theater gehörte einem Grafen Palffi. Er war stets in Geldverlegenheit und doch immer wieder obenauf wie Pantoffelholz. Einmal hatte er sein Theater aus Verzweiflung in einer Lotterie ausgespielt, wie sie damals üblich waren. Die Lose waren gut abgegangen, im unverkauften Rest jedoch der Haupttreffer zurückgeblieben. Zu Zeiten hatte das Theater glänzende Geschäfte gemacht, einmal unter andern durch ein Kinderballet, bis die Kinderballette überhaupt verboten wurden. Das war geschehen, bevor Helmina nach Wien gekommen, und gehört streng genommen nicht hierher; indessen will ich doch nicht unerwähnt lassen, daß an die Kinderballette sich die Erinnerung an die Katastrophe knüpft, welche den berühmten Namen Kaunitz überflüssigerweise auch zu einem berüchtigten gemacht hat. Palffi war ein absonderlicher Gönner der dramatischen Kunst, und wenn er selbst sie auch nicht ausübte, so suchte er doch wenigstens in seiner äußern Erscheinung etwas darzustellen, was er nicht war. Vor allem lag ihm am Herzen, bleibend für so hübsch zu gelten, als er von Hause aus gewesen, obschon die wachsende Zahl der Jahre ihm das immer schwieriger machte. Um sich die frische Gesichtsfarbe zu erhalten, belegte er Nachts Stirn und Wangen mit „kälbernen Schnitzeln," ungebratenen natürlich. Für wen sie am nächsten Tage gebraten wurden, weiß ich nicht; doch wird mit ziemlicher Gewißheit zu muthmaßen sein, daß der Kammerdiener „Rostbradl" zum Frühstück vorgezogen.

Die Leitung des Theaters an der Wien stand unter einem Manne, dessen Name in der theatralischen Welt

lange Jahre hindurch zu den bekannteſten gehörte, ſpäter aber im Sande verronnen iſt, wie ſo viele ſeines Gleichen. Wenn ich nicht irre, ſtammte Wilhelm Vogl, oder William Vogel, wie er ſich lieber nannte, aus Karlsruhe im „Kaiſerthum“ Baden, und ich glaube vernommen zu haben, daß er dort in den vierziger Jahren im Elend geſtorben iſt. Im Jahr 1823, als er noch den Regentenſtab am Geſtade des ſchmuzigen Wienflüßchens führte, war er ein alternder Mann von kränklichem Ausſehen und mit einer Harthörigkeit behaftet, welcher er, beiläufig bemerkt, mit bewundernswerther Klugheit die beſte Seite abzugewinnen verſtand. Wenn er nämlich etwas nicht gern hörte, ſo ſteigerte ſich die Harthörigkeit zur Taubheit, die allem Schreien unzugänglich blieb. Wenn er etwas nicht hören ſollte, fügte ſich's nicht gar zu ſelten, daß ſein Uebel plözlich nachließ. Wie der Mann unſcheinbar, leibarm, war die Frau füllreich und ſtattlich, er ein dürrer Zaunpfal, ſie ein Stückfaß, er bleich und fahl, ſie glühend roth, er kränklich, ſie ſtrozend von Geſundheit, obſchon längſt über die Jugend hinaus. Auf der Bühne, wo ſie ältere Rollen mit vielem Geſchick ſpielte, ſah ſie noch vortrefflich aus, natürlich durch die Anwendung der bekannten Mittel, von denen eines wirklich heroiſch war. Ich habe die Anwendungen deſſelben mehr als einmal in der Garderobe des Theaters mit angeſehen. Das Stückfaß legte ſich ein Mieder an von urwüchſig ſtarkem Zwilch mit Stahlſchienen, ſtarkem Fiſchbein, wolbeſchlagenen Schnürlöchern und neuen Schnüren aus gezwirntem Hanf, die von zwei handfeſten Hausknechten zuſammen gezogen wurden. Wenn

die beiden vierschrötigen Oesterreicher aus Leibeskräften das Mieder zuzogen, jeder ein Knie an eine der ungeheuern Hüften gestemmt, glaubte man eine Folterkammer und eine Hexe vor sich zu erblicken. Es gehörte in der That auch einige Hexerei dazu, daß die so grausam eingezwängte Maße athmen, sich bewegen und sprechen konnte, was sie ganz leidlich fertig brachte.

Das Theater an der Wien zeichnete sich damals vorzüglich durch die Vollendung seiner mechanischen Hülfsmittel aus. Versenkungen, Flugwerke, Verwandlungen der Gestalten gingen mit seltener Meisterschaft vor sich. Derlei Kunst war die Besonderheit, welche zuweilen ein gewisses Publikum in dieses Theater zog. Leider nur zuweilen. Manchmal wurden auch große Lärmstücke gegeben, zu denen die außerordentliche Tiefe dieser geräumigsten aller Bühnen von Wien sich besonders eignete. Bei solcher Gelegenheit mußten die Pferde „ziehen," nämlich die auf der Bühne erscheinenden. Bei der Aufführung des Ritterschauspieles „Kaspar der Torringer" (bekanntlich in der Literaturgeschichte der Vorläufer von Goethes „Götz von Berlichingen,") traten fünfzig Pferde mit Geharnischten auf einmal auf, und da waren die Zwischenräume begreiflicher Weise immer überfüllt. Den Torringer spielte ein tüchtiger Künstler Namens Rott, der sich späterhin im Norden von Deutschland einen ziemlich weit verbreiteten Ruf erworben hat. Fichtner, der nachmals zum Burgtheater kam, wo er noch wirkt, war als ganz junger Mensch mit den Liebhaberrollen betheilt. Er stand, wie es hieß, zu Vogel in einem verwandt-

ſchaftlichen Verhältniſſe, ohne daß amtlich je davon die Rede geweſen.

Das Stück, welches im Winter 1823—24 im Theater an der Wien noch am beſten zog, war ein Melodram, „der Wolfsbrunnen," welches die Sage vom Beluſtigungsort dieſes Namens bei Heidelberg behandelte. Unter den Beſuchern der genannten Stelle gehen die meiſten, inſofern ſie keine Fremden ſind, vorzugsweiſe in der löblichen Abſicht hin, von den berühmten Forellen der grünen Einſamkeit zu eſſen; zum Wolfsbrunnen an den (allerdings nicht romantiſchen) Geſtaden der Wien pilgerte man, um den Wärwolf zu ſehen. Das Schauſpiel war ein ſogenanntes Viehſtück, nämlich eines, worin ein Thier eine bedeutende Rolle ſpielte, und dieſes Thier nicht durch ein Weſen ſeines eigenen Geſchlechtes, ſondern durch einen Menſchen vertreten war. Der Wolf wurde mit Meiſterſchaft unter ſolchem Beifalle geſpielt, daß ſchon nach der zweiten Vorſtellung der Künſtler darauf beſtand, auf dem Zettel genannt zu werden, ſonſt würde er nicht mehr auftreten. Seinem Verlangen ward willfahrt. Ich glaube, er hieß Maierhofer. Später ſtellte er auch andere wilde Beſtien dar, wie z. B. in „Hund und Leopard" den behenden anmuthigen Leoparden. Der Hund wurde durch einen von Caſtellis „unmündigen Brüdern" in eigener Perſon geſpielt. (Beiläufig bemerkt: der Spaß von den unmündigen Brüdern war dazumal noch nicht bekannt. Caſtelli hat ihn ſich als thätiges Mitglied eines löblichen Thierſchutzvereines zugezogen. Man wollte ihm die Benennung „unſere" unmündigen Brüder nicht gelten laſſen ſchob ſie daher auf ihn allein zurück. Die Abneigung,

welche im großen und ganzen gegen den Verein hierlandes herrscht, wie sich nicht läugnen läßt, findet ihre Erklärung übrigens in einem Mißverständniß, das durch die Taktlosigkeit einiger allzueifrigen Beförderer seiner Zwecke veranlaßt wurde und in solcher Weise den ursprünglich von Alexander Humboldt ganz richtig angewendeten Ausdruck sofort zu einer mißliebigen Deutung niederdrückte. Wenn man nämlich genau hinschaut, so nimmt es sich schier aus, als wollten diese Herren die erstbeste Hundeseele in eine und dieselbe Klasse mit der unsterblichen Menschenseele erheben. Kein Wunder, wenn ein christliches Volk solchen Bestrebungen abhold ist und darin von jenen bestärkt wird, welche den guten Zweck nicht verkennen, aber den Preis dafür zu hoch finden.)

Bei ernsten Stücken hieß es mit einer kleinen Veränderung eines bekannten Verses aus Schillers Wallenstein: „Graf Palffi hat ein leeres Haus vor sich." Eine Ausnahme trat ein, als im genannten Winter gegen das Frühjahr hin Eßlair eine Reihe von Gastrollen gab. Eigentlich hätte dieses Gastspiel der Burg gehört, wo eine Schröder, ein Anschütz und noch etliche andere dem ausgezeichneten Bühnenkünstler würdig zur Seite gestanden wären. Den Grund, weßhalb er davon ausgeschlossen blieb, habe ich nicht kennen gelernt. Das Gerücht wußte zwei Ursachen. Einmal war Eßlair seiner Abkunft nach ein österreichischer Cavalier (man sagt ein Khevenhüller), und dann durfte seine Glanzrolle, Wilhelm Tell, nicht auf dem Burgtheater zur Darstellung kommen, wiewol Kaiser Franz gesagt hatte: „Ich weiß nicht, was die Censur gegen das Stück hat."

Eßlair erwarb allgemeinen Beifall, hatte aber laute Widersacher in einer Tagespresse, welche sozusagen vom Theater lebte. Namentlich hatte Saphir an ihm zu rupfen und zu zupfen. Helmina wurde veranlaßt, eine Flugschrift über das Spiel des Münchener Gastes drucken zu lassen, deren Kosten Graf Palffi bestritt. Von jener Zeit rührte die Feindschaft zwischen der Dichterin und Saphir her, welche Helmina manche trübe Stunde bereitet hat, weil sie von reizbarer Natur war und nicht die Gabe besaß, Angriffe an sich herablaufen zu lassen. Eine spöttische Aeußerung konnte sie tagelang, wochenlang unglücklich machen. Man kann sich also denken, was sie mit einem Gegner wie Saphir auszustehen hatte, besonders da sie nicht wußte, daß er eben so empfindlich war wie sie, und zwar nicht sowol gegen Hohn und Spott als gegen stolze Verachtung, besonders wenn er sich nicht leugnen konnte, daß der Stolz ihm gegenüber berechtigt war.

Die Flugschrift Helminas hieß „Eßlair in Wien." Den Inhalt habe ich vergessen. Zweifelsohne war er überaus geistreich vorgetragen, eine Mosaik von guten Einfällen, schwerlich aber von kritischem Werth. Hätte die Dichterin auch die kritische Gabe besessen, wie sie ihr fehlte, so würde sie dieselbe anzuwenden im gegebenen Falle unterlassen haben, da Palffi eine Parteischrift bestellt hatte — eine „Reclame," wie man's heutzutage nennt.

Eßlair war ein ausgezeichneter Darsteller und mit allen Vorzügen eines echten und rechten Heldenspielers ausgestattet, zum Unglück jedoch bereits der „Manier" verfallen. Die Manier war der Fluch seiner Künstler-

ſchaft in der letzten Abtheilung ſeiner Laufbahn, welche damals ſchon bergab zu führen begann. Er ließ gar zu ſtark hervortreten, daß die Rolle für ſeine werthe Perſon, nicht er für die Rolle vorhanden ſei, und die Sucht nach Abſonderlichkeiten that bei ihm der Kunſt merklichen Eintrag, während ſie — freilich nur für einen Augenblick — ſeinen Erfolg beim großen Haufen verſtärkte.

Zu Wien lag Malsburgs theuerſte Erinnerung begraben, ſeine Braut. Er hatte Helmina aufgetragen, ihrer Mutter ſeine Grüße zu bringen. Frau von Traunwieſer nahm die Dichterin mit Herzlichkeit auf. Nachdem jedoch die todte Braut und der verwitwete Bräutigam ſattſam beſprochen waren, ergaben ſich keine ferneren Berührungspunkte und der Umgang blieb auf einige gelegentliche Abfütterungen beſchränkt.

Die Tagesliteratur beherrſchte in Wien und in ganz Oeſterreich die „Theaterzeitung“ Bäuerle's, während die ſ. g. Modenzeitung außerhalb des Kaiſerſtaates mehr galt als zu Hauſe. Der eigentliche Titel dieſer gehaltreichen Wochenſchrift lautete ungefähr: „Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur und Mode;“ genau weiß ichs nicht mehr. Die Mode war darin für die Wiener die Hauptſache, vorzüglich wegen der hübſchen Modebilder, welche Herr von Stubenrauch lieferte. Der Herausgeber, Namens Schickh, war kein Genoſſe von der Feder, ſondern ein Kaufmann, der in offenem Laden Mode-Artikel verkaufte, deren Ertrag ihm die Artikel beſtreiten half, welche in ſeiner Zeitſchrift eben nicht der Wiener Mode entſprachen. Er war ein wolgenährter und rüſtiger Sechziger mit einer Karfunkelnaſe im glühenden Antlitz. Seine Frau (die

zweite) war bedeutend jünger als er und immer noch sehr hübsch durch schöne Augen und lebhafte Färbung. Nach Schickhs Tode soll sie einen reichen Edelmann geheiratet haben. Was aus der Modezeitung geworden, weiß ich nicht; muthmaßlich hat der Sturm von 1848 die letzten Blätter davon verweht.

Eine Zeitschrift zu führen, war in den Tagen der hochnothpeinlichen Censur fürwahr eine dornenvolle Aufgabe. Größere Mittheilungen (wie Erzählungen und sogar Reiseskizzen) mußten in doppelter Abschrift vorgelegt werden und blieben oft über ein Jahr bei der Censurhofstelle liegen. Kleinere Beiträge, namentlich die Hauptsache der damaligen Tagesgeschichte: die Theaterberichte, durften im Spaltenabzuge eingereicht werden, und Seine Excellenz, der Graf Sedlnitzky maßregelte sie höchst eigenhändig. Die Theaterberichte las er mit ganz besonderer Aufmerksamkeit, wobei er gelegentlich keinen Anstand nahm, mit gebieterischem Rothstift Schwarz in Weiß oder Weiß in Schwarz zu verwandeln. Die Redaction durfte sich dann nicht etwa unterfangen, einen dergestalt verkehrten Artikel liegen zu lassen. Was durch die Censur gegangen, mußte zur anberaumten Frist erscheinen. War jedoch ein Artikel, auch der längste, gestrichen worden, so durfte deßhalb die Ausgabe um keine Stunde verspätet werden. Zu diesem Behufe mußte jede Redaction stets eine Masse von „censurirten" (nämlich censirten) Füllstücken bereits gesetzt im Vorrath halten, und zwar so viele, daß sie im Nothfalle für eine ganze Nummer von Anfang bis zum Ende ausgereicht hatten. Gegen die Mitglieder des Burgtheaters durfte schon grundsätzlich

nichts gesagt werden, denn ihre künstlerischen Leistungen waren ja „dienstliche Verrichtungen k. k. Beamten," und Sedlnitzky hielt das bereits für eine ganz absonderliche und ausnahmsweise Begünstigung der Tagesliteratur, daß man überhaupt ihr erlaubte, eine solche Amtsthätigkeit öffentlich zur Sprache zu bringen. Widerspruch duldete er so wenig, daß sogar der Kaiser Franz, obschon nicht überall mit ihm einverstanden, ihn gewähren ließ.

Schickh kam mit dem Grafen ziemlich gut aus, und zwar durch einen Kunstgriff, der fein genug erfunden war. Er schickte einen Abklatsch der Artikel noch vor der „schwarzen" (nämlich der allerersten) Correctur zur Censur; und wenn er ganz besondere Besorgniß wegen eines Beitrags hegte, so ließ er denselben durch einen Lehrling, angeblich als Probestück setzen. Obschon damals noch „die Gesellen der schwarzen Kunst" mehr gelernt hatten und weniger schleuderisch arbeiteten, als später wegen des ungeheueren Verbrauches von Händen am Setzkasten die überwiegende Mehrzahl von ihnen, so gab es immerhin noch manches auszubessern. Sedlnitzky aber war ein leidenschaftlicher Corrector, stolz auf die Kunstfertigkeit, womit er dieses Steckenpferdlein ritt. Je mehr Rothstift er nun bei der Correctur zu „vergießen" hatte, umso weniger wüthete er gegen den geistigen Inhalt der Spalten, insofern derselbe nicht etwa seinen kleinen Liebhabereien querüber kam. Namentlich ließ er jenen Damen vom Theater, denen er persönlich wohlwollte, nichts anhaben. Gelegentlich schob er selber einige Worte der Anerkennung für eine oder die andere in einen Artikel ein, „der sich einer Vergeßlichkeit schuldig gemacht hatte."

Bei Schickh waren, wie sich denken läßt, mancherlei Leute aus der künstlerischen Welt zu treffen, gleichwie auch Männer der strengsten Wissenschaft. Zu letzteren gehörte Philolog Stein, Professor an der Hochschule, ein Mann von bodenloser Gelehrsamkeit und, obwol geistreich, nichts destoweniger ein steifer Pedant, wenn jemals ein Sterblicher diese Bezeichnung verdiente. Der Rector Gröbel an der Kreuzschule zu Dresden, gewiß ein zäher Schulfuchs von altsächsischem Schlage, war gegen Stein gehalten noch ein Lebemann. Etwas ähnlicher war ihm sein Namensvetter und Zeitgenosse am grauen Kloster (einem Gymnasium) zu Berlin, der ihm auch im Aeußern einigermaßen glich, vor allem durch die lederne Haut, die eckigen Züge und den roßharenen Backenbart. Vom Wiener Stein erzählte man sich allerlei ergötzliche Stücklein. In seinen jüngeren Jahren hatte er nur deßhalb geheiratet, um Kinder zur Verfügung zu erhalten und sie zum Beispiele für die Welt spartanisch zu erziehen. Das Weib schenkte ihm ein Pärlein und schloß die Augen für immer. Der Bube folgte ihr in wenigen Jahren nach; er konnte die klassische Abhärtung und die schwarze Suppe nicht vertragen. Das Mädchen hielt, Dank der Zähigkeit des weiblichen Geschlechtes, länger aus, aber das unglückselige Ding verkrüppelte. Nun fügte sichs eines Abends, daß die verschrobene Antigone, Vais oder wie sie sonst etwa auf griechisch gescholten wurde, den Papa zu einem Balle in der Vorstadt Erdberg begleiten durfte. Die arme Haut wollte nur zuschauen, sonst nichts. Es fiel ihr gar nicht ein, mit stampfendem Fuße das Eisen zu treffen. Während jedoch in einem Nebengemach der Professor und seine

Freunde nach der Abendtafel „König und Haman“ spielen, nämlich zusammen saßen und tranken, wurde Steins bucklige und unbeholfene Tochter von übermüthigen Studenten zum Tanzen verleitet, um nicht zu sagen gepreßt. Nun gab es, was die Wiener „eine Hetz'“ nennen. Das furchtbare Halloh machte die Zecher im Nebenzimmer aufmerksam. Stein war nicht sobald des Vorganges inne geworden, als er wie ein Rasender auf Antigone losfuhr, sie zum offenen Fenster zerrte und mit seiner Stentorstimme hinaus donnerte: „Bürger von Erdberg, dem alten Sitze der Tempelherren, auf eurem Grunde, wo Richard Löwenherz gefangen wurde, gibt ein entartetes Kind seinen Vater dem Gespötte preis. Habt Acht, ich schleudre euch den Balg hinunter.“ — Zum Schleudern kam's natürlich nicht. Das verwachsene Töchterlein aber gelangte zu keinem Tänzer mehr, als bis ein paar Jahre später jener es aufzog, für den es keinen Korb gibt.

Unser Pedant hielt das Mißlingen seines Erziehungs-Versuches eben nur für ein Unglück und trug es mit dem Gleichmuth des weisen Mannes. So ziemte sichs für seine klassische Bildung, welcher er auch seinen Haß gegen den Tabak verdankte. Die alten Griechen und Römer hatten nicht geraucht. Die Neugriechen seien Blendlinge, sagte Stein, welche sich ohne Fug und Recht der edelsten Abkunft rühmten, denn wenn sie wirkliche Hellenen wären, so würden sie die schändliche herba nicotiana verschmähen. Ein Student, der nach Tabak roch, hatte während der Prüfung bei Stein den schwersten Stand. Wenn der Professor einen seiner Hörer irgendwo rauchend traf, so machte er ihn tüchtig herunter. Seine Straf-

predigt begann gewöhnlich mit den Worten: „Schon wieder das instrumentum voluptatis im Geldschnabel?“ Wenn er keine besondere Eile hatte, führte er aus, daß weder Homer noch Hesiod, weder der weise Sokrates noch der Spottvogel Aristophanes gequalmt. Miltiades, Themistokles, Leonidas, Xenophon, Alexander der Große, Cäsar, Hannibal seien auch ohne Tabakspfeife tüchtige Soldaten gewesen. Perser und Parther hätten so wenig geraucht als die alten Germanen in den feuchten Nebeln ihrer Wälder.

In diesen Standreden wie auch sonst im Verkehr entwickelte Stein nicht selten einen kernig gesunden Mutterwitz. Zuweilen verschmähte er auch ein Wortspiel nicht. So schrieb er einmal an Deinhardstein, mit dem er zu sprechen hatte: „Dein harrt Stein.“

Für Wilhelm faßte er eine Vorliebe, weil der Juvenis nicht rauchte, und lud ihn ein, sein griechisches Collegium zu besuchen. Der Professor trug für die „Philosophen“ Homer vor. Unter Philosophie verstand man die Uebergangsschule zwischen Gymnasium und Facultät.

Jetzt nach ungefähr vierzig Jahren freut michs noch, daß ich selbiges Collegium bei Stein gehört habe. Was der geistreiche Mann vorgetragen, hat einen bleibenden Eindruck hintertassen. Die Erklärungen des gelehrten Professors jedoch können sich nicht eines solchen Erfolges rühmen, denn ich habe mein Griechisch so rein vergessen, daß ich schier nimmer weiß, ob ἀδελφός einen Bruder oder eine Schwester bedeutet.

Deinhardstein, der Dichter, hatte Helmina gelegentlich einer Reise in Dresden begrüßt und sie war

den Gegenbesuch in Wien nicht schuldig geblieben. Der Anbeginn seiner schriftstellerischen Laufbahn lag zwar hinter ihm, doch noch nicht gar zu weit. Er mochte ungefähr 32 bis 33 zählen und hatte sich durch ein Lustspiel bekannt gemacht, welches den Titel „das Bild der Danae" führte, gewöhnlich aber im Drucke als Bild der Dame erscheint, wie es überhaupt Setzfehler gibt, die in offenbarer Vorherbestimmung liegen. Deinhardstein besaß eine schöne Frau und liebe Kindlein. Seine Geldverhältnisse waren nicht glänzend, doch schaffte er sich in den nächsten Jahren darauf ein sorgenfreieres Loos. Er wurde zum Professor der Aesthetik im Theresianum und zum Censor ernannt. Später kam er an Schreivogels Stelle zum Burgtheater, wo er durch Holbein, und dieser durch Heinrich Laube abgelöst wurde.

Durch Deinhardstein wurde Helmina bei dem Ritter von Frank eingeführt. Letzterer hätte es für eine Art von Schimpf gehalten, wenn die berühmte Dichterin nicht wenigstens ein Mittagsmal bei ihm eingenommen. Das gehörte zu den Erfordernissen seines Hauses, welches einen der wenigen Mittelpunkte geistigen Verkehrs in der Hauptstadt bildete, und zwar in einer Weise, welche die urwüchsige Gastlichkeit des Wienerthums mit höheren Erfordernissen glücklich zu vereinigen verstand. In schlichte Worte übersetzt heißt das: „bei Frank wurde vortrefflich gegessen und getrunken, aber der Zwischenakt weder mit Kartenspiel noch mit musikalischem Geklimper ausgefüllt, obschon die Musik nicht ausgeschlossen blieb. Die Einladung, welche Deinhardstein überbrachte, verdankte also ihren Ursprung der Neugier. Sie war auf nichts wei-

ter berechnet, als die Leute ſagen zu laſſen, daß man bei Frank Helmina zu ſehen bekomme, wie man auch andere Träger berühmter oder bekannter Namen in allen Fächern der ſchönen Künſte dort beiſammen fand; zufällig jedoch fügte ſich's, daß im weiteren Verlaufe der Bekanntſchaft ein freundſchaftliches Verhältniß daraus wurde, das bis zu Franks frühem Tode ungetrübt fortbeſtand.

Der Ritter von Frank war eine Merkwürdigkeit von Wien. Man nannte ihn allgemein den dicken Frank. Der Beiname kam nicht wie lucus a non lucendo. Der Mann beſaß die volle Länge des Grenadiermaßes und war ſelbſt für dieſe ſtattliche Höhe noch übermäßig füllreich. Wenn Helmina neben ihm ſtand, nahm ſie ſich fein und zierlich aus, und das wußte ſie zu ſchätzen, da ſie — wie ſchon geſagt worden — ihren körperlichen Umfang zu einer der ſchmerzlichſten Prüfungen auf dem dornenvollen Lebenspfade rechnete. Die Fülle des dicken Frank war nicht hohle Gedunſenheit, ſondern kernkräftiges Gedeihen. Er ſtand im Alter von etwa achtundvierzig Jahren und war friſch an Leib und Seele. Seiner körperlichen Beſchaffenheit nach hätte er wol zum Greiſenalter gelangen können; die nächſte für irdiſche Augen erkennbare Urſache ſeines vorzeitigen Todes in einem Alter von 51 oder 52 Jahren lag in einer Verirrung der Zeit, welche damals viele Opfer gefordert hat. Ein Franzoſe Namens Leroy hatte nämlich ein Buch herausgegeben, das die Laien in den Stand ſetzen ſollte, ſich durch eigene Behandlung vor jeglicher Krankheit zu bewahren. Der Grundſatz der Vorſchrift war, den Menſchenleib wie eine

Klinte oder ein Pfeifenrohr inwendig durchzuputzen. Nach selbiger Anleitung fing auch der dicke Frank eines schönen Morgens an, sich zu maßregeln, wobei er sich so unwiderruflich zu Grunde richtete, daß er den Zweck, sich den Händen der Aerzte zu entziehen, zwar vollständig, aber nicht in der erwarteten Weise erreichte.

Zu den bezeichnendsten Eigenthümlichkeiten in der äußeren Erscheinung des Colosses gehört, daß ihm stets zu heiß war. Am kältesten Wintertag lustwandelte er in seinem Frack ganz gemächlich im Freien einher. Man sah ihn auf der Gasse nie anders als im Frack, und er ging tagtäglich durch eine ziemliche Anzahl von Gassen, so wie über Basteien und Glacis, ob es nun regnete, schneite oder Stein und Bein fror. Wagen und Pferde waren für ihn nur vorhanden, um ihn über Land zu schaffen, und gewiß hat es nie einen reichen Mann zu Wien gegeben, welcher den Fiakern in solchem Maße den gebührenden Zoll vorenthielt. Diese letztere Bemerkung bezieht sich auf eine besondere Eigenthümlichkeit der Stadt; niemand gibt mehr Geld für Fiaker aus, als wer eigene Pferde hält, gleichviel ob nur ein einziges Paar oder einen großen Stall voll. Schöne Kutschen, edle Rosse besitzt man, um seinen Reichthum zu zeigen, aber die Bequemlichkeit wirft sich in den Miethwagen. Auch besitzt der Wiener Fiaker einen schätzbaren Vorzug vor der plauderhaften Livrée: er ist verschwiegen wie eine Mauer.

Der dicke Frank war der witzigste Mann von Wien; wenigstens galt er dafür, vielleicht nur darum, weil er nicht von jenen Rücksichten gehemmt wurde, denen z. B. Weinhardstein und Castelli als Beamte Rechnung tragen

mußten. Der unabhängige Großhändler hatte nach keiner Gunst und Gnade zu fragen. Die Rücksichtslosigkeit des angeborenen Freimuthes war durch die Gewohnheit völlig aller Zucht entwachsen. Jeder lustige Einfall mußte über die Zunge, und wenn die Person, auf welche er sich bezog, zufällig nicht zugegen war, so ruhte Frank nicht eher, als bis er sie gefunden und ihr den Spaß in's Gesicht geworfen, wie wenig verbindlich er auch lauten mochte. Die Freunde nahmen ihm das nicht gar zu übel; sie kannten sein wackeres Herz, seine zuverlässige Gesinnung. Andere, die ihm nicht näher standen, pflegten ihre Empfindlichkeit zu verbergen und machten gute Miene zum schlimmen Spiel, um die böse Zunge nicht im Ernste gegen sich aufzubringen: denn wenn Frank schon seine Freunde nicht schonte, so zerriß er seine Feinde vollends in der unbarmherzigsten Weise. Er war deßhalb in seiner Art so gefürchtet wie Sedlnitzky und Persa in der ihrigen.

Persa war, beiläufig bemerkt, Vorstand der Polizei, im Umgange ein liebenswürdiger Weltmann, für seine Untergebenen ein Hausdrache von bösartiger Heimtücke. Das schlimme Ende, welches er genommen, hat manche stille Schadenfreude erregt. Er brachte sich nämlich selbst um's Leben, um nicht der strafenden Gerechtigkeit zu verfallen, nachdem er Sammelgelder für die im Jahre 1825 abgebrannte Kirche des Gnadenortes Mariazell mit ungewaschenen Händen eingenommen und bei keinem Adam Riese die Formel finden konnte, um die Ziffern so zu gruppiren, wie er sie brauchte. Der Selbstmord war durch die Art seines Vollzuges bemerkenswerth. Die Die-

ner des Gerichtes, welche ſpät Abends Perſa zu verhaften kamen, mußten die Thüre zu ſeinem Zimmer mit Gewalt öffnen. Das Gemach fanden ſie leer. Auf dem Tiſche lagen Piſtolen (ſcharf geladen, wie ſich ſpäter erwies) und ein blanker Degen; an der Wand ſchwebte, faſt mannshoch über einem Seſſel, an handfeſtem Kloben eine tüchtige Schlinge. Das Fenſter ſtand offen. Die Eingetretenen hatten kaum Zeit gehabt, dieſe Umſtände überſichtlich wahrzunehmen, als ſie von der Straße herauf Lärm vernahmen. Derjenige, welchen ſie geſucht, hatte — Gott allein weiß warum — die getroffenen Anſtalten zur Reiſe in die andere Welt verſchmäht und den Weg durch's Fenſter auf das Pflaſter hinab vorgezogen, nachdem er ſich die Füße zuſammengebunden. Der Sturz ſchien in demſelben Augenblick erfolgt zu ſein, als die Thüre der Gewalt zu weichen begann. Uebrigens war er richtig todt.

Frank beſaß eine immer noch hübſche Frau, die einſt eine berühmte Schönheit geweſen. Sie war eine geborne Braumann aus Frankfurt a. M. Von den zahlreichen Kindern war der älteſte Sohn bereits Offizier in einem kaiſerlichen Reiterregiment, während der jüngſte noch auf dem Schaukelpferde ritt. Der zweite Sohn hat ſeinen Namen in weiteren Kreiſen bekannt gemacht, als Schriftſteller, als Herausgeber von Zeitſchriften oder Taſchenbüchern, als Theaterunternehmer und als politiſcher Flüchtling. Er lebte als ſolcher zu London, wo er im Jahr 1850 Buchhalter oder etwas dergleichen in Barclays vielgenannter Brauerei war. Dem flüchtigen Empörer hatte der Kaiſer auf ſein Anſuchen wie ſo vielen andern die

straffreie Rückkehr zugestanden, doch starb er, bevor er von der Gnade Gebrauch gemacht.

Von Gustav Frank behauptete seinerzeit ein Wiener Gerücht, er sei es gewesen, welcher bei Haynau's Besuch in London (1850) den Straßenpöbel auf den berühmten Heerführer des Kaisers gehetzt habe. Allerdings war der Feldzeugmeister bei den Widersachern Oesterreichs äußerst verhaßt. Er hatte u. a. durch die glorreiche Schlacht bei Temesvar die Nachrede beseitigt, daß nur die Russen allein den magyarischen Empörern den Meister zu zeigen im Stande gewesen. Aber bei allem Ingrimm, welchen Frank empfinden mochte, war er doch ein Mann von guter Erziehung und gebildetem Geiste, den einer solchen Niederträchtigkeit zu zeihen höchstens die liebe Einfalt in ihrer schadenfrohen Gemeinheit sich hinreißen lassen konnte. Wenn irgend ein Beweis für die Anschuldigung vorgelegen hätte, so wäre der Flüchtling schwerlich begnadigt worden.

In den Tagen, von welchen hier die Rede ist, war Gustav ein schlanker Jüngling und auffallend hübsch, was umso mehr bemerkt wurde, als er der Sohn eines reichen Hauses war. Er that sich durch allerlei Gaben hervor; er zeichnete und malte, spielte mit großer Fertigkeit die Geige, machte seinen Vers ziemlich flott weg und versuchte sich in der dramatischen Dichtung. Letzteres gefiel seinem Vater nicht sonderlich, nicht etwa an und für sich, sondern weil der Alte behauptete, der Junge habe keinen rechten Beruf zur Schriftstellerei überhaupt, und doch lasse er sich von der schwierigsten Art derselben anziehen, statt sich einer andern Richtung zu widmen, welche

ihn über die Mittelmäßigkeit hinausführen könnte. Bei einer Gelegenheit sagte der dicke Frank: „Gustav ist unter meinen Söhnen der begabteste, und doch wird er am wenigsten zu etwas kommen, sondern dem Hunde gleichen, der alle Hasen auf einmal fangen will.“ Dieses Gleichniß war im Verhältniß zur gewohnten Ausdrucksweise des „schweren“ Mannes noch ganz schonend, ich möchte sogar zart sagen, wenn ich die oft gar zu rücksichtslose Derbheit seiner Scherze bedenke. So hatte er, um ein Beispiel anzuführen, jeder der bekannteren Schriftstellerinnen der Zeit einen Reim an den Namen gehängt, und mit wenigen Ausnahmen in die eine Zeile einen Sinn gezwängt, der zwar die Schriftstellerin als solche nicht berührte, dafür aber die Frau um so tiefer verletzen mußte. Das Gedicht, oder vielmehr die Schnur voller Reime wurde von einem dienstbeflissenen „guten Freunde“ dem Herrn von Schindel zugesendet, von diesem jedoch nicht zur Ergänzung seines Schriftstellerinnen-Lexikons benutzt.

In einer Art von Epigrammen, die sich nicht einmal zum Aufschreiben, geschweige denn zum Drucke eigneten, leistete Frank schier Unglaubliches; nicht minder in politischen Spottversen, die er meistentheils den Melodien der Gassenhauer des Tages unterlegte. Eine Art Berühmtheit, ähnlich der des Bohnenliedes, hatte in diesem letztgenannten Fach sein Rundgemälde von Europa erlangt, das sozusagen niemand kannte. Die wenigen Bruchstücke, welche ich davon vernommen, standen weit unter ihrem Rufe und schienen mir harmlos spaßhafter Natur, wie z. B. der Vers: „Der Ruß, der Alexander, weist zwei Gesichter her, bald's eine bald das ander,“ der für maß-

los keck galt. Wirklich spaßhaft nahm sich die übrigens harmlose Strophe aus: „Der Sultan zu den Raizen sprach: Was ist denn eur Begehr? Wir fangen an Tumult an, verehrtester Herr Sultan, sonst thut sich's nimmermehr.“ Natürlich machte die allgemein bekannte Weise des Liedleins den besten Theil des Spaßes aus und erklärte das unerschöpfliche Gelächter der Hörer.

Wie der dicke Frank, war auch Karl Ruß in seiner Art eine eigenthümliche Erscheinung, ein tüchtiger Oesterreicher von echtem Schrot und Korn, ein Maler von kaninchenhaft fruchtbarer Einbildungskraft und dabei im Leben, was das Volk einen Phantasten heißt. Sein sprudelndes prickelndes sprühendes Wesen war nicht landesüblich; er schrie und bediente sich überschwänglicher Redensarten für gleichgültige Dinge, als wäre er ein richtiger Berliner. Wenn Helmina und er zusammenkamen, gab's immer einen wahren Höllenlärm, als wollten sie mit Messern auf einander losfahren, — doch alles in Liebe und Güte. Es ist schon angedeutet worden, daß Helmina gar zu gerne mit Kanonen nach Spatzen feuerte und Mücken zu Elephanten machte; da nun Ruß dieselbe Art und Weise des Vortrags befolgte, so stellte sich bei einer Unterhaltung der beiden die Fabel vom kreißenden Berge dar. An Fertigkeit der Rede stand der Maler der Dichterin nicht nach, wenn auch seine Sprache im Ausdruck minder gewandt war und seine Redefiguren sich oft zu geschmacklosen Zerrbildern verzogen. Er hat zwar die berühmte Redewendung: „an den Rand des Bettelstabs gerathen,“ nicht gradezu erfunden, aber sie wäre seiner würdig gewesen. So sagte er eines Tags zu Max,

der das Waſſer des Neuſtädter Canals ſeiner ſchlammigen Beſchaffenheit halber als nicht angemeſſen zum Baden erklärte: „Dalketer Bue, wo ſo viele gute Katholiken und echte Patrioten baden, wirſt du dein fadenſcheiniges Geſtell ſchier auch eintunken mögen.“ — Beiläufig bemerkt: Patriot bedeutete damals zu Wien etwas ganz anderes, als z. B. in der baieriſchen Pfalz am linken Rheinufer. In der Pfalz war der Patriot ein Jakobiner, in Oeſterreich dagegen ein treuer Anhänger des Kaiſers.

Als Cuſtus der k. k. Gemäldeſammlung wohnte Ruß im Belvedere, und zwar in einem der Cavalierhäuschen beim obern Hofe. Das Belvedere, vom Prinzen Eugen, dem edlen Ritter, erbaut, beſteht aus zwei Schlöſſern, dem unteren (am Rennweg), wo ſich die Ambraſer Sammlung befindet, und dem oberen jenſeits des Gartens auf der Höhe, von wo ſich eine herrliche Ausſicht über die Kaiſerſtadt bietet, ſo daß die Fenſter gleichſam auch zur Bilderſammlung gehören. Ruß beſaß in ſeiner eigenen Wohnung eine beſondere Bilderſammlung für ſich, die er nicht mit barem Gelde erworben, ſondern mit ſeiner Zeit und ſeinem Leben bezahlt hatte. Sie beſtand aus Gemälden von ſeiner Hand, deren er viele mit großer Schnelligkeit hervorbrachte, während von einem Abſatz kaum die Rede war. Der Stoff ſeiner Darſtellungen war der vaterländiſchen Geſchichte entnommen, und doch hatte man im allgemeinen zu Wien keinen Sinn für die Vorzeit überhaupt und am wenigſten für die heimiſche. Seine Darſtellung war von friſcher Lebendigkeit, die Zeichnung jedoch ſchroff und eckig, die Farbe grell und unerquicklich.

Wäre seinem Reichthum der Erfindung die Vollendung der Form auch nur annähernd gleichgekommen, so hätte er sich in die Reihen der großen Meister gestellt. Er selbst legte auf nichts Werth als eben nur auf die Erfindung. Und dennoch hielt er seltsamer Weise die Thätigkeit der Einbildungskraft für eine Fertigkeit, die jeder Mensch in sich trage und nur auszubilden brauche, um sich ihrer nach Belieben zu bedienen.

Von dieser Ueberzeugung ausgehend hielt er seine Kinder schon frühzeitig zu künstlerischem Schaffen an. Er besaß deren fünf; die älteste Tochter Clementine zählte sechszehn, der Sohn Leander fünfzehn Jahre, dann folgten zwei kleine Mädchen und endlich ein Bube in der Wiege. Letzterer war vom Vater zum christlichen Bildhauer bestimmt. „Wenn er aber keine Anlagen dazu hat?“ fragte Helmina. — „Kennen Sie die Schopfbeutelmethode?“ fragte Ruß entgegen. Sie kannte nicht einmal das Wort, geschweige die Anwendung. Schopfbeuteln heißt in Oesterreich einen beim Schopf packen und schütteln, wird aber auch in weiterer Anwendung für den handgreiflichen Ausdruck des Mißvergnügens mit einer Person überhaupt gebraucht. Ob die Methode geeignet ist, christliche Bildhauer zu bilden, ist erfahrungsmäßig nicht festgestellt worden; der zum Beweis für den kecken Lehrsatz bestimmte Sprößling des Hauses Ruß folgte nämlich sehr bald dem Rufe, welchem keiner sich entzieht. „Unser Herrgott hat einen Engel gebraucht,“ sagten die kleinen Mädchen. — Clementine und Leander waren zur Malerei bestimmt. Sie mußten auf Commando erfinden. „Componire!“ herrschte Ruß eines Abends in Helminas Gegenwart sei-

ner Tochter zu. „Was?“ fragte das Mädchen entgegen. „Sieben Madonnen,“ lautete der Bescheid. Eine ähnliche Aufgabe ward Leander zu Theil; nur im Stoffe lag ein Unterschied, da er statt des zarten Gegenstandes einen derben erhielt, vielleicht die Geschichte des Bürgermeisters Holzer, die er nie gewußt, oder eine andere, die er vergessen hatte. Als Helmina ging, hatte Clementine schon etwelche Madonnen fertig gebracht und Leander einige Schopfbeutler erhalten.

Hormayr kam nicht selten zu Ruß. Sie waren alte Bekannte und hatten beide „die Waffen für den Kaiser getragen,“ wie Ruß in seiner hochtrabenden Weise es nannte. Was seine eigene Person betraf, so war das Tragen ganz wörtlich zu nehmen; er hatte nämlich als junger Mann mit andern Bürgern seine Muskete erhalten, um in Abwesenheit des Militärs die Wache in der Burg zu beziehen. Hormayrs Wirksamkeit war anderer Art gewesen, wie männiglich bekannt; näher darauf einzugehen, ist hier nicht die Stelle. Nur im allgemeinen sei gesagt, daß er sich im Jahr 1809 in Tirol Verdienste um das Haus Oesterreich erworben, aber schon damals sich in Zettelungen verwickelt zu haben scheint, die zum größten Theil die Gunst und Gnade, auf die er sich unzweifelhafte Ansprüche errungen, für die Nachsicht aufbrauchten, welche die Dankbarkeit ihm angedeihen ließ. Später ist er förmlich von Oesterreich abgefallen. Als Geschichtschreiber hat er Bemerkenswerthes geleistet, doch wenig als Forscher, weil ihm wie im Leben auch in der Wissenschaft alle zuverlässige Ehrlichkeit und Treue abging. Falschheit und Heimtücke waren seine vorwalten-

den Eigenschaften, die sich mit Leidenschaftlichkeit und Rachsucht verbanden. Seiner äußeren Erscheinung nach war er ein vierschrötiger Mann von höflich gebildetem Benehmen, ein anregend unterhaltender Gesellschafter. Sein glaues Antlitz lächelte in unwandelbarer Leutseligkeit. Im täglichen Leben war er dem sinnlichen Genuß in auffallend starker Weise ergeben, wußte es aber dabei so einzurichten, daß seine kleinen Seitensprünge wenig Zeit kosteten und kein anderes Opfer als an Geld erheischten. Mit Helmina vertrug er sich ganz leidlich. Sie beräucherten sich gegenseitig, doch ging es zuletzt nicht ohne einiges Kratzen ab, nachdem die Dichterin Beiträge für das Archiv (Hormayrs Zeitschrift) geliefert und endlich auf den wunderlichen Einfall gerieth, Ehrensold zu heischen.

Ruß versammelte einen Kreis von jugendlichen Künstlern um sich, die er gelegentlich mit gutem Rathe und durch Empfehlungen unterstützte. Der größte Vortheil für sie lag in dem belebten Verkehr. Mancher tüchtige Meister ist in diesem Kreise jung gewesen; ich nenne vor allen Moriz von Schwind und den Bildhauer Schaller. Auf Schwind baute Ruß ganz besondere Erwartungen, die ihn bekanntlich nicht getäuscht haben. Außer den jungen Malern kamen auch Schriftsteller und Leute von verschiedenartigem Beruf. Das Haus war ein Taubenschlag. Man konnte ohne Umstände kommen, weil keine Umstände gemacht wurden und die Gastfreundschaft keinerlei Verbindlichkeit auferlegte, da in der muntern Gesellschaft nur geplaudert wurde, sonst nichts. Es ist gewiß ein Förderungsmittel für die wahre Geselligkeit, wenn sich

ihr ein Haus öffnet, wo man den Besuchern nichts vorsetzt. Mancher geistig hochbegabte Mann muß der Freude entsagen, einen Kreis um sich zu versammeln, weil seine Mittel ihm nicht erlauben, die Leute zu Dutzenden zu bewirthen, und wenn er es auch zu thun vermag, ist er wenigstens genöthigt, den Eintritt auf eine gewisse Zahl zu beschränken. Bei Ruß fielen solche Rücksichten weg. Da kam wer wollte. War er nicht vorgestellt, so führte er sich selber ein. Behagte er dem Maler nicht, so wußte der gleich Mittel und Wege zu finden, sich seiner zu entledigen; doch kam es selten vor, daß er mit irgendwem sich nicht vertrug. Ein junger Mann seiner Bekanntschaft, der sich den Verdacht zugezogen hatte, ein „Raderer" zu sein, bekam die Worte zu hören: „Böse Zungen behaupten, Sie seien zwar nicht unter die Drachen, wol aber unter die Spitzel gegangen. Ich gebe ihnen sieben Jahre Urlaub, um sich vom Verdachte zu reinigen."

Raderer oder Spitzel nannte man einen Vertrauten der geheimen Polizei. Es gab dergleichen in Wien, daran wird kaum zu zweifeln sein; indessen wird mancher für einen Blaustrumpf oder Marcolphus gegolten haben, der zum Kunstschafter just so gut getaugt hätte, als der unsterbliche „Speian von Billinge," während andere, die wirklich das ehrenvolle Geschäft trieben, nicht dafür angesehen wurden. Wenn man jemand nicht leiden mochte und ihm auch gar nichts anhaben konnte, so verdächtigte man ihn als Spitzel.

Bei einer früheren Gelegenheit habe ich mich schon einmal entschuldigt, daß ich die verehrlichen Herrschaften aus der Vergangenheit nicht nach Rang und Würden ordne.

Damals war von Tieck die Rede, der ſich zwiſchen allerlei Sterblichkeiten in bunter Reihe eingeſchachtelt fand; heute wird die Anmerkung auf Hammer anzuwenden ſein. Joſeph von Hammer (damals Ritter von Hammer, ſpäter Freiherr mit dem Zuſatze Purgſtall, als Erbe des erloſchenen Grafenhauſes Purgſtall mit dem Stammgute Hainfeld in Steiermark) war von Paris her mit Helmina bekannt und ein Freund ihres Gatten. Ueberhaupt war es nicht leicht, einen ausgezeichneten Mann oder eine berühmte Frau zu finden, zu denen Hammer nicht in Beziehungen geſtanden wäre. Er hatte alle Welt in ihrer Heimat kennen gelernt und alle Welt ſuchte ihn zu Wien in ſeinem Hauſe auf. Er widmete der Geſellſchaft manche Stunde und ſeinem ausgebreiteten Briefwechſel viele Zeit, und man begriff nicht, wie ihm noch Muße blieb, fortwährend ſo vieles zu arbeiten und zu lernen, wie er that. Das Wort des Räthſels lag in der unerſchöpflichen Raſtloſigkeit einer wolgeordneten Thätigkeit, welche den Zuſtand geiſtiger Erſchöpfung nicht zu kennen ſchien. Er ſchlief ſehr wenig, ſo daß er Morgens ſo früh aufſtehen konnte wie der erſtbeſte Türke, ohne ſich Abends früher niederlegen zu müſſen als irgend ein Großſtädter in Europa. Noch als Greis von 81 oder 82 Jahren, wenige Monate vor ſeinem Tode, fing er Morgens um vier Uhr zu arbeiten an und hatte bis um zehn Uhr ein ganzes Tageswerk gethan, zu der Stunde, in welcher ſo viele andere ihren Tag erſt anfangen. Damit iſt übrigens nicht geſagt, daß er den Reſt des Tages nicht benutzt hätte; er wußte die Stunden theils im Verkehr mit der

Außenwelt, theils für die Förderung seiner Arbeiten zu verwerthen.

Zu der Zeit, von welcher hier die Rede, war Hammer noch ganz entschieden jung, obschon er bereits nahe an fünfzig Jahre zählte. Der frischen Rüstigkeit des Geistes, die ihn bis zu seinem Tode nicht verließ, entsprach die muntere Frische der Hülle dieses regsamen Geistes, eine nicht große und etwas hagere Gestalt, wolgemacht in allen ihren Verhältnissen und mit einem ausdrucksvollen Antlitz von länglichem Schnitt und scharf ausgeprägten Zügen. Das bräunliche Gesicht mit der kühn geschwungenen Adlernase, den tief liegenden Augen, den so bestimmt gezeichneten Umrissen hatte im ganzen einen orientalischen Anstrich, aber von der alleredelsten Art. Den Ernst milderte wie Sonnenschein an einem hellen Septembertage eine fast unzerstörbare Heiterkeit, die von Gewittern wol unterbrochen, aber nie auf die Dauer getrübt werden konnte. Derlei Gewitter waren nicht gar zu selten; Hammer gehörte zu den Pulvertonnen, der erstbeste Funke machte ihn auffliegen.

Sein Wesen hatte mancherlei Wunderlichkeiten an sich, die theilweise von der Entschiedenheit des Gemüthes, von der Raschheit des Blutes, von der Ungeduld eines überlegenen Geistes herstammten. In der ungeduldigen Raschheit besaß er eine gewisse Aehnlichkeit mit Helmina. Er wurde ungeduldig im geselligen Verkehr, wenn man ihn nicht auf der Stelle verstand, obwohl er nicht immer deutlich sprach, sondern sprudelte und „schnuddelte," und dabei in oft seltsamen Gedankensprüngen sich erging, so daß die Unterhaltung mit ihm leicht zum Federballe ward,

den man fallen ließ, weil man nicht gewandt genug war, ihn in seinem regellosen Lauf zu treffen. Bei seiner lebhaften Einbildungskraft geschah es ihm auch zuweilen, daß er in aller Eile aus einem Umstande ergänzend eine ganze Reihe von Folgerungen zog, ohne sich die Mühe zu geben, näher hinzuschauen. Ein Beispiel für viele. Hammer ging eines Vormittags aus. Er wohnte damals am Bauernmarkt. Als er zum Hohen Markte kam, sah er ein großes Drängen und Treiben beim Röhrbrunnen. Aus dem Gedränge wickelten sich Leute los, die in allerlei Geschirren, wie sie ihnen just zur Hand gewesen, Wein forttrugen. Eilfertig kehrte Hammer zu seinem Hause zurück, um zu melden, daß der Röhrbrunnen Wein spende. „Du kannst auch einen holen für dich und die andern, besauft euch aber nicht," sagte er zum Bedienten, und schoß wiederum von dannen, ohne weiter darüber nachzudenken, weßhalb der Brunnen Wein geben sollte, da doch kein besonderer Freudentag zu feiern war. Es war auch nicht der Brunnen, welcher den Wein spendete, sondern ein geplatztes Stückfaß auf einem Fuhrmannskarren.

Mit Helmina vertrug er sich nicht allzuwol, obschon sie — wolgemerkt — ihm bis über ihren Tod hinaus lieb und werth geblieben ist. Es war nur der unmittelbar persönliche Verkehr, der ihn abstieß. Eben so ging es ihr mit ihm. Sie kam nur zuweilen in sein Haus, um einer größeren Gesellschaft beizuwohnen, mied aber den näheren Verkehr. Hammer war ihr zu grob. Damit hatte es folgende Bewandtniß. Eines Tages rief sie seine Vermittlung an; er sollte bei Chezy um Erhöhung ihres Jahrgeldes einschreiten. Statt auf den Vorschlag einzugehen,

hielt er ihr eine Standrede über ihre schlechte Wirthschaft. Er rechnete ihr vor, wie sie — auch ohne einen Kreuzer zu verdienen — ganz anständig leben könnte. Bei den damaligen Preisen in Wien traf die Rechnung richtig zu. Da Hammer einmal im Predigen war, sagte er auch, was er sonst noch auf dem Herzen hatte, und dessen war mancherlei. Seine Ausdrucksweise klang nicht fein. Erbittert ging Helmina davon, um Jahr und Tag das Haus nicht mehr zu betreten. Sie hatte sich eingebildet, von Hammer eine Handvoll Ducaten für eine Anweisung auf ihren Gatten zu erhalten: und daß sie kein Geld bekommen, war ihr wo möglich noch verdrießlicher als die schnöden Reden, die sie vernommen. „Nach allen den Hundsloden, die er mir angehängt," sagte sie zu ihren Söhnen, „mußte er mir wenigstens hundert Gulden pumpen, der Geizdrache!"

Geizig konnte Hammer nicht wol geheißen werden, dazu war er zu edel und zu weise, und wenn er mit dem Gelde wie ein kluger Hausvater umging, so war das lediglich eine Folge der wolgegliederten Ordnung in allem seinem Denken; denn obschon wunderlich zerstreut nach außen, war er innerlich in der besten Verfassung. Das Geld war ihm ein Mittel zum äußern Leben, sonst nichts, und das Außenwerk des Lebens bloß eine nothwendige Bedingung höherer Zwecke. Er wünschte ein solches Dasein zu führen, daß er um bloßer Aeußerlichkeiten willen nicht genöthigt sei, auf Gelderwerb denken zu müssen, und da er für seines Leibes Nahrung und Behagen wenig brauchte, so ließ sich voraussetzen, daß er, auch wenn er zufällig für die Lebsucht zu arbeiten ge-

nöthigt gewesen wäre, nur einen geringen Theil seiner Zeit darauf verwendet haben würde, ungefähr wie jener hellenische Weltweise, der in der Morgendämmerung durch Wassertragen seinen Obol verdiente, um den Tag ungestört seinen Schülern zu widmen. (Die Herren Studenten von Athen bezahlten ebenso wenig Collegiengelder als sie Tabak rauchten.) So befanden sich Hammers äußere Verhältnisse stets in der besten Ordnung, als er noch jung und nicht eben reich war; als er später zu Vermögen gelangte, steigerten sich seine Bedürfnisse nur darin, daß er seine Umgebungen in Einklang mit den Verhältnissen setzte, während seine Genügsamkeit sich gleich blieb. In Speise und Trank war er zeitlebens mäßig, und von seinem sechzigsten Jahre an lebte er wie ein Bramin, insofern er kein Fleisch aß. Morgens blieb er nüchtern bis zwölf Uhr, wo er ein Glas Milch und eine Semmel zu sich nahm. Um 5 Uhr speiste er Suppe und Gemüse. Die Nachtkost war der Zwilling des ersten Morgenimbisses.

Das gehört, streng genommen, noch nicht hieher, doch halte ich für angemessen, der Zeitfolge vorzugreifen und gleich an dieser Stelle noch einiges von Hammers letzter Lebenszeit hinzuzufügen, was sich auf sein äußerliches Dasein bezieht. Dem großen Gelehrten und berühmten Mann habe ich so wenig ein Denkmal zu stiften, als es mir einfallen würde, Wasser in die Donau zu tragen, damit die Sandbank von Sulinah nicht zu Tage streiche. Als ich im Jahr 1850 nach vieljähriger Abwesenheit nach Wien gekommen, gab ich bei den alten Bekannten Karten ab, so auch bei Hammer. Manche dieser

Anmeldungen blieben unbeachtet, so auch bei Hammer. Wie ich fünf Jahre später erfuhr, hatte er die Karte nicht bekommen. Er habe sich gewundert, sagte er mir bei einem zufälligen Zusammentreffen, daß ich nicht wenigstens dem Andenken meines Vaters zu Ehren bei ihm gewesen. Nachträglich ärgerte er sich über seinen einfältigen Bedienten. „Sie können ja die Karte übersehen oder gleich darauf vergessen haben," bemerkte ich, worauf er mit hastigem Eifer betheuerte, daß er derlei weder übersehe noch vergesse. Ich überzeugte mich bald, daß sein Gedächtniß wunderbar frisch geblieben, nicht nur für Dinge aus fernerer Vergangenheit — was bei alten Leuten nicht selten — sondern auch für die unerheblichsten Kleinigkeiten der Gegenwart. Er fragte mich um eine Wohnung. Ich sagte ihm Straße und Nummer, indem ich mich erbot, sie aufzuschreiben, was er als überflüssig ablehnte. „Weißgerber, Löwengasse, 70, zweite Stock," wiederholte er: „das merke ich mir schon." Am nächsten Tage kam er zu dem bezeichneten Hause. Ein junges Mädchen öffnete ihm die Thüre. Er erkannte sie augenblicklich als die Tochter dessen, den er suchte. „Ist Ihr Papa zu Hause, Fräulein?" fragte er, und freundlich nickend fügte er hinzu: „Sie sehen Ihrem Großvater ähnlich wie aus den Augen geschnitten, nur mit dem Unterschiede, daß er blaue Augen trug." Ich entschuldigte mich bei ihm, daß ich mit dem Besuche ihm nicht zuvorgekommen. Er entband mich förmlich und feierlich der Verpflichtung, ihm „Visiten zu schneiden." Es werde genug sein, wenn ich zum Essen zu ihm käme. Bald darauf reiste er nach Paris, weil er Behufs einer Ar-

heit eine morgenländiſche Handſchrift der kaiſerlichen Bibliothek zu vergleichen hatte. Der alte Herr fand es ſo natürlich, den kleinen Abſtecher zu machen, wie Behufs eines Beſuches in die ferne Weißgerbervorſtadt zu fahren oder auch zu gehen, denn bei ſchönem Wetter kam er häufig zu Fuß dorthin, manchmal zu mir und noch öfter zu einem alten Freunde, der in jener Gegend einen Garten beſitzt und berühmte Blumen zieht. Hammer liebte die Blumen, ich hätte ſchier geſagt mit Leidenſchaft.

Im Winter darauf (1855—56) ſagte er einmal: „Zu Peter und Paul iſt Kirchweih zu Weidling. Wir werden Morgens hinausfahren, mein Grabmal betrachten, ſpazieren gehen, im Strauß zu Mittag eſſen und hernach das kleine Fräulein für uns tanzen laſſen.“ Mir kam die Einladung langathmig genug vor, um ſie zu vergeſſen, und ich war wirklich neugierig, ob er bis zum 29. Juni noch daran denken werde. Er vergaß ſie richtig nicht. Acht Tage vor der anberaumten Friſt brachte er ſie eigens in Erinnerung. Wir fuhren nach Weidling, das ſeitab von Kloſterneuburg liegt, ein reizender Aufenthalt. Oberhalb des Dorfes liegt der Kirchhof mitten im Thale. Dort hatte Hammer für ſich und die Seinen die Grabſtätte gerüſtet, ſchon ſeit vielen, vielen Jahren. Er hatte vom Großtürken oder vom Schah von Perſien als Ehrengeſchenk ein edles Roß erhalten, dieſes verkauft und für den Erlös einen Grabſtein von Marmor geſetzt. Der Marmor war nach etwa dreißig Jahren von Wind und Wetter arg beſchädigt worden, aber Hammer bedurfte keiner Fürſtengabe mehr, um das Grabmal zu erneuern. Dießmal nahm er Granit dazu, „der gewiß hal-

ten werde." Diese Grabstätte von geschliffenem Stein mit ihren vergoldeten Inschriften in arabischen, persischen und türkischen Zügen zeigte er uns mit großer Befriedigung. Auf dem Platze neben der Ruhestätte seiner verstorbenen Frau war sein Name zu lesen mit der fast vollständigen Grabschrift; nur Jahr und Tag des Todes fehlten noch auf dem Steine, „weil er sie nicht zum voraus kenne." Ihr ersieht aus dem Gesagten, daß er von jener Schwäche des Greisenalters frei war, welche sich vor der Mahnung an das gewisse Ende scheut, umsomehr, je näher es rückt.

Vom Kirchhofe setzten wir unsern Gang thalaufwärts fort. Hammer wollte uns seinen alten Lieblingsweg über die Höhe nach Weidling-am-Bach führen, das in nicht allzugroßer Entfernung von Weidling in einem Seitenthale liegt. Ich war den Weg, welchen er meinte, nie gegangen und hatte die Gegend seit dreißig Jahren nicht betreten, mithin konnte ich nicht wahrnehmen, daß Hammer eine falsche Richtung einschlug. Wir verirrten uns im Gebirge, wurden im wilden Walde ein paarmal von Strichregen belästigt und kamen erst um vier Uhr in den gastlichen Strauß, nachdem wir um zehn Uhr den Friedhof verlassen, also nach sechs mühseligen Stunden. Die letzte Stunde wurde dem alten Herrn sauer genug. Einmal fiel er sogar vor Schwäche um, so daß er mein bisher abgewiesenes Anerbieten, ihn zu unterstützen, annehmen mußte. Zuletzt mußte ich ihn beinahe tragen. Diese körperliche Schwäche hinderte ihn jedoch nicht, uns das (ehemalige) Landhaus der orientalischen Akademie zu zeigen, wo die Zöglinge sonst die schöne Jahreszeit zuzu-

bringen pflegten, und von jener Zeit zu ſprechen, als wären die fünf Dutzend Jahre, welche ſeitdem verſtrichen, kaum ſo viele Wochen. Er betrachtete nachdrücklich einen uralten Baum, unter welchem er ſo mancherlei geleſen und gelernt und noch mehr gedacht hatte. „Der Baum kommt mir nicht höher und umfangreicher vor als vor ſechzig Jahren," ſagte Hammer; „und dennoch muß er gewachſen ſein, denn ſonſt wäre er ja zurückgegangen." Im Schatten dieſes Baumes war auch der Vorſatz entſtanden und reif geworden, die Ruheſtätte auf dem Weidlinger Friedhofe zu ſtiften. — Wir fürchteten, die Anſtrengung möchte dem alten Herrn Schaden gebracht haben. Eitle Sorge! Er verſpeiste ſeine Suppe mit Leberknödeln und ſeine Spargel mit derſelben muntern Eßluſt, womit wir unſern etwas handfeſteren Gerichten zuſetzten. Den edlen Weidlinger verſchmähte er, weil er überhaupt keinen Wein trank. Er meinte, ich möge für ihn eigens ein Glas trinken, das werde ihn ſtärken. Das Mittel half. Er war nach Tiſche munter, wie er am frühen Morgen geweſen. Wir trieben uns ganz gemüthlich bis gegen Abend zwiſchen den Ergötzlichkeiten der Kirchweih umher. Beim Abſchied ſagte er: „Wenn mir Gott das Leben ſchenkt, ſo kommen wir das nächſtemal auf Peter und Paul wieder."

Den Hochſommer brachte er nach ſeiner Gewohnheit zu Hainfeld in Steiermark zu. Im October kam er zurück, friſch und geſund, wie es ſchien. Er traf meine Tochter bei einer trübſeligen Arbeit von heiterem Ausſehen. Sie machte einen Kranz aus Papierblumen zum winterlichen Schmuck für eine Gruft, worin ein Engel

ruht, der früh heimberufen seinen trauernden Eltern nur die sterbliche Hülle zurückgelassen. „Einen solchen Kranz muß ich auch einmal haben," sagte Hammer, „aber in recht hellen lustigen Farben." Der Kranz wurde verheißen, und zwar auf sein ausdrückliches Begehren mit Wort und Handschlag. „Am nächsten Mittwoch komme ich wieder," sagte er beim Fortgehen. Statt seiner erschien am nächsten Mittwoch sein Diener mit der Meldung, der Herr Baron lasse um Entschuldigung bitten, er könne nicht kommen und werde überhaupt sobald nicht ausgehen. Es war seine letzte Krankheit, und zwar nicht eine dem Greisenalter eigenthümliche, sondern eines der Uebel, woran auch der jüngste Mann sterben kann. Es versteht sich von selbst, daß er seinen bunten lustigen Kranz richtig erhalten hat.

Das Ende des Winters von 1823 auf 24 brachte eine harte Prüfung über Helmina; ihre beiden Söhne erkrankten gleichzeitig am Typhus und Wilhelm wäre schier gestorben. Er lag einige Stunden für todt, um dann gerettet aufzuwachen. Ein paar Wochen war sie kaum aus den Kleidern und in kein Bett gekommen. In Krankheiten war sie für die Ihren die liebreichste Pflegerin, musterhaft in jeglicher Beziehung; die Begeisterung der Mutterſorge streifte all die kleinen Unarten von ihr, womit sie sonst aus lauter Liebe ihre Umgebung zu peinigen pflegte. Die überstandene Angst hatte sie dergestalt mürbe gemacht, daß die mildere Stimmung noch einige Wochen danach anhielt, bevor die alten Gewohnheiten wiederum die Oberhand gewannen. Ihr ersehet daraus, daß sie ihre Kinder von ganzer Seele liebte, wenn über-

haupt ein Grund gewaltet, das zu bezweifeln. Diese Liebe hat sie im Grunde ihres Herzens bis zum Tode bewahrt, obschon man späterhin allerdings um gewichtiger Ursachen willen daran hätte zweifeln dürfen. In ihren letzten Lebensjahren, nachdem sie mit Wilhelm jeden unmittelbaren Verkehr längst abgebrochen und in leidenschaftlichen Aufwallungen nicht eben säuberlich von ihm zu reden pflegte, ließ sie sich dennoch durch dritte Hand von seinem Wol und Weh unterrichten. Als man ihr eines Tages meldete, daß sein Haar sich bleiche, weinte sie bitterlich und wollte sich lange nicht trösten.

Im Mai ging Helmina wieder nach Baden. Sie hatte draußen in St. Helena eine reizend gelegene Wohnung gefunden, ein Dichternest, wenn es je eines gegeben. Das Haus, an den Fuß des Felshügels gelehnt, von einem großen Garten umgeben, kam später in die Hände des Freiherrn von Dittrich, der aber durch Einfassungsmauern und andere Verschönerungen die Besitzung ihres malerischen Reizes entkleidet hat, wenigstens für die, welchen die alten Erinerungen werth geblieben. Dittrich war eine bekannte Persönlichkeit. Als Großfuhrmann war er zu einem bedeutenden Vermögen gekommen und später in den Adelstand erhoben worden. Seine „noble Passion“ war das Theater, nämlich das Haus- oder Liebhabertheater. Er ließ sich in seinen verschiedenen Häusern und Schlössern Comödie vorspielen, nicht durch Leute vom Fach, sondern durch Dilettanten. Seine einzige Tochter machte er zu einer vornehmen Edelfrau. Sie mußte einen Fürsten Sulkowski heiraten. Als sie starb, geschah ihr ein guter Tag. Ihrem hinterlassenen Sohne fällt das

großväterliche Vermögen zu. Der Bruder des Sulkowski, von welchem hier die Rede, hat eine traurige Berühmtheit erlangt. Er ließ seine Mutter ermorden. Die unmittelbaren Thäter verfielen der irdischen Gerechtigkeit; ihn selber hatte der himmlische Richter zuvor abberufen. Max Sulkowski befand sich unter den Stürmern des Zeughauses in der Nacht vom 6. October 1848 und fiel von einer Kugel getroffen.

Als Helmina nach Baden kam, war ihre erste Beschäftigung, ein arges Lamento anzuschlagen. Alle Bäume waren gestutzt, selbst die hundertjährigen Linden des Baumganges vor dem Doblhofgarten und sogar die Pinien auf dem Felsen bei Rauhenstein. Die grimmige Hagscheere hatte ihr das eigens zum Possen angethan. Die Söhne hüteten sich wol, zu widersprechen. Andere Leute, welche die dreiste Behauptung aufstellten, daß alte Bäume im Freien nie gestutzt würden, mußten so lange sich darüber belehren lassen, bis sie endlich die Thatsache zugaben, um nur loszukommen. Eigentlich waren die Bäume auch gestutzt; die unerbittliche Wirklichkeit hatte ihnen den ganzen Zuwachs abgeschnitten, womit die rege Einbildungskraft der Dichterin im Verlaufe des Winters sie ausgestattet. Derlei war Helmina schon oft widerfahren, und nicht bloß bei Bäumen; auch späterhin ist es ihr oft genug geschehen, weil es für sie nie eine Enttäuschung gab, sondern nur Fehlschläge und Unfälle.

In Baden verursachte ihr Max großen Kummer und Verdruß. Er wollte nach der Stadt zurückkehren, um seine Studien in der Kunstakademie fortzusetzen, da er nicht krank sei und das Schwefelwasser nicht bedürfe. Wenn

ihn die Mutter zwinge, ſo auf der faulen Haut zu liegen und die edle Zeit zu vertrödeln, werde er durchgehen, nach Paris laufen und ſich vom Vater erziehen zu laſſen. Der Einfall, nach Paris zu gehen, war ihm ſchon im Verlauf des Winters gekommen, und er hatte ſich ſogar vorgenommen, Franzöſiſch zu lernen, das er ſo rein vergeſſen, als hätte er nie ein Wort davon gewußt. Ich weiß nicht, wie der Verneifer plötzlich in Max gefahren war, aber ſicher iſt, daß Frank eines Tags nach Baden kam und ſich erbot, den Kleinen über den Sommer zu ſich in's Haus zu nehmen, was um ſo leichter angehe, da es Platz genug gebe. Die Frau bezog nämlich mit den jüngeren Kindern die Landwohnung in Neuwaldegg (bei Dornbach) und nur zwei Söhne blieben mit dem Vater in der Stadt. Helmina ließ ſich bedeuten, trotz ihrer Sorge, daß dem „zarten Kinde“ etwas geſchehen könnte. Es geſchah ihm jedoch nichts, als daß er im Auguſt neues Gewand haben mußte. Der ſechszehnjährige Knabe war nämlich bisher im Wachsthum zurückgeblieben und um einen Kopf kleiner als ſein Bruder; während des Sommers ſchoß er nun plötzlich in die Höhe und holte alles Verſäumte im Galopp ein. Die Mutter behauptete, das ſei die Wirkung der guten Koſt bei Frank, wogegen die Frau von Frank in ihrer feinen Weiſe bemerkte, ſie ſchreibe das Ergebniß mehr der regelrechten Gleichmäßigkeit und Ordnung in der Lebensweiſe zu. Der Wink blieb nicht unverſtanden, die Lehre ging aber nichtsdeſtoweniger verloren.

Im ſelbigen Sommer fing die Unſtätigkeit im Arbeiten an vollends bei Helmina die Oberhand zu gewinnen. Sie trug ſich ſtets mit großen Planen, fing bald

dieß bald jenes an, brachte aber meistentheils nur Bruchstücke zu Stande, hier den ersten oder dritten Act einer Oper, eines Trauerspiels, eines Lustspiels, dort das so und so vielte Capitel eines Romans oder einer „Novelle." Ein paar Geschichten, die sie im Winter fertig gemacht, spielten Krebse, was sie etwas entmuthigte. „Kein Schwein vestellt eine Novelle mehr bei mir," sagte sie eines Tags und klagte über den dummen Undank der Verleger. Man rieth ihr, eine Sammlung ihrer besten Erzählungen zu veranstalten, was sie später auch that. Zwei Bändchen erschienen bei Tendler und Manstein in Wien unter dem Titel „Stundenblumen"; der Verleger bezahlte ihr vier Ducaten für den Bogen — für Ort und Zeit viel Geld. Die Sammlung wurde nicht weiter geführt, hauptsächlich weil die Ablieferung der Handschrift für die ersten Bände sich ungebührlich lang hinausgezogen hatte und ohne Auswahl geschehen war. Die Verfasserin hatte eben hergegeben, was ihr zufällig unter die Hände gekommen. Mit Verstand sichten und sich dabei Raths erholen, war nicht ihre Sache; noch weniger ließ ihre bequeme Fahrlässigkeit zu, irgend etwas zu bedenken, die Erfordernisse der Ausführung vorzubereiten und solchen Vorbereitungen zu Liebe etwa gar einen Brief zu schreiben.

Am Schönfeldschen Hause führt der Weg nach der Hauswiese im Helenenthal und nach den entlegeneren Zielpunkten am Strande der Schwechat vorüber. Es wurde im Sommer 1824 von den Lustwandlern scherzhaft das Wirthshaus zur Venus geheißen, weil zwei weiße Turteltauben auf der Brüstung des offenen Fensters den ganzen Tag über saßen und ein ruhig beschauliches Dasein

führten. Den Namen hatte Frank aufgebracht und es barg ſich nichts Beleidigendes darin, da keine Tochter im Hauſe war und die Mama, wenn auch nicht den Jahren nach, ſo doch durch ihr Aeußeres, alſo um ſo entſchiedener ſich dem Argwohne entzog, der ſonſt in der Anſpielung gelegen hätte.

Helmina bewohnte das Erdgeſchoß, den erſten Stock hatte eine engliſche Haushaltung inne, der britiſche Geſandtſchaftsgeiſtliche mit Weib, Kindern und Geſinde. Bradford hieß er. Er war ein ſtarker wolgenährter Mann von echt angelſächſiſchem Schlage mit beinahe jugendfriſchem Antlitz und ſilberweißem Haare. Der wunderliche Gegenſatz machte ſich bei ihm gar nicht übel; man hätte ſich zur Noth einbilden dürfen, er habe ſeinen Haarwuchs mit Dachsfett geſalbt, um behufs ſeines Amtes den Schild des ehrwürdigen Greiſenthums früher auszuhängen, als es im Laufe ſeiner natürlichen Beſtimmung zu liegen ſchien. Die Frau hatte nach britiſcher Weiſe ſich früh zur Matrone gemacht oder vielleicht auch nur ein wenig ſpät verheiratet. Von den Kindern zählte das älteſte dreizehn Jahre, das jüngſte ſechs oder ſieben. Dieſes kleine Mädchen, mit dem Normannennamen Blanche getauft, glich einem blonden Engel. Poſſierlich war es, den Kindern zuzuhören, die vier Sprachen geläufig redeten: Engliſch, Deutſch, Franzöſiſch und Italieniſch. In demſelben Munde vermengten ſich die verſchiedenen Sprachen zwar nie, wol aber häufig im Geſpräch. Käthchen ſagte etwas auf engliſch, Blanche antwortete Italieniſch, Wilmot fuhr Deutſch dazwiſchen. Sie wählten nicht, wenn ſie untereinander waren, ſondern redeten, wie es ihnen

eben zufällig in den Mund kam, ohne nur daran zu denken, daß bloß eine von den Sprachen ihre mütterliche war. Bei den Alten war die fremde Zuthat nicht ebenso völlig in Saft und Blut übergegangen; sie warfen manchmal die fremden Brocken bunt genug durch einander. Besonders war das bei der Frau der Fall. Einmal rief sie zum Fenster hinunter in den Garten, um Max zu unterrichten, daß ihre Kinder auf seine Gesellschaft bei einem Spaziergang rechneten: „Mister Max, tummlez vous a la Krainerhütten, Wilmot und die Girls wait for you." Max verstand zwar weder Französisch noch englisch, aber die Krainerhütten, Wilmot und „tummlez vous" waren ihm hinlänglich klar, um ihn zu vermögen, sich in der angedeuteten Richtung von dannen zu tummeln.

Die Berufsgeschäfte Bradfords waren nicht erdrückend. An jedem Sonntagsmorgen fuhr er nach Wien, um im Gesandtschaftshofe Gottesdienst abzuhalten, zu welchem Behufe ihm ein Gefährt zur Verfügung stand, das er an den andern sechs Tagen zu seinem Vergnügen benutzte. Seine freie Zeit füllte er vorzugsweise mit Landschaftsmalerei in Wasserfarben aus, wozu er bedeutendes Geschick besaß. Seine Mappen strotzten von gemalten Erinnerungen seiner Reisen durch den größten Theil Europas. In Baden benutzte er die Muße und die Gesellschaft der Dichterin, sein Verständniß der klassischen Literatur Deutschlands zu vervollkommnen. Namentlich war es Goethe, der ihm manche Schwierigkeiten bot, bei denen auch manchmal Wilhelm den Nußknacker für ihn spielte.

Bradfords schrieben lange und sehr ausführliche Briefe

an ihre Verwandten, und selbige Briefe wurden fürwahr nicht leichtfertig gelesen, wie folgender Zug beweist. Ungefähr zwölf oder fünfzehn Jahre nach diesem Sommer in der Pannonischen Quellenstadt geschah es in der Aurelischen, daß Wilhelm in der Fremdenliste den Namen Bradford entdeckte, zum Badischen Hofe ging, wo Herr Bradford eingekehrt war, und, da er ihn nicht traf, seine Karte zurückließ. Am andern Tage erwiederte Herr Bradford den Besuch. Beim Anblick des Mannes entschuldigte sich Wilhelm, daß ihn der bekannte Name irre geführt. „Ihr Besuch galt meinem Bruder," sagte der Brite, „und durch ihn sind sie mir seit Jahren bekannt." Worauf er mit bewundernswerther Treue des Gedächtnisses Helminas Thun und Treiben und ihre Verhältnisse schilderte und sogar eine Anzahl von kleinen Zügen nicht vergaß, die ihm zur Zeit mitgetheilt worden. Die Unterhaltung war komisch und rührend zugleich.

Helminas Wanderlust regte sich im Herbste dergestalt, daß sie mit ihren Söhnen einen Streifzug in's Hochgebirge unternahm. Sie wollte nach Guttenstein und kam auch wirklich hin, obschon etwas später, als sie ursprünglich gewollt. Ihre alte Seltsamkeit, den Weg besser wissen zu wollen als andere Leute, hatte seit den Irrfahrten in der sächsischen Schweiz bedeutend zugenommen. Wo sie einen Pfad sah, der ihr besonders gefiel, glaubte sie, er müsse der rechte sein, und schlug ihn ein. Einen Einspruch ließ sie nicht gelten. Wilhelm gab sich aber auch nicht viel mit Einreden ab. Er hatte sich den Plan der Gegend genau betrachtet und in's Gedächtniß geprägt, auch nicht versäumt, gelegentlich bei den Landleuten Er

kundigungen einzuziehen, so daß er, ohnehin mit dem so genannten Ortssinn in hohem Grade begabt, über die Richtung sich nie im unklaren befand; aber da es ihm vollkommen gleich galt, ob er nach Guttenstein oder sonst wohin kam, weil sein Vergnügen in der Wanderung selbst lag, so ließ er den Streit über Weg und Steg als überflüssig auf sich beruhen. Nur wenn ein Weg ihm nicht gefiel, sprach er eine Muthmaßung zu seinen Gunsten aus.

Die Gegend war in jener voreisenbahnlichen Zeit noch nicht von den Wienern entdeckt, weßhalb es auch in den Dörfern selten anständige Herbergen gab. Der Ort, wohin Helmina sich nach dem ersten Wandertage verirrt hatte, war noch drei oder vier Wegstunden von Guttenstein entfernt und gab die scheußlichste aller Spelunken für sein Wirthshaus aus. Entsetzt prallte Helmina zurück. Sie wollte einen Bauernhof aufsuchen, um Unterstand zu begehren. In der armen Gegend aber gab es kein Gehöfte, sondern nur Keuchen. Die Hütte eines Pechsieders nahm die müden Wanderer auf, und sie hatten bei der Wahl nicht über Pech zu klagen, außer daß sie es rochen. Das kleine Haus, der rüstige Mann, das saubere Weib und die muntern Kinder trugen nicht die mindeste Spur von Verwahrlosung. Die Wirthschaft war in ihrer Art nicht arm; sie besaß eine Kuh und der Mann hatte eine ganz artige Anzahl von Harzbäumen im Bestand. Den Gästen wurde eine tüchtige Schüssel voll von irgend einer landesüblichen Mehlspeise bereitet, deren Beschaffenheit ich vergessen habe, obschon ich sicher bin, daß es kein Auflauf und kein Strudel war; auch dürften Pavesen, spanischer Scheiterhaufen, Polsterzipfel,

Burgunderschnitten und böhmische Dalken von den betreffenden Muthmaßungen ausgeschlossen bleiben. Zur Nachtruhe ward eine Streu aufgeschüttet. Von Bezahlung wollten die wackeren Leute nichts hören, doch ließ sich die Frau endlich herbei, einen Zwanziger für ihrer Kinder Sparbüchse anzunehmen.

Zur Mittagszeit wurde das herrliche Guttenstein erreicht, von wo aus Helmina den ersten Blick in die Felsenwelt der Alpen that. Sie dachte dabei begreiflicherweise an die sächsische Schweiz zurück und sagte unter anderem, in ihrer Art laut denkend: „Auch eine blinde Henne kann ein Körnchen finden. Fanny ist eine Canaille, aber damals haben wir sie mit Unrecht ausgelacht.“ — Die Erinnerung bezog sich auf die Tarnow, welche nicht übel verhöhnt worden, weil sie die Felsen der Bastei als „niedlich“ bezeichnet hatte.

An Guttenstein knüpft sich — noch unvergessen — der Name des unglückseligen Raimund, der alle Welt zu erheitern vermochte, nur nicht sich selber, bis er endlich in einem Anfall von verzagter Schwermuth sich erschoß. Die nächste Ursache oder vielmehr der Vorwand zum Selbstmorde des berühmten Künstlers war die Besorgniß, daß ein Hund, von dem er sich für gebissen hielt, mit der Wuth behaftet gewesen. Raimunds Lieblingsaufenthalt war Guttenstein, wo er sich deßhalb angekauft und wo er auch begraben liegt.

Auf dem Heimwege von Guttenstein geschah es, daß Max, um dem Staube auszuweichen, durch das Gras einer Wiese neben der Fahrstraße ging. Plötzlich stolperte er und wäre schier gefallen. Der vermeintliche Stein, worü-

der er gestolpert, hatte geklirrt. Er sah sich danach um. Der Stein war ein Säckchen, das Säckchen voll Geld, wenigstens einen halben Centner schwer — ein Schatz, wenn es Ducaten enthielt, ein stattlicher Fund, wenn Zwanziger, aber es waren nur Kupfermünzen. Nichtsdestoweniger schien es Max immer noch der Mühe werth, die Last eine Stunde Weges bis zum nächsten Wirthshause zu schleppen. Der Wirth verlangte es nicht besser, als den Vorrath von Scheidemünze einzuwechseln, dessen Werth sich auf etwas über 15 fl. W. W. oder 6 fl. Conv.-M. belief. Er versprach, den Sack an die zuständige Behörde einzuliefern, um die gebührende Nachfrage zu veranlassen und dem Finder seiner Zeit Nachricht zu geben, der natürlich bereit war, sich als redlichen Finder zu bewähren. Der Eigenthümer scheint nicht ermittelt worden zu sein, da keine Nachricht weiter einlief; vielleicht hatte er Gründe, sich nicht zu melden. Das Geld wurde als „Glückspfennig" zum Ankauf eines Güterlotterieloses verwendet, so daß Max für die gehabte Mühe sich monatelang in der süßen Hoffnung wiegen durfte, Herrschaftsbesitzer zu werden.

Der Herbst blieb lange schön und Helmina entschloß sich erst nach Martini zur Rückkehr in die Stadt, obschon eine Wohnung, die sie gemiethet, bereits seit dem „Muß" (14. October) zu ihrer Verfügung stand. Sie hatte erklärt, nicht eher von dannen weichen zu wollen, als bis ein Nachtfrost die Monatrosen im Garten verbrannt habe. Die neue Wohnung befand sich auf der Wasserkunstbastei und erfreute sich der reizendsten Aussicht über die südöstlichen Vorstädte in das schöne Land hinaus.

Das Haus war, wie die meisten Basteihäuser, eine schmale Schachtel ohne Hofraum und so leicht gebaut, als die Bauvorschriften überhaupt zuließen. Diese Gebäude waren allesammt „gegen Revers“ aufgeführt, d. h. die Besitzer waren verpflichtet, sich die Abtragung derselben gefallen zu lassen, sobald die Militärbehörde dieß angemessen finden würde. Wien war nämlich dem Rechte nach eine Festung. Erst in unsern Tagen hat der Kaiser (zu Weihnachten 1857) befohlen, den Namen aufzugeben, dessen Haltbarkeit die der Werke um anderthalb Jahrhunderte überlebt hatte. Vorgänger Helminas waren in der Wohnung die Mitglieder der Familie Eißler, unter ihnen die reizende Fanny, die in ihrer Blüthe von achtzehn Lenzen von den Wienern damals unbeachtet blieb, um später, nachdem sie sich in der Fremde berühmt gemacht, von denselben Wienern schier vergöttert zu werden. Das Haus gehörte dem Freiherrn von Bretfeld, Hofrath und Vorstand des Bücherrevisionsamtes, oder etwas dergleichen; ich weiß es nicht mehr genau. Gewiß ist, daß er mit der Censur zu thun hatte und sich eine Art von Berühmtheit durch eine Grobheit erworben, die ihm Hammer zugefügt. Der berühmte Gelehrte war nämlich in irgend einer Angelegenheit von jener Macht geärgert worden, welche nach Juvenals prophetischem Ausspruch den Raben freien Flug gönnt und die Tauben plagt. (Dat veniam corvis, vexat censura columbas.) Er beklagte sich darüber in einer Gesellschaft bei Metternich gegen diesen, und leitete seine Beschwerde mit den schmeichelhaften Worten ein: „Bretfeld, der Esel.“ Bretfeld stand nicht weit davon und vernahm den Panegyrikus. Der

Beiname blieb ihm, aber unverdienter Weise: er war ein wolerzogener gebildeter Mann und immer noch gescheiter als mancher andere, den man klug nannte. Er hatte eben das Unglück gehabt, unter den schweren Hammer zu gerathen und zum Amboß zu werden, was übrigens auch sonst noch manchem geschehen sein soll, der mehr war als der gute Breifeld.

In ihren kleinen Zimmern mit der buntscheckigen Einrichtung sah Helmina viele schöne Leute und schöner Leute Kinder. Es ging zu wie in einem Taubenschlage. Manchmal fand sich Abends so große Gesellschaft zusammen, daß sie in die Schlafgemächer quoll und die Betten zu Sophas machte. Man war vergnügt und erhielt erst noch reichlichen Stoff zum „Ausrichten" in den Kauf. Der Ausdruck „ausrichten" bedeutet: den Leuten hinterrücks allerlei Liebes und Gutes nachreden, das sie nicht hören sollen, damit ihre Bescheidenheit nicht zu groß werde. „Ausrichterische Weiber" sagt man in Wien für Klatschschwestern. Als jemand eines Tages der Dichterin wieder erzählte, wie sie von schnödem Undank ausgerichtet worden, sagte sie: „Was wollen Sie?" In meiner Haushaltung ist die Ausbeute für böse Zungen reicher als in hundert andern; kein Wunder also, wenn man zugreift." Sie war an selbigem Tage besonders guter Laune, denn sonst pflegte sie dergleichen von der empfindsamen Seite zu nehmen und sich darüber zu kränken.

Unter dem näheren Umgang Helminas ist Josephine Perin, geborene v. Vogelsang, besonders zu erwähnen, zu jener Zeit eine der bekannteren Schriftstellerinnen. Sie hat hübsche Novellen geschrieben. Vermuthlich hätte sie

noch mehr geleistet, wenn sie nicht eine höchst verwunderliche Liebhaberei gehabt hätte, die ihr Zeit raubte und die Gedanken fraß. Sie war nämlich in Flandern oder Brabant geboren und erzogen, hatte von Kindsbeinen an ebenso geläufig französisch wie deutsch gesprochen, und war, obschon seit vielen Jahren von jenem Schauplatz ihrer Jugend entfernt, plötzlich auf den Einfall gerathen, eine französische Tragödie klassischen Styls zu schreiben und sich alle erdenkliche Mühe zu geben, dieselbe beim Théâtre français in Paris anzubringen. Mit diesen vergeblichen Bestrebungen vergeudete sie den besten Theil ihrer Zeit. Dem Alter nach stand sie in der Mitte der Vierzig. Ihr edel geformtes Gesicht strafte den Taufschein nicht geradezu Lügen, wie es die wolerhaltene Gestalt von hohem Wuchs in ihrer schlanken Fülle that. Sie lebte von ihrem Gemal getrennt, sehr gegen seinen Wunsch. Er hielt sie im Gelde knapp, um sie zur Rückkehr in sein Haus zu nöthigen: vergebens. Sie richtete sich mit ihrem Gehalt ein, um anständig auszukommen, und entbehrte lieber die Annehmlichkeiten des Reichthums, als daß sie dieselben an der Seite des Hausthrannen genossen hätte. Die Ruhe im Hause war ihr lieber als aller Glanz.

Josephine war die Tochter des Generals Vogelsang, eines ausgezeichneten Offiziers, der merkwürdigerweise bis in sein fünfundvierzigstes Jahr in untergeordneter Stellung geblieben. Seine Freunde glaubten, er werde es nicht bis zum Major bringen, und sprachen schon davon, daß er sich um eine Friedensanstellung bewerben solle, die ihm vergönne, mit Weib und Kindern gemüthlich zu le-

den. Er wollte nichts davon hören, da er zum General berufen sei. Man hielt ihn für halbwegs übergeschnappt. Aber er behielt recht. In einem Frühjahr zog er als Hauptmann zu Felde, ins Winterquartier rückte er als General ein. Oberst war er über Nacht geworden, nachdem er in einer Schlacht nach dem Falle der Stabsoffiziere sich als ältester Hauptmann an die Spitze des Regiments gestellt und irgend etwas eingenommen, — eine feuerspeiende Stückschanze oder dergleichen wirds ungefähr gewesen sein. Die Tochter Vogelsangs, der sich als General bedeutende Verdienste um das österreichische Heerwesen erwarb, zeigte sich an Muth und Ausdauer ihres Vaters würdig.

Eine Schwester Josephines war die Gemalin Antons von Spaun, der zu Linz lebte. Der Bruder, ein tapferer Offizier, war frühzeitig gestorben; seine beiden verwaisten Töchter hatte Josephine zu sich genommen, um mütterlich für sie zu sorgen. Ihr bereits erwachsener Sohn lebte in des Vaters Hause, war jedoch mehr bei der Mutter zu treffen als bei ihm. Auch ist er in seinen schönsten Mannesjahren aus dem Leben geschieden. Seine Witwe erhielt im Jahr 1848 eine traurige Berühmtheit: die demokratische Begriffsverwirrung war ihr zu Häupten gestiegen und hatte ihr einen bösen Schwindel verursacht, von dem es zu verwundern war, daß er sie nicht in die mißlichsten Unannehmlichkeiten stürzte. Ihr Geschlecht, ihr Name und ihre Verwandtschaft scheinen sie vor den verderblichen Folgen gerettet zu haben. Dieß wird hier erwähnt, weil die Verirrungen der jungen Frau von Pe-

rin auswärts gewöhnlich ihrer Schwiegermutter zur Last gelegt wurden. Verdrießlich genug, aber erklärlich.

Josephine Perin sah große Gesellschaft bei sich, aber ganz ohne Ansprüche, ungefähr in derselben Weise wie Karl Nuß, nur daß sie einen bestimmten Abend in der Woche dazu anberaumt hatte. Gleichwie sie für ihre Person immerdar wie frisch aus dem Ei geschält erschien, sah es auch in ihrer Wohnung überaus sauber und ordentlich aus. In dieser Beziehung war sie Helminas Widerspiel, doch stießen die Gegensätze einander hier nicht ab.

Die „Stammgäste" des Hauses (sit venia verbo), bestanden größtentheils aus frischer Jugend. Der Sohn brachte einige junge Freunde, mit denen er vierstimmige Lieder vortrug. Ueberhaupt gab es ein reichliches Maß von Musik, aber kein Uebermaß und ebenfalls ohne Ansprüche, wie der gesammte Verkehr in allem und jedem. Vorgelesen wurde nur ausnahmsweise und nichts Langes. Zum Tanzen fehlte der Raum, sonst wäre es schwerlich ausgeblieben.

Der einsichtsvollen Belehrung und Anleitung der Frau Perin verdankte Wilhelm, daß er nicht ganz und gar die classische Literatur Frankreichs unbeachtet ließ. Er hatte — ausschließlich, wie die Jugend eben ist — in seinem Widerwillen gegen die Perrüken und bei seiner wurmstichig gewordenen Kenntniß der französischen Sprache die besagte Literatur für eitel Abhub gehalten. Josephine verstand ihn zu überführen, daß die Schädel unter den krausen Perrüken keine Hobelspäne geborgen und daß unter den Westen von Brocat wirkliche Menschenherzen geschlagen, welche Wissenschaft ihm späterhin zu

gute gekommen ist. Damals noch nicht sonderlich. Nach dem Nervenfieber war ein dichterischer Drang seltsamer Art in ihm erwacht. Alle Empfindungen gerannen ihm in Verse, und wenn ihm zufällig ein Gedanke in den Wurf kam, erging es demselben nicht besser. Diese gesammte Versmacherei klumpte sich in dramatischer Form zusammen, insofern hier der Ausdruck „Form" am Platze ist. Die Leichtigkeit, womit ihm Rede und Widerrede in Versen von der Hand ging, hielt er für ein Zeichen des Berufes zum Drama, der ihm nicht innewohnte, was er erst nach Jahren merkte, nachdem er viel unschuldiges Papier mit fünffüßigen Jamben vollgeschrieben. In späterer Zeit gewöhnte er sich dann die Jamben allmälig ab und lernte in ungebundener Rede schreiben, was ziemlich lange währte; doch brachte er es am Ende zu einer leidlichen Fertigkeit darin, vermuthlich deßhalb, weil der verkannte Beruf unter der gewaltsamen Unterdrückung wol gelitten hatte, aber nicht geknickt worden war.

11. Wien und Baden von 1825 zu 1826.

Den Sommer von 1825 verbrachte Helmina bis gegen Bartholomäi hin in der Stadt. Ihre Wohnung auf der Wasserkunstbastei war ganz dazu angethan, das Landleben nicht vermissen zu lassen. Die Aussicht aus den Fenstern beherrschte einen weiten Umkreis gegen Süden und Osten. Den Vordergrund bildete der Hauptwall mit schattigen Baumgängen und einer weit hervorspringenden Bastei, auf der ein kleiner Park, aber kein Artillerie-Park, grünte und blühte. Im Stadtgraben gab es wolgehaltene Küchen-

gärten. Von der Gegenböſchung bis zu den Vorſtädten dehnte ſich das breite Glacis, einem Luſtgarten ähnlich. Den Geſichtskreis ſchloß im Süden der Höhenzug des Wienerberges. Dieſe reizend gelegene Wohnung koſtete damals 240 fl. C. M.; heutzutage wird ſie um den vierfachen Preis ſchwerlich zu haben ſein. Die Räume waren nicht groß, die Einrichtungen nach dem Herkommen bei der Dichterin. Die Leute hatten ſich daran gewöhnt, und ſie fand umſo weniger Urſache, den großſtädtiſchen Anſprüchen Rechnung zu tragen, als ihre außerordentlichen Einnahmen ſich ſehr vermindert hatten. Sie beſchrieb zwar ziemlich viel Papier, brachte aber wunderſelten irgend eine begonnene Arbeit zum Abſchluß. Die meiſte Zeit verſchwendete ſie an Bruchſtücke von Operntexten. Dabei ließ ſich nicht in Abrede ſtellen, daß die Art und Weiſe, welcher ſie bisher ihre Erfolge verdankt hatte, an Beliebtheit einzubüßen begann. Helmina ſah das zwar nicht mit klarem Blick, aber ſie ſpürte doch etwas davon wie in dunklem Drange und wollte ſich deßhalb auf den Roman werfen; dazu aber fehlte ihr der ſtrategiſche Ueberblick. Maſſen zu ordnen und zu führen, war ihr nicht gegeben. Auch in dieſer Beziehung verlor ſie die Zeit damit, einzelne Zwiſchenſtücke auszuarbeiten, die ſich ſpäter in ein Ganzes einfügen ſollten; aber der Plan zu dieſem Ganzen fehlte nicht nur, ſondern ſie hatte auch gar nicht das Zeug, ihn jemals herzuſtellen. Demnach ſah ſie ſich ſo ziemlich allein auf ihr regelmäßiges Jahreseinkommen angewieſen, das zwar für jene Zeit in dem damals ſo wolfeilen Wien ein ſehr anſtändiges war, aber für ſie nur mit Ach und Krach ausreichte. Die 2400 Francs jährlich, welche der

Gemal ihr gab, waren nach dem damaligen Werthe des Geldes in Wien soviel, als heutigen Tages eine Summe von 3000 Gulden österreichischer Währung vorstellen würde. Und damit vermag eine kleine Haushaltung von nicht unbescheidenen Ansprüchen gegenwärtig hier ohne alle Unbequemlichkeit auszukommen.

Der jüngere Sohn Helminas hatte sich, wie bereits erwähnt worden, der Malerei gewidmet. Schon in Dresden hatte er die Akademie besucht, nachdem er als Sextaner in der Kreuzschule von Magister Heyder zum Künstler geschlagen worden. Zu Wien war Max ebenfals als Schüler in die Akademie der bildenden Künste eingetreten, nachdem er seit der Abreise von Dresden viele Monate verloren, theils durch den Umzug, theils durch den Typhus, wodurch er gleichzeitig mit dem Bruder den Einstand an das heimtückische Klima bezahlt hatte. Seine glückliche Begabung brachte im Sommer 1824 die verlorene Zeit wieder ein: den Winter über zeichnete er „Acte," wie es die Zöglinge der Griffelmuse heißen, wenn sie mit der schwarzen Kreide unverhüllte Gestalten nach der Natur darstellen. An guten Mustern fehlte es in Wien weniger als irgendwo; vor allen lieferten deren die ungarischen Grenadier-Bataillone. Im Frühjahr begann Max die Oelmalerei zu erlernen, in deren erste Geheimnisse ältere Kameraden ihn einweihten. Ich glaube, es war Binder, der sich seiner besonders annahm. Schwind, um 6—7 Jahre im Alter ihm voraus, gab ihm wol auch zuweilen einen guten Rath, fühlte sich jedoch offenbar nicht besonders zu ihm hingezogen. Das erklärt sich ohne Müh' aus der Verschiedenheit der Geistesrichtung. Moriz

von Schwind war zwar lange noch nicht ein Meiſter, aber unverkennbar ein Meiſter auf dem Halm, begabt mit tiefem Reichthum von Gedanken, mit ewig reger Einbildungskraft, mit lebendig ſprudelndem Trieb des Schaffens und Bildens und mit leichter Sicherheit der Hand, die wunderbar ſchnell die Gedanken in entſprechender Form wiedergab. Er hatte damals ſchon den Hochzeitzug des Figaro gezeichnet, welchen wolerfahrene Kenner die Bürgſchaft einer großen Zukunft nannten. Die Vorherſagung hat ſich erfüllt, nur mit dem Vorbehalt, daß in Wien ſelbſt der Meiſter eine verhältnißmäßig geringe Anerkennung gefunden, obſchon er, was hier ſonſt ſehr ins Gewicht zu fallen pflegt, draußen ein berühmter Mann geworden. Sein großartiges Werk „Kaiſer Rudolfs letzter Ritt“ war im Jahre 1859 hier ausgeſtellt und hat eine ſehr kühle Aufnahme gefunden.

Max beſaß wol auch eine rührige Phantaſie, aber nicht von hohem Fluge; dagegen faßte er das, was ihm vor Augen kam, ſehr ſcharf und dabei von der hübſchſten Seite auf, und beſaß einen feinen Sinn für den „Wolklang“ der Farben, wenn dieſes Wort in einer Kunſt erlaubt iſt, die mit der Muſik ja auch den „Ton“ gemein hat. Tiefe Gedanken, eingehendes Gefühl, umfaſſender Ueberblick waren nicht ſeine Sache; ſein eigentlicher Beruf war der des Bildnißmalers, und dem hat er ſich ſpäter auch gewidmet. Dieß geſchah aber erſt nach mancherlei Irrfahrten, und dauerte nicht lange, da er, nachdem er ſeit wenigen Jahren erſt in eine regelrechte Bahn eingelenkt, im beſten Mannesalter den Zoll der Sterblichkeit bezahlen mußte.

Der ältere Sohn Wilhelm besuchte in dem angegebenen Zeitraum keine Anstalt. Sein Dichten bestand wirklich in Dichten, sein Trachten stand, damals erst noch halbbewußt, nach Schwert und Roß. Der Traum wurde im Laufe einiger Jahre allmälig zu klarer Vorstellung und zum bestimmten Wunsche, der jedoch an verschiedenartigen Umständen scheiterte, vor allem am Frieden, der für wenigstens ein Jahrhundert befestigt schien. Der Anfang des Dichtens trug bei Wilhelm so gut wie bei jedem andern den Stempel der Zeit. Theater war Trumpf. Es gab sozusagen gar kein öffentliches Leben außer auf den Brettern, welche die Welt bedeuten; wenigstens war es so in Wien. Nachdem das Bürschlein das Nervenfieber und die Zeit der körperlichen Erholung überstanden, fing es an, Jamben zu schwitzen, deren hauptsächlichstes Bestreben nach Wollaut ging. Den Rahmen dazu gab irgend eine beliebige Handlung rein äußerlicher Art. Vom ersten und Haupterforderniß einer dramatischen Handlung, nämlich von der Entwicklung aus dem Innern der Menschenseele, hatte Wilhelm auch nicht die leiseste Ahnung, geschweige denn einen Begriff. Seine Mutter sagte ihm nichts davon, und zwar aus dem einfachsten aller Gründe: sie wußte es selber nicht. Uebrigens hätte alles Reden auch nichts geholfen; derlei Verständniß muß einem von selber kommen und läßt sich nicht eintrichtern. Hätte Wilhelm den rechten Keim dazu in sich gehabt, so würde derselbe sich entwickelt haben, und wenn ein kritischer Beruf ihm innegewohnt, so wären zwei oder drei Dutzend Schau- und Trauerspiele ungeschrieben geblieben, die in vier bis fünf Jahren entstan-

den, nach deren Verlauf er eine neue Lehrzeit begann, und dabei auf die erste Schwierigkeit stieß, den Ausdruck in ungebundener Rede zu handhaben. Die Worte gerannen ihm immerdar in Vers und Reim, und nachdem diese Schwierigkeit überwunden war, verlief noch manches Jahr, bevor er nur merkte, daß die lateinische Satzfügung dem Geiste der deutschen Sprache widerstrebe. Von der Schulzeit her war er von der Vorstellung befangen, daß Cicero das große Vorbild aller Prosa auch für den Deutschen sei, und was er in deutscher Sprache las, war im ganzen nicht dazu angethan, ihn eines Besseren zu belehren. Er war schon eine gute Weile in das Mannesalter getreten, bevor er eine klare Vorstellung vom rechten Geist der deutschen Satzfügung gewann, und wenn es ihm seitdem gelang, diese Erkenntniß einigermaßen in sich zur Geltung zu bringen, so mag nicht verschwiegen werden, daß er einen guten Theil davon den Franzosen verdankt. Zahlreiche Uebersetzungen, die er von französischen Romanen und Erzählungen anfertigte, führten ihn zu Schlußfolgerungen, die mit dem oben erwähnten Abfall von Cicero endeten; wenn die Franzosen dem großen Vorbilde nicht gehorchten, so konnte wol auch der Deutsche seiner entrathen. Uebrigens wäre es nicht unmöglich, daß sothaner Abfall im kleinen sich nach demselben Gesetze vollzogen hätte, wie im großen die politischen Wandlungen und Umwälzungen, welche man in unserer verpanschten Redeweise „Revolutionen" heißt, und die längst schon vorhanden sind, sobald man von ihnen zu reden anfängt. Jedenfalls folgt aber das Fertigmachen erst dem Verstehen und Vereden.

Wie es geſchehen iſt, daß Wilhelm zuerſt auf den Einfall gerieth, der Verſeſchmiede zu entlaufen, möge des Zuſammenhanges halber gleich hier berichtet werden, obſchon es ſich viel ſpäter (im Winter von 1828—29) zutrug. Vorerſt aber iſt zu ſagen, daß ſeine Poeſie in ihrer Form aus dem damals herrſchenden Götzendienſt hervorgegangen war. Shakeſpeare war der dichteriſchen Jugend Idol; wer irgend Anſpruch auf die allergewöhnlichſte Bildung machte, mußte den unſterblichen Briten wenigſtens vergöttern. Statt aber das Streben des Geprieſenen zum Muſter zu nehmen, ahmten dieſe jungen Leute ſeine Art und Weiſe in gewiſſen auffallenden Aeußerlichkeiten nach, vor allem in ihrer rauhen Derbheit. Ohne den Unterſchied der Zeiten zu beachten, ſchrieben ſie nur allzuhäufig ſo, als hätten ſie eine Zuhörerſchaft aus dem ſechszehnten Jahrhundert zu unterhalten. Einigen von ihnen ging allmälig inſofern wenigſtens ein Licht auf, daß ſie merkten, wie die britiſche Derbheit aus den Tagen der Königin Eliſabeth ſich doch nicht ſo ganz für das neunzehnte Jahrhundert ſchicke. Beſonders erfolgte dieſe theilweiſe Bekehrung bei denjenigen, die in großen Städten lebten, in feiner Geſellſchaft verkehrten und ſich keinen höheren und ſchöneren Erfolg zu träumen wußten, als den in einem literariſchen Salon. Das wird keiner verdammenswerth finden, der ſelber einſt jung geweſen in einem Kreiſe geiſtreicher und liebenswürdiger Frauen; und mancher wird ihre innerſte Meinung verſtehen, wenn ſie ſich einbildeten, die Hauptſache im Gedichte ſeien zarte Empfindungen in bilderreichen und wolklingenden Verſen. Nun aber läßt ſich leicht ermeſſen, wie bei ſolcher An-

ſicht auch ein nicht ganz verwahrloster Dichter — „berauſcht von des eigenen Liedes Wollaut“ — in eine Art von Träumerei verfallen konnte, welche ihm keine Gedanken und keine Kraft für die eigentlich weſentlichen Erforderniſſe ſeines Drama's übrig ließ.

Unter den Derben und Ueberzarten hatten die erſtgenannten den leichteren Ausweg zu beſſerer Richtung, denn die wahre Kraft lernt von ſelber ſich zügeln und findet ſo Anmuth. Natürlich geſchieht das nur, wenn die Kraft eine urwüchſige iſt und nicht etwa ein Rauſch, der ſich blos ſo lange ungeberdig ſtellt als die künſtlichen Reizmittel vorhalten. Einen härteren Stand hatten die anderen, „die gelben Handſchuhe“, wenn überhaupt eine Flamme, mithin das Streben zur Höhe in ihnen lebte. Zwar konnten Ueberdruß und Langeweile in keinem Falle ausbleiben, aber es iſt ſo ſchwer, ſich loszureißen aus den Banden der Gewohnheit. Auch iſt's fürwahr nicht leicht, den Weg zu verlaſſen, auf welchem uns der Frauen Beifall lächelt; es bleibt auch dann noch eine dornenvolle Aufgabe, wenn wir einſehen gelernt haben, daß am Ende doch derjenige die Weiber am ſicherſten gewinnt, welcher nicht für ſie dichtet, inſofern ihm ſonſt nur die rechten Eigenſchaften nicht fehlen.

Durch die derbe Schule war Wilhelm allmälig in die zarte gelangt. Nachdem er ſüßen Königskindern die rückſichtsloſeſten Schandreden in den Mund gelegt, hatte er zu nebeln und zu ſchweben begonnen. Das gefiel ſeinen Freundinnen und Freunden: theilweiſe beſtach ſie wol auch irgend eine Rückſicht und alles das, was uns im täglichen Leben verleiten kann, einen lobdürſtenden Dich-

ter lieber zu tränken als zu kränken. Unter allen war Zedlitz der einzige, der rund heraus sagte: „Deine Gedichte sind Blüthen, keine Früchte.“ Das klang freilich nicht so ermunternd als die Reden des allzunachsichtigen Freundes Matthisson, der in seiner Herzensgüte schon die Rose in jeder Knospe zum voraus genoß; es schmeichelte nicht dem Ohr, wie des Lobes Wollaut von den Lippen der Herzensfreundin, welche unbedenklich dem Liebling einen Kranz auf die Stirne drückte, den er in ihren Augen längst verdient hatte; es berauschte nicht wie jener Beifall der Salons, der, wenn er zufällig nicht gradezu erheuchelt war, nur allzuoft den Ausdruck der Dankbarkeit für die einer bleiernen Stunde geliehenen Flügel, das Lächeln des Kindes bei einem einlullenden Wiegenliede bedeutete und einen Erfolg bot, wie er die Eitelkeit beschwichtigt und dadurch den Ehrgeiz nicht zum Worte kommen läßt. Vom rechten Ehrgeize wußte Wilhelms junge Seele noch nichts, weil sie die nach kleinlichen Erfolgen lüsterne Eitelkeit dafür hielt, bis eine Stunde, von der ich jetzt berichten will, den Zauber brach.

Wilhelms neuestes „Meisterwerk“ war ein Trauerspiel. Die Jugend, welche von den wahren Schmerzen und Qualen des Daseins noch so wenig weiß, steigt am liebsten zu allen grausigen Schluchten hinab, um mit dem Tode zu liebäugeln. Der Held des Trauerspieles war der ritterliche Sänger der Lusiade, und der Dichter hatte wenigstens soviel Einsicht besessen, seinen Camoens nicht nur leidend, jammernd und sterbend vorzuführen, sondern ihn durch Thaten und Kämpfe bis zum beklagenswerthen Ende zu geleiten und ihn dann erst im Schwanenliede schei-

den zu laſſen. Der Freunde blindes Wolwollen nannte Schreivogel, „der zwar ſchreien, doch nicht fliegen könne," einen Philiſter, weil er „dieſer zarten und ſinnigen Dichtung" die Annahme zur Darſtellung im Burgtheater verſagte. In Folge deſſen bildete der jugendliche Dichter ſich ein, daß der einſichtsvolle Mann, welcher ihm wie ſich ſelber nur eine Niederlage erſparte, ihm einen verdienten Triumph neidiſch vorenthalte.

Mit ſeinem Camoens in der Taſche ſtellte ſich eines Abends Wilhelm bei der Pichler ein. Sie hatte eine zahlreiche Geſellſchaft zur Vorleſung eingeladen, und man kam mit hochgeſpannten Erwartungen, weil im ganzen Kreiſe der Bekannten ſchon vielfach die Rede von der Dichtung geweſen und die Neugier erregt war. Dieſe Neugier kam zur Abfütterung, ſobald der Thee getrunken und die Tagesneuigkeiten abgehandelt waren. Die Stühle rückten zuſammen. Titel und Perſonenverzeichniß wurden verſtändlich gemacht, ſo gut dieß in der Eile angehen wollte: leicht war's eben nicht, weil einige der Anweſenden die Namen Camoens und Dom Sebaſtian ſozuſagen nie vernommen hatten. Endlich konnte die Vorleſung beginnen, nur wenig unterbrochen durch das Geflüſter derjenigen, welche ſich noch etwas unaufſchiebbar Dringliches zu ſagen hatten. Derlei kommt überall vor, wo vorgeleſen wird. Zwei Acte waren überſtanden, der dritte im Zuge, als eine Unterbrechung durch verſpätete Gäſte eintrat. Entſchuldigungen und höfliches Bedauern machten den Beginn. Dann folgte ein harmloſes Geplauder über allerlei Klatſch und Tratſch, bis endlich die Frau vom Hauſe daran mahnte, daß ein Diwan ad hoc verſam-

melt sei. Eine „geistreiche“ Dame unterzog sich der Mühe, die Ankömmlinge vom Inhalte der versäumten Halbscheid zu unterrichten. Der Dichter nahm wahr, daß die Erzählerin diesen Inhalt kaum halb und halb verstanden. Ihm fiel Goethes Spruch ein: „Beseht die Gönner in der Nähe; halb sind sie kalt, halb sind sie roh.“ Bald sollte die Nutzanwendung noch schärfer hervortreten.

Die Vorlesung war bis zum Anfang des fünften Actes ohne Unfall gelangt, als ein paar zugeflüsterte Worte des Dieners die Pichler augenscheinlich schwer beunruhigten. Ihre Tochter war doch nicht etwa erkrankt? Der dienstbare Geist blieb in einiger Entfernung in sichtlicher Ungeduld harrend stehen, um dann hinauszustürmen und alsbald geräuschvoll wieder zu erscheinen, ausgerüstet mit bemaltem Blech, so groß wie ein Achillesschild, worauf ein Turban von „Gefrorenem“ (süßem Eis) nebst Unterschalen und kleinen Löffeln zu sehen war. Wilhelm wußte seine Verse auswendig, wie jeder junge Dichter die seinigen, so daß er über seine Handschrift hinaus die Vorgänge ringsumher beobachten konnte. Er nahm wahr, wie der glänzende Turban seine Frische zu verlieren und zu thauen begann. Die Augen der Hausfrau umflorten sich und thauten beinahe ebenfalls; bald jedoch blitzte ein tapferer Entschluß in ihren Blicken auf. Die Hände setzten sich in Bewegung und vertheilten die Labung. Der Schluß des Gedichtes ging dabei verloren. Niemand merkte, daß der Vorleser mehr als die Hälfte des Restes unterschlug und das, was er noch vortrug, ohne Ausdruck eilfertig herplapperte. Als er schwieg, brach ein Wirbelwind von Beifall los, der ihn unge-

rührt ließ. Der Zauber war gebrochen, die Enttäuschung fertig. Durch die Wunden, woran die Eitelkeit verblutete, zog die Erkenntniß ein, so daß ein ganz geringfügiger Zwischenfall entscheidenden Einfluß auf die Lebensrichtung nahm, gleichwie ein kleiner Ruck des Steuerruders auch das größte Schiff wendet.

Die erste Frucht der beginnenden Erkenntniß war, daß Wilhelm den Jamben und der dramatischen Form entsagte. Seine Mutter nannte dieß einen „Abfall von der Poesie." Als ein paar Jahre später (1832) sein letztes und sein vorletztes Jambenstück, — „Camoens" und „Petrarca", — im Drucke (bei Grau in Baireuth) erschienen waren, sagte Helmina, ihr Sohn habe dem jungen hoffnungsvollen Dichter, den er hingemordet, ein Denkmal gesetzt.

Nehmen wir nach dieser vorgreifenden Abschweifung den Faden der Erzählung wieder auf. Im Winter von 1824—25 hatten die Söhne der Dichterin für ein billiges Geld von einem armen Studenten aus Wälsch-Oesterreich die italienische Sprache erlernt. Große Mühe war dabei nicht aufgewendet worden. Der Lehrer hatte sich täglich in der verlorenen Stunde zwischen fünf Uhr und der Theaterzeit eingestellt und selten genug die langweilige Beschäftigung gehabt, die Aufgabe durchzusehen und zu überhören, da die jungen Herren nichts geschrieben und nichts auswendig gelernt. Nichtsdestoweniger plapperten sie nach drei Monaten ganz fertig italienisch. Max besaß eine besondere Begabung für fremde Sprachen, die ihm gleichsam als gebratene Tauben in den Mund flogen. Bei Wilhelm verband sich mit dem treuen Ge-

dächtniß eine Art von Lesewuth, die nicht leicht genug bekam und zu jener Zeit sich auf die Italiener warf; dabei hatten ihn seine ersten Billardstudien zufällig in eine Gesellschaft von wälschen Studenten gebracht. Die Vorlesungen des Professors Stein (über Homer) hatte er (wie gesagt) im Winter zuvor gehört, besuchte sie aber nicht mehr. Wenn er noch auf der Hochschule hospitirte, so geschah es, seltsam genug, in der Anatomie. Wissenschaftliche Kenntnisse hatte er dabei nicht erworben, wol aber mancherlei gelernt, wovon das Beste sich kaum sagen läßt; höchstens wage ich anzudeuten, daß die erregbare Phantasie heilsame Sturzbäder erhielt.

Im Frühling war Wilhem ganz vergnügt darüber, daß er nicht nach Baden in den Schwefeldampf mußte; dazu sei später auch noch Zeit, meinte er. In der Stadt war er in einen Kreis guter Gesellen gerathen, die ihm überaus zusagten. Der liebste davon war ihm Ernst Feuchtersleben, des Freiherrn von Feuchtersleben Sohn aus zweiter Ehe. Ernsts Mutter war bereits todt, der alte Herr zum zweitenmale Witwer. Die erste Frau war die einzige Tochter des seinerzeit in Wien so berühmten Mohren Angelo Soliman gewesen. Der Schwarze war seines Zeichens ein Prinz. Als zartes Kindlein in die Sklaverei gefallen, war er durch besondere Fügungen zu einer guten Erziehung gekommen und ein feiner Mann von wissenschaftlicher Bildung geworden. Was man von seinen Lebensgeschicken weiß, erzählt Franz Gräffer im vierten Bändchen seiner „Josephinischen Curiosa.“ Solimans Enkel war Ernsts um etwa sieben Jahre älterer Stiefbruder Eduard, dessen gelbbraune Hautfarbe daran

mahnte, daß ſein Großvater „die ſchattige Livrei der lichten Sonne“ getragen. Im Zuſchnitt ſeiner ſcharfgezeichneten Geſichtszüge von edler Form zeigte ſich nur europäiſche Art. Von Geſtalt war er klein, dürftig und mit einem Buckel behaftet. Mit dem beſten Herzen verband er einen böſen Kopf, und ſein behender Witz ſpitzte ſich mit leichter Mühe zu Epigrammen zu, die wie Funken von ihm ſprühten. Darum fürchteten ſich die Leute meiſtentheils vor ihm. Als eines Tages in ſeiner Gegenwart geſtritten wurde, ob man „geſcheidt“ oder „geſcheit“ zu ſchreiben habe, wobei allerhand etymologiſche und ſonſt mehr oder minder logiſche Gründe von beiden Seiten ins Gefecht kamen, machte einer die Bemerkung: „die ältere Schreibart „geſcheut“ war die paſſendſte: den lebendigen Beweis liefert unſer Baron Eduard.“

Ernſt ſtudirte Medicin. Auf die Wahl dieſes Berufes war der Wunſch nicht ganz ohne Einfluß geblieben, vom Thereſianum loszukommen, worin er zehn Jahre zugebracht. Die Heilkunde wurde in der Ritterakademie nicht gelehrt, ſo wenig als die Theologie. Die Anſtalt trägt den Namen der Kaiſerin Maria Thereſia, ihrer Stifterin, welche das frühere Sommerſchloß des Kaiſerhofes, die „Favorite“, dazu gewidmet, eine reiche Ausſtattung hergegeben und dazu eine Anzahl von Freiplätzen geſtiftet hat. Das große Schloß mit ſeinen ſtattlichen Räumen, von Leopold I nach der türkiſchen Verwüſtung friſch erbaut: der weite Garten mit ſeinen alten Bäumen, denen die Türken nach ihrer bekannten Verehrung für alles Grün keinen Schaden zugefügt: die Verbindung der ritterlichen Uebungen mit den wiſſenſchaftlichen Lehrgegen-

ständen, — diese und andere Vorzüge, wie die Stifterin sie ausgedacht, waren sicherlich geeignet, aus der heranwachsenden Jugend sowol in geistiger als in körperlicher Beziehung ein tüchtiges Geschlecht heranzubilden. Auch war die klösterliche Abgeschlossenheit mit ihrer strengen Aufsicht über die seltenen Ausgänge der Zöglinge keine überflüssige Vorsicht in einer Stadt, wo die Verführung in ihrer gröbsten Gestalt auf allen Gassen vor einem Jahrhundert ebenso herumlief wie sie heutzutage sich zeigt und namentlich dem Lebensalter gefährlich wird, worin der geheimnißvolle Zug zur Sünde im ersten Erwachen begriffen ist und noch keine Erfahrung ihn wählerisch gemacht hat. Aber für Geister, die sich weit über die Gewöhnlichkeit erheben und ihren eigenen Weg zu gehen das Recht haben, taugt aller Schulzwang nicht, und wiewol man ihretwegen denselben nicht aufheben kann, so bleibt es für sie nichtsdestoweniger ein Mißgeschick, wenn sie in einen solchen Käfig hinein gerathen. Zudem war im Theresianum mancherlei veraltet. So unter anderem die Tracht. Vor den Leuten konnten sich die jungen Cavaliere nur als Modebilder von Anno dazumal zeigen. Der ungeheuere Hut mit der rechts und links aufgenommenen Krempe, der blaue Frack mit stehendem Kragen, die gelbe Hose, welche eng anschließend sich in hohe Steifstiefel verlor, machten die jungen Gestalten mit den frischen Gesichtern zu Zerrbildern. Bei den ganz kleinen Zöglingen erhöhte der Degen an der Hüfte noch die Lächerlichkeit; man sah von einem solchen Bürschlein eigentlich nichts als den Hut, den Degen und die Stiefel. Der Theresianer wandelte als Versinnlichung des Goe-

theſchen Sprüchleins einher: „Weh dir, daß du ein Enkel biſt.“ Heutzutage ſind die Thereſianer in kleidſame Tracht gekleidet und zweifelsohne die unpaſſend gewordenen Einzelheiten der inneren Einrichtung umgeſtaltet; aber ich zweifle, daß Ernſt, wenn er wieder auf die Welt käme, ſich gern dazu verſtehen würde, wieder in die Anſtalt zu treten, die im ganzen nach wie vor im weiſen Sinne der hochherzigen Gründerin fortbeſteht und auf Geiſter von gar zu hohem Fluge keine beſondere Rückſicht nehmen kann. Solche Rückſichten ſcheinen umſo minder zuläſſig, als Vorſtände und Lehrer keine Propheten ſind und durchaus nicht zum voraus wiſſen können, welchen Umfang die geiſtige Entwicklung jedes einzelnen Zöglings ſpäterhin gewinnen werde. Wer denkt dabei nicht an die Karlsſchule, der es gegenwärtig noch zum Vorwurfe gemacht wird, daß ſie ihren Schüler Friedrich Schiller aus Marbach für nichts weiter hielt als für einen unbotmäßigen Wildfang? Doch im Thereſianum iſt — zum Glück für beide Theile — ein ſolcher Adler nie eingeſperrt geweſen, und man verkürzt deßhalb der Anſtalt umſo weniger die Anerkennung für das Verdienſt, ausgezeichnete Männer für den öffentlichen Dienſt groß gezogen zu haben. Um etwaigen Mißverſtändniſſen zum voraus den Rang abzulaufen, dürfte allenfalls hier noch zu bemerken ſein, daß der einſtige Verfaſſer der „Diätitik der Seele“ keine Verſuche machte, mit dem Kopf gegen eine Wand zu rennen, von der er wußte, daß ſie feſter ſei als ſein Schädel. Er nahm die Dinge wie ſie waren, ſuchte ſich ſo behaglich zu legen als es irgend gehen wollte, und wartete ſeine Zeit ab, um loszukom-

men. Zu der Zeit, worin Wilhelm ihn kennen lernte, ging Ernst Feuchtersleben zunächst und am meisten mit Andreas Schumacher und mit einem Huber um, der, wenn ich mich recht entsinne, mit Vornamen Christian hieß. Huber machte seinen Vers wie alle Welt, nicht schlechter aber auch nicht besser, und bildete sich durchaus nichts darauf ein, sondern verwandte seine ausgezeichneten Fähigkeiten auf nützlichere Dinge, trieb sein Brodstudium mit Erfolg und lernte fremde Sprachen mit ausgezeichneter Leichtigkeit. Er sprach damals in seinem 22sten Jahre bereits fertig Englisch, Dänisch, Italienisch, Spanisch; zugleich war er mit der Literatur in allen Sprachen, die er kannte, gründlich vertraut. Was später aus ihm geworden, weiß ich nicht; seine Laufbahn in öffentlichem Dienste scheint er als österreichischer Consul in Aegypten durch den Uebertritt in den Ruhestand beschlossen zu haben, und vermuthlich lebt er jetzt irgendwo im Vaterlande, vielleicht in Wien selbst. Die Stadt ist groß, die Lebenskreise laufen sehr häufig parallel, und wenn sie auch einander kreuzen, so ists nur Zufall, wenn man sich auf den Berührungspunkten trifft. Zudem pflegen erfahrene Leute ihre Bekannten aus verschollenen Tagen nicht absichtlich wieder aufzusuchen, wenn kein ganz besonderer Anlaß dazu vorliegt. Den Hans oder Peter von damals findest du doch nicht mehr, und wenn du ihn fändest, was nützte es dir, welcher du selbst seitdem ein anderer geworden? Eine Ausnahme gibt es, wo man wenigstens geistig die mannichfachen Wandlungen des Erdendaseins gemeinschaftlich durchgemacht.

Andreas Schumacher hätte, wäre es ihm nach dem

Verdienste seiner Kenntnisse und Fähigkeiten ergangen, den besten Erfolg haben müssen, aber er war ein Pechvogel, wenn es je einen gegeben, und hat sich von manchen überholen lassen, die viel weniger werth waren als er. In der schöngeistigen Literatur der dreißiger und vierziger Jahre spielte er zu Wien eine hervorragende Rolle. Im Jahre 48 machte er Furore mit einem Roman: „Die Engel der Pest." In den letzten Octobertagen von 48 ward er in unglücklicher Weise als ein Aufhetzer des Proletariats bemerkbar. Vielleicht besaß er einen Rausch, jedenfalls war er von jenem Schwindel befallen, welchem unvergorene Köpfe mit lebhafter Phantasie vorzugsweise ausgesetzt sind: wie ein Rasender lief er auf dem „Graben" hin und her, mit lautem Zuruf zeternd: „Die Ungarn kommen! Zu den Waffen, Arbeiter." So half er die Capitulation mit Windisch-Grätz brechen, während die bei Kaiser-Ebersdorf geschlagenen Magyaren bereits in voller Flucht begriffen waren. Mancher ist damals um geringerer Ursach willen erschossen worden; Schumacher entging der Standrechtskugel, wurde später zu zweijähriger Eisenstrafe verurtheilt, aber bald wieder begnadigt, und hätte somit eine ganz gute Stellung gehabt, um etwas vor sich zu bringen.

Doch wo bin ich schon wieder hingerathen mit dem Sprung über ein Vierteljahrhundert? Von unserem „Rederl" wollte ich ja sprechen, wie wir ihn in der volksthümlichen Abkürzung des Namens Andreas zu nennen liebten. Sein Aussehen war nicht besonders anziehend. Aus dem braunen knolligen Gesicht schauten ein paar mit weißen Fellen behaftete Augäpfel. Um die Stirne flatterte un-

gekämmtes Haar. Die Hände trugen nicht selten am oberen Rande der Fingernägel die „französische Hoftrauer". Rock und Hose wußten nichts von der Berührung mit einer Bürste und sahen immerdar alt aus, auch wenn sie acht Tage zuvor vom Schneider gekommen. Dazu kamen ein schiebender unbeholfener Gang und ein wahrhaft abenteuerliches Schlenkern der Arme an den vorgebeugten Schultern. Fürwahr, Andreas trieb die „Schlamperei" bis zur höchsten Genialität der Bärenhäuterei; selbst neben Wilhelm fiel er damit auf, der doch, theils aus Unachtsamkeit, theils aus Mangelhaftigkeit seines Kleidervorrathes, nicht eben musterhaft gekleidet einherging. Sobald jedoch der Bärenhäuter aus Gumpendorf den Mund aufthat, verwandelte er sich in einen guten Gesellen von regem Geiste und herzgewinnendem Wesen. Helmina nannte ihn einen ungeschliffenen Demantstein. Ernst hielt nicht viel auf derlei Aeußerlichkeiten, und Huber nur, wo es seine eigene Person betraf. Er selbst erschien stets wie frisch aus dem Ei geschält, doch kümmerte ihn das Aussehen der Gesellen nicht im mindesten. — Schumacher war der Sohn einer Witwe in der Vorstadt Gumpendorf. Vermuthlich war sie nicht wolhabend. Als Student hatte er sich, wie andere Studenten auch, mit Lectionengeben durchgeschlagen. Jetzt fing er an, mit der Feder einiges Geld zu verdienen. Mehrerer Sprachen mächtig, war er ein gewandter Uebersetzer in ungebundener wie in gebundener Rede. Auf letztere Fähigkeit gibt man heutzutage nicht mehr viel, doch damals wurde ein solcher Vorzug noch geschätzt und bezahlt.

Das vierblätterige Kleeblatt fand sich sehr häufig

zusammen, doch mehr zu flüchtiger Unterhaltung prosaischer Art, als der Poesie zulieb. Allerdings theilten sie einander Entwürfe und Fertiges mit, besprachen dieses wie jenes, gelegentlich wurde Eduard, der scharflautige Bruder des milden Ernst, zum Feilen verwendet, doch wenn alle viere beisammen waren, gab es auch stets etwas zu essen und zu trinken auf einem vorstädtischen oder ländlichen Belustigungsort. Die Einladung kam gewöhnlich von Ernst oder von Huber, die alle zwei immer sehr gut bei Kasse waren und gleich den andern nichts natürlicher fanden, als das Geld für die Kameraden wie für sich auszugeben. Dieser Communismus, welcher der Jugend meistentheils innewohnt, pflegt mit den Jahren beiderseits zu verschwinden, bei denen vom „†" schneller als bei denen vom „—"; bei den Minnsleuten kommen sogar nicht selten Fälle eines Beharrens vor, dessen Festigkeit höchstens durch eine fette Erbschaft oder dergleichen zu erschüttern wäre. Davon weiß aber die frühlingsfrische Unbefangenheit noch nichts; selbst im Geben findet sie nichts Besonderes, geschweige denn im Annehmen. Heutzutage soll es nicht mehr ganz so sein; ein Zeichen mehr, daß es keine Kinder mehr gibt. Nach dem nächsten Kriege wird es übrigens schon wieder welche geben, — nur Geduld also, und dazu nicht einmal eine lange Geduld. Wenns vielleicht zu Ostern noch nicht angeht, wirds doch zu Pfingsten schon angegangen sein.

Zu Ernsts näheren Bekannten gehörte Bauernfeld, der bei diesem und bei Wilhelm schon um deßhalb eines besonderen Ansehens genoß, weil er, um drei oder vier Jahre älter wie sie, bereits zu den „Gedruckten" zählte.

Die guten Knaben hatten noch nicht an ſich ſelber erfahren, daß nicht aus jedem Preßbengel der Lorbeer ſprießt. Bauernfeld ſelbſt hatte übrigens andere Ziele; er wollte ſeine Dichtungen nicht gedruckt, ſondern dargeſtellt ſehen, und hatte das einige Jahre ſpäter auch erreicht, wie männiglich weiß: mit Glück und Schick. Schon damals war ſeine Richtung entſchieden die des Luſtſpieldichters, nur daß ſie ſich noch nicht dem Markte des zeitgenöſſiſchen Lebens zugewendet hatte. Für ſeine Perſon war er ein ſo gemüthlicher Burſche, als nur je einer mit ſtill nach innen gekehrtem Lächeln die bunte Außenwelt an ſich vorüberziehen ließ. Dieſe ſonnenhelle Höhe des unbefangenen Zuſchauers hat er im Verlauf der Jahre nicht immer behauptet und dadurch ſich ſelbſt benachtheiligt. Das war nicht ſeine Schuld, ſondern ein Unglück. Aufgewachſen unter dem Druck des Polizeiſtaates, theilte er das Los einer abgeſperrten Pflanze, welche durch die erſtbeſte Mauerritze ein Reislein treibt, dem ſich dann ihre geſammte Lebenskraft zuwendet. Der Drang nach Freiheit, welcher jedes begabteren Geiſtes Erbtheil iſt, verirrte ſich vom vaterländiſchen Boden in das unfruchtbare Irrgewinde eines weltbürgerlichen Lehrbegriffes, deſſen jenſeitigen Ausgang er nicht mehr finden ſollte, wie ihn — um ein berühmtes Beiſpiel zu nennen — Anaſtaſius Grün gefunden hat. Für den Oeſterreicher der Metternichſchen Zeit gab es allerdings keinen anderen Weg als durch den Rotteck-Welkerſchen Liberalismus, aber dieſer durfte nicht das letzte Ziel bleiben. Leider ſind ihrer nur allzu viele darin ſtecken geblieben, oder haben die Richtung links hinab eingeſchlagen. Derlei ſollte einem Dich-

ter des 19. Jahrhunderts weniger als jedem anderen begegnen, denn nach dem Gange, welchen die Dichtkunst unserer Tage angenommen hat, gehört es ja zu den unerläßlichen Obliegenheiten ihrer Jünger, Land und Leute in der Gegenwart und in der Vergangenheit zu kennen und die bestehenden Zustände sich dadurch klar zu machen, daß man ihr Entstehen aus früheren Wandlungen begreifen lernt. Zu gleichförmigen Schlußfolgerungen über Mittel und Wege für die Zukunft wird man dadurch natürlich nicht gelangen, wol aber sich von aller Bullenbeißerei säubern, da ja für den Künstler der Mensch in erster, der Staatsbürger in zweiter Reihe steht.

Ziemlich spät im Sommer entschloß sich Helmina, nach Baden zu gehen. Zuerst wurde Wilhelm hingeschickt, um seine dreißig Bäder abzusitzen; im September kam sie mit Max nach. Der Aufenthalt sollte sich in ungebührlichem Maße verlängern, ungefähr in derselben Weise wie der früher erzählte Aufenthalt im Adlerwirthshause am Dönhofsplatz zu Berlin während des Winters von 1822—23. Der äußerliche Anlaß wird sich sofort herausstellen.

Herr Duport, früher Barbajas Geschäftsführer und nun auf eigene Rechnung Unternehmer der Oper im Hoftheater am Kärntnerthor, hatte ein Haus zu Baden gekauft und seiner Frau geschenkt. Es war eine reizende Villa, tausend Schritte vor der Stadt in der Gemeinde Weikersdorf gelegen, von der polnischen Gräfin Rzewuska erbaut. Die Gräfin hatte bares Geld gebraucht und das schöne Besitzthum um den Spottpreis von 20,000 fl. W. W. (8000 fl. C. M.) verschleudert. Am Tage nach

dem Handel waren dem Käufer 20,000 fl. C. M., also ein Gewinn von 80% vergeblich geboten worden. Er hatte seiner Frau das Haus vorzüglich deßhalb gegeben, damit sie den Winter über nicht zur Stadt komme. Der Eifersuchtsteufel plagte ihn, und seine Qualen wurden dadurch nicht vermindert, daß die schöne Frau nicht den mindesten Hang zur Gefallsucht besaß und ihre Rechtschaffenheit von ihm durchaus nicht bezweifelt werden konnte. Duport war von Paris gebürtig und seines Zeichens ursprünglich ein Tänzer, eine kleine Gestalt, die noch ihre feine Zierlichkeit behalten hatte. Er war um das Jahr 1780 geboren. Wegen seiner körperlichen Kleinheit war er nicht zum Soldaten genommen worden, sollte jedoch später eingereiht werden. Man fand, daß er sich zum Voltigeur vortrefflich eigne. Duport rief den Schutz eines Unterrockes an, den er selber anzog, und entkam umso leichter, als die zierliche Gestalt und das bartlose Gesicht keinen Zweifel an seinem vorgeblichen Geschlecht aufkommen ließen. Er erzählte später noch mit vielem Behagen von den Eroberungen, die er unterwegs gemacht, und wie ihn nicht einmal die handfeste Ohrfeige verrathen, womit er eine handgreifliche Zärtlichkeit in ihrer eigenen Ausdrucksweise beantwortet hatte. Die Reise verhalf ihm zu Geld und Gut. Er fand in St. Petersburg vielen Beifall. Die Russen blieben nicht undankbar dafür, daß er es vorgezogen, sie zu belustigen, statt nach ihnen zu schießen und zu stechen. Napoleon I aber mochte finden, daß der kleine Springer besser im gestrickten enganschließenden Gewand von fleischfarbener Seide für den Glanz des französischen Namens sorgte, als es

muthmaßlich im grauen Soldatenmantel geschehen wäre. Er erhielt seine Verzeihung: ich weiß nicht genau, ob unbedingt oder gegen die übliche Loskaufssumme, doch dürfte letzteres als wahrscheinlich anzunehmen sein. Gewiß ist nur, daß er zur Muratschen Zeit in Neapel nebst seiner Frau Furore machte. Als französischer Ausreißer hätte er sich nicht dorthin wagen dürfen. Seine Frau hatte er zu Wien kennen gelernt. Die kleine Therese Neumann fühlte von Kindsbeinen an den Beruf für die Tanzkunst und war, noch nicht 14 Jahre alt, in den Chor des Kärntnerthortheaters eingereiht. Duport faßte eine doppelte Leidenschaft für das schöne Kind; Liebe und Gewinnsucht zogen ihn gleichmäßig zu Therese hin, deren Schönheit, Anmuth und entschiedene Begabung für die Kunst eine glänzende Theaterlaufbahn in Aussicht stellten. Er gewann ihre Neigung und der Hochzeittag wurde gefeiert, bevor die Braut noch fünfzehn Jahre zählte. Der Ehestand des jungen schönen Paares besaß alle äußerlichen Bedingungen des Glückes: Lorbeern und Gold. Die innerlichen zertrümmerte Duports barbarisch wahnwitzige Eifersucht. Er eiferte nicht bloß mit dem männlichen Geschlecht, sondern mit allem und jedem möglichen und unmöglichen Ding, mit dem Spiegel, wo hinein Therese sah, mit dem Buch, das sie mit Theilnahme las, mit . . . fürwahr, ich weiß nicht, wie ich den bezeichnenden Zug verständlich vorbringen soll, ohne den Helden dieses phantastischen Romans der Eifersucht bei seinem landläufigen Namen zu nennen, — jenes winzig kleine schnellkräftige Geschöpf, das Blumauer besungen hat und welchem Duport ganz andere als bloß

blutdürstige Absichten zutraute. Ich habe zwar die Leidenschaft der Eifersucht niemals in mir selber verspürt, aber Gelegenheit genug gehabt, sie kennen zu lernen; doch von so ausschweifender Tollheit wie bei Duport habe ich in ihren Ausbrüchen sie nie beobachtet. Sie stehen in der Erinnerung noch abenteuerlicher vor mir als sogar jene Erfahrungen, die ich im Laufe der Jahre auf meine eigenen Unkosten gemacht habe, und die mich um mein bischen Mutterwitz gebracht hätten, wenn ich kein Dichter wäre. Der Dichter besitzt seine ganz besonderen Sicherheitsklappen. Einmal stellt er die verschiedensten Gemüthsbewegungen anderer Leute sich lebendig vor und macht sie, indem er dieselben anschaulich darstellt, mit ihnen, beziehungsweise für sie durch, womit er seine Empfindlichkeit abhärtet wie den Körper im türkischen Dampfbad; ein andermal verbraucht er, was ihn im Inneren quält und drückt, um Geschöpfe seiner Einbildungskraft damit zu belasten, so daß hie und da Gestalten, welche sonst in ihrem Innern so wenig Aehnlichkeit mit ihm aufweisen als in ihrem Aussehen und in ihren übrigen Verhältnissen, nichtsdestoweniger ein Stück seines eigenen Lebens wiederspiegeln. So hat mir ein Graf von Bentheim-Tecklenburg-Steinfurth aus dem 17. Jahrhundert*) einmal als Sicherheitsklappe gedient, um mir gleichzeitig von einem alten Harm und von einer frischen Bekümmerniß zu helfen. Letztere rührte von der Eifersucht her, und der Kopf, worin sie spuckte, ist später nicht ganz taktfest geblieben; aber Duports Narrheit war

*) Drei Liebesgeschichten aus der Vorzeit eines edlen Hauses. Morgenblatt 1847.

noch viel ärger, obschon sein Hirn im übrigen nicht aus den Fugen kam. Die Eifersucht wuchs in ihm sogar dem Geiz über den Kopf, so daß er, sonst doch auf Gewinn erpicht wie der Durst auf einen frischen kühlen Trunk, seine Frau inmitten ihres entwickelten Glanzes von der Bühne wegnahm. Auch diesen herben Schlag nahm Therese mit Ergebenheit wie alle anderen Schläge, — figürlich und unfigürlich gesprochen. Fürwahr, ganz unfigürlich: wenn der kleine Kerl in Wuth gerieth, mißhandelte er seine Frau mit Ohrfeigen und mit Püffen. Hernach that es ihm freilich leid und er war eine Weile um den Finger zu wickeln, als wäre er selber windelweich geschlagen worden; aber die Reue hielt nicht an. Therese hatte ein Töchterlein, ein schönes herziges Kind von fünf oder sechs Jahren. Der Bub war gestorben. Mit der kleinen Louise und mit der „Großmutter" (nämlich mit ihrer Mutter) führte sie ein stilles Leben in Baden, meistens behaglich, da Duport selten aus der Stadt kam und nicht lange verweilte. Sie besaß eine gediegene Bildung, wie man sie bei ihrer ehemaligen Beschäftigung nicht gesucht hätte, und schien eine ernste stolze adelige Natur. Von ihrer Mutter hatte sie das nicht geerbt. Die Frau Neumann war ein herzensgutes Weib von gesundem Hausverstand, geschwätzig, flach und durchsichtig wie ein Murmelbach, zuweilen etwas rappelköpfig und nichts weniger als abgeschliffen im geselligen Verkehr.

Helmina war der Frau Duport sehr zugethan, und wünschte auch aus anderen Gründen während des Octobers ein paar Wochen in der Villa zu wohnen. Der Herbst ließ sich nämlich nach dem regnerischen September

für schon an. Der obere Stock stand leer, da der Miether, der französische Gesandte, sich zur Stadt zurück begeben. Eines Sonntags ging Helmina hinaus, traf Duport bei seiner Frau und redete ihn um ein paar Zimmer an. Er verlangte einen Preis, als finge der Sommer eben an und als wäre die Dichterin eine Opernsängerin. So viel konnte sie nicht bezahlen und weniger wollte er nicht nehmen. Die Unterhandlung wurde abgebrochen. Man sprach von andern Dingen. Nach einer Weile verlor sich Helmina in den Garten, setzte sich in eine Laube und weinte sich aus. So wurde sie von der Großmutter betroffen, die den ganzen Tag überall herumschnüffelte. „Gyngen's zu, sein's kein Kind," sagte die Neumann; „das Haus g'hört der Theres und nit dem Rawuzl. Verstengen's?" Helmina verstand so gut, daß sie am nächsten Tage schon die ersehnte Wohnung bezog und die Rückkehr nach Wien von Woche zu Woche verschiebend, bis zum März darin verweilte, zum großen Verdruß der Herren Söhne und namentlich ohne Rücksicht auf die Studien des Jüngeren, der steif und fest behauptete, daß eine so übermäßige Ausdehnung der Herbstferien ihn nicht vorwärts, sondern zurückbringe. „Du bist verrückt, vorlauter Junge," lautete gewöhnlich der Endbescheid. Um sich zu trösten, pflegte Max hernach, doch wolweislich hinter dem Rücken der Mutter, sich in Betrachtungen über die Zweckmäßigkeit einer Reise zum Vater zu ergehen. Aber der Weg nach Paris war weit, sehr weit, und die Reise kostete viel Geld. „Ich muß schon warten, bis ich mir selber Geld verdienen kann," meinte er dann: „die Mut

ter gibts nicht her.“ Dem Vater konnte er nicht schreiben, weil der Knabe sein bischen Französisch rein vergessen hatte.

Die Haushaltung Helminas in Baden zeichnete sich noch weniger als ihre Wirthschaft überall durch geordnete Behaglichkeit aus. Nicht einmal die alte Babette war zur Stelle, da es niemals der Mühe werth schien, „für die paar Tage“ sie noch kommen zu lassen. Zur Aushülfe erschien Morgens irgend ein zartes Wesen aus der landlichen Nachbarschaft, um etwelche grobe Arbeit zu verrichten. Den Kaffee bereitete die Dichterin selbst. Sie verstand sich darauf, doch verzettelte sich dabei die größere Hälfte des Morgens, so daß die „sperrenden“ Jungen selten vor zehn Uhr das erste Futter erhielten. Gegen Mittag kam bei schönem Wetter, und das Wetter war bis über Weihnachten hinaus fast ohne Ausnahme schön, gewöhnlich die Einladung zum Spaziergang mit der Frau vom Hause in Begleitung der Großmutter und der Kleinen; schier hätte ich vergessen, den Monsieur Sultan anzuführen, der zwar nicht mitsprach, wol aber mitlief. Doch von diesem wichtigen Mitgliede der Hausgenossenschaft zu reden, verspare ich für ein Weilchen noch. Die pannonische Quellenstadt besitzt zwar nicht jenen fast unerschöpflichen Reichthum an reizenden Zielpunkten für Luftwandler, welcher den dauerndsten Vorzug jener Aurelischen bildet, welche man gemeiniglich Baden-Baden nennt; aber sie ist deßhalb lange noch nicht arm daran. Die ganze Gesellschaft war gut zu Fuße, was nur bei der Dichterin in Erstaunen setzte, die über alles Kreigepäck hinaus noch ein erkleckliches Uebergewicht durch das Leben schleppte. Zwischen 2 und 3 Uhr kam man nach Hause; die im

untern Stockwerk setzten sich an den gedeckten Tisch, die im oberen begaben sich in ein Wirthshaus. Bis über die Mitte des Octobers hinaus ging das an, dann wurde es schwierig, zu so später Stunde noch etwas zu bekommen. Die Sommerwirthschaften sperrten sich ab, die wenigen ständigen Wirthshäuser verlangten von ihren Gästen, daß sie sich zur landesüblichen Essenszeit, um 12 Uhr Mittags, einfinden sollten. Helmina beschloß also, sich „für die paar Tage" selbst mit dem Kochen zu befassen, und ließ am nächsten Morgen holen, was sie dazu bedurfte. Gleich am selben Tage kam sie nicht zum Anfangen. Der Spaziergang wurde, des „mudelsaubern" Wetters halber, wie die Großmama es nannte und Helmina als „nudel"-sauber nachsprach, ungewöhnlich früh angetreten und ebenso ausgedehnt. Ausgehungert kamen Wilhelm und Max nach Hause. Ihre Stimmung war mehr als nur halbverzweifelt: sie begriffen, daß vom Abkochen keine Rede sein könne, fielen über den Brodlaib her, um mindestens daran ihren Ingrimm zu verbeißen. Die Dichterin war nicht weniger hungrig als ihre Jungen, doch wußte sie aus der Noth eine Tugend zu machen; sie zerschnitt das vorräthige Rindfleisch und machte Beefsteaks daraus. Der Einfall wurde als ein leuchtender gepriesen, verlor aber späterhin durch allzuhäufige Wiederholungen seinen Glanz. Was ein Nothbehelf gewesen, wurde zur Regel; das Mittagsmahl bestand von nun an gewöhnlich aus Steaks von Rind- oder Kalbfleisch, und die Zöglinge der Homerischen Kost konnten nicht umhin, zuweilen Babettes Kochtöpfe zu vermissen, obschon sie im ganzen durchaus nicht verwöhnt waren. Als im

Januar tiefer Schnee fiel und ſtarker Froſt eintrat, waren ſie nicht eben mißvergnügt darüber; zwar hörten die Mittagsſpaziergänge auf, aber die Mittagskoſt geſtaltete ſich beſſer und der Bewegung bedurften die jugendlichen Magen nicht, um Hunger zu bekommen. Die Abende wurden bei Frau Duport zugebracht, größtentheils mit Vorleſen. Helmina las vortrefflich vor, wenn ſie nicht zufällig den Schnupfen hatte. Bei ſolcher Gelegenheit löſte Wilhelm ſie ab, ſowie auch, wenn er ein neues Stück fertig hatte. In ſeiner Unſchuld fand er nichts natürlicher, als daß Frau Duport nicht nur zuhörte, ſondern ſogar aufmerkſam zuhörte, wie ſich hernach aus allem bewies, was ſie über das Gehörte ſprach. Jetzt ſetzt mich dieſe Erinnerung wahrhaft in Erſtaunen.

Ich habe oben vom Sultan geſprochen. Eigentlich hätte ich Sultl ſagen ſollen, denn ſo wurde er gerufen. Er war ein ſtattlicher Packer von weißer Farbe, der gleich ſo vielen andern ſeines Geſchlechtes ſich ſein Brod mit minder adeliger Beſchäftigung verdienen mußte, da es wenig Wildſchweine mehr gibt, während die Rüden nicht ſeltener geworden ſind. Er diente bei Duport als Kettenhund und galt für eine wilde Beſtie. Wilhelm, der ſich auch vor dem ſchlimmſten Hund nicht ſcheute, gab ſich mit ihm ab und merkte alsbald, daß der Sultl beſſer ſei als ſein Ruf. Er fing damit an, den Hund von der Kette zu löſen und an der Leine auszuführen. Hernach ließ er ihn frei laufen und gewöhnte ihn allmälig, im Walde nicht von ihm zu weichen. So wurde Monſieur Sultan zum zuverläßigen Begleiter für die Frauen ausgebildet, wenn ſie unbegleitet ausgingen, und vollends gar, wenn die

Großmutter abgehalten war, ſo daß Mutter und Kind allein luſtwandelten. In ſolchen Fällen waren Thereſe und Louischen auf den Garten beſchränkt geweſen: jetzt konnten ſie getroſt zu den „Sieben Bründln“ oder bis zum „Eiſernen Thor“ laufen, wenn ſie's etwa freute. Auf dieſen Cavaliere ſervente war Duport nicht eiferſüchtig: auf ein kleines Hündchen wäre ers ſicherlich geworden.

Die Leutſeligkeit Sultans erſtreckte ſich auch auf das gefiederte Hofgeſinde, auf Hühner, Gänſe und Enten. Wenn er zu Mittag geſpeist hatte, kam das Federvieh zu ſeiner Schüſſel, um zu naſchen. Anfänglich hatte er reinen Tiſch gemacht, ſpäter war er wählig geworden und ließ Gemüſe wie Brod liegen. Da er mit der Herrſchaft ſpazieren gehen und manchmal ſogar in den Salon kommen durfte, wäre es für ihn eine Schande geweſen, etwas anderes als Fleiſch zu freſſen. Eines Tages jedoch hörten die freundſchaftlichen Beziehungen zu Enten und Hühnern auf. Sie durften der Schüſſel nimmer nahen, worin Gemüſe und Brod liegen geblieben. Aber auch die Magd durfte die Schüſſel nicht wegnehmen, ſo lange etwas darin lag. Anfangs meinte ſie, Sultan hebe ſich die Reſte für ſpäter auf. Ungerechter Verdacht! Sultan erwartete einen Gaſt, der regelmäßig in der Abenddämmerung kam, einen Hund ſeiner Art, und zwar einen männlichen. Dieſer erſchien in aller Haſt, wechſelte mit Sultan herzlichen, aber kurzen Gruß, verſchlang ſchweifwedelnd die Koſt in der Schüſſel und ſprang von dannen. Selbiger Hund gehörte dem Hirten, der mit der Heerde beim Ausfahren und beim Einfahren an dem Garten der Villa vorüber kommend einen weiten Bo-

gen zu beſchreiben hatte, deſſen Sehne durch Hof und Garten ging. Dieſen kürzeren Weg ſchlug der Hirtenhund ein, um den Hofhund zu beſuchen. Dieſe Freundſchaft zwiſchen zwei männlichen Hunden erregte Erſtaunen, doch löste ſich das Räthſel. Sie waren Brüder von einem Wurf. In früher Jugend nach verſchiedenen Gegenden hin verkauft, hatten ſie ſeit Jahr und Tag einander nicht geſehen; als aber den Hirtenhund ſpäter ein Wechſel des Geſchickes nach Weikersdorf geführt, hatte er Wind von ſeinem Bruder bekommen und dieſen aufgeſucht. Durch dieſen Zug von Gemüthlichkeit ſetzte ſich Sultan bei ſeiner ſchönen Gebieterin einen neuen Stein in's Brett.

Ich komme auf unſern kleinen Otello zurück. Eines ſchönen Tages kam die Hausgenoſſenſchaft der Villa von einem frohmüthigen Spaziergang, zwölf Füße und vier Pfoten ſtark. Eine Strecke vor dem Gartenthore hatten ſich die Gruppen zufällig ſo geſtaltet, daß Wilhelm, Louiſchen an der Hand führend, mit der Frau Duport den andern um zwanzig bis dreißig Schritte voranging. In der Zwiſchenzeit war Herr Duport angelangt. Er ſtand unter der Einfahrt zum Garten, um ſeine Leute zu erwarten. Wilhelm ſah ihn von weitem und theilte der kurzſichtigen Frau die Entdeckung mit. Entzückt ſchien ſie eben nicht. Sie förderte ihre Schritte. Das Kind lief ihr nach. Wilhelm blieb zurück; er hatte bemerkt, daß Duport ein Geſicht ſchnitt, als habe er eine Pfanne voll junger Teufel gefrühſtückt, die ihm nun im Leibe rumorten, und ergriff deßhalb den Vorwand, ſich nach den Nachkommenden umzuwenden und mit lauter Stimme

die Ueberraſchung zu melden. Für die Großmutter war das übrigens keine Neuigkeit; ſie hätte mit ihren Sperberaugen Herrn Duport auf tauſend Schritte ohne Müh' erkannt. Wol aber war's eine Neuigkeit für Helmina, und ſie eilte, um ihm guten Morgen zu ſagen, kam aber zu ſpät. — „Schade", meinte ſie; „ich wünſchte etwas mit ihm zu beſprechen. Doch das hat ja Zeit bis hernach." — „Heut kommen's ihm mit nix," ſagte die Großmutter. — „Warum?" fragte die Dichterin unbefangen. Frau Neumann machte ein verblüfftes Geſicht und blieb die Antwort ſchuldig; vielleicht erinnerte ſie ſich der körperlichen Kurzſichtigkeit und der geiſtigen Zerſtreutheit Helminas. Statt ihrer ſagte Max: „Herr Duport ſieht quittengelb aus. Seine Leber wird ihm heute mehr wehthun als gewöhnlich." — „Und Schmerzen machen wunderlich," fügte Helmina hinzu.

Gegen Abend kam die Köchin herauf mit einem Gruß von der „gnä'" Frau an die gnä' Frau, und die gnä' Frau möchte nicht zur gnä' Frau kommen, denn die gnä' Frau habe die „Mikarenne." Helmina ließ den Herrn erſuchen, ſich für einen Augenblick heraufzubemühen. Er war bereits nach Wien unterwegs. Karoline gab den Beſcheid mit ſeltſamer Miene. Wilhelm bemerkte es, errieth ahnend den Zuſammenhang und beſchloß, ſich Gewißheit zu verſchaffen. Das war nicht ſchwer; Karoline war nie hübſch geweſen und hatte die erſte Jugend hinter ſich, mithin beſaß ſie umſo mehr Gefühl. Was vorangegangen, wußte ſie nicht, doch wenn die Urſache ihr verborgen geblieben, die Wirkung war ihr nichtsdeſtoweniger offenbar geworden. Die oben erwähnte „Mika-

renne" rührte von ruſſiſchen Liebeserklärungen her, welche Duport ſeiner Frau gemacht.

Wilhelm begriff zwar nicht recht, was er zu thun habe, aber er fühlte es. Ohne der Mutter, deren Taktloſigkeit er bereits fürchten gelernt, etwas von der Eiferſuchtsgeſchichte zu ſagen, behauptete er, am nächſten Tage nach Wien zu müſſen. Am ſelbigen Tage gehn ja gar keine Wagen, meinte Helmina dagegen, nachdem ſie den Vorwand vergebens bekämpft, welchen er genommen. Die Gelegenheiten nach Wien fuhren zu dieſer Jahreszeit nur zweimal wöchentlich. „Ich gehe zu Fuß," verſetzte Wilhelm. „Morgen regnet's," ſagte Helmina mit jener Zuverſicht, die ihr ſtets eigen war, wenn ſie irgend etwas ſo oder ſo wünſchte. „Das werden wir ja ſehen," entgegnete Wilhelm. Der nächſte Morgen war nicht minder ſonnenhell, wie auch der vorige geweſen. „Ich gehe nach Wien," ſagte Wilhelm. Es gab einen kleinen Sturm. „So lauf' in Dreiteufelsnamen!" rief die Dichterin zuletzt in ſchmuckloſeſter Hausſprache; „aber ich gebe keinen Kreuzer dazu." Das war dem Juvenis nur zum Lachen; er beſaß zwei oder drei Zwanziger, die auszugeben er in Baden keine Gelegenheit gehabt. Max war dießmal von einer richtigen Auffaſſung der Lage beſeelt, oder wenigſtens von einer Ahnung kommender Dinge durchdrungen, und beſtand darauf, mitzugehen. Was dem einen recht, ſei dem andern billig, meinte er, und ſetzte ſeinen Willen durch. Wäre er geblieben, ſo würde ihm die Mutter den ganzen Tag über den Kopf warm gemacht haben, theils um ihm den Leviten für Wilhelms ſtarrköpfige Neigung zum Ungehorſam zu leſen, theils

um ihm ihre Angst vorzujammern, daß dem armen Jungen etwas zustoßen könne. Diese zärtliche Besorgniß um ihre „Kleinen“ konnte Helmina sich nicht abgewöhnen und fiel damit den Betreffenden dergestalt zur Last, daß sie vor lauter Verdruß nicht dazu kamen, auch an das zu denken, was einigen Anspruch auf ihre Dankbarkeit begründete. Mehr ohne als mit ausdrücklichem Urlaub ging Max mit seinem Bruder. Die Thränen der Angst, die Ausbrüche des Zornes wurden indessen der Großmutter und der Köchin zu Theil. Frau Doport war an selbigem und auch noch am nächsten Tage nicht sichtbar.

Die Brüder legten die erste halbe Stunde im Dauerlauf zurück, den sie seit der Lehrlingszeit bei Vater Jahn nicht vergessen hatten. Sie fürchteten, daß ein Bote sie einholen könne, um sie zurückzurufen. Zum Theil, aber nicht ausschließlich aus demselben Grunde geschah es, daß sie von der großen Heerstraße links zum Gebirge abbogen und den Weg nach Mödling einschlugen. Nachdem sie weit genug gekommen, um jeder Nacheile spotten zu können, fingen sie an, sich Muße zu lassen und im Gehen zu plaudern. „Ich gedenke in Wien zu bleiben,“ sagte Wilhelm im Verlaufe des Gespräches. Max fand dieß allzu gewagt, obwol ihm eine solche Vorstellung lachte, denn es verstand sich in seinem Sinne von selber, daß er nicht nach Baden zurückkehrte, wenn sein Bruder in der Stadt blieb. In Wien hatten sie das gemachte Nest auf der Wasserkunstbastei, wo die „alte Hutzel“ haushielt. Aber Babette hatte nicht Geld genug, um die Haushaltung zu führen. „Wir können ja Schulden machen,“ meinte Wilhelm. Das leuchtete dem andern ein,

nur daß ihm die Möglichkeit der Ausführung nicht klar werden wollte. „Von Wickenburg bekämen wir ohneweiters einen Vorspann," sagte er, „aber der ist in Krems." (Vom Grafen Wickenburg ist weiter unten an einer passenden Stelle ausführlicher die Rede.) Die Berathung wurde vertagt, da sie eben Mödling erreichten und das Mittagsgeläute vom Kirchthurm tönte. „Das wäre ein schönes Wirthshaus," ließ sich Max vernehmen, indem er auf den gemalten Hirsch eines Wirthsschildes deutete; „aber hier wirds mit deinem Pumpen doch nicht gehen." Wilhelm klimperte mit seinen Silberlingen. Der Hunger hatte den Maler poetisch gestimmt. Halb lachend, halb weinerlich machte er aus dem Stegreif folgende Trochäen: „Was in deiner Tasche klimpert, drauf verwett' ich meinen Kopf, ist ein Schlüssel und ein Knopf." — „Dein Kopf ist verloren," lachte Wilhelm. Sie traten in die Herberge und ließen sichs wol ergehen. Ein Zwanziger sprang wie er gewachsen war, der zweite erlitt Schiffbruch, doch wurde seine größere Halbscheid in Form von Kupfermünzen geborgen. Das Leben war damals wolfeil im gesegneten Lande Oesterreich. So herrlich hatten die beiden lange nicht getafelt. Satt und vergnügt setzten sie ihren Weg fort. Es war noch helllichter Tag, als sie Wien erreichten. An der Linie hielt ein Hechtgrauer (nämlich ein schwarzbehelmter, hochbestiefelter Polizeimann in hechtgrauer Amtstracht) sie auf. Er wollte einen Ausweis. Um seinen Amtseifer zu beschwichtigen, gab ihm Max die akademische Matrikel, welche er zufällig bei sich führte. Der Hechtgraue, seiner Aussprache nach ein Czeche, entfaltete das Blatt, dessen Größe ihm

offenbar Ehrfurcht einflößte; er hielt es verkehrt vor ſich, ſah es ganz ernſthaft an und gab es nach einer Weile mit den Worten zurück: „Gut is.“

Wilhelms erſter Weg ging zu Duport, den er um dieſe Zeit in der Kanzlei finden konnte, wie er aus Erfahrung wußte. Max ſchwenkte beim Kärntnerthore rechts ab zur Waſſerkunſtbaſtei, um ſich und den Bruder zu Hauſe anzumelden. Auf der Stiege hämmerte Wilhelms Herz etwas mehr als billig. Das iſt wol erklärlich. Sein Gewiſſen war in Bezug auf die Dame im Spiele zwar entſchieden ſauber, aber er begriff doch vollkommen, welchen Verdacht der Ehemann auf ihn geworfen. Ein Jahr zuvor würde er ſelbſt das nicht verſtanden haben, aber in ſo jugendlichem Alter iſt ein Jahr auch eine gewaltig lange Zeit, und von Wilhelms kindlicher Unſchuld war nur noch der anatomiſche Theil vorhanden. Vor Duports Thüre wäre er lieber umgekehrt, doch trat er tapfer ein. Bevor er noch recht im Zimmer war, hob er zu reden an: „Ich komme, Ihnen zu melden, daß ich wenigſtens, ſoviel an mir liegt . . .“ Duport ließ ihn nicht weiter ſprechen, ſondern fiel ihm um den Hals und ließ ſich vernehmen: „Wilhelm, ich bin der unglückſeligſte Menſch in aller Welt. Setzen Sie ſich. Es iſt mir ein Troſt, daß Sie kommen. Ich habe die ganze Nacht nicht geſchlafen.“ Eigentlich ſagte er: „Ich habe den ganzen Nackt nix ſchlaffen,“ wie er überhaupt ſehr ſchlecht, wenn auch geläufig deutſch ſprach; aber ich halte für unpaſſend, an dieſer Stelle ſeine Ausdrucksweiſe mit photographiſcher Genauigkeit wiederzugeben. In langathmiger Auseinanderſetzung klagte er über die Leidenſchaft der Eiferſucht,

welche ihm das Daſein verbittere und ihn in Augenblicken der Siedhitze vollſtändig wahnwitzig mache. „Sie gibt mich närriſch zurück,“ ſagte er in wörtlicher Ueberſetzung für ſein franzöſiſch gedachtes „rendre fou.“ Er ſchloß mit den Worten: „Sie ſind ein junger Menſch, noch nicht ganz zwanzig Jahre alt und würden auch mit einer Frau von vierzig und mehr Jahren vorlieb nehmen, aber ſie müßte ſich Ihnen an den Hals werfen. Zum Verführen ſind Sie noch zu unerfahren, und, wie ich zu glauben liebe, auch noch nicht verdorben genug. Die Grundſätze der Ehre hat bei Ihnen die ſinnliche Leidenſchaft noch nicht untergraben, und ſie haben ein Gewiſſen für die Freundſchaft, das wenigſtens noch fünf Jahre ausdauern wird. Sie ſtellen meiner Frau nicht nach, obſchon ſie — Gott ſei's geklagt — eine ſchöne Frau von kaum dreißig Jahren iſt. Wollte Gott, ſie wäre häßlich und verwelkt! Ihrerſeits iſt Frau Duport ein Engel an Reinheit. Ich war geſtern ein Narr, ein Erznarr. Todtſchießen möchte ich mich.“ Wilhelm hörte ihm aufmerkſam zu, um dann zu erklären, er werde nicht nach Baden zurückkehren. Davon wollte Duport nichts hören. Wenn die Söhne nicht zurückkehrten, meinte er, werde Helmina auch nicht draußen bleiben und Thereſe ſomit ihre Geſellſchaft verlieren. Nach mancherlei Hin- und Herreden konnte Wilhelm nicht umhin, ſich zu fügen. „Am Sonntag fahren wir miteinander hinaus und eſſen zuſammen,“ ſagte Duport. „Ich ſchreibe heute noch an meine Frau, und die ſoll's Ihrer Frau Mutter mittheilen.“ Dabei blieb es. Zweifelsohne ſchlug Duport durch die Einladung zwei Fliegen mit einer Klappe; die Be-

gegnung mit seiner Frau sollte in Gegenwart von Fremden stattfinden und das vorauszusehende Schmollen und Grollen abschneiden. Die Berechnung traf zu. Die äußerliche Versöhnung ward ohne Uebergang bewerkstelligt. Ob hernach unter vier Augen eine Gardinenpredigt erfolgte, kann ich nicht wissen, doch konnte sie nach mehreren Stunden freundlichen Verkehrs jedenfalls nicht so schlimm ausfallen, als sie sich unter anderen Umständen gestaltet haben würde.

Nach einiger Zeit brachte Duport ein Geschenk, wie es aus seinen Händen am wenigsten zu erwarten gestanden, für Wilhelm mit: drei Folianten in Schweinsleder. Sie enthielten (und enthalten noch in Wilhelms Besitz) einen Theil der Ligurischen und Subalpinischen Alterthümer und Geschichten von Gravius, (Leiden, 1704,) mit vielen Kupferstichen, Landkarten und Grundrissen. Duport hatte in einer Versteigerung auf die Bücher geboten, damit sie, wie er erzählte, nicht gar so wolfeil losgeschlagen würden, wie losgeschlagen zu werden sie im Begriffe standen. Sie waren ihm geblieben, und er hatte sie für Wilhelm bestimmt, der, weil er Lateinisch verstand, in seinen Augen schon für einen Gelehrten galt. Dieser hatte große und dauernde Freude an dem Geschenk. Ich weiß zwar nicht, ob die lateinischen Chroniken aus Genua und Mailand für den Fachmann einen besonderen Werth haben; für Wilhelm besaßen sie ihn. Er hat vieles daraus gelernt, das er heute noch brauchen kann, gleichwie die Kupferstiche ihm auch jetzt noch zuweilen Vergnügen machen, wenn er eine müßige Stunde zu verwenden hat, was freilich selten vorkommt. Das

vorgerückte Alter geizt mit der Zeit, und am allermeisten mit den Mußestunden, die es lieber außer dem Hause zubringt als bei der einsamen Studierlampe. Vermuthlich wird das hohe Alter, insofern ich dazu gelangen sollte, wieder zu der jugendlichen Liebhaberei zurückkehren.

Der Badener Aufenthalt Helminas zog sich, wie schon gesagt worden, bis gegen das Frühjahr hin; aber nicht etwa plangemäß, sondern von Woche zu Woche, wobei sie immer auf dem Sprunge stand. Man kam dabei nicht zum Sitzen und doch nicht von der Stelle, wie ein Besuch, der mit dem Hute in der Hand stundenlang Abschied nimmt. Diese Art zu leben lag ganz in Helminas eigenstem Wesen; ihre Söhne dagegen fingen zu begreifen an, wie unbehaglich sie sich bei solcher Zigeunerei fühlten, und daß dieser Winter in Baden kein zufälliges Ereigniß sei, sondern das folgerichtige Ergebniß gegebener Verhältnisse. Zugleich fühlten sie mit steigender Lebhaftigkeit, wenn auch, wie schon gesagt, noch nicht mit klarem Verständniß, daß es für sie keinen anderen Ausweg geben werde, als das Weggehen, — ein Mittel, vor dem sie zur Zeit noch große Scheu trugen, weil es einen gewaltigen Eindruck in ihnen zurückgelassen, als Helmina im Gespräche mit dritten Personen, die von der Unvermeidlichkeit einer nicht mehr fernen Trennung gesprochen, in leidenschaftlichster Weise geäußert, daß so treuloser Abfall, so schnöder Verrath von Seiten ihrer Kinder ihr das Herz brechen würde. „Dann lege ich mich hin und sterbe," hatte die Schlußformel gelautet. Von der tiefen Erschütterung, welche diese Worte erregten, streckte sich ein langer mannichfach verschlungener Pfad bis zu der

Erkenntniß, daß ſie nicht buchſtäblich zu nehmen ſeien, — ganz abgeſehen davon, daß jedes menſchliche Weſen nach Ablauf einer gewiſſen Zeit nur noch in geſchichtlicher Beziehung ein Sohn oder eine Tochter bleibt, übrigens aber auch leiblich das wird, was Leibnitz, indem er von der Seele ſpricht, als Monade bezeichnet.

Das Wetter blieb in ſelbigem Herbſt von 1825 mit wunderbarer Beſtändigkeit ſchön. Zwei oder drei Tage vor Martini machte die Hausgenoſſenſchaft der Villa Duport einen Ausflug nach Baden und nahm ihr Mittagsmal dort im Garten unter dem Schatten eines Apfelbaumes ein, deſſen buntgefärbtes Laub noch nicht an's Abfallen dachte. Am 24. December beſtieg Wilhelm Vormittags einen Berg und lag droben mehrere Stunden lang im Sonnenſchein auf weichem Mos, den ausgezogenen Rock als Kopfkiſſen benutzend, von allerlei anmuthigen Träumen umgaukelt, denen ſich allmälig eine ſehr irdiſche Sehnſucht nach den Backfiſchen geſellte, die für den Abend in Ausſicht ſtanden. Die Mutter war ein paar Tage zuvor mit Max nach Wien gefahren und wurde für den feſtlichen Abend zurück erwartet. Während ihrer Abweſenheit war Wilhelm auf die Koſt des Hauſes angewieſen, die ihm Mittags aufs Zimmer geſchickt wurde, wie Morgens der Kaffee und Abends der Thee. Ihn ohne die Mutter bei ſich zu empfangen, durften die Frauen nicht wagen; Otello hätte das übel genommen. Die Koſt war nicht ganz nach Wilhelms Geſchmack: Frau Duport durfte nämlich nach ärztlicher Vorſchrift damals nur Milchſpeiſen verzehren, und die Großmutter fand nicht der Mühe werth, für ſich allein etwas Beſonderes bereiten zu laſſen.

Am Weihnachtsabend aber wurde nach altem Herkommen gar nichts zu Mittag gegessen, und eben deßhalb standen die abendlichen Backfische in Aussicht, auf die zu warten Wilhelm der Großmutter auf ihr Andringen eigens versprochen hatte, um wie sie gesagt, „recht viel essen zu können.“ Die alte Frau war nämlich überzeugt, daß er sonst kein absonderlicher Freund vom Fasten sei und sich zu helfen wissen würde. Mit dem Helfen hatte es indessen doch seinen kleinen Hacken; Tags zuvor war der letzte Rest des Taschengeldes in „Selchwürst'ln“ darauf gegangen, bis auf einen Scheinkreuzer, den ein Bettler erhalten.

Für den heiligen Abend hatten die Brüder große Vorbereitungen getroffen. Für Louischen war ein Theater gebaut und eingerichtet worden, anderthalb Schuh breit, über eine Elle tief. Den Boden bildete ein Stück Brett, das sich im Schupfen vorgefunden. Eine alte Latte, zersägt und vierfach gespalten, gab das Gebälk. Damit waren die Hauptschwierigkeiten überwunden. Pappendeckel, Papier, Kleister ließen sich schon leichter handhaben, um die Architektur, die Decorationen, die Coulissen und Versetzstücke herzustellen, und dazu die Schauspieler. Zur Vorderseite gab irgend ein griechischer Tempel oder ein Renaissancebau das Muster her. Die Malerei führte Max aus. Die Figuren färbte Wilhelm; die Bearbeitung der Nürnberger Bilderbogen versetzte ihn in seine Knabenjahre zurück und bereitete ihm dadurch großes Vergnügen. Das Theater war seit drei oder vier Tagen fix und fertig. Mit Ungeduld ward seitdem von Seiten der Unternehmer die Eröffnung erwartet, und am letzten Tage brannte

dieſe Ungeduld nur umſo heißer, wenn ſie auch nicht unmittelbar mehr der Impreſa galt. Und wie denn mit der Zeit alles an die Reihe kommt, ſo blieb auch der Abend mit den Fiſchen und der Beſcherung für Louischen nicht aus, bei welcher Gelegenheit die andern ebenfalls nicht leer ausgingen. Seit jenem Abend hat bis zum Tage, da ich dieſe Zeilen ſchreibe, in der Jahreszahl die letzte Ziffer zum ſechsundreißigſten, die vorletzte zum viertenmal gewechſelt. Von den Genoſſen der Tafelrunde leben noch drei, und die ſind ſich fremd geworden ſeit drei Jahrzehnten. Im Jahre 1828 brach in der Villa Duport eine Revolution aus. Thereſe, von ihrer Mutter unterſtützt, warf das Joch der Leibeigenſchaft ab, nahm ihre verfaſſungsmäßigen Rechte zurück, wählte ihren Umgang nach Belieben, brachte die Wintermonate in der Stadt zu und ließ ſich, um es mit einem Worte zu ſagen, in keinerlei Weiſe mehr maßregeln. Ueber die verſchiedenen Wandlungen dieſes innerlichen Krieges fehlen mir alle näheren Angaben: das Endergebniß war eine entſchiedene Niederlage des Hausthrannen. Otello begab ſich nach ſeiner Vaterſtadt Paris zurück, wo er ums Jahr 1853 oder 54 herum ſtarb. Seine Tochter iſt unvermält geblieben und lebt mit ihrer Mutter in Baden. Der eheloſe Stand kann nur ihre eigene Wahl ſein, da reiche Erbinnen nicht ohne Freier zu bleiben pflegen; zudem war ſie als junges Mädchen recht hübſch, wenn auch keine Schönheit, wie einſt ihre Mutter geweſen. Louischen hat die Züge vom Vater, von der Mutter aber die herrlichen ſchwarzen Augen, welche Helmina durch den Ausruf kennzeichnete: „Kleine Krabbe, deine Augen ſind ja größer als du!“

Durch die Tage, deren soeben Erwähnung geschah, wirkt sich der dünne Faden einer unscheinbaren Erinnerung, die ich nicht ganz und gar übergehen mag. Wie der Magnetstein für Eisenfeilspäne, besaß die Dichterin eine besondere Anziehungskraft für allerlei herrenloses Gesindlein beiderlei Geschlechtes. Diese Eigenschaft ist ihr zeitlebens geblieben: gewöhnlich war es irgend ein weibliches Wesen, dem sie Wolthaten erwies, während sie zugleich durch schnöde Behandlung die Dankbarkeit escomptirte. Wenn es Berechnung gewesen, so hätte man das als pfiffig bezeichnen dürfen, da die Menschen in der Dankbarkeit gewöhnlich mehr der Katze als dem Hunde gleichen: aber mit dem Rechnen pflegte Helmina sich selten, und dann immer ohne Glück und Schick zu befassen. Dießmal fiel die Rolle keinem Weiblein zu, sondern einem Männlein, Namens Doles, einem leibarmen schwächlichen Gestell aus Leipzig, mit ausgezeichnet häßlichem Gesicht, auf welchem, wie es in der sprichwörtlichen Redensart heißt, der Teufel Erbsen gedroschen hatte. Der junge Mann von dreißig und etlichen Jahren hatte bereits eine abenteuerliche Laufbahn von ziemlicher Länge hinter sich, und war auf der linken Seite schon allerlei gewesen, was zur Noth noch sich mit jener heilsamen Scheu vor der Polizei vertrug, die bei so vielen Leuten die Gottesfurcht ersetzt. Doles war, was man einen zahmen Strolch nennen könnte, übrigens trägen Geistes, aber hübscher Leute Kind und nicht ohne Kenntnisse. Zum Kaufmann erzogen, hatte er Englisch, Französisch, Italienisch gelernt, und in Rio de Janeiro sich auch die portugiesische Sprache zu eigen gemacht. Er hätte also ein fünffacher Mann

ſein müſſen, wenn Karls des Fünften Ausſpruch richtig wäre: L'homme est autant des fois homme, qu'il possède des langues différentes. Wie er nach Brasilien gekommen, habe ich vergeſſen; gewiß iſt, daß er außer der Sprache dort nichts gelernt und behalten und über nichts Auskunft zu geben wußte als über Anſtalten der niedrigſten Klaſſe zur Befriedigung körperlicher Bedürfniſſe und Gelüſte. Vielleicht hatte er auch einiges Geld über den Atlantiſchen Ocean mitgebracht, aber es war jedenfalls nicht bei ihm geblieben; ſeine letzten Mittel hatte muthmaßlich die Reiſe nach Wien erſchöpft, wohin er aus Berlin auf gutes Glück gekommen. Es wollte ſich keine Stellung für ihn finden. Wo Helmina ihn aufgegabelt, weiß der Himmel. Sie nahm ſich ſeiner an. Eines Tages erſchien er zum Beſuch in Baden, um erhaltene Beſtellungen abzuliefern oder ſonſtige Aufträge auszurichten. Er gedenke nach Berlin zurückzukehren, ſagte er, da ſich eine paſſende Gelegenheit ergebe. Helmina redete ihm zu, die Gelegenheit ja nicht zu verpaſſen, denn Berlin biete ihm jedenfalls beſſere Ausſichten als die Kaiſerſtadt. Endlich fragte ſie, wie ſothane Gelegenheit denn beſchaffen ſei? und nun ergab ſich, daß bei einem Sattlermeiſter ein Reiſewagen in Verwahrung ſtand, der einem anſtändigen Extrapoſt-Reiſenden zur unentgeltlichen Benutzung bis Berlin angeboten wurde; d. h. der Eigenthümer wollte, in einer Art, welche nicht zu den ſeltenen gehörte, ſein Gefährt koſtenfrei nach Berlin ſchicken. Dieſe Auskunft brachte Helmina zum Lachen, obſchon ſie zugleich ſich über „den Windbeutel“ ärgerte. Der eine Zug kennzeichnete den ganzen Men-

ſchen; beim Voranſchlag hatte er weiter nichts überſehen, als die Koſten für die Poſtpferde, — für ſeine Verhältniſſe ein Capital, — und etliche Gulden, um nicht unterwegs zu verhungern oder betteln zu müſſen, was bei Extrapoſtreiſenden nicht gebräuchlich war.

Die jüngere Welt wird bald nicht mehr wiſſen, welchen Begriff ſie mit dem Worte Extrapoſt verbinden ſoll, und keine gar lange Zeit wird mehr vergehen, bevor die Bevölkerungen der Hauptſtädte ſich einbilden, daß es Dampfſchiffe und Eiſenbahnen ſeit unvordenklichen Menſchenaltern gegeben, von dem Tage an, welcher „Ritterszeiten“ und Hexenproceſſe in die Rumpelkammer geworfen. (Es wird euch nicht unbekannt ſein, daß unter der Maſſe der angeblich Gebildeten die Hexenproceſſe zum Mittelalter gehören; in Wien ſteckt man ſie in einen und denſelben Sack mit Rudolf von Habsburg und den Kreuzzügen zum h. Grabe.) Natürlich kann ich an dieſer Stelle nicht darauf eingehen, die Einrichtung der Extrapoſt zu erörtern mit allen ihren Vorzügen und ihren vielfachen Verdrießlichkeiten; ich bemerke nur, daß ſie in den Tagen der Landkutſchen und Poſtſchnecken eine beneidenswerthe Art zu reiſen war, die leider ungeheuer viel Geld koſtete. Heute kommt man in der dritten Klaſſe eines Bahnzuges genau ſo raſch zum Ziele als in der erſten, während man ehedem mit Extrapoſt einen großen Vorſprung vor jeder anderen Gelegenheit hatte. Was einſt ſogar mit Extrapoſt eine förmliche Reiſe war, iſt heute ein kleiner Ausflug, den man Sonntags zum Vergnügen und für wenig Geld macht.

Doles ſchrieb eine ſaubere Handſchrift. Helmina be-

schäftigte ihn mit Abschreiben, wofür sie ihm Unterstand in ihrer Wohnung auf der Wasserkunstbastei unter Babettes Obhut gewährte. Durch Empfehlungen verschaffte sie ihm noch anderweitige Schreibereien, so daß er sich durchbringen konnte und Muße gewann, eine günstigere Wendung seines Geschickes abzuwarten. Eine solche ergab sich auch späterhin, doch nicht ohne den Zwischenfall einer schmerzlichen Erfahrung, welche gegen Ende des Winters den armen Schelm nöthigte, die Gastfreundschaft des allgemeinen Krankenhauses in Anspruch zu nehmen, um in der namenlosen Abtheilung die berühmte Geschicklichkeit der Wiener Aerzte an sich erprobt zu sehen.

12. Besuch beim Grafen Wickenburg.

Im Frühjahr machten Wilhelm und Max einen Probeflug aus dem Nest. Sie statteten dem Grafen Wickenburg in Krems einen Besuch ab. Die Bekanntschaft stammte aus dem Winter von 1823 zu 24 her. Helmina hatte damals eines Abends im Burgtheater eine junge Dame zur Nachbarin gehabt und mit derselben eine Unterhaltung angeknüpft. Die Leute waren, wie schon mehrfach erwähnt worden, damals an öffentlichen Orten nicht so „zugeknöpft" wie heutzutage. Das Fräulein und die Frau fanden das Gespräch anziehend. Schließlich äußerte, nachdem die Namen genannt worden, erstere große Freude, die berühmte Dichterin kennen zu lernen, und sprach den Wunsch aus, während ihres kurzen Aufenthaltes zu Wien sie noch öfters zu sehen. Die Dame war eine „Comtesse" Wickenburg. (Unter Comtesse versteht man hierlandes

eine unvermälte Grafentochter: die Vorfahren sagten dafür: Fräulein-Gräfin.) Durch Henriette von Wickenburg wurde Helmina mit deren Bruder Konstantin bekannt und bald befreundet. Der Graf, noch nicht 27 Jahre alt, war bereits Regierungsrath und sah eine glänzende Laufbahn in der höheren Verwaltung vor sich. Seine rasche Beförderung über die ersten Stufen des Dienstes bis zum Regierungsrath verdankte Wickenburg zweifelsohne wenigstens theilweise seiner vornehmen Herkunft; sein weiteres Emporsteigen jedoch ganz allein dem eigenen Verdienste als fähiger und unermüdlicher Arbeiter. Im Jahre 1825 wurde er Kreishauptmann zu Krems und wenige Jahre darauf in Steiermark „Gouverneur," wie man damals in einigen Kronländern für „Statthalter" sagte. Jetzt führen letzteren Titel des Kaisers Landpfleger in allen Kronländern. In der ganzen Steiermark von der Pötschen bis zur ungarischen Grenze steht seitdem der Name Wickenburg in bewundertem und gesegnetem Andenken. Fragt in der kleinsten Hütte nach, und ihr werdet noch heute den Ruhm des Menschenfreundes, des Vaters der Armen, des Schutzherrn der Bedrängten vernehmen. Was er im großen für das Land gethan, läßt sich nicht so in aller Geschwindigkeit herzählen. Hier sei nur der verhältnißmäßig untergeordnete Umstand erwähnt, daß er der eigentliche Gründer des Curortes Gleichenberg war, von welchem gleichwie von der Familie des Grafen seinerzeit in einer späteren Abtheilung dieser Aufzeichnungen die Rede sein soll. Im Jahre 1848 ward Wickenburg zum Minister des Innern ernannt; doch bevor er sein neues Amt angetreten, zerschlug sich die Zusammenstellung des

Cabinets wieder, welcher er angehört hatte. Nachdem Felix Schwarzenberg das Staatsruder in die Hand genommen, ward Wickenburg in barſcher Weiſe ſeines Amtes in der Steiermark enthoben und in Ruheſtand verſetzt. Bei aller Anerkennung, welche dem Fürſten Felix gebührt, darf nicht geleugnet werden, daß der große Staatsmann im gegebenen Falle nicht blos eine Ungerechtigkeit beging, ſondern auch ſich eines Mißgriffes ſchuldig machte. Acht der beſten Jahre Wickenburgs gingen dadurch für das Gemeinweſen verloren. Im Jahre 1856 ward er vom Kaiſer berufen, ſich an die Spitze des Unternehmens der Kaiſerin-Eliſabeth-Weſtbahn zu ſtellen. Auf dieſem, für ſeine Anſprüche allerdings verhältnißmäßig nicht hohen, aber ſehr wichtigen Poſten bewährte Wickenburg aufs glänzendſte ſeine alte Umſicht und Thatkraft. Bald nach Vollendung des Werkes trat er in das Miniſterium Schmerling *).

Im Jahre 1826 war der Graf noch unvermält. Wilhelm und Max verweilten ungefähr acht Tage in ſeiner wolbeſtellten Junggeſellenwirthſchaft, um dann nach ſeinem Schloſſe Walſee zu wandern, wo ſie, der Gaſtfreundſchaft des Pflegers anvertraut, ein paar Wochen blieben und Gott weiß wie lange noch geblieben wären, wenn die Mutter nicht Sturm geläutet hätte.

*) Wenn jemand argwöhnen möchte, daß die Aeußerungen über Wickenburgs öffentliche Laufbahn einigermaßen den Mantel nach dem Winde hängen, ſo wird er auf den Umſtand verwieſen, daß ich in den zehn Jahren von 1850—1860 in gleichem Sinne und mit entſchiedener Betonung mich öffentlich ausgeſprochen habe.

In Krems wars sehr behaglich. Tags über war der Graf nur Kreishauptmann und in seiner Kanzlei, die Tafelrunde ausgenommen. Den Abend schenkte er seinen Gästen. Besuche empfing er Abends nicht und sein gesellschaftlicher Umgang beschränkte sich auf halbamtliche Abfütterungen, die er von Zeit zu Zeit veranstaltete. In die Zeit des Aufenthaltes der zwei Bürschlein fiel eine solche von lustiger Art; in Krems lagen ein paar Bataillons von Erzherzog Karl-Infanterie, und die Offiziere, ungefähr 20 an der Zahl, waren zu einem Schmause geladen. Die wolbeleibten Stabsoffiziere, die feinsten Hauptleute, die nicht mehr allzujungen Lieutenants ließen sich wol geschehen und wurden gehörig laut. Endlich fingen sie an, Lichtenbergs Ausspruch zu bestätigen, daß die weinselige Laune gerne in fremden Zungen spricht. Sie redeten Italienisch, das sie während eines längeren Aufenthaltes in Wälsch-Oesterreich sich angeeignet hatten. Auch die Mannschaft des Regiments hatte dort die Sprache gelernt; ihr Lehrmeister war, wie der Major sich ausdrückte, Gott Amor gewesen. Es gab Lärm und Streit, aber keine Händel. Ein einziges Zerwürfniß, das auszuarten drohte, war Wilhelm zu schlichten so glücklich. Sein Nachbar zur Linken sagte beim Nachtisch von einer Sulz, die vor ihm stand, sie sehe sauer aus. Der Nachbar zur Rechten wendete ein, sie trage die Veilchenfarbe und müsse folglich süß sein. Der andere vermerkte den Widerspruch über, und der Zusammenstoß von Süß und Sauer führte zu bitteren Ergebnissen. Das einfache Auskaufsmittel, durch eine thatsächliche Prüfung die Wahrheit zu erforschen, fiel keinem bei. Wilhelm legte sich ins Mittel. „Diese Sulz

hat ihre eigene Geschichte," sagte er. Die Nachbarn wurden neugierig, fragten und vernahmen: „Als ich gestern in aller Früh zum Fenster hinausschaute, sah ich den Jäger vor die Thüre treten. Guten Morgen, Euer Gnaden, sagte er. Ich dankte und erkundigte mich, wohin er gehe. Veilchen suchen für die Köchin, sagte er. Das kam mir spaßhaft vor. Die Köchin ist zwar eine Meisterin in ihrem Fach, aber im übrigen eine alte Fee und sieht nicht danach aus, als könnte sie einen saubern jungen Kerl zu empfindsamen Kundgebungen bewegen. Ich beschwichtigte mein Erstaunen durch die Betrachtung, daß über den Geschmack nicht zu streiten sei. Gegen Mittag traf ich den Jäger vor der Stadt auf dem Rückwege. Er trug etwas in einem weißen Tuche, das ein tüchtiges Bündel füllte. Haben's Veilchen? fragte ich. Das ganze „Salvett" voll versetzte er. Geben's mir ein paar, bat ich. Bereitwillig öffnete er sein „Salvett." Ein ganzer Frühling duftete mir in die Nase, aber nehmen konnte ich nichts davon, denn die „duftigen Pfänder der neuverjüngten Erde" hatten keine Stiele. Die Veilchen waren zu keinem Strauß bestimmt, sondern zu einer Sulz, wie sie vor uns steht." Schallendes Gelächter erhob sich, und im Gelächter ward der Streit vergessen.

An selbigem Nachmittag hatte Wilhelm Gelegenheit mitanzusehen, welche schwere Aufgaben ein gewisser Schutzengel oft zu vollziehen hat und meisterhaft zu lösen versteht. Ein Theil der Tischgenossen verfügte sich mitsammen zu einem öffentlichen Belustigungsorte vor der Stadt. Der Weg führte zur großen Heerstraße, die

sich schräg an der Berglehne durch die Weingehege zieht und an vielen Stellen eine ausgemauerte Böschung hat. An einer solchen Stelle, wo die Mauer ungefähr zwei Klafter hoch sich erhob, ging einer hin, der eine leere Butte auf dem Rücken und einen schwerbeladenen Kopf auf den breiten Schultern führte. Der Mann taumelte bedenklich immer gegen die gemauerte Brüstung hin. „Wenn der Kerl das Uebergewicht bekömmt," sagte Wilhelm, „so stolpert er richtig über die Brüstung hin und spießt sich auf einen Rebpfahl." — „Warum nicht gar?" lächelte der Oberstwachtmeister; „dem geschieht nichts, er hat ja einen Rausch." In demselben Augenblicke schlug der Vollzapf den befürchteten unfreiwilligen Purzelbaum. Ein grausiger Anblick. Gespießt hatte er sich nicht. Die Herren stiegen bei der nächsten Oeffnung hinunter. Der Sturz hatte dem Manne nichts gethan, wol aber ihn in Erstaunen gesetzt, wie das blitzdumme Lächeln in seinen Augen und auf seinen Lippen andeutete. Die hülfreichen Hände richteten ihn empor, machten die Butte von ihm los oder vielmehr ihn von der Butte, und geleiteten ihn auf den gebahnten Weg. Er kam inzwischen wieder vollends zur Besinnung. Der Schreck hatte ihn nüchtern gemacht. „Schade um das viele Geld," sagte er und ging fürbas. Diese Worte ließen keine andere Deutung zu, als daß er bedauerte, den so theuer erkauften Rausch, der zu einer zwölfstündigen Dauer angethan gewesen, gar so schnell wieder eingebüßt zu haben. Zu einem so ausgezeichneten „Stabsschweigel" kommt der Bauersmann nicht alle Tage.

Im genannten Jahre 1826 hatte der „Grof Szechenyi

Istevan" die Donaudampfschifferei noch lange nicht erfunden. Um stromaufwärts von Krems nach Walsee zu gelangen, gab es für ein paar junge Gesellen von 20 und 18 Jahren gar keine passendere Gelegenheit, als zu Fuße zu gehen. Wilhelm hatte Tags vorher die betreffende Abtheilung der Generalstabskarte auswendig gelernt. Die Gestalt des Grundrisses, die Namen der Ortschaften waren ihm geläufig geworden wie die alter Bekannter. Er wußte, wo es angezeigt war, am rechten, und wo am linken Gestade zu wandern, sowie die Stellen, an denen gerathen schien, die Sehne dem Bogen vorzuziehen. Er brauchte umso weniger zu fürchten, im Wege irgendwo zu irren, als die Mutter nicht dabei war, die mit dem entschiedensten Mangel an Ortssinn eine noch entschiedenere Rechthaberei verband, und eine ganz eigene Gabe besaß, selbst in der Stadt die abenteuerlichsten Umwege zu finden, auf denen sie angeblich einen Umweg sparte. Um von der Wasserkunstbastei aus das Frankische Haus in der unteren Breunerstraße, zwar in der obern Mitte derselben zu erreichen, ging sie regelmäßig die Kärntnerstraße hinunter bis zum Stockameisen, auf dem Graben und von dort erst die Breunerstraße hinauf, was beinahe den doppelten Weg ausmachte. Als man sie durch Vorlage eines Grundrisses von ihrem Irrthum zu überzeugen gedachte, gab sie den Bescheid, daß sie von der'ei Zeichnungen nichts verstehe und jedenfalls es besser wissen müsse als so ein dummer Plan. Auch diese Umstände blieben nicht unerwähnt, als die zwei Strichvögel mit munterem Gezwitscher das Glück der Freiheit gepriesen, deren Vorgeschmack sie genossen. Sie begriffen, daß

es ein Vorgeschmack sei und in wenigen Jahren mehr folgen würde; aber davon hatten sie noch keine Ahnung, daß der Lebensweg nicht ein Spaziergang vom Donaustrand bei lachendem Frühlingssonnenschein bleiben könne. Ganz gemächlich schlenderten sie einher. Bepackt waren sie nicht schwer. Jeder trug eine kleine Jagdtasche mit ein wenig Wäsche und einem geladenem Pistol. Max führte noch eine Mappe mit Papier zum Zeichnen. Am zweiten Tage erreichten sie gegen Abend das Schloß Nieder-Walsee, das auf einem vorgeschobenen Hügel am Donauſtrande weit ins Land hinausschaut. Der ursprüngliche Name lautete Waldsee. Die beiden Burgen Ober- und Niederwaldsee in den zwei Erzherzogthümern ob und unter der Ens verdanken ihre Gründung den schwäbischen Herren von Waldsee, die mit dem Sohne des Kaisers Rudolf, dem Herzog Albrecht (nachmals Kaiser) ins Land gekommen. Die von Waldsee haben unter den Nachfolgern Albrechts eine große Rolle in Oesterreich gespielt. Im Mannsstamm sind sie erloschen. Der Name mit dem Wappen wird als Kunkelerbtheil noch im Schlepptau des Hauses Colloredo fortgeführt. Schloß und Herrschaft Niederwaldsee waren schon durch mancherlei Hände gegangen, als es die Gräfin Wickenburg aus ihrem persönlichen Vermögen vom Grafen Wimpffen (dem Vater des Feldmarschall-Lieutenants) erkaufte. Ihr zweiter Sohn Konstantin, von dem soeben die Rede gewesen, hat es von ihr geerbt und erst im Jahre 1862 an den Herzog von Koburg um 800,000 Gulden östr. Währung verkauft. Dem Schlosse war aus der Ferne nicht mehr anzusehen, daß es ehedem ein festes Haus gewesen; in der Nähe betrachtet, wies es

noch mancherlei maleriſche Spuren davon auf. Das Hauptgebäude mit dem ſchlanken hohen Thurm, der mehr einem Glockenthurm an einer ländlichen Kirche, als einem ritterlichen Luginsland glich, war durch einen Graben vom Hofe getrennt; zu ſeiner Pforte führte eine Brücke, durch einen Streitthurm in zwei Theile getheilt. Der Thurm ſtand da wie eine alte Rüſtung inmitten moderner Einrichtungsſtücke; der Graben, den er ehedem an der einen Flanke vertheidigt hatte, war mit wolgepflegtem Grün verziert. Die äußere Ringmauer, welche früher den geräumigen Hof mit den Wirthſchaftsgebäuden beſchützt, trug auf einigen ihrer grauen Reſte ſtatt der bewehrten Zinnen freundliche Wohnungen. Das Gaſtzimmer des Pflegers lehnte ſich unmittelbar an einen alten Thurm mit der Ausſicht über den äußeren Burggraben gegen den Garten hinaus. Im Geſtein dieſes alten Thurmes wie in allem übrigen Gemäuer niſteten zahlreiche Dolen; ſeit jener Zeit gehört ſelbiger Vogel zu Wilhelms Lieblingsgefieder. Die Dole krächzt bekanntlich nicht, ſondern ſtößt einen angenehm klagenden Ton aus, der namentlich Abends dem Ohre ſchmeichelt. Nebſtdem hat Wilhelm an den Dolen die Anfangsgründe des Schießens gelernt und iſt dem ganzen Geſchlechte dankbar geblieben für die Opfer, deren Leben die Münze für ſein Lehrgeld darſtellte. Jagdbares Wild gab es nicht um dieſe Jahreszeit, und da der junge Herr noch nichts Lebendiges geſchoſſen hatte, mußten die armen Dolen herhalten. Der alte Lorenz, Jäger im Ruheſtande, beſoß eine einläufige Flinte mit einem Steinſchloß; letzteres verſtand ſich ungefähr von ſelbſt. Die Schlagſchloſſer waren zwar erfunden und verbreitet, Zündhütchen

allerwärts zu haben, und die Büchsenschafter in den Städten machten kaum andere als Percussionsgewehre mehr; aber noch war ein großer Vorrath von Steinfeuer auf dem Platze, der sich allmälig erst aufbrauchen mußte. Aeltere Jäger wollten theils von der Neuerung nichts wissen, an der sie allerlei auszustellen hatten, theils scheuten sie die Auslagen für eine Umänderung, deren Vortheil die Kosten nicht aufzuwiegen schien, zum allergrößten Theil aber kam es den ländlichen Schützen gar nicht in den Sinn, daß ihr Geschoß sich umgestalten ließe; zum Schlagschloß, meinten sie, müßten sie auch eine neue Flinte haben. Lorenz sagte: „die Percussion schießt auch nicht um die Ecke.“ Der alte Jäger, ein Böhme von Herkunft, war ein Erbstück vom Grafen Wimpffen her. Einen Theil seiner schönsten Jahre hatte er in der grünen Livree zugebracht, bevor er seine Versorgung als Förster erhalten. Von seinem Leben in Wien erzählte er gerne und ausführlich: nur den Abschluß desselben überging er mit diplomatischem Schweigen. Er trug mitten auf der Nase, wo ehedem ein Grat hinabgelaufen, eine Vertiefung, und da sie nicht von einem Säbelhieb herrührte, mochte er kein Rühmens davon machen. Von diesem alten Burschen lernte Wilhelm die Anfangsgründe des Schießens; einige Dolen wurden sitzend geschossen, später etliche im Fluge. Daß es bei letzterer Uebung mehr Fehler als Treffer gab, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Als Lorenz mit Wilhelm vertrauter geworden, stellte er die Frage: „Ist's denn wahr, was die Leute sagen, daß mein Graf Franzl ein Judenmadel geheiratet hat?“

Die Antwort war keineswegs leicht. Es ſtand nicht zu leugnen, daß die junge Gräfin Wimpffen von morgenländiſcher Abkunft war, und ſomit ſchien es ſchwierig, dem ſchlichten Verſtande des mit allen Vorurtheilen der hochadeligen Livree geſättigten Czechen begreiflich zu machen, daß nicht nur Taufe und Reichthum und Trauung die Gräfin zu einer echten und rechten Edelfrau gemacht hatten. Was Wilhelm darüber vorzubringen vermochte, verfing nicht gegen „die unerbittliche Logik der Thatſachen," um mit dem Napoleoniden zu reden, der in unſeren Tagen mit ſo großem Erfolge die Erbpolitik Ludwigs XIV. wieder aufgenommen hat. Lorenz hörte aus allem eben nur die Beſtätigung des einen Umſtandes heraus, der ihm ſo verdrießlich erſchien; was ſonſt geſagt wurde, blieb Spaniſch für die Kuh, und Wilhelm ſah ſich nach einer Weile bemüßigt, die Segel ſeiner Beredſamkeit einzuziehen, wobei er nicht unterließ, in ſeinen Gedanken hinzuzufügen: es ſei am Ende doch vollkommen gleichgültig, wie die Angelegenheit von Lorenz und ſeines Gleichen aufgefaßt werde*).

Der Jäger beſaß noch eine ausgezeichnete nützliche Eigenſchaft: er konnte Billard ſpielen und wurde an regneriſchen Nachmittagen zur Aushülfe ins Schloß beſchieden. Mit Max war an der grünen Tafel nicht viel anzufangen; ſobald er einige Partien verloren hatte, verlor er zugleich Muth und Luſt und wurde unangenehm. Dabei war er im Marktflecken in einem Bürgerhauſe

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Marianne Wimpffen mit dieſer beiläufigen Erwähnung nicht abgethan ſein ſoll. Im Jahre 1826 kannte ich ſie ſozuſagen nur dem Anſehen nach.

bekannt geworden, wo ſich bei der hübſchen Tochter ihre Geſpielinnen zuſammenfanden, ſo daß er ſich nach Herzensluſt im Hofmachen üben konnte, bei welcher Kunſtfertigkeit er mehr Vergnügen fand als beim Billardſpiel.

In Walſee feierten unſere Bürſchlein eine ſeltſame Erinnerung an den Theuerdank. Der Thurm wurde juſt ausgebeſſert, ein Gerüſt umgab das Dach und die Querbalken ſtanden ein gutes Stück aus den Brettern hinaus. Zum Entſetzen der Schloßleute betraten Wilhelm und Max dieſe Balken und ſtellten ſich jeder an einem äußerſten Ende auf. Herr Schröder, der Pfleger, verbot, ſie fernerhin in den Thurm zu laſſen. Die Hälſe dürften ſie nach Belieben brechen, meinte er; nur möchte er keinen Verdruß davon haben. Die Rede von den Hälſen war ſein bitterer Ernſt; er war allen beiden, wie man zu ſagen pflegt: nicht grün, beſonders dem Jüngern, weil ſeine hübſche Schwägerin auf Max ein Auge geworfen, „was doch zu nichts führen konnte.“ Der gute Mann begriff nicht, daß keine Gefahr vorhanden war, ſo lange das junge Herrlein ſieben Mädchen auf einmal den Hof machte, einer ſo angelegentlich wie der anderen; er hätte an die Fabel vom Hunde und den zwei Haſen denken ſollen.

Anderthalb Jahre ſpäter ſollte Walſee für Wilhelm noch ganz beſonders denkwürdig werden. Er lernte dort ein Gefühl kennen, das er nie zuvor und niemals auch nachher bis zu dieſer Stunde empfunden: die Furcht um Leib und Leben. Der kurze Augenblick iſt ihm unvergeßlich geblieben. Im October 1827 auf dem Wege aus dem Hochlande nach Wien begriffen, nahm er ſeinen Auf-

enthalt in Walsee mit seiner Mutter, um den Burgherrn zu erwarten. Die Gäste wurden im Schlosse untergebracht, weil beim Pfleger kein Raum war. Helmina unternahm einen Abstecher nach Linz und blieb mehrere Tage weg. So ward ihr Sohn zum einzigen Insassen des ungeheuren Gebäudes. Mittags und Abends nahm er seine Malzeiten beim Pfleger ein, wo nach damaliger Sitte der Wein nicht gespart wurde. Natürlich ließ Wilhelm sich nicht begleiten, wenn er schlafen ging, bewaffnet mit dem Thorschlüssel und einer Blendlaterne. Nicht im Traume dachte er an Furcht. So verfügte er sich denn auch eines Abends zur Ruhe, in der heitersten Weinlaune allerlei Reime, versteht sich eigene, vor sich hinmurmelnd. Unbefangen schloß er das Thor auf, schlüpfte durch die langen einsamen Gänge, öffnete eine Zimmerthüre und empfand sofort ein grausames Entsetzen. Eine Gestalt mit einem Lichte stand ihm gegenüber. Der Schrecken währte nicht länger, als etwa einer braucht, um drei zu zählen. Schnellgefaßt rief Wilhelm den Eindringling an. Keine Antwort. Das Licht erhebend, trat er ein paar Schritte voran. Ihm entgegentretend, hob der Andere das Licht. Und jetzt fiel es dem Juvenis wie Schuppen von den Augen. Er hatte eine unrechte Thüre geöffnet. Das Gemach, wohinein er gerathen, hatte eingelassene Pfeilerspiegel, die bis zur Diele reichten, was am Tage wegen der geschlossenen Laden und der zugezogenen Vorhänge von schwerem Zeuge unbemerkt geblieben, insofern Wilhelm überhaupt jemals hindurch gegangen. Sofort lachte er sich selber aus. „Ich habe das Gruseln schneller gelernt, als jener im Märchen," sagte

er, hat aber ſeitdem dieſe Kunſt nicht weiter geübt als höchſtens zuweilen im Traume. Man ſagt, daß ſo ziemlich bei jedem Menſchen der Traum die Gemüthsart häufig verkehre.

Von Wien kamen endlich dringende Mahnungen zur Heimkehr. Die Rückreiſe nach Krems wurde in der damals üblichen Weiſe zu Waſſer angetreten. Am anberaumten Tage lugte von der Höhe des Thurmes ein ausgeſtellter Poſten Frühmorgens ins Land hinaus, und ſobald er in der Ferne ein Floß herabſchwimmen ſah, machte er die Meldung. Die Gelegenheit ergab ſich eine oder zwei Stunden vor Mittagszeit. Der Pfleger führte die Gäſte zur Donau hinab, wo ſie ein Schiffchen beſtiegen, das ſie an Bord des Floßes brachte. Aber eine Verſäumniß hatte er ſich zu Schulden kommen laſſen, die ihm noch eine lange Naſe eintragen ſollte; die Reiſenden waren nicht von dem Umſtande unterrichtet worden, daß auf dem Floß nichts von Speiſe und Trank zu haben ſei, und ſo mußten ſie, nicht einmal gewarnt, geſchweige denn mit Vorräthen verſorgt, bis zum Abend Hunger und Durſt leiden. Der Schiffer konnte nicht einmal ein Stück Brod ablaſſen, deſſen er kaum für ſich und ſeine Knechte genug hatte. Hunger thut weh, immer und überall, doch that er dießmal nicht hinlänglich weh, um die frohmüthige Fahrt eigentlich zu vergällen. Die reizenden Geſtade mit ihren mannichfach wechſelnden Bildern von Höhen und Thälern, von Feldern und Wäldern, von Ortſchaften, Höfen, Schlöſſern, Burgen, von freundlichem Grün und felſigem Grau, alles das, bei lachendem Sonnenſchein genoſſen, ließ das bischen Hunger umſo leichter verwinden,

als am Ziele zu Krems ein üppiger Abendſchmaus winkte. Das Leben und Treiben auf dem Floß war an und für ſich ergötzlich genug und ward es doppelt durch ſeine Neuheit für die jungen Augen. Der Schiffer und ſeine Knechte, hainbuchene Kerls, und etliche Handwerksburſchen, die ihr Fahrgeld an den ſchweren Rudern abverdienten, bildeten die Bemannung der ſchwimmenden Hölzer. Einer der Handwerksburſchen hatte, die Suppenſchüſſel des Schiffers für ein Waſchbecken nehmend, ſeine Fußſocken darin gewaſchen. Als der Frevel entdeckt wurde, gabs ein gräuliches Donnerwetter. Der Sünder, ein blonder Sachſe, wollte ſich entſchuldigen, kam aber damit niemals über die Anfangsworte „ich dachte“ hinaus. Der Lärm dauerte mit längeren Unterbrechungen mehrere Stunden, und vielleicht war der zarte Jüngling verhältnißmäßig zufrieden, als er ſeine Prügel endlich weg hatte und die Ohren Ruhe bekamen.

Gegen Abend warf das Floß ſeine Anker bei Dürnſtein, dem Städtchen unter den Trümmern der Burg auf dem Felſen. Selbige Burg wird als das Gefängniß bezeichnet, wo Richard Löwenherz den Frevel abbüßte, den er am Banner des Babenbergers zu Ptolemais begangen. Ein Biſſen Brod und ein Schluck Wein beſchwichtigten den bellenden Magen, und wolgemuth traten die Reiſenden zu Fuß den kurzen Weg nach Krems an, wo ſie eben zum Nachteſſen recht kamen. „Als ſie bei der wolbeſetzten Tafel vom Hunger ſprachen, den ſie unterwegs ausgeſtanden, ſagte der Graf ganz ernſthaft: „Auf meiner neulichen Rundreiſe iſt mir's eines Abends nicht beſſer gegangen. Ich habe gar nichts zu eſſen bekommen, als

ſauere Roſtbradl.“ Die Knaben hätten ſchier gelacht. Abgeſehen davon, daß ſauere Roſtbradl zu ihren (allerdings zahlreichen) Leibgerichten gehörten, fanden ſie ein Elend erträglich, bei dem es überhaupt etwas zu eſſen gegeben. Den Maßſtab der Verhältniſſe wußten ſie in ihrer Unerfahrenheit noch nicht anzuſchlagen und nach dem Winter in der Villa Duport waren ſie noch weniger verwöhnt denn je zuvor. Ihr Grundſatz in dieſer Beziehung drückte ſich durch die von Max aufgeſtellte Formel aus: „Eſſen iſt meine Leibſpeis.“

13. Reiſe in's Hochland.

Der Sommer von 1826 war der heißeſten einer, die zu Wien jemals erlebt worden; aber weil Helmina den Winter auf dem Lande zugebracht, ſo mußte ſie dafür die heiße Jahreszeit in der Stadt zubringen, was übrigens nur ganz unverſehens geſchah und nicht etwa aus berechneter Folgerichtigkeit. Sie ſtand ſeit Anfangs Juni von Woche zu Woche auf dem Sprunge, und kam umſo weniger vom Fleck, als ſie, nachdem ſie eine gute Weile hindurch nach Baden gewollt, ihren Reiſeplan bis Iſchl ausdehnte. Max litt nämlich an nervöſem Kopfweh, und alle Welt ſagte, er müſſe nach dem neuentdeckten Heilort im Salzkammergute pilgern. Doctor Grohmann ſagte das ebenfalls. Iſchl begann damals in die Mode gebracht zu werden, und welcher Arzt immer in einflußreichen Kreiſen ſich zum lieben Kind zu machen wünſchte, ſchwor nicht höher als bei Iſchl. Namentlich waren die jüngeren Söhne der langen Kunſt darauf abgerichtet, ſeit einer der kaiſer-

lichen Leibärzte von seiner Muhme dort Haus und Hof geerbt und dadurch gelernt hatte, für die herrliche Gegend und die Salzsole zu schwärmen. Nun war Grohmann nicht jung an Jahren, sondern zählte deren ungefähr vierzig: aber in Wien war er jung, wo er um die goldene Praxis auszuüben, Rigorosa bestehen mußte wie ein frischgeschulter Student. Von Hause aus war er ein Hamburger. Nach Wien kam er zunächst aus der Levante, wo er unter anderem einige Jahre hindurch Leibarzt bei Ali Pascha von Janina gewesen. Ueber die Pest hatte er eingehende Studien gemacht und zum Andenken daran eine Pestbeule in Weingeist mitgebracht, die ihm jedoch, wie er mit dem ganzen Erstaunen eines Gelehrten klagte, von Metternichs engherziger Polizei an der äußersten Grenze abgenommen worden. Es kam ihm abgeschmackt vor, die Vorsicht soweit zu treiben. Ihm konnte es ja niemals in den Sinn kommen, die Pest in Wien zu verbreiten, etwa um sich eine Praxis zu verschaffen. Daran dachte er nicht, daß sein guter Wille durch einen leidigen Zufall vereitelt werden konnte, und daß die Behörde es weder auf diesen guten Willen noch auf die Wechselfälle des Schicksals ankommen laßen durfte, um einen so gefährlichen Stoff in den Händen eines Sterblichen zu lassen, der nur für eine Viertelstunde irrsinnig zu werden brauchte, um alles Elend von 1679 und 1713 abermals über die Kaiserstadt zu bringen. — Wie Helmina an den Doctor Grohmann gekommen, habe ich vergessen; ich vermuthe, daß er ihren Vater in Hamburg gekannt oder doch von ihm wußte. Der alte Freiherr von Klencke war zu jener Zeit noch am Leben. — Einer der Gründe, welche die Dichterin so tief

in den Sommer hinein an die Stadt feſſelten, war der Umgang mit Nanette Schechner, der Sängerin. Von dieſer aber wird bei Gelegenheit meines Aufenthaltes zu München, ihrer Heimat, ſpäter die Rede ſein. Im Auguſt wurde Wihelm nach Baden geſchickt; dießmal war er zu 21 Bädern im Schwefelpfuhl begnadigt. Gegen Ende des Monats kam Max ihm nach, der Mutter Vorläufer. Sie werde ein Felleiſen mitbringen, erzählte er, weil ſie die Reiſe über Maria Zell, Weichſelboden, Admont und Auſſee zu Fuße zu machen im Sinn hege. Die Fußreiſe war beiden willkommen, und ein Felleiſen zu ſchleppen fanden ſie ganz in der Ordnung; zuviel Beſchwerde ſtand beim Tragen nicht in Ausſicht, da ſie abwechſeln könnten und die Mutter keine Gewaltmärſche zu machen im Stande war, wenn ſie zufällig auch gewollt hätte. Sie wollte aber auch nicht. Helmina erſchien pünktlich genug, aber ſtatt des Felleiſens brachte ſie einen ... Henkelkorb. Der ſollte das Reiſegepäck aufnehmen. Die Jungen hätten gern gelacht, aber ihr Verdruß ließ es nicht zu. Beleidigt durch die unwürdige Zumuthung, einen Marktkorb am Arm zu tragen, dachten ſie weiter gar nicht an die offenbaren Nachtheile eines ſolchen Reiſebehälters, der keine Näſſe abhalten konnte und dem Marſchiren ganz beſondere Schwierigkeiten bereitete. Das ſei ein Gepäck für böhmiſche Menſcher, ſagten ſie, und ſie verſpürten keinen Beruf, ſich auslachen zu laſſen. Es gab einen heftigen Auftritt, der mit einem Vergleich endete. Helmina verſprach, den Korb unterwegs weder ſelbſt zu tragen, noch den Herren Söhnen aufzubürden, ſondern ihn tragen zu laſſen. Sofort wurde ein

vierſchrötiges Weibsſtück in Sold genommen, um als Führerin und Saumthier bis zur erſten Nachtherberge auf dem Hafnerberge zu dienen. Das gab einen anmuthigen Nachmittagsſpaziergang.

Auf dem Hafnerberg ſteht eine Herberge, wo die Wallfahrer nach Maria Zell das erſte Nachtlager zu nehmen pflegen. Die Einrichtung des Schlafſaales, mit ſeinen vielen Betten hätte denjenigen, welcher die ſpaniſche Reiſe der Gräfin d'Aulnoy geleſen, an das Abenteuer der Dame in der Poſada erinnert, wie ſie das Schlafgeld für die geſammten Lagerſtätten erlegen mußte, um ſich einer vorgeblichen Reiſegeſellſchaft, beſtehend aus Nachbarn und Spießgeſellen des ſchelmiſchen Wirthes, zu entledigen. Helmina kannte damals jenes Buch noch nicht oder hatte es etwa vergeſſen, und der Wirth war ein ehrlicher Niederöſterreicher; nichtsdeſtoweniger fand ſie Mittel, das Schlafgeld für alle Betten im Saale bezahlen zu müſſen, nachdem ſie ihrer Begleitung eine peinvoll unruhige Nacht bereitet. Andere Reiſende waren nicht zugegen, und die vier Gäſte hätten nichts einfacheres zu thun gehabt, als die vier Eckplätze zu beſetzen, ſich dem Schutzengel zu empfehlen und die Augen zu ſchließen. Die Trägerin, eine ausgelernte Pilgerin, warf ſich halb entkleidet auf das erſtbeſte Bett. Die Söhne wollten es auch ſo machen, mußten ſich aber zur Geduld bequemen. Helmina war ſchon in Gaſtſtuben in den Fall gekommen, zwei Betten zur Verfügung zu haben, und das hatte ihr, wie ſie am anderen Morgen regelmäßig zu erzählen pflegte, nicht geringen Verdruß bereitet. Die Wahl that ihr weh, und nachdem ſie endlich gewählt, kam die Reue, ſo daß

ſie tauſchen mußte. Jetzt erblickte ſie ein Dutzend Betten vor ſich und ihre Rathloſigkeit ſchien ohne Grenzen. Nachdem die Söhne endlich zum Liegen gekommen und ſie ſelber ein paar Betten probirt hatte, wurden die kaum entſchlummerten aufgeweckt, um den Platz zu wechſeln. Dann wurden Kiſſen und Decken ausgetauſcht oder anders zurecht gemacht. Schließlich mußten Strohſäcke und Bettgewand herausgeriſſen und auf dem Eſtrich geordnet werden. Mitternacht war lange vorüber, bevor die Dichterin endlich ihr Schnarchconcert begann und im übrigen Ruhe gab. Am Morgen ſah der Schlafſaal aus als hätte ein Pulk Koſaken darin übernachtet. Der Wirth begehrte das Schlafgeld für alle Betten und erhielt es auch, aber erſt nach einem heftigen Zank. Die Dichterin ſagte, daß ſie eine ſpitzige Feder führe und ihn mit ſeiner Wirthſchaft ſchmählich herunter machen werde. Dieſe Drohung ließ ihn unerſchüttert; vielleicht verſtand er ſie nicht einmal. Die Preſſe war zu jener Zeit keine Macht, geſchweige denn eine Großmacht in Oeſterreich, ſondern nur eine arme Magd und außerhalb der Städte gänzlich unbekannt.

Das Abendeſſen war ſelbſt für unverwöhnte Gaumen nicht befriedigend geweſen, und ſo wird es nicht verwunderlich ſcheinen, daß nach der unerquicklichen Nacht die Herren Buben ſich ungnädig meldeten. Der Weg nach Lilienfeld, den ſie antraten, war nicht dazu angethan, ihre Laune zu verbeſſern; die Sonne ſchien heiß in die breite Thalmulde zwiſchen niedrigem Hügelgelände. Sie legten an dieſem Tage nur ein paar Stunden Weges zurück und blieben in einer Ortſchaft über Nacht,

deren Namen mir entfallen iſt. Es war nicht beſſer dort als auf dem Hafnerberg. Der nächſte Tag abermals ſehr heiß. Nach nicht gar langer Friſt bekam Max ſo ſtarkes Kopfweh, daß er ſich niederwarf und nicht weiter gehen zu wollen erklärte. Mit Mühe ließ er von dieſem Ultimatum ſoviel nach, daß er ſich einen Büchſenſchuß weit noch bis zu einem Schattenplätzchen fortſchleppte. Dort kam das Ultimatiſſimum: „Hier bin ich, hier bleib' ich.“ Er machte dazu ein Geſicht wie der Fiſch am Angelhaken, und den Doctor Grohmann, welcher die Reiſe angerathen, verfluchte er in der Hölle tiefſte Abgründe. „Der arme Junge wird noch vollends verrückt,“ ſagte Helmina in bitterer Herzensangſt, keifte dann eine Weile mit Wilhelm, der nicht einmal ein Glas Waſſer zur Erquickung „des lechzenden Kleinen“ herbeizuſchaffen wiſſe, „der herzloſe Stock,“ und endlich legte ſie ſich ins Gras und ſchlief ein.

Ein Einſpänner kam gegen Mittag von der öſtlichen Richtung her angefahren. Im „Steirerwagerl“ (Korbwagen) ſaß ein feiſtes Männlein, ſchier ſo breit als lang. Er war, wie ſich ſpäter ergab, ein Fleiſchhacker von Türnitz und Inhaber eines Wirthshauſes. Wilhelm rief ihn an und eröffnete eine Unterhandlung mit ihm, die zu gutem Ende führte. Max und der Korb wurden hinten ins Heu gelegt, die Mutter auf den Sitz genommen, wo ſie freilich neben dem dicken Manne etwas gepreßt ſaß, aber ſich mit dem Sprüchlein tröſten ließ, daß ſchlecht gefahren immer noch beſſer ſei als gut gegangen. Das Dirndl aus der Nachtherberge, welches den Korb bis Li-

lienfeld zu tragen gehabt hätte, wurde abgelohnt und sparte ein gutes Stück Weg.

Wilhelm blieb für eine Weile allein. So waren alle Theile wolvergnügt. Das Behagen des Juvenis sollte sich bald noch steigern. Die Aussicht auf die hohen Gebirge wurde frei. Das Herz ging ihm auf bei so herrlichem Anblick. Im Wirthshaus fand er statt seiner Leute die Botschaft, er solle zu Mittag essen, die ärgste Hitze verschlafen und in der Abendkühle nach Türnitz zum Fleischhackerhause kommen. Türnitz ist die nächste Post von Lilienfeld auf der Straße nach Maria Zell und in etwa drei Stunden zu Fuße zu erreichen. Wilhelm vollzog getreulich den ersten Theil des Auftrags, erlaubte sich dann aber eine kleine Abweichung. Statt zu schlafen, begab er sich zum Stift, um Kloster und Kirche in Augenschein zu nehmen. Im Hofe redete er den erstbesten geistlichen Herrn, der ihm in den Wurf kam, um die Vergünstigung an, sich im Innern des Stiftes umzuschauen. Die Bitte gewann ihm einen ebenso unterrichteten als leutseligen Führer, der ihn schließlich in die Hofmeisterei brachte, wo noch mehrere Ordensgeistliche sich zusammenfanden. Es gab eine muntere Unterhaltung und einen edlen Tropfen Wein. Darüber ward es beinahe fünf Uhr. Wilhelm erhob sich zum Abschied. Verwundert schauten die Herren sich untereinander und ihn abwechselnd an. Ganz schnippisch fragte ihn der älteste von ihnen, ob er meine, sie hätten kein Bett mehr übrig. Er antwortete darauf, daß er in Türnitz erwartet werde und seine Mutter sehr ängstlicher Natur sei. Die Entschuldigung wurde nach einigen weiteren Erörterungen

endlich für vollgültig erkannt, doch nur mit dem Vorbehalt, daß hier eine seltene Ausnahme wider die Regel gestattet werde. Das Stift sei nicht gewohnt, seine Gäste unbewirthet und unbeherbergt ziehen zu lassen. „Dafür bleibe ich das nächstemal gleich drei Tage als Einquartierung," scherzte Wilhelm, worauf er in allem Ernste verständigt ward, er möge sich darauf einrichten, zum allerwenigsten eine Woche lang zu bleiben, und wo möglich noch viel länger. So schied er, — ungern genug. Nach Namen und Herkunft war er nicht gefragt worden. Die Gastlichkeit der österreichischen Klöster war damals noch von altem Schrot und Korn und galt dem Menschen, dem Wanderer. Der Unterschied, welcher zwischen Gast und Gast gemacht wurde, hatte die Erwägung seiner Gewohnheiten und Bedürfnisse zur Ursache. Der Arme empfing Wolthaten um Gottes willen, der Nichtbedürftige bezahlte gleichsam seine Zeche durch die Abwechselung, welche er in die Einförmigkeit des Daseins brachte, wenn es auch nur durch lustiges Geplauder geschah. Nach altfranzösischem Herkommen bezahlen fahrende Künstler den Brückenzoll und das Thorgeld durch irgend eine Leistung ihrer Kunst, was man nicht allzu höflich payer en monnaie de singe nannte. Der Name ist abgekommen, aber die Sache selbst gilt noch in mancherlei Beziehung, so daß man sagen darf: In den österreichischen Stiftern vergalt der Gebildete die Gastfreundschaft in Affenmünze, während der arme Schlucker die Kapuzinermünze „'gelt's Gott!" erlegte.

Der Weg gegen den Annaberg verliert sich von Lilienfeld aus in ein Thal, dessen hohe Wände immer enger

zuſammenrücken und oberhalb Türnitz faſt eine Schlucht bilden, freilich eine ſehr großartige. Den Reiz des Pfades erhöhten ein gewiſſes Bewußtſein der augenblicklichen Unabhängigkeit und ein Behagen, deſſen hoher Flug nicht ganz, aber doch großentheils vom reichlich, obſchon keineswegs im Uebermaß genoſſenen Wein herrühren mochte. Wilhelm trank gewöhnlich nichts als Waſſer, nicht aus Grundſatz, ſondern weil es im Hausweſen von jeher ſo üblich geweſen; wenn aber die Geſellſchaft danach war, bedurfte man für den Wein bei ihm keines Trichters. Die Wirkung ſtarken Getränkes geſtaltete ſich bei ihm damals anders als in ſpäteren Zeiten. Nach dem dreißigſten Jahre trank er, was man „böſen Wein“ nennt; vorher nur „ſanften.“ Es war alſo eine für die geſammte Menſchheit wolwollende Stimmung, worin er Lilienfeld verließ. Die Grüße der Landleute erwiderte er mit wahrer Herzlichkeit. Die Weiber und Dirnen kamen ihm ganz beſonders hübſch vor. Endlich ſah er eine, die zweifelohne auch in der trübſten Stimmung ihm gefallen hätte: groß und ſtark, von fülreicher Zierlichkeit. Aus dem wolgeformten Antlitz ſchauten ein paar wunderherrliche Augen von Sammet und Feuer. Die ländlich derbe Schönheit trug einen Sack, augenſcheinlich von ſchwerem Gewicht, wenigſtens ſchritt ſie in der Richtung gegen Türnitz langſam einher. Der Wanderer überholte ſie. Gerne hätte er ſie angeredet, doch war er dazu noch viel zu ſchüchtern. Der Muth, welchen ihm der Wein eingeflößt, reichte nicht über das Wageſtück hinaus, etwas langſamer zu gehen, öfters halbverſtohlen umzublicken und zuletzt Platz zu nehmen auf einer Bank, die am Wege ſtand.

Vielleicht ruht ſie ebenfalls hier aus, dachte er und erſchrack beinahe ob der Verwegenheit dieſes Einfalls. Und ſiehe da, der überkühne Wunſch wurde erfüllt, ſogar übertroffen. „Sie“ ließ nicht nur „zu kurzer Raſt“ ſich nieder, ſondern begann ohneweiters einen „Plauſch“, der von einer Wiener „Converſation“ ſich nur dadurch unterſchied, daß er nicht das Theater zum Ausgangspunkte nahm. Wilhelm verſäumte nicht, mit gebührender Lebhaftigkeit in die Unterhaltung einzugehen und allmälig galant zu werden, als ob er ein Stadtfräulein vor ſich hätte. Letzteres ſchien die Kathi (oder wie ſie ſonſt heißen mochte) nicht übel aufzunehmen, und da der unerfahrene Juvenis nicht merkte, daß ſie mehr Ergötzen als Rührung empfand, fuhr er in dem empfindſamen Tone fort, zärtlich und ſcheu zugleich. Beim Aufſtehen erbot er ſich, den Sack zu tragen, wofür er gradezu ausgelacht wurde. Das ärgerte ihn, ohne jedoch ihn zu bekehren. Das rechte Licht ſollte ihm erſt ſpäter aufgehen. Nach einer Stunde gemeinſamer Wanderung zeigte die Schöne auf ein Gehöft ganz nahe am Wege, vor welchem einige Leute auf der Bank ſaßen. „Hier bin ich daheim,“ ſagte ſie: „b'hüt Gott, dalketer Bue.“ — „Warum dalket?“ fragte Wilhelm verwundert. „Du biſt vermuthlich ſo ein Wiener G'ſchwuf,“ verſetzte ſie; „die möchten wol gern und wiſſen's nicht anzuſtellen.“ — „Wie hätte ich's denn machen ſollen?“ fragte er. „Wie unſere Buben,“ lautete der Beſcheid. — „Wie machen's die?“ — „Die plauſchen nicht lang und greifen zu. Wenn eine Gredel nicht will, ſo ſagt ſie's ſchon ſelber.“

Weg war ſie. Post tergum calva hieß das, ins Oeſterreichiſche überſetzt.

Wilhelm wurde nachdenklich, fand aber am Ende, daß die Lehre zwar theuer, aber nicht zu theuer erkauft ſei. Er wolle ſichs hinter das Ohr, ja ſogar hinter beide Ohren ſchreiben, ſchwor er ſich hoch und theuer zu, um das nächſtemal eine Nanni, Toni, Setti oder Urſchi ohne weitere Umſtände zu fragen, ob ſie eine Gredel ſei und nicht wolle? Unter dieſem Namen war hier, wolgemerkt, nicht ein Chriſtenkind zu verſtehen, das Margret getauft worden, ſondern eine Puppe; ſoviel Oeſterreichiſch hatte Wilhelm in den drei Jahren ſeines Aufenthaltes bereits gelernt, und aus dem geringſchätzigen Ton, in welchem Kathi das Wort ausgeſprochen, erwuchs eine Reihe von Schlußfolgerungen auf eine Eigenthümlichkeit im landesüblichen Verkehr, deren Richtigkeit in nicht gar langer Zeit darauf ſich durch die Erfahrung bewährte

Im Fleiſchhackerhauſe zu Türnitz wars gut bleiben. Der dicke Wirth hatte vollkommen recht, als er ſeine eigene Wirthſchaft zur Einkehr empfahl. Für das Mitfahren ließ er ſich nichts bezahlen, da er, wie er ſagte, ohnehin des Weges gekommen ſei und nichts verſäumt habe. Helmina dachte in ihrem Sinn, er werde das Fahrgeld am Morgen in die Zeche verflechten, worin ſie aber irrte. Die ganze Rechnung betrug ungefähr drei Zwanziger. Dafür hatten die Gäſte Roſtbraten, je einen auf den Kopf oder eigentlich auf den Schnabel, nebſt Zubehör gehabt und Helmina ein Seitl Wein getrunken. (Seitl iſt der vierte Theil einer öſterreichiſchen Maß. Drei Seitl ſind gleich einer bairiſchen Maß. Das Seitl iſt nicht mit dem

Berliner Seidel zu verwechseln, womit man an der Spree ausschließlich ein Glas für bairisches Bier bezeichnet.) Die Rostbraten, eigentlich Rostbradl genannt, waren riesenmäßig groß, dabei zart und saftig. Wilhelm dachte dabei an die Kathi, und ihren Rath befolgend, griff er zu, ohne lange drum herum zu „plauschen.“ Der Magen von 20 Jahren ließ sich durch die Siedhitze im Blute nicht in seinen Amtsverrichtungen stören. Mit dem Schlafen sollte es minder gut gehen. Das Zimmer war sehr hübsch eingerichtet, und ein echt steiermärkischer Luxusgegenstand erregte, weil der Stoff in solcher Anwendung ihr ganz neu erschien, den Jubel der überraschten Jugend. Selbiger Stoff bestand aus Glas, aber das Geräth verhielt sich zu Flasche und Becher wie der Sarg zur Wiege, die ebenfalls beide aus demselben Zeug verfertigt werden. Die Betten waren herrschaftlich; sie bestanden, was damals in ländlichen Wirthschaften kaum vorkam, aus Matratzen und gesteppten Decken. Wie sanft hätte sich da ruhen lassen, wenn die Hitze nicht im Blute getobt hätte. Mit einem Worte: Wilhelm schlief herzlichst schlecht in dem guten Bett. Der h. Laurentius hat auf seinem Rost kaum schlechter gelegen. Der rothe Faden, welcher in Schlaf und Halbschlaf unerbittlich sich durch die Träume zog, war der „dalkete Bue“, mit Reue und Beschämung verbrämt. Der dumme Junge bildete sich allen Ernstes ein, er habe ein Verbrechen begangen. Was ihm am allerwenigsten in den Sinn kam, war die doch so nahe liegende Betrachtung, daß der Schutzengel seiner Kindheit Abschied von ihm genommen, um ihn keiner besseren noch schlechteren Obhut zu überlassen, als der eigenen. Und

dieſe mangelnde Vorſtellung wäre doch allein im Stande geweſen, ſelbige Obhut einigermaßen zuverläßiger zu machen.

Der Ausgang am Morgen ſchien kein Glück zu verheißen. Dichte Nebel hüllten die Landſchaft in feuchte Schleier. Doch bald änderte ſich die Geſtalt der Dinge und wandte ſich zum Guten. Die Schleier wurden minder dicht, dann durchſichtig in der Höhe. In unbeſtimmten Umriſſen zeichneten ſich die obern Felſenkanten, um immer klarer hervorzutreten und die Hülle nach unten zu immer weiter abzuſtreifen, bis die Berge — und beinahe ſchien es urplötzlich — in ihrer vollen Herrlichkeit daſtanden, gewaltig und anmuthig zugleich. Die Augen der Wanderer wurden wacher. Max fühlte ſich leidlich hergeſtellt, aber für ihn ſtiegen der Mutter „die Grausbirnen“ auf, als die gewaltige Steig von Annaberg den Weg verbaute. Das Söhnlein fand ihre Beſorgniß ganz am rechten Platze; es ſah nämlich am Fuß des Berges harrende Säumer, und wenn ihm auch nichts daran lag, etwas mehr oder minder bequem die Höhe zu erreichen, ſo gewährte ihm doch das Reiten großes Vergnügen. Er wurde auf ein Rößlein gepackt und erhielt den Auftrag, droben das Eſſen zu beſtellen.

Der Himmel bedeckte ſich mit dünnem Gewölk, das, ohne Regen zu drohen, als Sonnenſchirm diente, ſo daß Helmina für gut fand, gleich nach dem Mittageſſen, das der Tageszeit nach eigentlich ein Gabelfrühſtück geweſen, fürbas zu ziehen. Unterwegs verdarb ſich ihre Laune. Züge von Wallfahrern beleidigten ihr das Ohr durch Geſang und Gebet. Ich für meinen Theil habe auch von

jeher großen Anstoß an mancherlei genommen, was bei Wallfahrten vorkommt; namentlich war mir das gedankenlose Plärren des Vorbeters widerwärtig, und das Nachplärren der Pilger wo möglich noch verdrießlicher. In späteren Jahren habe ich aber erkennen gelernt, daß große Gedanken, um die Menge mit sich zu ziehen, dieß nur breitgetreten und entstellt im Munde eines Vorbeters vermögen, der selber zum Troß gehört. Und da es nun hienieden nur ein Ding gibt, das — unmittelbar aus göttlicher Offenbarung hervorgegangen — trotz jeglicher Entstellung doch sein ureigenes Wesen behauptet und seine segensreiche Wirkung seit schier zweitausend Jahren übt, so daß die plärrenden Waller bei alledem und alledem zum rechten Ziele gelangen, — so sind sie mir entschieden lieber als jene Haufen, deren Vorbeter die nur mittelbaren Offenbarungen menschlicher Weisheit in gräulicher Entstellung überkommen haben und mit ihren Schlagworten das arme Volk zu Noth und Jammer führen, um es im Namen der Freiheit auf die Schlachtbank zu liefern, der Knechtschaft zu überantworten und mit falscher Münze ihm betrüglich das Seelenheil abzuhandeln. Derlei Betrachtungen konnten damals in Wilhelm nicht aufsteigen; er war noch zu jung und unerfahren dazu. Seiner Mutter kam so etwas noch weniger in den Sinn; Nachdenken und Vergleichen, Ueberlegen, Erwägen und nach gegebenen Thatsachen rechnen war ihr schon wegen ihres mangelhaften Gedächtnisses unmöglich. Die Art ihres Gedächtnisses entsprach ihrer Eigenthümlichkeit im ganzen; sie wußte mancherlei Einzelheiten untergeordneter Art aus eigener und fremder Vergangenheit auf Tag und Stunde aus-

wendig, aber nichts von Ursachen und Folgen irgend eines Ereignisses, so daß ihr der Zusammenhang der Dinge niemals klar ward. Nur in wenigen Dingen hatte sich ihre Weltanschauung unwandelbar festgestellt. Sie schrieb z. B. Napoleons Unglück in Rußland der Unvorsichtigkeit zu, daß er bei seiner Abreise von Mainz nach dem Osten auf der Schiffbrücke nicht umkehrte, obwol eine zahlreiche Heerde von Schweinen ihm entgegen kam und den Wagen eine geraume Weile zum Halten zwang. „Er mußte umkehren," sagte sie, „und einen anderen Tag wählen, wenn er die Warnung doch nicht ganz beachten wollte."

Ungemildert von dem Gedanken an die Nothwendigkeit des Dornes bei der Rose, wußte Helminas verdrießliche Laune nur vom Dorn ohne Rose, nur vom bitteren Beischmack ohne Heiltrank, nur vom Sauerteig ohne Brod im vorliegenden Falle, so daß Maria Zell ihr schon zum voraus gründlich verleidet war. Sie ließ sich kaum herbei, die Sehenswürdigkeiten des Seelenbadortes in Augenschein zu nehmen. Vom Uebernachten jedoch wollte sie nichts hören. Die Wirthe und Herbergväter, meinte sie, seien Räuber und Diebe, aufs Leutschinden abgerichtet; auf dem Hafnerberg habe sie die Belehrung theuer genug erkauft. Noch am Abend setzte sie ihren Stab weiter, um das ländliche (und zwar sehr ländliche!) Wirthshaus von Wegscheid zu erreichen. Dieß geschah ziemlich spät, beinahe zu spät. Die Kellnerin war allein noch auf. Sie ließ sich gnädigst herbei, das letzte Dutzend Eier, des Hauses einzigen Vorrath, abzusieden. Indem sie „die paar Eier" für viel zu wenig erklärte, wunderte

sie sich zu vernehmen, daß sechs bis neun Stücke auch hingereicht hätten. Die Betten waren, wie es nicht anders zu erwarten gestanden, nach Landesart, d. h. von Gänsefedern oben und unten. Wilhelm warf die Federalpen auf die Diele, um nicht die Pein des Enceladus zu erdulden, und schlief auf dem harten Strohsack so sanft und tief, wie er auf der Matratze von Türnitz hätte schlummern sollen. Gar oft spielt einer gut mit schlechten Karten, wie schlecht mit guten.

Der nächste Morgen führte die Reisenden seitab von der Fahrstraße in die herrliche Einsamkeit der großartigen Gebirgswelt dem Jägerhause in einem Gehege des Erzherzogs zu. (Unter „Erzherzog" schlechtweg war in der Steiermark immer der Erzherzog Johann zu verstehen.) Ich weiß nicht mehr genau, wie die Stelle heißt, wo die Wohnung steht, aber vermuthlich dürfte sie Höllboden oder Höllenboden genannt werden. Im Hintergrunde erblickt man, scheinbar sehr nahe und wie eine gradgezogene Wand, die starken kahlen Felsen des Höllengebirgs. Der Jagdhüter des Erzherzogs wurde Anderl gerufen. Er war gleich den meisten seines Gleichen im Gebirgslande früher Wildschütz gewesen. Der Gebieter hatte ihm die Stelle als Morgengabe für seine Frau verliehen, die noch etwas gleich mitgebracht hatte, das sonst erst nach der Hochzeit sich einzustellen pflegt. Im gegebenen Falle erschien dieß als heilsame Vorsicht, da im Ehestande von ungefähr zehn Jahren nichts dergleichen nachgekommen war. Helmina hatte vom Maler Ruß Grüße an den Anderl zu bestellen. Er war nicht daheim. Die Frau, eine feine zarte Gestalt, höchstens dreißig Jahre alt, em-

pfing an seiner Statt die Gäste und bereitete ihnen einen Sterz. Diese volksthümliche Speise der Steiermark, von Haidekorn (Buchwaizen) mit Schmalz bereitet, und mit Milch genossen, mundete vortrefflich, doch sättigte sie die städtischen Magen viel schneller als die Gaumen wünschten. Nach der Malzeit führte die kleine Stanzi (Constanze) die Gäste zum Höllengebirge. Das Dirndl mochte ungefähr elf Lenze zählen. Sie war zart gebaut wie die Mutter, trug ein feines Antlitz mit lebhaften Augen von klugem Ausdruck und war in jeder Beziehung „ein lieber Fratz". Wird bald wol auch „ein lieber Schatz" geworden sein.

Der Weg führte durch einen dünn bestandenen Nadelholzwald. Die Bäume waren vertheilt wie eine zum Plänkeln aufgelöste Heerschaar, so daß man überall bequem durchsah. Die Felsenwand, auf die man zuzuschreiten vermeint hatte, um sie in fünf Minuten zu erreichen, wich immer mehr zurück, anfänglich im ganzen, später nur in der Mitte, während die Flanken ihren Stand zu behaupten begannen. Der Bäume wurden immer weniger. Auf dem Grunde wuchs ein Kraut nach Art der Heidelbeeren, nur höher, mit rothen, säuerlichen und sehr saftigen Früchten. Stanzi nannte sie Steinbeeren. Die Wanderer kamen allmälig in ein Halbrund von Felsenwänden, das bei jedem Schritte mehr zum Kessel sich gestaltete. Für die Großartigkeit des Anblickes fehlte ihnen in ihrer Unerfahrenheit noch der rechte Maßstab, doch spürten sie bereits eine Ahnung, daß diese Felsen doch um ein gutes Stück gewaltiger sein dürften, als die stattlichen Sandsteinwände des Tschirnsteines am linken Elbufer bei der

böhmischen Grenze. Einen Zipfel vom Maßstabe sollte Wilhelm noch zur Stunde in die Hand bekommen. An einer der Wände sah er ein schwarzes Wesen, für das Auge kaum größer als ein Wiesel, hinhuschen. Die Wand schien glatt wie eine Mauer, und doch kam es aufrecht auf seinen vier Beinen voran, lustig in flüchtigen Bocksprüngen, deren augenscheinliche Raschheit im Mißverhältniß zu der gar zu geringen Strecke stand, die es zurückzulegen schien. Max, der bedeutend schärfere Augen besaß als sein Bruder, glaubte eine Gemse zu erkennen. Er unterscheide die Hörner, sagte er. Das Jägerkind wurde schier giftig über diesen Donatschnitzer in der Waidmannssprache. „Die Gais trägt Hörndln," sagte sie spitzig. Max entschuldigte mit gebührender Demuth seine Unkenntniß der Jägersprache. Schnell versöhnt kramte Stanzi ihre Weisheit aus und Wilhelm lernte bei dieser Gelegenheit das Wild der Hochalpen kunstgerecht ansprechen. Max gab weniger darauf Obacht: er hatte zwar viele Freude am Schießen, aber nicht die Neigungen und Eigenschaften eines Jägers in sich. Noch fünfzehn Jahre später nach dieser ersten Belehrung, welcher viele andere von practischer Art gefolgt waren, widerfuhr ihm das Mißgeschick, daß er ein Stück Hochwild anschoß, weil er es für ein Reh gehalten. Ein Jäger, der dazu kam und die Fährte sah, machte ihm Vorwürfe. Verwundert rief der Maler: „Teufelskerl, der da! Ich habe das ganze Vieh nicht gekannt, und der liest am Boden, was es gewesen."

Helmina wäre gern bis zum Hintergrunde des Kessels vorgedrungen, ließ sich aber belehren, daß es zu spät ge-

worden, denn der Rückweg, bemerkte das Dirndl altklug genug, werde genau so lang ausfallen, als der Herweg gewesen. „Nun, morgen ist ja wieder ein Tag," sagte Helmina. Sie wendete damit eine an sich unbestreitbare Wahrheit nicht ganz glücklich an. Annerl, der Gamsjäger erwies sich zwar in seiner Art überaus freundlich, beschränkte aber die Gastlichkeit der Streu auf seiner Tenne auf eine einzige Nacht. Zweifelsohne hatte das gestellte Verlangen der Reisenden von ungewöhnlicher Art, mehrere Tage zu verweilen, sein Mißtrauen rege gemacht. Leutseligen Tones beklagte er, daß es ihm verboten sei, Fremde zu beherbergen, aber seine artige Rede nahm sich aus wie eine feine Blume auf unerschütterlichem Felsblock. Er ging am nächsten Morgen seinem Berufe nach; am Nachmittag, ziemlich spät, geleitete Stanzi die Gäste ein paar Stunden Weges zu einem Wirthshause an der Straße. Annerls Weib wollte keine Vergütung für die Bewirthung annehmen und bequemte sich nur nach vielem Zureden, sich einige Silberlinge für die Sparbüchse des kleinen Mädchens gefallen zu lassen. Aus ihrem Benehmen beim Abschied war zu folgern, daß Annerl wol gefügiger gewesen, wenn er geahnt, daß die Herberge nicht für Kapuzinermünze verlangt wurde. Ich will damit nicht etwa sagen, daß er gegen des Landvolkes hergebrachte Sitte der Mann gewesen wäre, gleich einem zünftigen Wirthe seine Gastfreundschaft zu verkaufen; aber es liegt einmal in der Menschen Art, diejenigen, welche dessen nicht bedürfen, am liebsten zu beschenken, selbst wo sie keine Gegenleistung erwarten, wäre es auch nur jene gesellschaftliche, von welcher weiter oben gelegentlich der Klöster die Rede war.

Die Herberge, wo die Reisenden Nachtquartier begehrten, gehörte zu einer Pfarrei des Stiftes Admont, welche mithin von einem Angehörigen desselben verwaltet wurde. Der Benedictiner-Pfarrverweser saß im Extrazimmer beim einsamen Seitl, freute sich, Gesellschaft zu bekommen und fing sofort ein Gespräch an. Er war ein schlichter Mann, ziemlich gelehrt, leidlich gebildet und sehr wolwollend. Von der Welt hatte er nicht viel gesehen; für ihn war Graz eine Großstadt und lag Salzburg am Ende des Erdkreises. Nach einem Stündlein lebhaften Geplauders wünschte er zu wissen, „mit wem er die Ehre habe...?“ Statt die Frage einfach zu beantworten, hieß Helmina ihren Sohn, dem geistlichen Herrn den Paß zu zeigen. Sie machte dazu ein lächelnd pfiffiges Gesicht, worauf mit Fractur geschrieben stand: „Na, der wird die Augen aufreißen.“ Der geistliche Herr las die Schrift, legte sie jedoch falsch aus. Sehr natürlich. Die schöngeistige Literatur seiner Zeit war ihm ein fremdes Gebiet, wogegen der Paß, von der k. k. Gesandschaft in Dresden ausgestellt, zu einem Mißverständniß Anlaß gab, das beinahe unvermeidlich war für jemand, der in seinem Leben niemals einen Gesandtschaftspaß gesehen. Des Pfarrers Auge fiel auf die großen Buchstaben der ersten Zeile, welche den gräflichen Namen „Palffi von Erdöd“ enthielten und darin lag — seiner Meinung nach — der Schlüssel zum räthselhaften Lächeln. Verlegen stotternd von Excellenz, unerwarteter Ehre und derlei Possen mehr erhob er sich, schnitt Bücklinge über Bücklinge und hatte den Kopf verloren. Sobald Helmina verstand, wie dieß eigentlich gemeint war, klärte sie das Mißverständ-

niß auf. Die Verlegenheit des geistlichen Herrn wurde dadurch vergrößert und ohne weitere Umstände fuhr er ab, um nicht wieder zu kommen. Was nicht hinderte, daß er die Kosten der Unterhaltung für den Abend zu bestreiten hatte.

Das nächste Ziel war Eisenerz. Dort gings lebendig her. Am nächsten Tage sollte ein Kreuz von Eisen feierlich eingeweiht werden, das der „Erzherzog" auf der Spitze des Erzberges errichtet hatte. Dieser gewaltige Bergstock, an dessen Flanken der Eisenstein zu Tage gebaut wird, ist der Volkssage nach ein Denkmal des gesunden Mutterwitzes der Ureinwohner des Landes. Diesen war, ich weiß nicht von welchem Heiligen, die Wahl gestellt worden: Gold für hundert, Silber für tausend Jahre oder Eisen für immer zu erhalten. Sie wählten Eisen und fuhren gut dabei. Nur in unseren Tagen ist darin eine Unterbrechung eingetreten. Die Schuld wird in der Steiermark dem Frh. v. Bruck beigemessen, und ich habe keinen Beruf, den todten Minister gegen Vorwürfe zu vertheidigen, zu deren Mundstück ich bei seinen Lebzeiten mich gemacht habe. Auch unerwähnt kann ich den ersten Mitschuldigen des gegenwärtigen Elendes in Steiermark nicht in dem Augenblick lassen, wo sich dem bleichen Jammer von heute das Bild jenes Tages vom Jahre 1826 gegenüberstellt, an welchem das Bergvolk in Schaaren von allen Seiten herbei strömte, um beim Kreuze, das der Erzherzog Johann aufgerichtet, das große Dankfest zu begehen für den reichen Bergsegen, den aus dem Gestein zu schmelzen Jahr aus Jahr ein die Hochöfen glühten, um das Erz sofort den Hämmern jeglicher

Art zu überantworten. Sie priesen den lieben Herrgott, der „Eisen wachsen ließ", daß es sich in Brod für Hunderttausende verwandle. Noch hatte kein preußischer Witz dieses Brod in Steine zurückverhext.

Der Markt wimmelte von Menschen, als Helmina Abends mit ihrem Geleit einrückte. Unter Markt ist hier nicht etwa ein Marktplatz zu verstehen, sondern nach österreichischer Redeweise ein Marktflecken. Der Markt ist gewöhnlich eine kleine Stadt, die nach früheren Einrichtungen gewisse städtische Vorrechte nicht besaß, welche einst von größerer Bedeutung waren, als nach der Hand. Die Reisenden fanden Unterstand im vornehmsten Gasthofe des Ortes, wo gewöhnlich nur Landesfremde einzukehren pflegten. Helmina hatte zuvor in ein paar bescheideneren Herbergen vorgesprochen, sie aber überfüllt gefunden und überall die Belehrung erhalten, daß Fremde zum * zu gehen hätten. Der Name dieses Sternes ist mir entfallen, sonst würde ich ihn unbedenklich verrathen. „Das wird ein Heidengeld kosten!" brummte Helmina und würde zweifelsohne weiter gegangen sein, wenn sie nicht von dem Feste des nächsten Tages vernommen gehabt. Zudem erklärte der Träger des Korbes, daß die nächste Herberge vier Stunden Weges weit in Hiefau stehe. „Können wir nicht bei einem Bauern einkehren?" fragte Helmina. Das kam dem Führer vollends närrisch vor. Die Gehöfte ringsumher waren von ländlichem Besuche überfüllt.

Beim * trafen es die Reisenden ganz gut in jeder Beziehung, und auch das Viertelstündchen des Rabelais fiel keineswegs heidnisch aus. Aus dem letzteren Umstande hätte die Dichterin zum zehntenmale etwas lernen können,

das sie aber ihr ganzes Leben hindurch nicht begriffen hat, nämlich daß der Reisende immer, wo er die freie Wahl hat, seine Herberge standesmäßig nehmen soll, weil er dort, wohin er eigentlich nicht gehört, zwar nicht besser bewirthet wird als die gewöhnliche Kundschaft, wol aber nach dem Maßstabe jener Ansprüche bezahlen muß, von denen man seinem Aeußern nach ihm zutraut, daß er sie machen durfte.

Im Speisesaale fand sich eine ganz angenehme Gesellschaft zusammen. Der Dichterin zunächst saßen drei junge Leute, die sich in französischer Sprache unterhielten. Helmina, welcher diese geläufig war wie ihre Muttersprache, mischte sich in die Unterhaltung. Die drei waren Deutsch-Franzosen aus dem Elsaß, ihres Zeichens Forst- und Bergmänner. Zwei davon hießen Dietrich. Sie waren Enkel, Neffen oder etwas dergleichen jenes alten Dietrich, der im Vortrabe der großen Revolution mitgelaufen war und während der Schreckenszeit um einen Kopf kürzer wurde. Wenn ich nicht irre, war es der abgefallene Geistliche Eulogius Schneider (des österreichischen Füster unerreichtes Vorbild), welcher den alten Dietrich „in den Sack nießen“ ließ. Unter Dietrichs gastlichem Dache hat Rouget de Lisle die Marseillaise gedichtet und mit einer Tonweise ausgestattet, von welcher — beiläufig bemerkt — in neuester Zeit behauptet wird, daß Rouget sie nicht erfunden, sondern entlehnt habe, und zwar aus der großen Messe eines Meersburger Organisten. Wenn diese Behauptung richtig, so wird man mit König Johann sagen müssen: „Es gibt zum voraus losgesprochene Sünden.“ Vom künstlerischen Standpunkte

aus betrachtet, ist die Marseillaise ein unsterbliches Lied. Allerdings wäre zu wünschen, es hätte mit seinen berauschenden Klängen einer edlen und würdigeren Begeisterung gedient; aber der Schandfleck haftet allein am Erzeuger und seinen Zeitgenossen, nicht am Werke selbst*). Die jungen Herren Dietrich besaßen und betrieben im Elsaß Hochofen und was dazu gehört, und waren eigens nach der Steiermark gekommen, um den Betrieb mit ihrem heimatlichen zu vergleichen. Sie hatten bereits alles fleißig in Augenschein genommen, bis auf die Kohlenmeiler, deren Einrichtung sie am nächsten Tage in Hieflau gründlich kennen zu lernen sich vorgenommen, da sie diese vortheilhaftere Art bei sich einzuführen wünschten. Werden's wol auch gethan haben, hätten jedoch das Muster näher haben können, da seit Jahren bereits auf dem badischen Schwarzwalde die Holzkohle genau so wie zu Hieflau in kegelförmigen Meilern gebrannt wurde. (Als ich im Jahre 1832 zum erstenmale auf dem Schwarzwalde solche Meiler sah, befand sich ein Forstmann mit mir, über dreißig Jahre alt, der auf meine Frage, wann diese Art eingeführt worden, ganz verwundert entgegen fragte, ob es früher eine andere gegeben?)

Unter den übrigen Gästen befanden sich drei Damen

*) Im Jahre 1861 lief es durch alle Blätter, die sich mehr oder weniger mit kleinen Tagesneuigkeiten befassen, daß in der „Gartenlaube" nachgewiesen sei, Rouget de Lisle habe aus der Missa solemnis Nr. IV vom kurpfälzischen Hofkapellmeister Holzmann in Mannheim das Credo Note für Note unverändert abgeschrieben. Das ursprüngliche Mic. Holzmanns soll durch den Organisten Hamma in Mannheim aufgestöbert worden sein. Relata refero.

aus Wien mit einem jungen Herrn, dem Sohne der einen; die andern waren ihre Tochter und eine Gesellschafterin. Sie hatten den Namen der Dichterin im Fremdenbuche gelesen und redeten sie an. Den Namen der Wienerin habe ich seit ungefähr dreißig Jahren vergessen. Sie heiße Frau von Dreistern. Als Kennzeichen sei noch hinzu gefügt, daß sie vierspännig mit Extrapost reiste. Ein Wort gab das andere. Schließlich boten die drei Sterne der Dichterin einen Platz in ihrem Gefährt für den nächsten Morgen an. Sie wollten nämlich, wie viele andere Leute, den Fahrweg benutzen, der ziemlich weit am Erzberge hinauf führte. Dankend lehnte Helmina ab. Sie habe die Reise deßhalb zu Fuße unternommen, sagte sie, um ihrer Anlage zur Wolbeleibtheit entgegenzuarbeiten, und halte das Ersteigen des Erzberges für einen wesentlichen Bestandtheil der Cur. Der Augenschein bewies, daß diese Anlage bereits sehr ausgebildet war; umso weniger ließ sich gegen eine Cur einwenden, die nicht bloß mehr vorzubauen hatte. Helmina bat übrigens, die ihr zugedachte Güte auf ihren „Kleinen" zu übertragen, der am Kopfweh leide. Unter dem Kleinen war Max verstanden, der bei näherer Ansicht 5½ Schuh maß, weßhalb ein anfänglich gemachter Verbesserungsantrag, ihn zwischen zwei Damen als Zugabe einzuschalten, allerdings sich als unausführbar erwies, so daß der Dichterin Vorschlag einfach ohne den eingebrachten Zusatz anzunehmen war. Max durfte also am Morgen etwas länger schlafen, was seiner Laune jedenfalls wol zu statten kam, wenn es ihm vielleicht sonst auch weiter keinen Nutzen gewährte. An einem Stück Berg mehr oder weniger war ihm blutwenig

gelegen, aber jede Minute, die er Morgens im Bette bleiben durfte, schien ihm eine kostbare Errungenschaft. Wo es irgend anging, ließ die Mutter ihn gewähren. Der Bruder nahm gelegentlich nicht ganz so zarte Rücksichten und trug dann den Ehrentitel des Weckbären davon. Der Name stammte aus Dresden, wo unter mannichfachen Schnurrpfeifereien aus dem Nachlasse Auguste des Starken im Zwinger ein ausgestopfter Bär mit einer Trommel stand, auf welcher die todten Branken, mit Schlägeln bewaffnet, einen wirbelnden Weckauf schlugen, für den Augenblick neu belebt, sobald das im Innern angebrachte Uhrwerk die Zeiger zur bestellten Minute gebracht. Der Bär verdrehte beim Trommeln die Augen und streckte die Zunge heraus wie der Baseler Fällenkönig, verschollenen Angedenkens. Er hatte in der Wunderkammer zu den Lieblingen der Knaben gehört und sein Bild war ihnen getreulich im Gedächtnisse geblieben.

Noch war der Morgen nicht angebrochen, als das Volk der Steiermark von allen Seiten den Erzberg zu ersteigen begann. Dieser Gebirgsstock ist nicht der allerhöchste in selbiger Gegend, aber er steht frei und beherrscht nach zwei Seiten hin eine stattliche Fernsicht im Lande selbst. An den Flanken erstreckt sich die Aussicht meistens nur auf wenige Stunden Weges in der Tiefe. Von Eisenerz her zog es zu Tausenden die Straße hinauf, eine starke Heerfahrt, oder, um es im modernsten Kauderwälsch auszudrücken: eine „Expedition," welches Wort gegenwärtig zu den allerbeliebtesten jener Grammatik gehört, die uns sagen lehrt: „Petrus desavouirt den Herrn; — „die Jünger interpellirten Christum;" — „Pontius Pilatus,

kais. röm. Civil- und Militärgouverneur in Palästina."
Mit Helmina gingen die Elsaßer und ein heimischer junger Bergbeamter, Namens Shoppe, ein stattlicher Bursche von etwa 25 bis 26 Jahren, dem die bergmännische Sonntagstracht vortrefflich zu Gesichte stand. Er gehörte zu dem Schlage von Bergleuten, woran Novalis dachte, als er seine Schilderung schrieb, die einst so berühmt war, und von der ich erröthend bekennen muß, daß ich nicht mehr weiß, wo sie vergraben liegt; muthmaßlich in Heinrich von Osterdingen. In seinem Wesen zeigte sich eine gelungene Mischung von Kraft ohne herausfordernden Trotz, von Weichheit ohne Weichlichkeit, von Innigkeit ohne Empfindelei, von Heiterkeit ohne Uebermuth, von Natürlichkeit ohne grobes Wesen. Zweifelsohne hatte der junge Bergmann im Alltagsleben so gut seine Eigenheiten wie jedes andere Menschenkind, aber daran zu denken waren die Bekannten vom flüchtigen Festtage durchaus nicht verpflichtet. Helmina und die Damen aus dem Wagen, welche sich am verabredeten Sammelplatz zusammenfanden, schauten in den jungen Herrn hinein wie in einen Spiegel. Zweifelsohne kannte Frl. Dreistern schon irgendwen, der ihr besser gefiel, — sie zählte wenigstens 23 Lebensjahre, — aber sie war höflich genug, weder die älteren Frauen noch den Bergmann etwas davon merken zu lassen, besonders da er zwar sehr aufmerksam blieb, aber auch nicht von Ferne den Schmachtlappen, den Herzenfresser, den Glöckelpolster oder sonst eine Rolle aus dem Fache des Arlecchino spielte, der jedes weibliche Geschöpf zwischen 14 bis 36 Jahren für seine Colombine erklärt, um sie,

je nach seiner besonderen Gemüthsart, als Petrarca oder als Don Juan zu umgaukeln.

Auf der Höhe des Erzberges war die ganze Steiermark versammelt, wie es schien. Es wimmelte dort unzählbar von Männern, Weibern, Buben, Dirndln und von kleinem Volke beiderlei Geschlechts. Der Erzherzog fehlte nicht; natürlich erschien er in „Uniform" und war von seinem „Generalstabe" umgeben. Unter Uniform ist aber nicht etwa die eines k. k. Feldzeugmeisters hier zu verstehen; Se. k. H. trug kein weißes Röckel und keine rothen Generalshosen, und auch nicht das große Band des Maria-Theresienkreuzes, sondern die graue Joppe mit den grünen Vorstößen, die Kniehose vom Gamsleder (Gemsleder), die grünen Wadenstrümpfe, die Bundschuhe und den grünen Hut mit den Spielhahnfedern, wie jeder andere Steirer, dem Metternichs Kanzleien nichts zu befehlen hatten. Den Staatsschreibern war nämlich die Landestracht verboten; höchstens gestattete man ihnen für den Alltagsgebrauch das graugrüne Röcklein, aber ohne Lederhose sammt Zubehör. Der Generalstab des Alpenkönigs entsprach der Uniform; er bestand aus Hütten-, Berg- und Forstleuten. Diese bildeten einen weiten Ring um das Kreuz von Eisen. Ihnen schlossen sich die zunächst Betheiligten an, ein ganzes Regiment von Leuten, denen der Erzberg Arbeit und Brod gab. Ganz nahe hinzukommen war so offenbar unmöglich, daß auch Helmina es einsah. Solche Einsicht kam ihr nicht leicht, sobald sie etwas Entgegengesetztes wünschte, und dießmal hatte sie sich in den Kopf gesetzt gehabt, nicht nur in aller Geschwindigkeit sich dem Erzherzog vorzustellen, sondern

auch ein Gedicht loszuschießen, womit sie sich geladen. Shoppe verschaffte der Gesellschaft einen Platz, von wo sie die Feierlichkeit, freilich aus ziemlich weiter Entfernung, übersehen konnte, und wo sie keinen Anstoß erregte, wenn sie während des Gottesdienstes plauderte, wie dieß von den Stadtleuten zu erwarten stand. In den Städten gehörte es damals unter dem feineren Mittelstande zum guten Tone, einen starken Anstrich von Geringschätzung alles Kirchlichen zur Schau zu tragen. Um seine „Bildung“ zu bekunden, mußte man dem dummen Volke zeigen, daß man über alle „Pfaffenmärchen“ erhaben sei. Dieses sichtliche Verhöhnen aller kirchlichen Vorgänge ist in Wien seitdem unter den Gebildeten weniger mehr im Schwange, dafür aber desto häufiger unter den kleinen Geschäftsleuten und Handwerkern, besonders sobald der Widerspruchsgeist anderweitig keine Nahrung findet. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier ausdrücklich hinzugefügt, daß die drei Damen aus Wien nicht zu dem besagten Aufkläricht gehörten und der junge Herr von Dreistern, obschon ein Theresianer und in Ferien, sich an der Seite seiner Mutter durchaus regelrecht benahm. Auch Helmina und die drei Elsässer, allesammt Protestanten, verletzten keine gebührende Rücksicht. Von der Predigt war in so großer Entfernung nichts zu vernehmen, doch das beeinträchtigte in keiner Beziehung den großartigen Eindruck, welchen die heilige Handlung bei dem Kreuze auf der von einer andächtigen Völkerschaft übersäten Bergkuppe hervorbrachte. Nach Beendigung der Feierlichkeit fand sich der freundliche Bergmann mit der Lederschürze auf der Rückseite wieder bei der Gesellschaft ein, geleitete

sie zum Kreuze, gab die gehörigen Erklärungen zum Rundgemälde der Aussicht von jenem höchsten Punkte des Berges, und machte den Führer zum traulichen Schattenplatze, wo — ungefähr Mitte Weges nach dem Thale — der Wirth Tisch und Bank aufgeschlagen hatte, kalte Küche und niedersteirischen Wein für die Gäste aus seinem Hause in Bereitschaft hielt. Es war eine allerliebste Stelle unter alten Buchen bei einem klaren Born. Die Gesellschaft unterhielt sich vortrefflich und blieb lange sitzen. Sie hatte ja keine Eile. Helmina sprach zwar davon, noch am Abend bis Hieflau zu wandern, doch damit hatte es keine Noth; bis sie herunter kam, war sie sich zweifelsohne genug gegangen. Unterwegs war ohnehin noch ein Hochofen „mitzunehmen", nämlich zu betrachten und sich erklären zu lassen.

Der Hochofen kennt nicht Ruhe noch Rast, und löscht nur einmal im Jahre sein Feuer für ein paar Tage, insofern er überhaupt arbeitet. Heutzutage faulenzen die meisten dieser steirischen Feuerthürme und es ist oben gesagt worden, bei wem sie sich dafür zu bedanken haben. Ich habe zeitlebens eine ganz besondere Liebhaberei für Räume gehabt, worin Metall und Feuer mitsammen arbeiten. Dem Meister Schmied und seinen Knechten beim Ambos zuzusehen, ist mir eine wahre Herzensfreude. Noch viel größer wird aber die Erquicklichkeit beim Gewimmel einer ganzen Schaar von Rußigen, wenn ein Guß aus dem Hochofen in die offene Sandform rinnt, worin der Gluthbrei allmälig sich zur Masse verdichtet und als „Klosse" herausgeschafft wird, um dem nächsten Gusse Raum zu machen, während in der Höhe droben geschäftige Hände neuen Vorrath von Holz und Eisenstein nachfüllen. Von

Geburt ist alles Eisen gleich: ebenso im Anbeginn seiner Erziehung. Erst später kommen die Unterschiede; ein Stück wird zur Pflugschar, zur Axt, zur Sense oder sonst zu ländlichem Geräth; das andere zur Waffe; das dritte zum Handwerkszeug. Aus dem Hochofen kommen gleichmäßig die Riesenachse der Dampfmühle und die Nähnadel, die Säge der Brettermühle und die Stahlperle auf dem Geldbeutel.

Gegen Abend kam die Gesellschaft nach Eisenerz zurück. Helmina wollte sich dem Erzherzog vorstellen. Der war bereits weggefahren. Sie wandte ihren Abend dazu an, einen Vertrauensmann des Prinzen aufzusuchen, um ihr Gedicht anzubringen, das auch seinerzeit richtig bestellt worden ist und eine freundliche Aufnahme gefunden hat. Die Herren Söhnlein waren eigentlich ersehen gewesen, die Mutter zu begleiten, hatten aber Lunte gerochen und sich mit den Bergmännern in's Kaffeehaus geflüchtet, — zum „Billard-Sieder", wie die goldene Jugend von Eisenerz den Wirth zu nennen liebte.

Am nächsten Tage wurde der Weitermarsch angetreten; zunächst nach Hieflau, wo es Kohlenmeiler und sonstige Einrichtungen zu besichtigen gab, die Wilhelm den Elsaßern zuliebe ebenfalls in Augenschein nahm. Diese hatten gemeinsam mit Helmina einen Träger für das Gepäck gedungen. Zu Hieflau trennen sich die Wege nach Admont. Rechts zieht die Fahrstraße weiter, links öffnet sich ein wild romantisches Thal, „das Gesäus," wohindurch nur zu Fuße zu gelangen war. Seitdem soll eine Fahrstraße dort erstanden sein. Als Max vernahm, daß der Weg durch die Wildniß sechs oder sieben Stunden be-

trage, trat seine Laune in den offenbarsten Widerspruch zum bildsaubern Wetter. Er warf die Frage auf, ob es nicht besser sei, auf der gebahnten Straße zu bleiben, wo man nach drei oder oder vier Stunden eine Nachtherberge finden könne? Während bei Tische noch die Rede davon war, kam die vierspännige Extrapost. Die Damen stiegen aus, um mit Helmina zu reden. Ein Wort gab das andere. Frau von Dreistern erbat für ihren Sohn die Vergünstigung, die Gesellschaft durch das Gefäus zu begleiten. Das werde ihr zur Ehre und zum Vergnügen gereichen, sagte die Dichterin. Max platzte mit einer Bemerkung heraus, welche darauf anspielte, daß der junge Herr wol nicht recht bei Sinnen sei, gehen zu wollen, wo er fahren könnte. „Er hat kein Kopfweh," belehrte ihn Helmina. Das Ende war ein Austausch der Söhne für den halben Tag. Max wurde in den Wagen gesetzt, der Thereſianer trat die Wanderung durch das Gefäus an, wo möglich noch zufriedener als der, welchem er seinen Platz überlassen.

Ein herrlicher Tag beschien die malerische Wildniß, die vom Sausen und Brausen des wilden Bergstromes zweifelsohne ihren Namen führt. Das Tosen der Gewässer hört man überall auf dem ganzen Wege, hier als donnernden Fall, dort — und das meistentheils — als einen entferntern oder ganz fernen Lärm. Diese Eintönigkeit der einsamen Bergschlucht unterbricht zuweilen das Gekreisch eines Sperbers, das Geräusch der emsigen Axt. Eine solche bearbeitete just den Stamm eines Baumes am Pfade. Entrüstet ob des Frevels redete Helmina den Holzknecht an. Er verstand ihre Sprache nicht, und wenn er zufällig auch die Worte verstanden hätte, so würde er

schwerlich begriffen haben, was eine Standrede für den Schatten bedeuten sollte, welchen man den Wanderern nicht verkümmern dürfe. Demnach blieb der Zwischenfall ohne jedes andere Ergebniß, als daß er Stoff zu weiteren Betrachtungen über jene Verkehrtheit gab, welche mitten durch Waldgebirge schattenlose Wege bahnt, um späterhin etwa nach erlangter Einsicht mit großen Unkosten und noch größerem Zeitverlust dort neue Baumgänge anzulegen, wo man nichts weiter nöthig gehabt hätte, als von den alten Bäumen ganz einfach eine Anzahl stehen zu lassen. Es wäre wol gut, wenn die besagte Verkehrtheit sich nirgends anders kund gäbe als bei der Anlage von Wegen und Stegen.

Oberhalb des Gesäuses öffnet sich ein Thalkessel von stattlicher Weite, welche gewissermaßen durch einen Uebergriff noch an Ausdehnung zu gewinnen scheint, weil nämlich die Gehöfte mit ihren Wiesen und Aeckern die Berghalden hoch hinauf bis zu den Wäldern besetzt halten. Dort steht am Fuße der gewaltigen Höhen, „am Berge“, das Benedictiner-Stift Admont, „ad montem“, neben einem Marktflecken von etwa 1000 bis 1200 Einwohnern, der von der Abtei seinen Namen trägt. Das Stift besaß zu jener Zeit thatsächlich keinen Vorstand, der Ring und Stab führte, weil seine Hochwürden Gnaden der Prälat mit einem bescheidenen Jahrgehalt von seinem Sitze entfernt worden. Er hatte seine Zeit meistentheils in Wien zugebracht und durch seine Verschwendung die Vermögensverhältnisse des Stiftes in heillose Verwirrung gebracht. Der Pater Prior war mit der Verwaltung betraut und im besten Zuge, seine Aufgabe mit Glück und Schick zu

lösen. Seiner klugen und kräftigen Gebarung gelang es, im Laufe eines Jahrzehnts die ungeheueren Schulden auf ein erträgliches Maß zurückzuführen, ohne daß dabei die berühmte Klosterschule irgend Noth litt, die vielen Pfarreien des Stiftes nicht gehörig besetzt wurden oder der Wolthätigkeit und der Gastfreundschaft Abbruch geschah. Die Lösung der schwierigen Aufgabe würde indessen weit mehr Zeit in Anspruch genommen haben, als sie wirklich kostete, wäre nicht zum Glücke für das Stift (wie für das ganze Kronland) der Graf von Wickenburg zum Statthalter in Steiermark ernannt worden, nachdem er als Kreishauptmann zu Krems so glänzende Proben seiner Befähigung abgelegt. Dem Wolwollen des Statthalters hatte Admont wirksame Unterstützung und Erleichterung zu verdanken, so daß die Einrenkung seiner Verhältnisse sich umso rascher abwickelte. Die darauf folgende Wahl eines neuen Prälaten soll dann, wie ich vernommen habe, auf Pater Leo, den Prior, gefallen sein.

Die Ankunft zu Admont erfolgte so spät, daß an einen Besuch im Kloster nicht mehr zu denken war. Auch die Dichterin fügte sich mit ihren Wünschen dem Herkommen und den Umständen. Der Widerspruch ihrer Reisegesellschaft würde sie kaum abgehalten haben, aber sie vernahm, daß Thor und Thüre bereits gesperrt seien und für Besuche nicht mehr geöffnet würden. So mußte sie sich denn bis zum Morgen gedulden. Der Vormittag wurde der Besichtigung des Stiftes mit seiner Kirche, Bibliothek ꝛc. in Gesellschaft der Dreisterns gewidmet. Die Elsaßer hatten bereits im Morgengrauen ihren Stab weiter gesetzt, um seitab nach Rottenmann zu schwenken.

Mittags fuhren die Wienerinnen von dannen. Helmina erhielt eine Einladung auf den Nachmittag zu einem Gläschen Wein. Schier nahm sie es übel, daß ihr kein Mittagessen angeboten wurde; doch das hatte, — wie sie einmal gelegentlich nach Jahr und Tag erfuhr, — seinen besonderen Grund gehabt. Der Pater Prior hatte, als man ihm den Besuch gemeldet, zugleich vernommen, daß die Pferde zur Weiterfahrt auf 12 Uhr bestellt seien, und in der Voraussetzung, daß die ganze Gesellschaft mitsammen reise, eine Einladung unterlassen. Als sich der Irrthum aufklärte, wars zu spät, noch ein Mal für geehrte Gäste zu bereiten. Und da Helmina mit großer Bestimmtheit geäußert hatte, sie wolle noch an demselben Nachmittag weiter pilgern, weil ohnehin schon allzu viele Zeit unterwegs „vertrödelt" worden, so unterblieb auch jedes fernere Anerbieten gastlicher Aufnahme für den Augenblick. Jedenfalls wäre ein Essen aus dem Stegreife im Stifte besser ausgefallen als in der Herberge, wo die Reisenden sozusagen nichts erhielten, weil sie spät kamen und die Wirthsleute nicht „gedacht" hatten, daß die herkömmliche Gastlichkeit der hochwürdigen Herrn dießmal sich verleugnen werde. „Wenn das einfältige Volk sich doch nicht mit Denken befassen wollte," brummte Helmina, während ihre Sprößlinge einen ausgiebigen Nachtisch von trockenem Brod vertilgten. Ziemlich übler Laune kam sie zur Hofmeisterei, wo alsbald die angenehme Gesellschaft und das goldene Naß die Wolken verscheuchten.

Admont besitzt in der unteren Steiermark ausgedehnte Rebgelände, wo ein wackeres Tröpflein wächst. Die hauptsächlichsten Einkünfte des Stiftes bestehen im Erträgniß

der Reben. Der Wein ist seine Valuta: die geistlichen Herren erhalten zur Bestreitung ihrer besonderen Bedürfnisse je nach Rang und Würden eine gewisse Menge Wein angewiesen, wovon ihnen nach festgesetztem Preise vergütet wird, was sie nicht selber verbraucht haben. Man eröffnet jedem einen Conto corrente beim Kellermeister. Sein check-book wird auf Kerbhölzern geregelt. Auch die Stiftspfarrer werden mit flüssigem Golde besoldet. Der edelste Wein, welchen Admont herbstet, wächst in den Gehegen von Radkersburg; ein frohmüthiges Getränk, hellgelb, perlend, glatt wie ein Aal, anscheinend harmlos, aber nicht ohne Tücke. Wer sich unvorsichtig mit ihm einläßt, geht leicht irre.

Beim Abschied fühlte sich Helmina vollends versöhnt, da sie die dringende Einladung erhielt, wiederzukommen und für längere Zeit zu verweilen. Sie werde stets willkommen und wenigstens besser als im Wirthshaus aufgehoben sein, hieß es.

In der Abendkühle legten die Wanderer noch das Stückchen Weges nach Krauenberg ohne Beschwerde zurück. Die Nachtherberge befriedigte jeden billigen Anspruch, und nachträglich machte der Wirth auch seinerseits keinen unbilligen, obschon sein Haus weit und breit keine Mitbewerbung hatte und noch dazu neben einer (freilich nur wenig bekannten) Wallfahrtskirche stand. Der nächste Tag ließ sich schon am frühesten Morgen dergestalt drückend heiß an, daß Helmina und Max überraschend schnell abgesponnen hatten. Die Mutter fühlte ein sich zusammenziehendes Gewitter in allen Gliedern. Schon in Lietzen, der nächsten Post oberhalb von Admont, wurde eine lange

Rast gemacht und von Max der Gesetzvorschlag eingebracht, bis gegen Abend liegen zu bleiben. Der Weg durch das Ennsthal ist allerdings sogar zu Wagen ermüdend. Die Gegend ist reizend, aber eintönig, und bietet dem Fuße des Wanderers keinen andern Pfad als die schattenlose staubige Heerstraße. Die Wanderung nimmt sich dort ungefähr aus wie der Ehestand mit einer sehr schönen Frau von etwa vierzig Jahren, deren füllreiche Formen des geistigen Inhaltes entbehren. In Lietzen zu bleiben schien jedoch noch mißlicher; die Langeweile erhielt dadurch grade nur einen Zuwachs. Glücklicher Weise ergab sich eine Fahrgelegenheit: eine einspännige Pirutsche, außer dem Kutscher nur mit einem weiblichen Wesen von leichtem Gliederbau und einem winzigen Koffer belastet. Der Knecht zeigte sich bereit, die drei Reisenden mitzunehmen, doch müsse am Fuße des Grimming die dicke Frau und einer von den jungen Herren absteigen. Im Wirthshause auf der Höhe wolle er sie erwarten und die Aussee mitnehmen, natürlich gegen Entgelt, und dann erst noch unter der besonderen Bedingung, daß sie bei seinem Meister, dem Neuwirth, einkehrten. An der dicken Frau wäre die Unterhandlung schier gescheitert, aber Max brachte sie ungestüm zum Abschlusse.

Am Fuße des Grimming verläßt die Straße nach Aussee das Thal. Wer dem Laufe der Enns weiter entgegengeht, gelangt auf einer Seitenstraße nach Radstadt und zum großen Heerwege, der Salzburg mit Kärnten verbindet. Der Grimming trägt seinen Namen nicht zum Spaße: schon sein Fußgestell, wohinan die Steig an schauerlichen Abgründen vorüber steil emporführt, ist grimmig

hoch, obschon sie nur einen verschwindend geringfügigen Theil des Felsenstockes zu überwinden hat. (Beigemerkt diese Deutung des Namens ist nicht etwa ein Wortspiel sondern der Mundart des Landes angemessen, worin man z. B. „Rauschinger" und „züchtingen" für Rauschiger und züchtigen sagt.) Das Steigen gestaltete sich nicht allzu beschwerlich, weil der Himmel sich in Wolkenschleier hüllte und die Luft frischer wehte. Der Kutscher behauptete bei Radstadt müsse ein schweres Wetter niedergegangen sein. Die Reisegefährtin hatte Regen prophezeit, der sich in der That einstellte, als eben Helmina und Wilhelm das Obdach auf der Höhe erreichten. Der ärgste Guß wurde abgewartet, dann „schön stad" weitergefahren. Der Knecht schnackte ungefährlich, seinem Vorgeben nach, um den Rößlein nicht wehzuthun, doch eigentlich nur, um nicht vor Schlafenszeit heimzukommen und noch arbeiten zu müssen. So wenigstens behauptete die Reisegefährtin. Sie war in Aussee zu Hause, des Rentmeisters Tochter, ein leidlich hübsches Mädchen vom Jahrgange 1800, doch dem Aussehen nach nicht mehr so frisch als sie hätte sein dürfen. Sie schrieb sich Elisabeth Roithner und wurde nach der landesüblichen Aussprache die Roithner-Lisi gar heißen. Ein gutmüthig heiteres Wesen mit aufgeweckten Kopf und meisterhaft wolgeläufter Zunge. Die angenehme Bekanntschaft fand, wie man beiderseits meinte, ihr Ende beim Abschied vor der Herberge beim Neuwirth; im nächsten Jahre jedoch ergab sich, daß dieses vermeintliche Ende ein richtiger Anfang gewesen.

Aussee steht so recht inmitten der Berge; seine Häuser haben beiweitem nicht des Raums genug auf ebener

Thalsole; an den Halden ziehen sie sich hinan und hal-
ten die Höhen besetzt. Doch wie eng die Stellung auch
sei, eingesperrt ist sie keineswegs. Ueberall öffnet sich eine
freie Fernsicht auf Thäler und Höhen; in jeden Winkel
schauen die riesigen Felsenkämme hinein, von Westen her
aus weiterer Entfernung der Dachstein mit seinem Glet-
scher, nördlich und östlich etwas näher die Grenzscheiden
zwischen der Steiermark und Oberösterreich, (eigentlich:
„Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns.“)

Für dießmal hielten sich die Reisenden dort nicht auf.
Die Luft, von Gewitter und Regen abgekühlt, verhieß
eine angenehme Wanderung über die Pötschen. So heißt
der Berg, wo hinüber der Heerweg, steil hinauf und steil
hinab, in's österreichische Salzkammergut, kurzweg „Kam-
mergut“ geheißen, führt. Zu leidlich früher Morgen-
stunde brachen sie auf und gewannen ohne gar zu fühl-
bare Beschwerde unter dem bedeckten Himmel die Höhe.
Der Blick nach rückwärts gab nur geringe Ausbeute. Die
Berge steckten in Dunst und Nebel, welchen der Fremd-
linge ungeübtes Auge nicht ansah, daß sie im Sinken
begriffen waren. Allmälig ward es über ihren Häuptern
hell und heller. Auf der Höhe lachte goldiger Sonnen-
schein. Unter dem blauen Himmel war die Steiermark
ein silberweißes Meer, woraus das Grimminggebirge als
gewaltiges Felseneiland empor ragte, während andere
Kuppen einen Archipel von nicht minder starren und un-
zugänglichen Inseln vorstellten. Auf der österreichischen
Seite dagegen lag die wunderherrliche Landschaft in klaren
Umrissen vor Augen, von den obersten Kämmen der Kalk-
felsen abwärts zu den Waldungen und zu den Thälern.

Helmina verhehlte nicht, die gute Vorbedeutung laut zu preisen, und zwar aus doppeltem Grunde, erstens weil sie laut zu denken liebte, zweitens weil sie meinte, daß man ein gutes Vorzeichen durch förmliche Anerkennung sich desto sicherer aneigne. Die Söhne mußten einstimmen, wenn sie keinen Verdruß haben wollten, gleichwie sie vorkommenden Falles regelmäßig angehalten wurden, vor begegnenden Schweinen dreimal auszuspucken und den Zukunfts-Schinken zuzurufen, wenn es z. B. Donnerstag war: „Mittwoch ist's, ihr häßlicher Schweine." Dadurch war das böse Zeichen in die Vergangenheit zurückgebannt und galt einem bereits überstandenen Verdruß. Dieses Kunststück hatte die Dichterin in Baden von einer Kartenhexe aus dem Dorfe Dörfel gelernt.

Unter St. Agatha erreicht die Straße das Gestade der Traun, welche ihre Wogen, grün und durchsichtig wie Smaragd, aus dem Hallstädter zum Traun-See hinunterrollt. Seinen Ursprung nimmt der Fluß aus dem See von Alten-Aussee oder aus dem Grundelsee, — wie man will. Den Namen führt er von Aussee an, von wo er bis zum Hallstädter See die Obere Traun heißt. Den Flüssen ergeht es wie den altadeligen Häusern: ihr Ursprung pflegt nicht klar vorzuliegen und der Name auf mehr oder weniger willkürlichen Annahmen zu beruhen. Aus dem Traunsee, dessen unterer größerer Theil meistens der Gmundener See genannt wird, mündet das grüne Wasser bei Gmunden, um der Donau zuzueilen.

Von Aussee bis St. Agatha hat der Flug des Vogels kaum eine deutsche Meile zu durchmessen, der Wanderer jedoch, abgesehen von der Mühseligkeit des Steigens, statt

der 10 bis 20,000 Schritte ganz gut deren 25,000 zu machen. Kein Wunder also, wenn im Thale eine lange Rast genommen wurde. Der Rest des Weges von zwei Stündchen bis Ischl war nur noch ein Spaziergang, und von der allerfrohmüthigsten Beschaffenheit. Eine dergestalt zugleich großartige und liebliche Gegend gibt es wol selten mehr auf allem Erdenrunde; sie vereint in sich zu einem wolgefügten und nirgends eintönigen Ganzen die grellsten Gegensätze der Wildniß, der sanften Anmuth und einer einfachen Gesittung ohne Ansprüche.

Die Dichterin war dem (damals einzigen) Bade-Arzt Dr. Götz von guter Hand dringend empfohlen. Zwar war, wie schon gesagt worden, die Presse, namentlich in Oesterreich, noch keine anerkannte Macht, aber die Gönner Ischls und ihr Gefolge mochten doch in dunkelm Drange ahnen, daß Federkiel und Setzkasten dem Aufblühen des Curortes förderlich sein könnten. Die Handgriffe zu solchem Kunststück sind um zehn Jahre später im südwestlichen Deutschland, wenn nicht erfunden, so doch mit dem vollen Erfolge der Neuheit für ein Bad ausgebeutet worden. Wo und wie wird seinerzeit in diesen Aufzeichnungen zur Sprache kommen. Im Briefe an Götz wird von der Ahnung nichts verlautet, und er aus eigener Anregung schwerlich etwas von solcher Art empfunden haben; nichtsdestoweniger erwies er der Empfehlung die gebührende Ehre.

Er galt für einen tüchtigen Heilkünstler, namentlich als Wundarzt. Seine Geschicklichkeit im Abnehmen von Gliedmaßen war im ganzen Kammergute berühmt, zugleich aber auch beim gemeinen Manne berüchtigt. Götz

habe eine absonderliche Vorliebe für das Wegschneiden und unternehme es oft ganz überflüssiger Weise, sagten die Leute und nannten ihn deßhalb den „Schinder." Er hatte vielfach schon Anlaß gefunden, Arme und Beine zu lappen, weil es unter den Holzknechten bei den Arbeiten im Walde nicht selten Unfälle zu geben pflegte, theils weil die Stämme häufig an steilen Felswänden und sonst an gefährlichen Stellen zu fällen oder zu triften waren, wo auch die äußerste Behutsamkeit nicht immer gegen unvorhergesehene Wechselfälle ausgereicht hätte, theils aber auch, weil die Knechte mit jener gedankenlosen Fahrlässigkeit verfuhren, welche bei den oberösterreichischen Bergbewohnern ganz besonders häufig vorkommt. Es war ein Wunder, daß nicht jeder Tag ein Unglück brachte. Wenn aber eines geschehen war, so suchten die Beschädigten wo möglich sich der Behandlung des amtlich bestellten Helfers zu entziehen, der um seiner Barschheit willen ohnehin nicht beliebt war.

Am nächsten Morgen nahm Max ein Solenbad. Helmina that desgleichen. Wilhelm wußte dem Versuche zu entrinnen und fand seine Erquickung in der Traun, die mit ihren grünen Augen es ihm förmlich angethan hatte. Wie war er doch wol berathen damit! Die Sole bekam der Mutter und dem Brüderlein so übel als möglich. Beide waren aufgeregt, verdrießlich, unausstehlich und mit Kopfschmerzen behaftet. Gleich nach dem Frühstück verlor er sich, um vor Mittagszeit nicht wieder zu erscheinen. „Besser tüchtig ausgescholten, als den ganzen Vormittag über sich mit Murren und Knurren peinigen zu lassen," sagte er sich selber.

Die Zustände von Ischl waren frisch im Uebergange begriffen, der in manchen Einzelheiten sich unliebsam bemerkbar machte, ungefähr der Stimme eines vierzehnjährigen Knaben vergleichbar, die wie ungeölte Thürangeln quietscht und kracht. Die armseligen Anfänge von Anlagen inmitten der reichsten Natur mahnten an das Sprüchlein von ohnmächtigen Ansprüchen. Die noch so neuen Tafeln mit Inschriften, welche Weg, Steg, Bank und Busch irgend einer unbekannten Größe zueigneten, nahmen sich albern aus im Angesichte der alten Wälder und der ewigen Alpen. Seit jenen Tagen ist der Ort längst ein Bad ersten Ranges geworden, haben die Benennungen eine thatsächliche Berechtigung und geschichtliche Bedeutung gewonnen und ist das Unfertige zur Reife gediehen. Ein Ueberrest aus den Tagen der altklugen Anfänge ist zum Denkmal derselben geworden, nämlich ein Standbild von Stein, irgend eine Wassernymphe, Gesundheitsgöttin oder dergleichen vorstellend und mit Versen versehen, worin gesagt wird, das höchste Glück auf Erden sei nicht, wie man behaupten höre, gesund zu sein, sondern: gesund zu werden. Hohe Bäume und dichte Gebüsche lassen gegenwärtig das steinerne Gänschen nur noch in nächster Nähe bemerken. Man belächelt die Inschrift, oder vielmehr den Geschmack einer vergangenen Zeit.

Indessen hat jene Zeit außer den ursprünglichen Anlagen, die so trefflich gediehen sind, auch einige fertige Schöpfungen hinterlassen. So den Rudolfsbrunnen, der in des Waldes reizender Einsamkeit den starken Strahl so hoch empor schnellt und plätschernd niederfallen läßt. An diese Stelle war Wilhelm gerathen. Die Morgen-

sonne verwandelte die fallenden Tropfen in glitzernde Edelsteine. Von holden Traumgebilden umgaukelt, verweilte er dort den größten Theil des Vormittags hindurch. Viele Jahre später sollte er an derselben Stätte wiederum solche Stunden feiern, nur mit dem Unterschiede, daß keine Morgensonne mehr der Zukunft entgegen lächelte, sondern der sinkende Tag im letzten süßen Schmerze von einer Vergangenheit Abschied nahm, welcher hienieden nur noch die endlose Nacht zu folgen hat.

Nachmittags unternahmen Göz und seine Frau mit den Fremdlingen einen Ausflug zur Hallstadt. Der Hallstädter See ist unter den Herrlichkeiten des Kammergutes, was der schwarze Demant in der weltbekannten Sammlung des in jedem Sinne des Wortes „steinreichen" Herzogs Karl von Braunschweig: in seiner dunkeln Pracht findet er dort nicht seines Gleichen mehr. Von ungeheueren Bergen steil umhegt, deren unterer Theil mit Laubwäldern bestanden ist, liegt der See wie ein schwarzer Spiegel da. Die Hallstadt wächst in der südwestlichen Ecke am Berghange empor. Die Bewohner erblicken während einiger Wintermonate unmittelbar keinen Strahl der Sonne. Mit Roß und Wagen ist nicht bis zur Ortschaft zu gelangen. Ein Schifflein führt die Besucher über das Wasser, wenn sie nicht den Fußweg betreten wollen, der an den Flanken der westlichen Abhänge hinführt. Unsere Reisenden glitten nach der hergebrachten Gewohnheit der Badleute über die Wellen, kehrten beim „Wirth am See" ein, speisten pflichtgemäß Lachsforellen und fuhren zur Abendzeit am Gestade der Traun zurück, mit den raschen Pferden bequemer zum Ziele gelangend als

Tags zuvor auf ihren eigenen Füßen. Bei der Wegmauth rief der Mauthner den Kutscher um das Straßengeld an. „Du Trottl," lautete der Bescheid, „kennst du 'leicht die Doctor'sche Gelegenheit nicht?" Woraus Wilhelm lernte, daß man in Oberösterreich leicht für vielleicht und Gelegenheit für Fuhrwerk sagt.

Von der Hallstadt wird weiter unten mehr die Rede sein, wie überhaupt von Land und Leuten des Kammergutes. Helmina wollte nicht in Ischl bleiben. Max hatte erklärt, das Bad nicht vertragen zu können. Daß es dabei an Ausfällen gegen Grohmann abermals nicht gefehlt, verstand sich bei ihm von selber. Der Dichterin mißfiel der Ort. „Die Leute thun so vornehm hier," sagte sie, „und betrachten die Gäste als Melkkühe." Göz rieth Gmunden an, wo die Sole leichter sei. So wurden am nächsten Tage die Sudhäuser ꝛc. besichtigt und Nachmittags die Wanderung nach Ebensee angetreten. Der untere Theil des Thales ist nicht minder reizend als der obere, doch ward für dießmal der Genuß unliebsam gestört. Die Höhen hüllten sich in Wolken, welche die Aussicht immer mehr trübten und schließlich verdarben. Endlich ward das Wetter „grob", und bevor die Reisenden ganz das Ziel erreicht hatten, wurden sie tüchtig gewaschen. Auch das Weißzeug im berühmten Henkelkorbe verfiel diesem Lose. In jammervollem Zustande erreichten die drei das Gasthaus zur Post. Wilhelm trocknete sich am Herdfeuer in der Küche, Max legte sich gleich zu Bette, Helmina wurde von der Wirthin des Hauses in Pflege genommen, welche Wirthin ein junges und sehr hübsches Mädchen war. Der Postmeister Koch zu Ischl besaß auch die Post zu Eben-

ser, und hatte sie seiner Tochter Therese zur Verwaltung übergeben. Die Postmeister-Resi vollzog ihre Sendung zu allseitiger Zufriedenheit. Ihr Bruder zu Ischl hat als Nachfolger des Vaters nicht dasselbe Lob geerntet.

Als Wilhelm entschlummerte, plätscherte draußen der Regen wie toll, und als er erwachte, hatte das Geplätscher noch nicht aufgehört. Max, der seit acht Uhr Abends geschlafen, ward ungemerkt munter und vernahm ebenfalls den nassen Jammer draußen. Auch das hatte der Doctor Grohmann verschuldet, der überhaupt zufrieden sein konnte, daß er nichts von alledem sein, thun und erdulden mußte, was sein ungeberdiger Kranker auf der Reise ihn bereits geheißen, von ihm verlangt und ihm angewünscht hatte. „Das gibt einen bitterbösen Tag," knurrte der Maler, zweifelsohne im Hinblick auf der Mutter üble Laune, die in nur zu sicherer Aussicht stand. Schließlich sagte er: „Machen wir wenigstens den Laden auf." Wilhelm stieß den Balken vom Fenster weg und schrie sofort ein schrilleudes Juchhe. Der heilige Marientag (8. September), den er jemals gesehen, lachte ihm entgegen. Was draußen plätscherte, war kein Regen, sondern ein Rohrbrunnen. Unter den seltenen Ueberraschungen angenehmer Art, welche ihm hienieden zu Theil geworden, hat kaum eine härter und nachhaltiger auf Wilhelm gewirkt.

Resi stellte zur Fahrt nach Gmunden, was sie eine „Extrapost" nannte; es war ein kleines Schiff mit drei Rudern, eine s. g. „Plätte." Zu Lande gab es keine unmittelbare Verbindung; viel später erst ist die Straße nach Traunkirchen den Felsen am westlichen Gestade abgewonnen worden, und daß jemals ein Dampfer über

den See plätschern könne, fiel niemand ein, am wenigsten den Eingeborenen, die vom Dasein selbst der Feuerschiffe niemals auch nur ein Sterbenswörtlein vernommen hatten.

Der Traunsee besteht aus zwei Theilen. Der obere, viel länger als breit, zieht sich zwischen Felsgebirgen hin; der untere, Gmundener oder Weitsee geheißen, breitet sich an der westlichen Flanke des gewaltigen Traunsteins aus und ist an der Seite gegenüber von Bergen eingefaßt, die sich wie Hügel ausnehmen. Wo sich die zwei Abtheilungen scheiden, thront auf dem äußersten Vorsprunge der Landzunge Traunkirchen, dem Traunstein schräg gegenüber. Die Häuser auf dem Grat beherrschen dort die Aussicht nach beiden Seiten.

Als die Reisenden bei Traunkirchen um die Ecke bogen, fühlten sie sich unangenehm enttäuscht. Die weißen Häuser von Gmunden schienen in der Ebene zu liegen und das westliche Ufer war nur hübsch, aber keine Alpenlandschaft. Einigen Trost bot der Traunstein, der steil aus den Fluthen emporwächst, und bald ergab sich des Trostes noch mehr, als der rückwärts gewendete Blick ein Bild von großartigster Herrlichkeit sich entrollen sah. Während der Traunstein nach jedem Ruderschlage wieder um ein Stück gewachsen schien, hoben sich hinter Traunkirchen die Felsenmassen in seltsam eigenthümlichen Kanten immer höher. Weiter rechts entwickelte, die Vorderge überragend, der Kranabitsattel seine gewaltigen Formen, mit langgestrecktem Grat weit gegen Westen streichend. Das westliche Ufer mit seinen Höfen, Schlössern, Wiesen, Buchten und sonstigen Einzelheiten von malerischem Reiz unter den Waldbergen bot einen Anblick von entzückender

Lieblichkeit. Oberhalb des Kirchdorfes Altmünster glänzte im Sonnenschein das Schloß Ebenzweier, und ganz nahe vor Gmunden das Doppelschloß Orth, dessen einer Theil am Gestade, der andere aber im Wasser steht. Eine sehr lange Brücke von Holz verbindet die zwei Gebäude. Vollständig ausgesöhnt mit der Landschaft, hielt Helmina ihren Einzug in das Städtchen, um, wie sie sagte, sechs oder acht Wochen darin zu verweilen. Der Aufenthalt sollte indessen eine gute Weile länger dauern.

---

14. Gmunden, Traunkirchen, das Kammergut und die Steiermark.

Im Jahre 1826 besaß die Stadt Gmunden noch eine auffallende Aehnlichkeit mit der Abbildung, welche Merian im Kupferstiche davon hinterlassen hat, nur daß an der Wasserseite bereits große neue Gebäude standen und der Hafen nicht mehr mißtrauisch gegen außen verwahrt war. Seitdem sind vielfache Veränderungen eingetreten, fürwahr nicht zum Nachtheile der vergrößerten Ortschaft, welche man gegenwärtig von Wien aus in zehn Stunden erreicht, ohne mehr als etwa 12—15 Gulden dafür auszugeben, und sogar noch viel weniger, wenn man bescheiden und abgehärtet genug ist, in der dritten Wagenklasse zu fahren. Gmunden ist der Sitz des Salzoberamtes und der Stapelplatz für das Kammergut wie für die Landschaft am See. Brodfrucht, Wein, Tücher ꝛc. kommen von außen auf den Markt; aus den Bergen: Salz und geschnitzte Holzwaaren, von welchen letzteren namentlich die buntbemalten Löffel bis nach Serbien und Bosnien

verführt werden (oder wenigstens wurden.) Diese Umstände belebten den Verkehr schon in der voreisenbahnlichen Zeit und sogar lange bevor Ischl zum Nutzen und Vergnügen des Adels, des k. k. Militärs und eines verehrungswürdigen Publicums entdeckt worden.

Die Dichterin kehrte im Schiff beim dicken Bauernfeind ein. Der Name, welchen der Wirth führte, findet sich in Oberösterreich zwar bei weitem nicht so häufig, als wolgenährte Gestalten, gehört indessen nicht eben zu den seltenen. Vielleicht stammte er aus dem 17. Jahrhundert, in dessen erstem Viertel viele Landesherren, nachdem sie von der Mutterkirche abgefallen, sich der Landeshoheit des Erzhauses zu entziehen trachteten. Das bethörte Landvolk stand im Namen der evangelischen Freiheit massenhaft auf und wurde massenhaft niedergeschlagen. Unfern von Gmunden erhebt sich ein Erdaufwurf, der bis zum heutigen Tage noch der Bauernhügel heißt. Viele Tausende sind unter ihm vermodert, welche, vom Ehrgeiz des Adels in den Tod gehetzt, in der Entscheidungsschlacht bei Pinsdorf gefallen waren. Es wäre nicht unmöglich, daß mancher, der sich dem Aufruhr nicht gesellen wollte, von den Nachbarn als Bauernfeind bezeichnet worden. Nach der größten und letzten Niederlage des Landvolkes durch Pappenheim, den unsterblichen Kriegshelden, wäre dann zum Ehrennamn geworden, was ursprünglich ein Schimpfwort gewesen, und hätte sich späterhin wie jeder andere Schreibname fortgeerbt.

Die Bürgerhäuser von Gmunden war nicht mit Nestern für Strichvögel versehen. Die Schiffwirthin, thatsächlich Gebieterin im Hause, wollte nichts davon hören,

mehr als ein einziges Zimmer herzugeben. Im September und October werde ihr des Raumes ohnehin zu wenig, sagte sie. Ermäßigte Preise gebe es allenfalls für die Kost bei ihr, doch nicht für das Obdach. Schließlich gab sie deutlich genug zu verstehen, daß sie sich um eine Kundschaft nicht reiße, die ihr den Platz für flotte Gäste versperren würde. Die Frau trug zwar eine zu hohe Schulter, aber einen richtig gestellten Kopf, wie man sieht, und hielt mit ihren Gedanken nicht hinter dem Berge. Da sie ihre Worte wol zu setzen wußte und noch dazu sich bereit zeigte, einen Unterstand ermitteln zu helfen, faßte Helmina keinen Groll gegen sie.

Wol oder übel fand sich die gewünschte Wohnung. Am Ende der Vorstadt vor dem südwestlichen Thore, welche den Namen der Kufenzeile führt, stand das „Hochhaus", eines Gärtners Eigenthum. An den hochgelegenen Garten angelehnt, bestand das Gebäude sozusagen aus zwei Häusern übereinander. Das Erdgeschoß hatte seinen Eingang an der Straße, das Stockwerk den seinen abgesondert oben vom Hofe her, dessen Hintergrund ein Rebenhäuschen, die Wohnstätte eines Schusters abschloß. Die Aussicht ließ nichts zu wünschen übrig. Der See lag, nur durch den Fahrweg und einen schmalen Streifen fester Erde von ihm getrennt, vor dem Hause. Die Hütten schrägrechts gegenüber standen etwas tiefer und überragten kaum das Erdgeschoß, so daß man ungehindert über sie hinweg sah. Gradaus erblickte man jenseits des Wassers Traunkirchen unter den felsigen Umgebungen des oberen Sees. Links spiegelten sich die waldigen Vorberge des Traunsteins, neben ihnen der graue Riese selbst in der breiten blanken

Fläche. Zur Rechten über Traunkirchen schloß den Gesichtskreis im Süden der Kranabitsattel mit dem Höllengebirge; unter ihm zeichneten sich die Höhen der Viechtau. Im Vordergrunde zur rechten Seite hob sich das Schloß Orth aus der Traun.

Minder befriedigend als die Aussicht zeigte sich die Einsicht. Der Gärtner besaß nur wenige Fahrnisse, die er abgeben konnte, vor allem keine Betten. Mit letzteren half die Schiffwirthin einstweilen aus, „bis die Sachen eingetroffen, welche die gnä' Frau von Wien kommen lassen würde." Die Bestellung ging wider Erwarten wirklich nach Wien ab; und da die Söhne vernahmen, daß Babette auf dem Lande zunächst der Hauptstadt eine Stelle als Beschließerin erhalten, so begriffen sie vollends, daß sie auch im nächsten Winter, wie im vorhergegangenen, an keine Rückkehr denken dürften. Wilhelm fand sich in diese Vorstellung so gut es eben gehen wollte, und es ging nicht gar zu übel. Max bestellte sich aus Wien sein Malergeräth und verstand einem Tischler im Orte begreiflich zu machen, was eine Staffelei für ein Ding sei. Das Gestell wurde mit überflüssigem Holzaufwande, aber sonst befriedigend zu Stande gebracht; wie später nicht minder einige kleinere und größere Holztafeln, welche der Künstler in Ermangelung grundirter Leinewand, wenn nicht vielleicht aus purer Laune sich anschaffte.

Wenn die häusliche Einrichtung auch mangelhaft erschien, so fehlte ihr mindestens doch nicht der Styl, denn aller Hausrath paßte zusammen, so daß keine Silberlöffel, kein feines Porcelan, kein Krystallglas und dergleichen Ueberfluß den einheitlichen Eindruck der Armseligkeit be-

einträchtigten. Aus Holz bestanden Löffel und Leuchter; aus der allerursprünglichsten Majolica vom Meister Töpfer die Schüsseln und Teller. Grade durch diese Einfachheit der Bestandtheile gewann die (wie überall auch hier) im Hauswesen herrschende Unordnung ein „Schweißnichtwas" von künstlerischer Wirksamkeit.

Das Weib des schusternden Nachbarn erhielt eine förmliche Bestallung als Kalibán. Den Kaffee kochte die Dichterin selber. Das Mittagsessen lieferte die „schiefgewickelte" Schiffwirthin. Die Abendmalzeiten wurden, so lange die Witterung es erlaubte, und diese erlaubte es bis tief in den Herbst hinein, an fernen Zielen genommen, doch selten in Wirthshäusern, wo man ja nicht das Lieblingsgericht, saure Milch, erhielt. Zuweilen lieferten die Fischer am See Krebse und Fische, die gleich an Ort und Stelle abgekocht und verzehrt wurden.

Des ersten Nachmittags-Spazierganges erkorenes Ziel war Ebenzweier. Schloß und Herrschaft gehörten einem Herrn Klodi, nach dessen Hinscheiden sie durch Kauf in den Besitz des Hoch- und Deutschmeisters, Erzherzog Maximilian von Este kamen. Klodi, um's Jahr 1740, eher früher als später, geboren, erfreute sich trotz seiner hohen Jahre, und obschon er bereits seit längerer Zeit das Augenlicht verloren, einer bewundernswerthen Rüstigkeit des Leibes. Auch sein Geist, zwar nicht hohen Ranges, aber gesund, hatte sich frisch erhalten. Er war sehr spät in den Ehestand getreten; sein ältestes Kind, eine Tochter, zählte noch keine dreißig Jahre, und der jüngste von den drei Söhnen deren achtzehn. Die Tochter, Therese genannt, führte nicht nur das Hauswesen, sondern verwal-

tete auch die Land- und Forstwirthschaft und besorgte sogar die endlosen Schreibereien der Kanzlei. Für die zwei oder drei Unterthanen der Herrschaft Ebenzweier einen eigenen Gerichtshalter anzustellen, hätte zuviel gekostet; ohnehin befanden sich die Finanzen des Hauses nicht in blühendem Zustande. Die Kanzlei aber mußte jedenfalls das Jahr über einen tüchtigen Stoß Acten an das Kreisamt liefern. Der ältere Sohn, Max, hatte in Wien die Rechte studirt und war mit Chezy's in den Abendgesellschaften der Perrin bekannt geworden, zu deren Verwandtschaft er gehörte. Die jüngere Schwester Josephine's nämlich war die Gattin des Ritters Anton von Spaun, und die Mutter der jungen Klodi's hatte zu den Spaun's gehört. Auf unseren wackern und liebenswürdigen Spaun-Toni wird späterhin zurückzukommen sein; abgesehen davon, daß er ein werther Freund war und Max Chezy ihm vieles zu verdanken hatte, ist sein Name in weiteren Kreisen rühmlich bekannt geworden.

Die Besucher wurden zu Ebenzweier mit Herzlichkeit willkommen geheißen. Sie kamen bald wieder. In kurzer Frist gewannen die gegenseitigen Beziehungen ein freundschaftliches Gepräge, das auch nach der örtlichen Trennung ziemlich lange unverwischt geblieben ist.

Die Söhne der Dichterin beschäftigten sich jeder in seiner Weise. Max zeichnete und malte. Die Fertigkeit seiner Hand machte sichtliche Fortschritte, sein Beruf für das Bildniß trat immer entschiedener hervor, wurde jedoch von ihm zur Zeit noch verkannt, oder eigentlich von der Mutter ihm ausgeredet, welche stets im allerwegwerfendsten Tone von der Porträtmalerei sprach. Sich selber

ließ sie nicht abbilden, und Max hütete sich, sie deßhalb zu drängen, da er nicht vergessen, daß kein Maler ihr darin gerecht werden konnte, weil sie immer wollte, daß sie im Bilde sich gefalle und dasselbe doch ähnlich sei. Unvereinbare Gegensätze! Wilhelm seinerseits verfertigte Dramen und befaßte sich viel mit Literatur, namentlich altitalischer, sowie mit Geschichte. Ein günstiger Zufall hatte ihm zur Benutzung einer reichhaltigen Büchersammlung schon in den ersten Tagen des Aufenthaltes verholfen.

Bei einem Spaziergang nämlich am östlichen Seegestade war es geschehen, daß Helmina und die Ihren vor einem nicht großen, aber massenhaft gebauten Hause vorgesprochen und eine Magd um sauere Milch angerufen hatten. Sie wolle fragen, entgegnete die Dirne und verschwand. Gleich darauf erschienen ein alter Herr in rother Perrücke und zwei ältliche Jungfrauen, seine Töchter. Das Haus war ein Freihof, der Roithberg; er der Besitzer, Hörner von Roithberg geheißen, ein Beamter höheren Ranges, nach vierzigjährigem Dienste in den wolverdienten Ruhestand mit vollem Gehalt gesetzt und mit einem „von" belohnt.

Ein Freihof war nach der alten Einrichtung ein Mittelding zwischen Bauernhof und Edelsitz. Er trug keine bäuerlichen Lasten und übte keine herrschaftlichen Rechte. Gegenwärtig ist seit der Grundentlastung in Oesterreich jeder Herrensitz ein Bauerngut und jedes Bauerngut ein Freihof.

Den Insassen des Roithbergs war der Dichterin Name kein unbekannter. Nachdem sie ihn vernommen, steigerte sich zur herzlichen Freundlichkeit, was ursprünglich nur

leutselige Gastlichkeit gewesen. Die Sitzung bei der Sauermilch dauerte sehr lange, um sich dann erst noch im Hause fortzuspinnen. Beim Scheiden hatte Wilhelm nicht allein die reichhaltige Bibliothek des alten Herrn übersichtlich betrachtet, sondern auch die ganz von freien Stücken ertheilte Vergünstigung erhalten, Bücher daraus zu entlehnen. Er machte ausgiebigen Gebrauch davon. Die Leute in Gmunden wunderten sich, wie er später erfuhr, über diese Freundlichkeit Hörners, der für einen Murrkopf galt und namentlich auf seine Bücher erpicht sein sollte „wie der Teufel auf eine Judenseele." Das schien ein räthselhafter Widerspruch, dessen Lösung die Philister umso weniger finden konnten, je ferner jede Vorstellung von einer unsichtbaren Loge ihnen lag, deren Genossen ohne Wort und Zeichen sich erkennen. Man hätte den guten Leutchen das Geheimniß in dürren Worten offenbaren dürfen, und dennoch würden sie nichts davon erfahren haben.

Zu den angelegentlichsten Obliegenheiten unserer Jugend gehörte, das Rudern zu erlernen. Man braucht just kein Engländer zu sein, um vollkommen zu begreifen, daß sie als Anwohner eines See's sich diese Art von „sport" nicht entgehen ließ. Das Fahren auf dem Wasser wird in Oberösterreich in kleinen Kähnen mit stumpfem Ende, spitzem Schnabel und plattem Boden betrieben. Von letzterer Eigenschaft dürfte der Name „Plätte" herrühren. Statt des Steuers dient ein gewöhnliches Ruder am hinteren Ende der linken Flanke, das — wenn der Mann am „Kehrruder" allein fährt — nebst dem Lenken auch die Beförderung vermittelt. Das Handhaben des Kehrruders erheischt eine gewisse Geschicklichkeit und auf un-

ruhiger Fluth einen groſsen Kraftaufwand. Die Geſchicklichkeit brachte fleiſsige Uebung in kurzer Friſt. Den übermäſsigen Kraftaufwand wuſsten die Brüder zu ſparen. Sie hatten auf der Elbe den Gebrauch des Steuers kennen gelernt und machten ſich ein ſolches zurecht, indem ſie ein Ruder am ſtumpfen Ende der Plätte anbrachten. Die Schiffer ſtaunten dann wol über die Sicherheit, womit die ſchlanken Bürſchlein ſelbſt beim heftigſten Winde durch die hochgehenden Wogen glitten, doch blieb das Beiſpiel auch dann noch unbefolgt, als Wilhelm gelegentlich eine Plätte, worin er ſich mit fünf oder ſechs Perſonen befand, durch das einfache Mittel aus der Gefahr gerettet hatte, vom Wiechtauer Wind an den Fuſs des Traunſteins geworfen und zerſchellt zu werden. „Die alte Gewohnheit iſt ein Hemd von Eiſen," ſagt ein Sprichwort, das auch auf dem Traunſee gilt.

Wie das Rudern verſtand ſich auch das Schieſsen ſozuſagen von ſelber. Die Fremdlinge erhielten ohneweiters Erlaubniſs, der Waſſerjagd obzuliegen, und wurden zu den beginnenden Treibjagen weit und breit gaſtfreundlich eingeladen. Der Mutter war das ein Dorn im Auge. Max lieſs ſich anfänglich von ihrer Angſt abhalten. Nun aber fügte ſichs einmal, daſs Wilhelm davon ging, obſchon die Dichterin Abends vorher Schweine geſehen und zu Nacht einen böſen Traum gehabt. Zudem war der Tag als ein unglücklicher bezeichnet. Zuerſt hatte Helmina geſucht, durch Verzögerung des Frühſtücks eine Verſpätung herbeizuführen. Der Kaffee war im Stiche gelaſſen, ein nachgehender Bote erfolglos zurückgeſchickt worden. Sofort wurde der arme Max theils mit der Angſt, theils

mit Vorwürfen geplagt, so daß er bis zum Abend keine Ruhe hatte; woraus er die Lehre schöpfte, daß er klüger thun würde, sich künftighin nicht mehr zum Böcklein Hazzel herzugeben, sondern ebenfalls hinzugehen. Bei der nächsten Gelegenheit sagte er der Mutter, ein achtzehnjähriger „Bengel“ sei kein Kind mehr, und er lasse sich nicht länger als solches behandeln. Sofort brach ein Sturm gegen Wilhelm, „den großen Dadätsch“, los, welcher den unschuldigen Kleinen aufhetze und zum Abfall verführe. Nun aber war Wilhelm bereits bombenfest genug, um den Anlauf abgleiten zu lassen. Er lehnte jede Verantwortlichkeit für des Bruders Thun und Lassen förmlich ab. „Max ist groß genug, für sich selber zu stehen,“ fügte er hinzu, „ich aber bin um zwei Jahre älter und also noch weniger ein Kind mehr. Wenn du das nicht anerkennen willst, so laufe ich unter die Soldaten.“

Das war, wenn nicht offene Meuterei, mindestens eine „Erklärung der Menschenrechte.“ Ueberrascht ließ die Dichterin den Hader fallen und verlor auch nachmals kein Wort mehr über das Waidwerk. Die Söhne wußten ihr's Dank. In allen beiden war kindliche Anhängigkeit zwar nicht mehr das herrschende Gefühl, aber sie hielt dem ungestümen Freiheitsdrange immerhin noch leidlich das Gegengewicht. Den einzelnen Menschen ergeht es in solcher Beziehung wie den Völkern. Wenn Helmina auch in sonstigen Dingen der Zeit ihre Berechtigung gegönnt hätte, würde andererseits nicht die Leidenschaftlichkeit aufgestachelt worden sein, welche späterhin alle Schranken billiger Rücksichten übersprang. Die erste Ursache rührte von ihr her, aber der Vorwurf trifft beide Theile.

Die Spitze der Gesellschaft von Gmunden bildete der Salzamtmann, Hofrath von Schiller. Er „machte ein Haus.“ Nach den hergebrachten Formen wäre die Dichterin ihm einen Besuch schuldig gewesen. Daran dachte sie jedoch in ihrer Zerstreutheit und Unbefangenheit nicht. Hernach wunderte sie sich allen Ernstes, daß der Namensvetter des unsterblichen Dichters die berühmte Zeitgenossin unbeachtet ließ; während seinerseits der Vorstand der Landschaft erstaunt gewesen sein dürfte, daß die Frau von Chezy keine Karte bei ihm abgegeben. Sie warf einen förmlichen Haß auf ihn, der späterhin lebhaft genug sich äußern sollte.

Inzwischen wurden anderweitige Bekanntschaften gemacht. Der Advocat Solterer traf mit Helmina in Ebenzweier zusammen und lud sie zu sich ein. Er war Besitzer der Herrschaft Mühlwang. Das Herrenhaus dieses Namens steht ganz nahe vor Gmunden an der Linzer Straße. In Mühlwang fand sich ein angenehmer Kreis zusammen, mit dessen einzelnen Mitgliedern sich ebenfalls ein lebhafter Verkehr gestaltete, der theilweise sogar ein freundschaftlicher wurde. In letzterer Beziehung ist ein Offizier a. D. zu nennen, Pothier des Echelles. Er hatte durch einen kühnen Zug das Städtchen Echelles in Savoyen den Franzosen weggenommen, für die Waffenthat das Theresienkreuz und mit diesem den Freiherrntitel erhalten sammt dem Beinamen von seiner Eroberung. Gewöhnlich erhalten nur Mädchen den Namen von einer Eroberung, wenn sie dafür den eigenen aufgeben und ein Hauskreuz annehmen. Pothier hatte im Frieden den Dienst aufgegeben, sich bei Gmunden angekauft und, beinahe fünf-

zig Jahre alt, ein sehr schlichtes Mädchen von tausend Sonntagen geheiratet. Er beschäftigte sich damit, die noch ziemliche mangelhafte Bildung seiner Frau zu ergänzen und hoffte vom Umgang mit Helmina einigen Vorschub dabei.

Die Geselligkeit von Gmunden hatte eine Eigenheit, welche die Großstädter anfangs in Erstaunen setzte. Man fand sich um drei Uhr Nachmittags zusammen und schied um sieben Uhr. Für Leute, die in der fünften Morgenstunde ihr Lager verließen und zur Mittagsstunde ihre Hauptmalzeit nahmen, war das Verhältniß ein ganz richtig berechnetes, und die Versammlung dauerte genau so wie in der Großstadt ihre vier Stunden. Die Bewirthung bestand aus einer „Jause," wie sie bei Leuten von städtischer Lebensart damals schon seit Menschengedenken üblich war und heutzutage noch in ganz Oesterreich üblich ist; der alltägliche Milchkaffee wurde indessen noch mit einigen Zuthaten von süßem Gebäck und Obst verbrämt. Die Frau Solterer trieb diese Verbrämungen zu weit, wenn man ihre einheimischen Gäste hörte; wenn man jedoch ihnen zusah, ließen sie sich nicht übermäßig zum Zulangen nöthigen.

Außer den häuslichen Unterhaltungen gab es den Winter über auch deren mehr oder weniger öffentliche, namentlich einige Balle im Saale des Schiffwirthshauses. Und um diese Zeit geschah es, daß Max zum erstenmale in die Reitbahn der Gefallsucht gerieth; wolgemerkt: nicht etwa als Reiter, sondern als Schulpferd. Wilhelm war bereits seit Jahr und Tag in ähnlicher Schule zugeritten, und zwar glücklicher Weise ohne ein Stück von sei-

nem Herzen dabei einzubüßen. Auch Max kam seinerseits billig genug durch. Es sei erlaubt, diese beiden Andeutungen etwas näher zu begründen.

Eine der auffallenderen Unbehaglichkeiten der „Froschzeit“ erwächst aus einer gewissen schiefen Stellung zum weiblichen Geschlecht, welche durchschnittlich zwischen dem achtzehnten und zwanzigsten Geburtstage zum Bewußtsein gedeiht, insofern der „Frosch“ nicht etwa das Mißgeschick gehabt hat, in einer oder der anderen Weise den Kalender zu verkehren und Pfingsten vor Ostern zu erleben. Er betrachtet in solcher Uebergangszeit die Frauen, — nicht die einzelnen Wesen, sondern die Gesammtheit vom fünfzehnten Jahre bis zur ungenannten Zahl, — mit Empfindungen, worin sich die bisher unvermischte ehrfurchtsvolle Scheu immer merklicher mit sehnsüchtiger Begehrlichkeit versetzt. Er fühlt sich als Mann und findet es verdrießlich, sich immer noch als Knabe betrachtet zu wissen. In solcher Stimmung trifft er urplötzlich auf ein Augenpaar, das ihn nicht mit kalten Mondesstrahlen abspeist, sondern mit Blitzen trifft. Diese Augen gehören in den allermeisten Fällen einer von jenen vielen Frauen, welche die Huldigungen aller Welt begehren, nicht als Gabe für Gabe, sondern als schuldigen Zins und Zoll. Man bezeichnet derlei gefallsüchtige Weiber und Jungfern mit einem französischen Kunstausdrucke als Coquetten. Das Wort hat zwar nicht das volle Bürgerrecht in der deutschen Sprache erworben, aber man wird in gegebenen Fällen es anwenden dürfen, ohne sich der Unsauberkeit schuldig zu machen. Ich bin mithin so frei, mich seiner hier zu bedienen. Wilhelm hatte seinerzeit das unschätzbare Glück,

nicht an eine von den halben und schwachen Coquetten zu gerathen, sondern an eine ganze und festgehämmerte, die sozusagen Brief und Siegel für ihre freie Kunst besaß, sie mit ausgesprochenem Bewußtsein übte und noch dazu eine gefeierte Bühnenkünstlerin war. Er schwärmte für sie und bewarf sie mit Sonetten, Ottaverime, Canzonen, Terzinen und Glossen. In ihre Umgebung zugelassen, behielt er schon in der ersten Stunde von allen bisherigen Empfindungen nichts übrig als die Dankbarkeit dafür, daß man ihn als einen jungen Mann anerkannt hatte. Der schwärmerische Anbeter wurde durch das offene Spiel vor seinen Augen zauberschnell zum Beobachter ernüchtert. Die Dankbarkeit hat er zeitlebens bewahrt, wenn auch nicht für die erwähnte Anerkennung, so doch für den gründlichen und so billigen Unterricht, der ihm nach der Hand trefflich zu statten gekommen ist.

Max hatte nicht ganz dasselbe Glück mit seiner Coquette. Sie war ein junges Mädchen von siebenzehn Lenzen, beschränkten Geistes und eine Anfängerin von zwar vielverheißender Anlage in ihrem Rollenfach, aber zur Zeit noch ohne den rechten feinen Schliff. Wenn er ungerupft durchkam, so hatte er das eben nur der eigenen Gemüthsbeschaffenheit zu verdanken. Er war allerdings nichts weniger als kalt und berechnend, sondern leidenschaftlich heiß; aber in ihm grenzte ein Aeußerstes an das andere, so daß die ohne Unterlaß lodernde Flamme stets derjenigen Schönheit galt, welche er just vor Augen sah. Mit solchen Neigungen ist noch keiner dem Unglück durch Schwärmerei verfallen. Ihn trifft kein anderer als der

Achillesspeer, welcher die Wunden, die er geschlagen, sofort wieder heilt.

Helmina vernahm mancherlei vom Elend, das im Kammergute herrschte. Ihrem mitleidigen Herzen ging die Noth des armen Volkes nahe. Und da sie zugleich aus den bereits erwähnten Gründen einen heftigen Groll gegen den Vorstand der Verwaltung des Salzländchens gefaßt hatte, so war sie sofort bereit, der Verwaltung allein die Schuld beizumessen. Diese Auffassung war nicht ganz wolbegründet. In früheren Jahrhunderten hatten die Landesherrn den Ansiedlern in den Wildnissen bei den Salzbergen große Vorrechte zugestanden, um Bergleute, Holzknechte und Pfannenknechte zu gewinnen. Wer im Kammergute sich seßhaft machte, gehörte sofort zu den Hausholden des Landesfürsten; er erwarb, was man in unseren Tagen kurzweg als „das Recht auf Arbeit" bezeichnet. Wie alles hienieden, änderten sich auch die Zustände in den Bergen an der Traun. Mit der Zeit vermehrte sich die anfangs kaum genügende Bevölkerung und erreichte endlich ein Uebermaß von erschreckender Größe. Nichtsdestoweniger steiften sich die Bewohner auf ihre alten Briefe; alle Arbeitsfähigen ohne Ausnahme wollten Beschäftigung, alle Arbeitsunfähigen ihren Unterhalt. Sie klagten über Eingriffe in ihre Rechte, als ihnen zugemuthet ward, junge Mannschaft zum Heerbann zu stellen, obschon sie deren eine viel größere Zahl besaßen, als die Verwaltung zu beschäftigen im Stande war. Ohnehin war in neueren Zeiten mehr des Salzes erzeugt worden als sich verwerthen ließ. Nach den einfachsten Grundsätzen einer klugen Staatswirthschaft stand fest, daß die

Salzwerke für das allgemeine Wesen da seien, nicht aber das Reich für die Salzleute im oberösterreichischen Kammergut. Die Regierung hatte die Pflicht, den Unterthanen das Salz so billig als möglich zu liefern und die Einnahmen des Schatzes nicht zu verkürzen, denn was die mittelbaren Steuern nicht einbringen, wächst ja den unmittelbaren zu. Demnach durfte nicht mit größeren Kosten das Salz in Gegenden verfrachtet werden, wo es mit geringeren aus Werken zu beziehen war, welche später als das Kammergut in österreichischen Besitz gelangt waren. Doch von Betrachtungen solcher Art hatte die Dichterin nicht den leisesten Begriff. Sie theilte jene kindisch volksthümliche Anschauung, welche den Staatsschatz für ein selbstständiges Wesen nimmt, das stets mit unersättlicher Gier sich zu bereichern trachtet. Diese wunderliche Auffassung ist auch heutzutage selbst unter Männern nicht selten, um von den Weibern zu schweigen, die zwar regelmäßig ihre Zeitung lesen, aber in politischen Dingen höchst selten sich über die Nebelschichte vorgefaßter Meinungen und Liebhabereien erheben. Umso weniger mag man derlei einer Frau verdenken, welche — in der Geringschätzung alles politischen Wissens aufgewachsen — zwar vielen Geist und feinen Verstand, aber mit überwuchernder Einbildungskraft und einem geringen Maße von Vernunft besaß, und deren Herz immerdar mit dem Kopfe davon lief.

Zuvörderst vom lebhaftem Wunsche getrieben, den armen Leuten ein Almosen zu verschaffen, und ohne sonstige Hintergedanken wandte sich Helmina an die Kaiserin Karoline (vierte und letzte Gemalin des Kaisers Franz.) Sie

schrieb den Brief am 26. Jenner 1827, um sich, wie sie sagte, eine Geburtstagsfreude zu bereiten. Die hohe Frau übersandte ohne langes Zögern ein Geschenk von 200 Gulden C. M., nach dem damaligen Sprachgebrauch: 500 Gulden in Wiener Währung. Der Vorgang wurde in kurzer Frist verlautbart, doch verfehlte das Gerücht nicht, seiner Gewohnheit auch dießmal treu, den Betrag durch angehängte Nullen zu vergrößern. Kaum war der Februar vergangen, als eine Völkerwanderung aus den Bergen herabkam, um das Hochhaus, und dann in den nächsten Tagen die neue Wohnung der Dichterin in Traunkirchen zu belagern.

Helmina wechselte nämlich um diese Zeit die Stätte. Dem strengen Winter war ein früher Lenz gefolgt und die stets nach Veränderung begierige Dichterin in den ersten schönen Tagen fleißig umhergegangen, um nach einer zusagenden Behausung zu spähen. Sie fand sich zu Traunkirchen auf dem Grat der Landzunge, von wo aus die Aussicht gegen Norden den Weitsee mit seinen Umgebungen, gegen Süden den obern See beherrscht, gegen Osten sich, kaum 2000 Schritte weit, zu den Felswänden am Gestade erstreckt und im Westen vom nahen Wald begrenzt wird. Unter dem Grat liegen: nördlich am Gestade die großen Gebäude, welche einst ein Frauenstift gewesen, dann den Jesuiten zugefallen waren und diesen nachmals als gute Beute abgenommen worden; südlich: der größere Theil des Dorfes; östlich: der im Wasser stehende Felsblock, beinahe ganz eine Insel, mit dem Johanneskirchlein. Gegen Westen steigt das Erdreich.

Das Haus (an dessen Stelle gegenwärtig eine aller-

liebste Villa steht) war das ehemalige Hofrichterhaus und führte noch den alten Namen, obschon es nicht mehr der Grundherrschaft gehörte. Hofrichter war bei geistlichen Stiftern die Benennung für den Pfleger, worunter vor den Tagen der Grundentlastung der Verwalter der Patrimonial-Gerichtsbarkeit verstanden wurde, welcher zugleich auch die Oekonomie unter sich hatte, wie er sie noch hat. Die Verwaltung von Traunkirchen war dem Pfleger der Staatsherrschaft Orth zugefallen und deßhalb das Hofrichterhaus als überflüssig veräußert worden. Groß war das Gebäude nicht, aber doch geräumig, festgefugt, mit seinen dicken Mauern gehörig gegen die Unbilden winterlicher Witterung verwahrt, wie man eben nach landesüblicher Weise alle Wohnungen mit Ausnahme der Hütten armer Leute im Gebirge zu bauen pflegte. Das Erdgeschoß hatte als Miether ein Bezirksförster, der „Jager" Krall mit Weib und Kind inne. Das Stockwerk von drei oder vier Räumen sammt einer Küche erhielt Helmina für 40 Gulden W. W. (16 Gulden C. M.) Jahresmiethe. Der Eigenthümer wohnte in Linz. Unter den Gemächern war das größte die ehemalige Amtsstube mit drei oder gar vier Fenstern gegen Norden und zwei gegen Osten. An den Fensterwänden zogen sich noch die eingefugten alten Bänke wie ein türkischer Divan hin, nur daß sie nicht aus gepolsterten Unterlagen, sondern aus hartem Holze bestanden. Dieses Zimmer erhielt Wilhelm für sich; von seinem Bette aus übersah er einerseits den See bis Gmunden, anderseits erblickte er die felsigen Flanken des östlichen Gestades. Unter allen Wohnungen, die er bis heute jemals innegehabt, war diese unbedingt die reizendste.

Das Almosen der Kaiserin war im Handumwenden weggeschmolzen wie Märzenschnee, doch der Zudrang des hülfsbedürftigen Volkes hörte darum nicht auf. Er schwoll vielmehr an. Wie aus dem Kammergute kamen auch aus den unteren Gegenden von weit und breit die Leute, nicht nur um Geldhülfe zu heischen, sondern auch um Beistand in allen möglichen Dingen zu suchen, indem sie sich einbildeten, „die Frau in Traunkirchen" sei vom Kaiser mit außerordentlichen Vollmachten betraut. Da kamen Jäger und Schreiber, welchen die Herrschaft die Heiratsbewilligung versagte oder die ihren Dienst verloren hatten; Wirthe, welche sich über das Bannrecht beschwerten, das sie nöthigte, ihr Bier aus dem herrschaftlichen Brauhause zu beziehen; Bauern, welche die oder jene gerichtliche Entscheidung für ungerecht hielten; Wildschützen und Waldfrevler, die von der verwirkten Strafe erlöst sein wollten; Weiber, die über ihre Männer, und Männer, die über ihre Weiber klagten; Jungfern mit geblähten Schürzen; Burschen, die nicht Soldaten werden mochten. Es gab einen wahren Hexentanz. In Wien hieß es, die Dichterin stehe im Begriff, einen neuen Bauernkrieg anzuzetteln. Zu allem Glücke war Metternich besser unterrichtet und gescheiter als gewisse Untergebene, welche polizeiliche Maßregeln gegen die Unruhstifterin beantragten. Helmina blieb unbehelligt und die Dinge kamen von selber wieder in das gewohnte Gleis. Wie schade doch, daß die damaligen Machthaber nicht aus dem geringfügigen Anlaß eine folgerechte Nutzanwendung auf Sachen von Bedeutung zogen.

Helmina versäumte nicht, der Kaiserin fleißig Bericht

zu erstatten und um neue Zuschüsse zu jammern. Die hohe Frau ließ antworten, sie könne zwar keine Almosen mehr spenden, wol aber gedenke sie ein kleines Capital zur Quelle des Erwerbes für armes Frauenvolk zu stiften. Zu diesem Behufe werde sie einige Sendungen Flachs nach Traunkirchen befördern lassen; der solle gesponnen und theils zu Leinwand gewebt, theils zu Strümpfen gestrickt werden. Linnen und Strümpfe seien zu verkaufen, der Erlös abermals in Flachs anzulegen. Die Auslage für den ersten Arbeitslohn wolle Ihre Majestät bestreiten, doch in der Folge müsse das fortlaufende Werk der Beschäftigung sich selber tragen. Der Gedanke war gewiß ein glücklicher; minder glücklich die Ausführung. Unter allen Sterblichen war Helmina wol am allerwenigsten dazu angethan, eine Aufgabe zu lösen, die als erste Grundbedingung Ordnung erheischte, um von den andern Erfordernissen zu schweigen, die ebenso wenig entbehrlich als vorhanden waren. Helmina und geschäftliche Ordnung waren so unvereinbare Begriffe wie gebratenes Eis oder fliegende Elephanten. Der Erfolg gestaltete sich, wie er nothwendig mußte. Der feine Flachs, in plumpe Hände gegeben, lieferte kein entsprechendes Garn. Theilweise ward er veruntreut. Die Gewebe wurden mehr verschleudert als verkauft. Nach zwei Jahren war kein Kreuzer Geld mehr in Kasse, keine Handvoll Flachs oder Garn, kein Geviertschuh Leinwand, kein gestrickter Kinderstrumpf vorhanden. Helmina begriff nicht, wohin alles gekommen. Sie vermochte nicht einmal sich selber, geschweige denn der hohen Auftraggeberin auch nur oberflächlich Rechnung zu legen. Nichtsdestoweniger vernahm sie mit schmerz-

lichem Erstaunen, daß die Kaiserin mit ihrer Gebarung durchaus nicht zufrieden sei. Noch in ihren letzten Lebenstagen soll die Dichterin beklagt haben, daß sie so unliebsam verkannt worden; bis zu ihrem Tode verstand sie nicht, daß nicht allein die Großen dieser Erde auf ihrer abgeschlossenen Höhe, sondern alle Menschen überhaupt ihr Urtheil nach den Thatsachen bilden, wie dieselben ihnen vorliegen. Wäre sie im Stande gewesen, sich in ihren Gedanken an die Stelle der Kaiserin und deren nächste Umgebung zu versetzen, so würde Helmina sich gesagt haben: „Jene können unmöglich wissen, daß ich bei dem Geschäft noch von meinem Eigenen zugesetzt habe, und trotz meiner wohlmeinenden Gesinnung muß ich in einem falschen Lichte vor ihnen stehen, wie vor allen, die mich nicht näher kennen."

Theils um die Ausführung des Auftrages einzuleiten, theils um sich dem Zudrange aus den unteren Gegenden zu entziehen, begann Helmina schon im März (1827) ihre Ausflüge in das Kammergut, wovon sofort im großen und ganzen die Rede sein soll. Mancherlei Einzelheiten, die zu verschiedenen Zeiten beobachtet worden oder sich nicht gleichzeitig zugetragen, werden dabei zusammengefaßt erscheinen, während die Aufzählung der verschiedenen Fahrten und viele anderweitige Nebenumstände im Berichte wegfallen müssen, weil sie — ohne Nutzen für die Darstellung von Menschen und Oertlichkeiten — nur ermüden würden. Als allgemeine Bemerkung mag noch vorangeschickt werden, daß Helmina, mit begierigem Ohr alle Beschwerden gegen Schiller einsaugend, nach und nach im Herrn Hofrath eine Art von Landvogt Geßler nach

der allervolksthümlichsten Auffassung erblickte und sich endlich für berufen hielt, das Land von diesem Scheusal zu lösen.

Der Hallstädter See gehörte im März noch vollständig dem Winter an. Die Schneedecke erstreckte sich bis beinahe zum Ufer hinab. Ueber die dunkle Fluth hinfahrend, gewann Wilhelm eines Tages ganz unversehens ein Stückchen Maßstab für die Großartigkeit der Felsenwelt. Er vernahm nämlich ein donnerndes Gepolter, das von der Höhe im Süden zu kommen schien. Nach der Ursache forschte sein Auge vergebens. Der befragte Schiffmann erklärte, daß eine Staublawine niedergehe. Die Stelle hochoben an der Felsenwand, wohin er deutete, ließ nichts sehen, als einen schmalen Streifen weißen Staubes, der etwa zwei Klafter in der Länge zu messen schien; der Mann setzte jedoch aus einander, daß der Sturz ganz gut seine zwanzig bis dreißig Klafter betrage und der Schnee in ungeheueren Massen falle. Auch sei, was wie eine Wand erscheine, durchaus keine solche, sondern eine Menge von Felsenmassen, eine über der andern in schräger Steigung aufgethürmt, kreuz und quer durchfurcht von theils engen, theils sehr weiten Schluchten, unterbrochen von größeren oder kleineren Absätzen. Die Belehrung ging nicht verloren; sie legte den Grund, worauf das Verständniß sich weiter baute und, wie ich glaube, zu mehr als gewöhnlicher Entwicklung gedieh, welche vor den Eingebornen die Anhaltspunkte der Vergleichung aus Ebene und Mittelgebirge, vor den Söhnen der Ebene aber eine gründliche Kenntniß des Gebirges durch fleißige Erforschung voraus hatte; abgesehen davon, daß nicht

jedem Menſchen die Gabe vergleichender Beobachtung inne wohnt.

Der Winter nahm Abſchied, und da gab es noch ganz anderen Tumult, als von Staublawinen. Der Sturm, der Regen, der abrutſchende Schnee, die ſchwellenden Wildwaſſer machten gehörigen Lärm. Auch ging der alte Tyrann nicht auf einmal von dannen, ſondern wich Schritt für Schritt bergaufwärts, bis er im Hochſommer endlich ſich auf den Gletſcher des Dachſteines beſchränkt fand, von wo aus er im Herbſte wieder nach abwärts vordrang. Am Traunſee überzogen ſich die Buchenwälder bereits mit jenem erſten durchſichtigen Grün, das noch ſammtweich wie Flaum ſich um die Zweige ſchmiegt, als am Hallſtädter See kaum die Oſterblümchen dem friſchen Graſe entſproßten. Von ganz beſonderem Reize war das Erwachen des Lenzes in der Obertraun, dem Thale gegenüber von Hallſtadt, wohindurch die Traun, von Auſſee herunter kommend, ſich dem See zuſchlängelt.

Das genannte Thal mag an ſeiner unteren Mündung ungefähr 1200 Mannsſchritte breit ſein. Seine Länge bis zum Fuße der Berge beträgt eine halbe Wegſtunde. Das Erdreich ſieht dort danach aus, als ſei es angeſchwemmt und dem See abgewonnen. Der Boden iſt flacher Wieſengrund, mit zahlreichen Eſchen beſetzt, zwiſchen denen, weit verzettelt, die Häuſer der Ortſchaft ſtehen, bewohnt von Holzknechten, Pfannenknechten und Bergleuten. Von jeher war die Obertraun eine Heimat der berüchtigſten Wildſchützen und der beſten Bezirksförſter, zu welchen die geſchickteren Wilderer in der Regel befördert

wurden, und zwar aus demselben Grunde, welcher einst z. B. den ausgezeichneten Gauner Vidocq zum gefürchteten Diebsfänger werden ließ. Die Wildschützen waren mit den Gehegen vertraut und, einmal in Eid und Pflicht genommen, die zuverlässigsten Jagdhüter. Sie machten es wie in ihrer Weise die Töchter des Landes, die im ledigen Stande sich unbedenklich alles erlauben, und denen sogar die handgreiflichsten Folgen nicht im mindesten zum Nachtheil gereichen; wenn sie aber einmal vor dem Altar den Schwur geleistet haben, so pflegen sie ihn getreulich zu halten.

In der Obertraun herrscht der Brauch, daß die „Buben" (nämlich die ledigen Burschen) in der Nacht vom Ostersonntag zum Montag bei den Dirnen bunte Eier sammeln. Sie gehen zu diesem Behufe „fensterln", doch sprechen sie für diesmal ihre „Gassireime" nicht, um — wie zu andern Zeiten — Einlaß zu begehren, sondern um Eier zu erhalten, deren jedes freiledige „Mensch" einen Vorrath in Bereitschaft hält. Keiner geht leer von dannen; steht er nicht in Gunst, so erhält er wenigstens ein Stück. Eine größere Anzahl, die aber stets in ungrader Zahl verabreicht werden muß, zeigt ein gesteigertes Maß von Wohlwollen. Fünf oder gar sieben Eier sind, was ein Selam mit Nelken und anderen brennrothen Blumen im Morgenlande bedeutet. Wilhelm und Max machten den Gang mit. Ihr Führer hatte, den Erfolg vorhersehend, einen großen Henkelkorb mitgenommen, den er gefüllt heimtrug. Seine Mutter fütterte sich und seine kleinen Geschwister acht Tage lang mit den Eiern. Den zwei jungen Herren behagte es in der Obertraun

ganz absonderlich; so oft die Mama in Hallstadt weilte, brachten sie ihre meiste Zeit unter den Eschen zu, oft tagelang sich von Eiern, Holzknechtnocken, Almenmus, Milch, Butter und Honig nährend. Ihr Gastfreund war ein Müller. Ich werde weiter unten auf ihn zurückkommen; vorerst ist noch Einiges vom nächtlichen Führer zu den verschiedenen Kammerfenstern zu sagen.

Er hieß mit dem Schreibnamen Johann Georg Hinterer und wurde der schwarze Jodl genannt. Die Bekanntschaft mit ihm hatte der Waldmeister von Hallstadt vermittelt. Unter „Waldmeister" ist hier nicht etwa die duftige Pflanze zu verstehen, welche dem rheinländischen Maitrank die balsamische Würze gibt, sondern ein Oberförster, der allenfalls den Wein in sich zu bergen weiß, aber sich nicht hineinstecken läßt. Zu besagtem Forstmann sprach Wilhelm gleich in den ersten Tagen der Bekanntschaft: „Im Mai werde ich mich hier einfinden, um einen Schildhahn zu schießen, wenn Sie die Güte haben wollen, mir einen Jäger mitzugeben." Achselzuckend versetzte der Waldmeister, daß seine Leute viel zu bequem seien, um zu den Balzplätzen emporzusteigen. „Wissen's was," schloß er, „gengen's mit den Wildpretschützen. Der schwarze Jodl war' schon g'recht. Dem mögen's sich in aller Weis' anvertrauen. Wenn er bis auf's Jahr sich nicht hat fangen lassen, wird ein Platz frei, den ich ihm bestimmt habe." Wilhelm suchte nächsten Tags den Jodl auf. Der war zu allen Diensten erbötig, nur nicht zu dem verlangten. Der junge Herr könnte an einer Wand „kopfscheu" werden, meinte er, und wenn dann ein Unglück geschehe, so falle dem Führer die Verantwortung

zur Last. Wilhelm ließ den Gegenstand fallen, um später in den ersten Maitagen darauf zurückzukommen. Jodl beharrte auf seiner Weigerung. „Schon recht," sagte der Juvenis, „so werde ich mich damit begnügen, im Waldgebirge Haselhühner zu suchen. Die Hegezeit soll ja, wie ich höre, hier nicht vor St. Johann von Nepomuk (16. Mai) beginnen." Jodl war gleich dabei. Nachdem die beiden ein paarmal miteinander Haselhühner geholt, geschah es, daß sie eines Nachmittags oberhalb einer Felsenwand sich zur Rast niederließen. Nachdem sie ihre mitgebrachte Labung verzehrt, stopfte Jodl sich ein Pfeifchen. Wilhelm trat dicht an den Abhang hinaus, der — scheinbar senkrecht — sich ungefähr 30 oder 40 Klafter tief zu einer Schlucht niederzog. Nachdem der Fremdling eine geraume Weile zur Tiefe hinabgeblickt, setzte er einen Fuß dergestalt vor, daß die Spitze ein gutes Stück über die Steinkante hinausragte. Der andere Fuß wurde, mit der Ferse die große Zehe des ersten berührend, frei in die Luft gestreckt. In der Schweiz soll man (wie ich viele Jahre später erst vernommen habe) dieses Kunststück „füßeln" nennen; in Oesterreich scheint man keinen besonderen Namen dafür zu kennen.

Als Wilhelm sich zurückwandte, zeigte des Begleiters schwarzbraunes Antlitz nicht die geringste Veränderung. Er schien den Vorgang gar nicht bemerkt zu haben. Wilhelm jedoch kannte seinen Mann bereits hinlänglich, um zu wissen, woran er mit ihm war. Und richtig: wie sie Abends sich trennten, ließ Jodl zum Abschied verlauten, daß er bereit sei, nächsten Tages zum Landfried hinaufzusteigen. Dort sei der beste Falzplatz von allen, die er kenne.

Am nächsten Nachmittage wurde der Ausflug angetreten. Fürwahr kein leichtes Stück Arbeit. Am obersten Ende des Obertrauner Thales ging es rechts aufwärts, anfangs in milderer Steigung, dann immer steiler und unwegsamer, bis nach ein paar saueren Stunden der Wald ein Ende nahm und die zweite beschwerlichere Hälfte der Wanderung begann. Jetzt galt es, an den steilen Wänden schräg empor zu klimmen, von Vorsprung zu Vorsprung oft mit Händen und Füßen zugleich sich fortzuhelfen, zuweilen auch einen Satz zu einer Klippe zu machen, wo zwei Füße kaum Platz fanden und bei Todesstrafe nicht ausgleiten durften. Nach einigen solchen Sprüngen äußerte Wilhelm während des Ausschnaufens, er habe gelesen, daß die Gemsenjäger sich zuweilen mit dem Messer ritzten, um sich mit dem eigenen Blute festzuleimen. Jodl lachte wie ein Kobold. Auf frischem Blute glitsche ja einer aus, sagte er dann. Weiter verlor er kein Wort über den Gegenstand. Zweifelsohne klebte ihm die Zunge am Gaumen, denn die sinkende Sonne brannte grimmig heiß auf das Kalkgestein, und die Widerhitze schlug glühend aus der Wand. Kein Lüftchen regte sich.

Wie durchs Wasser gezogen erreichten die Bergsteiger bei Sonnenuntergang die beschneite Höhe, wo eine frische Brise sie empfing. Mehr als nur abgekühlt erreichten sie den „Trieb." So nämlich heißt jede Stelle, wo in mehrfacher Zahl „Almhütten" (Sennhütten) beisammen stehen. Eine der Hütten fand sich unversperrt, mit Kleinholz, einem Kochtopf und einer irdenen Schüssel versehen. So ist's Herkommen „zu Alm" (auf der Alpe) nicht bloß aus gastlicher Vorsorge, sondern auch deßhalb, weil

sonst zu befahren stünde, daß im Herbst und im Frühjahre die Waldleute Thüren aufbrechen und Schindeln oder anderes Holzwerk zur Feuerung benutzen würden.

Bald loderte eine lustige Flamme auf dem Herde, woran Wilhelm sein Hemd trocknete und seine Glieder wärmte. Zum Trank und zur Bereitung der Abendkost diente geschmolzener Schnee. Gries, Schmalz und andere Lebensmittel hatte Jodl mitgebracht, sowie die Pfanne nicht vergessen. Er bereitete vortreffliche Holzknecht-Nocken. Und da die Almerin bei ihrem Abzuge im Herbste auch nicht versäumt hatte, einiges Heu in der Lagerstätte zurückzulassen, so fehlte es nicht an einem bequemen Ruheplätzchen. Wilhelm hatte zur Genüge geschlafen, als bald nach Mitternacht die Zeit zum Aufbruche kam.

Der Schild- oder Spielhahn ist ein Verwandter des Auerhahns und wird gleich diesem beim Balzen erlegt, nur mit dem Unterschiede, daß der Auerhahn, ein Waldsasse, auf seinem Zweige angesprungen wird, während den Schildhahn, der bei seiner Freierei im höchsten Gebirge auf offener Schneefläche sich fortbewegt, der Schütze in seinem Verstecke abzuwarten hat. Der Schildhahn wird fast ohne Ausnahme vermittelst der Kugelbüchse erlegt. Seine krummen Schwanzfedern, glänzend schwarz, sind der stolzeste Schmuck des Jägerhutes. Heutzutage freilich trägt sie mancher Städter, der sich als Curgast in Ischl wol sein läßt und nur zu denjenigen Höhen gelangt, wohinauf er sich im Tragsessel kann schleppen lassen.

Der schwarze Jodl war fortan bis zu seiner Anstellung im Forstwesen flug und glücklich genug, sich nicht

beim Frevein ertappen zu lassen. Diesen Erfolg verdankte er theilweise dem Zufalle, welcher die zwei „Chrisv-Buben" in's Gebirge geführet. Er durfte freilich die Gemsen nicht behalten, welche sie während des Sommers miteinander erlegten, aber da er sich in der Hauptsache befriedigt sah, indem er der Leidenschaft für die Jagd fröhnen durfte, so ließ er sich die Einbuße schon gefallen. Zudem hatte er noch zwei besondere Gründe, sich mehr als früher in Obacht zu nehmen. Durch Wilhelm erfuhr er, wie freundlich der Waldmeister es mit ihm meinte. Anderseits diente ihm das Schicksal seines jüngeren Bruders zur Warnung. Der Hiesl (Mathias), ein „frischer Bue" von 25 Jahren, hatte nämlich im Winter zuvor mit drei Gesellen ein Altthier in den Waldbergen hinter der Obertraun gepirscht. Auf handhafter That betroffen, hatten sie sich zur Wehr gesetzt. Hiesl hatte dabei ein paar Hiebe mit dem Jagdmesser in den linken Unterarm erhalten und dann nebst einer Kerkerstrafe von vier Monaten und der dazu gehörigen Einstreuung mit ungebrannter Asche auch noch eine steife Hand davon getragen. Jodl hatte aber sogar noch mehr auf's Spiel zu setzen, da ein abgestrafter Wilderer seine Anstellung bei der Jägerei zu erhalten pflegte.

Der schwarze Jodl hatte bei allen seinen vorzüglichen Eigenschaften übrigens einen Fehler an sich, der seine Gesellschaft manchmal unbequem machte: er ging mit dem Gewehre sehr unvorsichtig um. Als er eines Tages einen steilen Felsenpfad hinabkletterte, sagte Max hinter ihm: „Trage deine Flinte wie ich die meine. Wenn dein Schuß losgeht, trifft er mich." Jodl hatte nämlich das Gewehr

über der linken Schulter, den Lauf nach aufwärts, das Schloß gegen die Wand gekehrt. Es könne nichts geschehen, meinte er dagegen, denn er habe die Pfanne mit einem Stück Papier verwahrt. Sein Schießzeug war eine lange Entenflinte und, wie aus den angeführten Worten hervorgeht, mit Steinfeuer bewehrt. Max gab sich zufrieden. Kurz darauf geschah es auf einer der steilsten Stellen, daß Jodls Ladung trotz des verwahrenden Papieres losbrannte, zu allem Glück nahe genug vor Max, daß die Schrotkörner noch nicht streuen konnten. Sie fuhren, dicht beisammen wie eine Kugel, dem Maler vor der Nase vorbei und schlugen durch des grünen Steierhutes breite Krempe ein einziges rundes Loch. Max war, obschon von reizbaren Nerven, durchaus nicht schreckhaften Gemüthes. Kaltblütig in jeglicher Fährlichkeit, fiel es ihm am allerwenigsten ein, noch nachträglich sich vor einer überstandenen Gefahr zu fürchten. Den Hut abnehmend und die Verwüstung betrachtend, sagte er: „Du Esel, mit deiner Dummheit kostest du mich sechs Zwanziger. Schade um's Geld.“ Jodl seinerseits schien mehr todt als lebendig. Den ganzen Rest des Tages über ging er wie ein Schlafwandler umher. Er war, um es mit einem landesüblichen Ausdruck zu bezeichnen: völlig „dummerwitzig.“

Die Lehre war gewiß sehr eindringlich, doch immer nur die Horazische Dunggabel, denn zwanzig bis dreißig Jahre später hat sich der Bezirksförster Johann Georg Hinterer aus Unvorsichtigkeit mit dem eigenen Geschoß tödtlich verwundet.

Kehren wir zum Thale zurück. Der oben erwähnte

Müller in der Obertraun, Mathias Hinterer geheißen, war zugleich protestantischer Schulmeister in der Hallstadt, wo er auch an den Sonntagen, an welchen der Seelsorger seines Bekenntnisses aus Gosern nicht erschien, die Predigt, wenn nicht eigentlich hielt, so doch aus einem Buche vortrug.

Die Zahl der Protestanten war im Kammergute nicht gering, seit Joseph II. für seine Erblande diesseits der Leitha das s. g. Toleranz-Edict erlassen hatte. Kaum war die Verordnung erschienen, welche den Glaubensverwandten des Augsburgischen wie des helvetischen Bekenntnisses erlaubte, fortan ungestraft sich öffentlich von der katholischen Kirche loszusagen, als sich auch zeigte, daß während der Verfolgung seit Ferdinands II. Tagen eine starke Gemeinde von Akatholiken im Berglande sich erhalten hatte, deren Mitglieder äußerlich die Katholiken gespielt, um nicht des Landes verwiesen zu werden und draußen am Heimweh zu sterben. Auch hier hatte sich die alte Erfahrung bewährt, daß Glaubenszwang die Menschen nicht bekehrt, sondern zur Verstellung treibt. Das Toleranz-Edict war übrigens weit davon entfernt, den nicht katholischen Unterthanen alle die Rechte zuzusprechen, welche ihnen als Staatsbürgern gebührten. Joseph II., dessen offenkundiges Streben dahin ging, sich im Geiste eines Ludwig XIV. zum Kaiser-Papst aufzuwerfen, hatte fürwahr nicht deßhalb die katholische zur Staatskirche erniedrigt, um andere Bekenntnisse der polizeilichen Vormundschaft zu entlassen. Nach seinem Tode mußten erst zwei Menschenalter vergehen, bevor sein vierter Nachfolger das Werk der Gerechtigkeit damit begann, die Freiheit der katholischen Kirche

herzustellen, um dann wenige Jahre darauf alles geistliche Wesen des weltlichen Zwanges zu entbinden und endlich durch die Ertheilung der Verfassung vom 26. Februar 1861 grundsätzlich festzustellen, daß die Religions-Genossenschaften insgesammt zwar unter dem Schutze des Gesetzes stehen, aber aller Bevormundung durch die Verwaltung enthoben bleiben müssen, durch welche allgemeine Befreiung — beiläufig bemerkt — das einst so schätzbare Concordat für die Katholiken seine Bedeutung und seinen Werth, für die nichtkatholischen Oesterreicher seinen Schrecken verloren hat.

Auf diese Verhältnisse denke ich seinerzeit in der letzten Abtheilung dieser Aufzeichnungen eingehend zurückzukommen. Hier füge ich nur eine erklärende Bemerkung über meine Ausdrucksweise bei. Die Regierung, welche als solche keinem Bekenntnisse mehr angehören darf, hat jede Glaubenspartei mit dem Namen zu bezeichnen, welchen sie sich selber beigelegt, und nennt daher ganz folgerecht die Staatsbürger Augsburgischen Bekenntnisses: Evangelische. Wir Katholiken aber haben die Pflicht wie das Recht, sie Protestanten zu heißen. Die Pflicht, weil wir überzeugt sind, daß nur wir den evangelischen Glauben besitzen; das Recht, weil keine Macht der Erde uns nöthigen darf, durch irgend eine Bezeichnung gleichsam förmlich anzuerkennen, daß unsere protestantischen Mitbürger im Rechte gegen unsere Ueberzeugung seien. Wir trauen uns, sie als Angehörige des freien Verfassungsstaates neben uns zu sehen; sie über uns zu stellen, liegt nicht in unserer Absicht.

Der Müller-Schulmeister war ein stattlicher Mann

in den Fünfzigen, groß und stark wie ein Riese, mit feurigen Augen und einer vollkräftigen Stimme von metallischem Wohlklange, das Abbild einer jener Gestalten aus der Vorzeit, welche in den Waldschluchten des Gebirges die Gemeinde zu heimlicher Andacht versammelten. Seine Mühle verwaltete er selber, doch das Mahlen besorgte ein junger Knecht, bekannt unter dem Namen des weißen Teufels, seit er bei einem nächtlichen Abenteuer in seinem mehlstaubigen Gewande von ein paar „frischen Buben“ aus der Steiermark für ein Gespenst gehalten worden. Der „frische Bue“ ist, was in der Stadt der Stutzer, in Andalusien der Majo: versteht sich, in seiner eigenen Weise. Wildern, Raufen und Rangen sind seine hauptsächlichsten Liebhabereien. Seine Kennzeichen: Jugend, Stärke und leichter Sinn. Im Kammergute gehörte zu meiner Zeit die größere Halbscheid der ledigen Burschen dieser „Jeunesse dorée“ an.

Heimira war mit dem protestantischen Pfarrer in Gosaern eng befreundet. Er hieß wie seit fünfzig Jahren seine meisten Amtsvorfahren zu Gosaern: Wehrenfennig. Seinen jüngsten Sohn habe ich im Jahre 1861 als seinen Amtsnachfolger gefunden. Seine Frau stammte ebenfalls aus einer jener Familien, deren Gliedern die protestantischen Gemeinden im Berglande die Seelsorge zu übertragen pflegten. Ihr Vater war der Pastor Overbeck in der Gosau. Sie hatten miteinander viele Kinder, so daß es beinahe unbegreiflich schien, wie in dem kleinen Pfarrhofe neben dem thurmlosen „Bet-Hause“ der zahlreiche Hausstand Raum fand und gelegentlich auch noch Gäste untergebracht werden konnten. Das Haus ist

späterhin bedeutend vergrößert worden. Das gottesdienstliche Gebäude hat sein kirchliches Ansehen erhalten, sobald der Kaiser Franz Joseph — schon ein paar Jahre vor Ertheilung der Verfassung — die beschränkenden Bestimmungen aufgehoben, welche keinen Thurm und kein Geläut zuließen. So wurde die ehrgeizige „Toleranz" Josephs II. in wahre Duldsamkeit verwandelt und dadurch in entsprechender Weise die Gleichberechtigung vorbereitet. Zu derselben Frist, worin die bisherigen Bethäuser der Protestanten sich zu Kirchen umgestalten durften, wurde auch den Oesterreichern mosaischen Bekenntnisses gestattet, ihren Synagogen ein der Bestimmung entsprechendes Aeußeres zu geben.

Wehrenfennig erfreute sich eines großen Ansehens unter seinen Glaubensgenossen in ganz Oesterreich und wurde mit der Zeit zu den höchsten Stellen in ihrer Hierarchie berufen.

Bevor ich den Blick wiederum dem Traunsee zuwende, sei noch einer Lieblingsstelle am Hallstädter See erwähnt. Am östlichen Gestade steht dort in schauerlicher Einsamkeit ein ziemlich kleines Haus, kaum größer als ein gewöhnlicher Bauernhof, aber seiner Berechtigung nach ein Schlößchen. Es heißt: Die Grued (spich Grud mit langgedehntem u). Düstere Sagen knüpfen sich an den unheimlichen Aufenthalt. Wilhelm hat ihn nachmals zum Schauplatz eines Theiles der Handlung in einem Romane erkoren, der unter dem Titel „der fahrende Schüler" im Jahre 1835 bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich erschienen ist und den Salzburger Bauern-Aufruhr von 1525 zum Hauptgegenstand hatte. Das Buch hat nur einen

mittelmäßigen Erfolg erzielt; wie ich denn schon früher, als von Gustav Schilling in Dresden die Rede war, erwähnt habe, daß es Wilhelm wie diesem ergangen ist: seine Erzählungen von geringerem Umfange sind nicht unbeachtet geblieben, während er mit seinen Romanen kein Glück machte. Blos zwei davon sind völlig vergriffen worden, ohne jedoch in literarisch maßgebenden Kreisen sich geltend zu machen.

Zu Traunkirchen im Hofrichterhause wohnte, wie schon erwähnt, der Bezirksförster Krall. Er versah zugleich die Stelle eines Hausverwalters, deren Mühewaltung seine Frau, ein hübsches Weib von dreißig Jahren, und sein zehnjähriges Töchterlein Franzerl ihm abnahmen. Der Jäger war ein mumienhaft ausgedörrter Mann von nicht viel über vierzig Jahren, rüstig auf den Beinen wie ein türkischer Derwisch (Opiumesser) anzuschauen, braungelb und mit einem dunkeln Schnauzbart unter der schmalen Adlernase. Er war nicht eigentlich ein Saufbold, vielleicht nur, weil er nicht soviel bezahlen konnte als dazu gehört hätte, ihn vollzumachen; Wilhelm hat ihn nie betrunken gesehen, selbst nicht an einem denkwürdigen Abend, da es darauf angelegt gewesen. Krall hatte im Wirthshause zu Altmünster nach Herzenslust vom starken Märzenbier getrunken und zwei Schüsseln voll gebackener Grundeln verspeist. Man begriff nicht, wie in dem klapperdürren Gestell all das Zeug Unterkunft gefunden. Als er, sich erhebend, vernahm, daß er 19 Halbe getrunken, ließ er sich noch eine reichen, damit die Zahl nicht ungrad bleibe, worauf er zwar etwas schwer, aber keineswegs schief geladen von dannen ging. Zu den vorzüg-

sicheren Schützen gehörte er eben nicht, doch in allen übrigen Stücken war er ein ganz tüchtiger Waidmann, rastlos, unermüdlich, mit allen Schlichen und Listen des Wildes im Walde, auf dem Felde und auf dem Wasser vertraut.

Helmina hatte sich häuslich eingerichtet, jagte aber meistens nach je acht Tagen jede Magd wieder weg und aß dann eine Weile lang im Wirthshause unten am See. Der Besitzer war seines Gewerbes ein Bader, schrieb sich Sülzl und wurde Sulzl gerufen. Der dicke und schwerfällige Greis ließ seine Praxis durch ein paar Provisoren und einen bartkratzenden Lehrling besorgen. Nur diejenigen Kranken berieth er, welche ihn aufsuchten. Zuweilen jedoch verstand er sich zu Ausflügen, wenn nämlich in verzweifelten Fällen die Aerzte zu Gmunden oder in noch entfernteren Orten den alten Bader zum Consilium beriefen, oder etwa auch ein Kranker ihn verlangte, der sich dem consilium abeundi nicht fügen wollte. Sülzl war zwar nicht doctor medicinae und nicht einmal magister chirurgiae, sondern einfacher Wundarzt, wenn man seine Diplome befragte; aber die allgemeinste Anerkennung hatte ihm längst den Doctorhut aufgesetzt.

Die Gastwirthschaft besorgten seine Frau und die Tochter, ein Prachtstück von einem Mädchen. Wie der Vater als Arzt, so war die „Sulzl-Marie“ (zu Hause „Mierzl“ gerufen) weit und breit im Lande als Schönheit berühmt.

Bei dem Sülzlschen Ehepaar hatte Helmina mehr als einen Stein im Brett, weil sie sich der armen Leute so eifrig annahm und damit die Herren vom Amte so nach-

drücklich ärgerte. Die Wirthin that ihr zu Gefallen, was irgend anging, und führte statt der doppelten Kreide kaum die halbe. Auch der Bader ließ mit sich reden, nur Forellen wollte er nicht hergeben. „Die brauche ich für die Reisenden," sagte er. „Sie haben ja den ganzen G'halter voll," bemerkte Wilhelm. Worauf Sülzl: „All's z'wen'g." — „Aber wir zahlen sie so gut wie die Reisenden." Davon jedoch wollte der Alte vollends nichts wissen. Tägliche Gäste zu schinden, als wären sie durchreisende Fremde, würde sündhaft sein, meinte er, indem er hinzufügte: „Lassen's sich die Müh nit verdrießen, in's Gebirg hinauf zu kraxeln. Mein Fischwasser droben stehe Ihnen zu Diensten. Was Sie mit der Angel fangen, gehört Ihnen. Ich begehre keinen Kreuzer dafür. Aber der G'halter geht sie nix an." So mußte Wilhelm denn wol oder übel sich mit dem Angeln befassen, obschon er — seltsam genug für einen Sportsman — kein Vergnügen daran fand. Da er jedoch die Forellen mit Vorliebe aß, so unterzog er sich nicht allzu selten dieser Arbeit, deren Kunstgriffe ihm in kurzer Frist geläufig wurden. Derselbe Drang der Umstände, welcher den Juvenis zum Angeln brachte, hat ihn im Kammergute auch mehr als einmal zum Koch gemacht. Natürlich hat er sich auf seine Leistungen in diesem Fache nichts eingebildet, wol aber, abgesehen von der Befriedigung eines sehr entschieden gefühlten Verlangens nach Nahrung, sich darüber gefreut, daß er sich selbst zu helfen gewußt. Einmal meinte er freilich eine neue Erfindung gemacht zu haben, weil er — zu träge, seine Erdäpfel erst abzusieden, — sie ungekocht in Scheiben geschnitten und in's

Schmalz geworfen hatte; aber nachträglich erfuhr er, daß er nur eine alte und alltägliche Erfindung wieder erfunden habe, wie jener Stubengelehrte im Jahre 1820 die Logarithmentabellen.

Mit Ebenzweier blieb der Verkehr von Traunkirchen aus lebhaft wie er von Gmunden aus gewesen, und wurde es noch mehr, als Anton Spaun und die Seinen im Hochsommer sich einfanden. Es ist schon erwähnt worden, daß er mit den Klodi's verwandt und seine Gattin die jüngere Schwester der Perrin war. Im Kreise der Verwandten und Freunde hieß er der Spaun-Toni, zum Unterschied von seinen Brüdern. Seinen Wohnsitz hatte er in der Hauptstadt des Erzherzogthumes ob der Enns, zu Linz, wo er die Stelle des landständischen Syndicus bekleidete. Die Stände dieses wie anderer Kronländer bestanden damals noch in ihrer alten Form, nur mit dem Unterschiede, daß sie nichts anderes als „ja" zu sagen hatten, wo sie mit der Regierung verkehrten. Sie hatten gleich dem Oberst Wrangel (in Schillers Wallenstein) nur ein Amt, doch keine Meinung; oder auch: wol Sitz, aber keine Stimme, um mit dem volksthümlichen Scherzworte zu reden, dessen weitere Folgerungen aus einem dreisten Gleichniß in der Schriftsprache ungesagt bleiben müssen. Die Freizüngigkeit eines Abraham a Sancta Clara ist uns Schriftstellern verwehrt; selbst Goethe, der Altmeister, hat sich nothgedrungen der Sitte bequemt, nachdem sein erster und einziger Versuch in entgegengesetzter Richtung ihm mißrathen. — Spaun hat sich durch sein Buch über den Dichter des Nibelungenliedes in der gelehrten Welt rühmlichst bekannt gemacht. Von der Voraussetzung ausgehend, daß

Heinrich von Ofterdingen das unsterbliche Werk gedichtet, hat er mit schlagenden Gründen nachgewiesen, daß derselbe ein Österreicher (in des Wortes ältestem Sinne) gewesen sein müsse. Der Nachweis hat seitdem seine volle Geltung behalten, doch ist durch neuere Forschungen erhärtet worden, daß zwar allerdings der Dichter ein Oesterreicher gewesen, aber nicht Heinrich von Ofterdingen geheißen habe, sondern „der Nürnberger." Der Vorname jedoch dieses Sprößlings aus dem Edelgeschlechte von Nürnberg ist nicht mit Sicherheit ermittelt.

Im Jahre 1827 fing Spann bereits an, den Stoff zu seinen oberösterreichischen Singweisen und Volksliedern zu sammeln, welche er später herausgegeben hat. Wilhelm half ihm dazu, indem er den Unterlehrer von Traunkirchen schonungslos auf Gott weiß wie viele Almen schleppte. Das künftige Schulmeisterlein war ein verweichlichtes Muttersöhnchen, schwach auf den Spindelbeinen, aber in seltenem Grade musikalisch begabt; es mußte seine Geige mitnehmen, um die vernommenen Weisen, namentlich die schier ungreifbaren Tonkliterungen der „Yodler" soviel als möglich festzustellen und in Noten zu bringen. Die Aufgabe war wenigstens ebenso schwierig, als den Waldgesang der Vögel aufzuzeichnen. Nicht minder sauer wurden dem Musicus die steilen Wege. Für die wilde Poesie des Daseins unter den Sennerinnen besaß er kein Verständniß und überhaupt nicht das rechte Zeug. Aber er war ein gutwilliger „Häuter" und auch keineswegs unempfänglich für den galvanischen Reiz der Zwanziger wie ihrer papierenen Stellvertreter, welche damals so gut wie Metall waren.

Spaun war ein Mann von noch nicht vierzig Jahren. Sein feines Aeußere entsprach dem feinen und heiteren Geiste, der trotz der Kränklichkeit des Körpers seine Jugendfrische behauptete. Die Frau von Spaun näherte sich dem Alter, worin hübsche Weiber den vollen Reiz des nahenden Herbstes zu entfalten pflegen, wie eine schöne Gegend im September. Sie hatten drei Kinder; das erste war ein Mädchen von 7—8 Jahren. Dieses kleine Volk gewann eine ganz besondere Vorliebe für Max; doch geschah es nicht um dessentwillen, daß ihn Spaun im Herbste nach Linz mitnahm und bis tief in den Winter hinein bei sich behielt. Zweifelsohne hegte er im Sinne, den jungen Künstler nicht durch Rathschläge und Ermahnungen anzuleiten, sondern ihn „aufzusprengen", oder, wie die Deutschverderber es heißen: zu „lanciren". Ohne ein Wort über seine wolwollenden Hintergedanken zu verlieren, brachte Spaun den Schützling probeweise auf den Markt des Lebens in der kleinen Stadt, welcher es nicht ganz an geistig regsamen Kreisen fehlte. In der regelrecht geführten Haushaltung trefflich aufgehoben und in gebildeter Gesellschaft verkehrend, kam Max in geistiger Beziehung ein merkliches Stück vorwärts. Zudem fand er Gelegenheit, durch Bildnisse einiges Geld zu verdienen, um sich mit Gewand und Weißzeug zu versehen. Die Mutter sorgte dafür, wo möglich, zu jener Frist noch schlechter als bisher, weil ihre baren Mittel großen Theils in das Sieb fielen, wohinein die Kaiserin den Flachs und ihr Geld geworfen, wie oben berichtet worden.

Mit Wilhelm verkehrte Spaun in ebenso herzlicher Weise. Nicht aber in gleichem Grade mit Helmina. Die

Dichterin suchte den Grund der Kälte, die sich allmälig gegen sie kund gab, in einer philisterhaft-bureaukratischen Scheu des Beamten, der zu seiner Genossenschaft halte, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht, weil er sich keine Feindschaft in einflußreichen Kreisen zuziehen wolle. Das hieß Spaun in schiefem Lichte sehen. Er verkannte durchaus nicht die Lauterkeit der wolwollenden Regungen, von denen angetrieben die Dichterin für das arme Volk zu wirken trachtete; sein scharfer und nüchterner Verstand, sein gründliches Wissen und seine gediegene Erfahrung jedoch konnte nicht umhin, die Verkehrtheit und Schädlichkeit ihres Verfahrens dabei zu durchschauen. Von Natur aller Phantasterei abhold, konnte er sich nicht zu einer Frau hingezogen fühlen, die, von ihrer stets regen Einbildungskraft beherrscht, ihre traumhaften Vorstellungen dem berechtigten Gebiete der Dichtkunst entzog, um sie dem Alltagsleben zuzuwenden und schwierige Zustände dadurch noch mehr zu verwirren.

In den letzten Maitagen stattete die Dichterin einen Besuch in Aussee ab. Sie wählte dazu den Weg aus der Obertraun, welcher damals nur ein Fußpfad war, seitdem jedoch eine Fahrstraße geworden ist. Die Verbindung dort ist viel bequemer als über die Pötschen, und der Pfad zieht sich durch eine reizende Wildniß, worin die Traun am Fuße des unteren Koppen durch die Schluchten bergab tost. Die Söhne, welche Tags zuvor zum Hochkoppen auf die Schildhahnfalz gestiegen, hatten die Weisung bekommen, von droben den Weg nach Aussee einzuschlagen. Die Absicht Helmina's ging dahin, nicht nur die Reisegefährtin von Litzen, die Rainhner-Lisi, zu

besuchen, sondern auch den Postmeister kennen zu lernen, durch welchen sie mit dem Erzherzog Johann in Verkehr zu kommen hoffte.

Letzteres klingt vielleicht seltsam, ist es aber nicht, wie sich sofort zeigen wird. Und ich halte zudem für besonders noch angezeigt, die Aussee Verbindungen des Erzherzogs zu erwähnen, weil im Jahre 1848 und nach seinem Tode alberne Märchen in Umlauf gesetzt wurden, die — allen Widerlegungen zum Trotz — noch hie und da geglaubt werden, muthmaßlich nur darum, weil eine gedankenlose Menge sie malerischer findet als die einfache Wahrheit.

Der Postmeister Plochl, welcher späterhin die Ehre haben sollte, eine (wolverstanden: rechtmäßige) Großvaterschaft mit dem Kaiser Leopold II. zu theilen, war ein tüchtiger Landwirth und daher dem kaiserlichen Prinzen bekannt, von welchem bereits erzählt wurde, daß er in allem steirischen Lande „der Erzherzog" hieß, ohne daß irgendwer für nöthig erachtete, den Taufnamen hinzuzufügen. Wenn der Erzherzog nach Aussee kam, und das geschah nicht selten, kehrte er bei Plochl als Gastfreund ein. Der Postmeister hatte drei Töchter. Die ältere davon, Anna getauft, Nanni gerufen, zeigte schon als zartes Kind eine ganz besondere Neigung für den erlauchten Gast, die mit den Jahren wuchs und von ganzem Herzen erwidert ward. Eines schönen Tages wurden der Mann von mehr als vierzig Jahren und die zur vollen Blüthe entfaltete Jungfrau sich bewußt, daß sie schon längst ein Liebespaar seien. Der Erzherzog wünschte sich mit der Erkorenen seines Herzens öffentlich zu vermälen, doch

daran war bei den Gesinnungen des Kaisers Franz I. nicht zu denken. So verstand sich denn die schöne Nanni dazu, dem Beispiele einer Philipine Welser zu folgen. Das Paar wurde heimlich getraut. Ein ehrenwerther Mann, welcher später mit mir befreundet wurde, der Hofrichter Stary von Admont, hat mir im Jahre 1828 erzählt, er selber habe mit Plochls Vorwissen Nanni nächtlicher Weile aus dem Vaterhause fortgebracht und zur Trauung geführt. Vor der Welt war sie die Haushälterin des Erzherzogs und wurde Jungfer Nanni geheißen. Bei Tafel saß sie am unteren Ende, dem Prinzen am oberen gegenüber. Von vornehmen fremden Gästen wurde sie „Euer Gnaden" titulirt; dieses glückliche Auskunftsmittel hatte der Graf Wickenburg ausfindig gemacht. Nach dem Tode des Kaisers Franz verlieh sein Nachfolger Ferdinand der Gemalin seines Oheims den Namen einer Freifrau von Brandhof und erkannte die Ehe förmlich an. Ein oder ein paar Jahre darauf ward der Graf von Meran geboren. Späterhin gab der Kaiser Franz Joseph der Frau von Brandhof den Titel einer Gräfin von Meran.

Als Hetmina's Söhne vom Hochkoyren im Gasthofe zur Post anlangten, wurden sie belehrt, daß ihre Mutter im Hause des Postmeisters zu finden sei. Plochl hielt keine Herberge, wie es sonst im Lande bei den Postmeistern üblich war. Der Dichterin aber hatte er sammt ihren Söhnen Gastfreundschaft angetragen und sie eingeladen, recht lange zu bleiben. In der That verweilte sie über 14 Tage und wäre vielleicht noch später gegangen, hätte nicht der stets wachsende Zudrang des Volkes sie verscheucht.

Es war gut sein in Plochls gastlichem Hause und unter der Obhut seiner Tochter Nanni mit den brennenden schwarzen Augen. Nanni erschien als das vollkommene Widerspiel ihrer Schwester in Vordernberg; wie Nanni sanft, fein und von wirklich vornehmen, aber nicht etwa gespreizten Manieren, war die andere eine tolle Hummel von verwegener Lustigkeit. Ihre Gäste mit dem ersten Flaum an den Wangen behagten ihr, vielleicht umso mehr, als ihrer zwei waren, denn einer wäre möglicher Weise gefährlich geworden, obschon Nannis Brautstand, wenn auch nicht erklärt, bereits auf kräftig treibenden Halmen grünte.

Lisi blieb nicht unbesucht. Das Haus ihres Vaters, des Rentmeisters, stand auf einer der Höhen, an welchen der Markt hinaufwächst. Ein zahlreiches Völklein, erwachsene und halbgewachsene Söhne und Töchter, umgab dort die Eltern, und doch weilten mehrere Kinder auswärts. Das ganze Hauswesen war musikalisch. Ein paar von kleineren Buben sind danach mit der Zeit zu tüchtigen Geigern, Citherschlägern, Pfeifern herangewachsen. Lisi's jüngere Schwester Johanna, „die schwarze Hanni", besaß eine kostbare Stimme, die fürwahr eine bessere Verwerthung verdient hätte, als die sie fand. Hanni heiratete nämlich nachderhand einen Mann, mit dem sie die Welt durchzog, um steierische Bänkelsängerei zu treiben. Als ich sie im Jahre 1846 irgendwo wiedertraf in der weiten Welt, war das einst so hübsche Mädchen, obschon noch keine vierzig Jahre alt, ein altes Weib geworden und hatte die Stimme verloren; für sie sang das achtzehnjährige Töchterlein, der Mutter nicht ähnlich, aber

hübscher als diese je gewesen: eine zierliche Gestalt, feingliedrig, füllreich ohne Derbheit, mit regelmäßigen Zügen von aristokratischem Zuschnitt, nußbraunen Augen und kastanienbraunem Haar, länglichen Händen, schmalen Füßchen.

Bei Roithners fand Helmina eine ebenso zuvorkommend herzliche Aufnahme wie überall im ganzen Lande und als sie später vom Abstecher nach Admont zurückkehrte, gingen Lisi und Hanni mit ihr für einige Zeit in's österreichische Kammergut hinunter. Zum Kloster „an den Bergen" begab sie sich nämlich von Aussee zunächst, um den Zudrang des hülfesuchenden Volkes sich verlaufen zu lassen. Bevor jedoch von diesem Ausflug die Rede, sei hier noch erwähnt, daß auch im nächsten Sommer (1828) die Besuche in Aussee und Umgegend fortgesetzt wurden, namentlich von Wilhelm, obschon Hanni, die ihm sehr in die Augen gestochen, nicht mehr zu Hause verweilte. Eine Eigenthümlichkeit des Ortes war, daß es eine große Menge von kräftigen frischen Mädchenstimmen gab. Wenn ein Opernunternehmer dazumal Sonntags in's Hochamt gekommen wäre, hätte er sich versucht gefühlt, ein paar Sopran- und Altstimmen zu entführen, wie z. B. jener im Postillon von Longjumeau seinen Tenor. Eine andere Besonderheit war, daß auf dem Schießstande ein Bestschießen für Mädchen beliebt wurde, wobei die jungen Leute als Büchsenspanner figurirten. Die Schützen in Unterröcken schossen vortrefflich, doch will ich nicht gradezu behaupten, daß sie beim darauffolgenden Tanze ihre angeborenen Feuerwaffen nicht noch besser be-

nutzt haben könnten, als ein paar Stunden zuvor die gezogenen Geschoße.

Der Weg nach Admont wurde zu Fuße in zwei gelinden Tagmärschen ohne Beschwerde zurückgelegt. Die geistlichen Herren erwiesen sich, wie es erwartet worden; nur fand die Dichterin, daß man ihretwegen der Umstände zu viele mache. Die Tafel in der Prälatur, sagte sie, sei für das tägliche Brod zu üppig und koste den Würdeträgern zu viele Zeit. Dadurch erwirkte sie vom Vater Administrator die Vergünstigung, mit den Söhnen in ihrem Zimmer zu speisen und eine einfachere Kost zu erhalten, wogegen sie sich verpflichtete, vor Verlauf von 14 Tagen nicht an's Scheiden zu denken. Die Abende wurden in der Hofmeisterei zugebracht, wo in einem Gemach die Würdenträger, im größeren Saale jenseits der offenen Thüre die Conventualen saßen, so viele ihrer eben im Stifte weilten. In beiden Kreisen ging es fröhlich her und man blieb bis nach zehn Uhr beisammen. Getrunken wurde zur Genüge, doch nicht im Uebermaße. Die Herren im Saale brachten durch Musik in bescheidenen Gaben einige Abwechselung in den Gang der Gespräche; geistliche Lieder sangen sie nicht, aber auch keine von der Art, welche zu ihrem Berufe in grellen Gegensatz gekommen wären. Die Gastzimmer waren mit der gediegenen Prächtigkeit vergangener Zeiten eingerichtet; namentlich gefielen sich Wilhelm und Max in den Betten, die so breit als lang waren, so daß man sich ebenso bequem der Quere als der Länge nach hineinlegen konnte.

Von Admont aus unternahmen die Brüder eine Wanderung nach Vordernberg zum Erzherzog, der im Som-

mer seinen ständigen Aufenthalt zwischen diesem Orte und dem Brandhofe zu theilen pflegte. Helmina war durch den Hofrichter Stary bestimmt worden, für ihre Person den Besuch zu unterlassen, welcher dem hohen Herrn unter den obwaltenden Umständen nicht willkommen sein konnte. Hier ist nämlich zu wissen, daß der Erzherzog bei Hofe nicht zum besten angeschrieben stand. In der Napoleon'schen Zeit sollte eine Zettelung im Gange gewesen sein, deren Zweck angeblich dahin ging, Steiermark und Tirol vom Reiche zu trennen und den Erzherzog Johann zum „Alpenkönig" zu machen. Nun dürfte es freilich möglich sein, daß Hormayr, der falsche Mann, einen solchen Gedanken ausgeheckt, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß der Prinz darauf eingegangen, was jedoch ihn nicht vor dem Mißtrauen bewahrte, das in seiner Volksthümlichkeit stets neue Nahrung fand und durch die geheime Vermälung nichts weniger als eingeschläfert worden war. In solcher Stellung nun konnte der Erzherzog unmöglich wünschen, mit der Frau, welche für eine Aufwieglerin des Alpenvolkes ausgegeben wurde, unmittelbar zu verkehren, selbst wenn er wußte, wie es in Metternichs Cabinet bekannt war, daß ganz andere Zeitläufe dazu gehört hätten, um die phantastische Fürsprecherin der Kammergütler gefährlich zu machen, wie sie es z. B. im Jahre 1848 geworden sein würde, wenn sie zur Stelle gewesen.

Unsere Knaben wanderten eines Samstags nach Eisenerz, wo sie über Nacht blieben, um zu frühester Stunde am Sonntag über die Höhen am Fuße des Erzberges nach Vordernberg zu gehen. Der „Weckbär" hatte viele

Mühe, den Bruder zeitig genug auf die Beine zu bringen. Zwischen 7 und 8 Uhr trafen sie am Ziele ein und begaben sich stracks in des Erzherzogs Haus, um ein Brieflein, das ihnen Fanni mitgegeben, abzuliefern und ihren Besuch für eine passende Stunde anzusagen. Sie vernahmen, daß die Stunde passend genug sei, und daß sie ganz einfach zur „Jungfer Nanni“ hinaufzugehen hätten. Nanni hatte bereits aus den letzten Briefen ihrer Schwester von den „Chezy-Buben“ vernommen, nannte jeden gleich bei seinem Vornamen und septe schließlich voraus, daß sie dem Erzherzog ihre Aufwartung zu machen begehrten. „Wer nach Rom kommt, möchte den Papst sehen,“ lautete der Bescheid. Der Adjutant ging eben über den Hof. Nanni ersuchte ihn heraufzukommen, stellte ihm die Gäste vor und brachte die Unterhaltung sofort in Gang. Nach einer Weile erhob sich der Adjutant und sagte ganz unaufgefordert, er wolle die Fremden melden, bevor die Durchlaucht in's Amt (nämlich ins Hochamt) gehe. Die Umgebung des Prinzen nannte ihn „Durchlaucht“, weil immer wieder „kaiserliche Hoheit“ zu sagen wie zu hören im täglichen Verkehr zu langweilig geworden wäre; auch trug, nebenbei bemerkt, der junge Offizier keine Uniform, wie damals überhaupt die k. k. Offiziere gewöhnlich in bürgerlicher Tracht erschienen. Nach wenigen Augenblicken kam er zurück, holte die beiden ab und ertheilte ihnen unterwegs den leise gesprochenen Rath, wenn sie etwa Briefschaften mitgebracht, dieselben nicht förmlich zu überreichen, sondern gleichsam wie verstohlen auf den nächstbesten Tisch zu legen. Er

selbst übernehme die Verantwortung für dieses ungewöhnliche Gebahren.

Der Erzherzog trug die Landestracht: grauen Rock, grün ausgeschlagen; Kniehosen von Gemsenleder, schwarz gebeizt; grüne Wadenstrümpfe; Bundschuhe. Die zwei Besucher waren in gleicher Weise angethan, nur daß sie Pantalons an den Beinen hatten. Sie wurden über allerlei befragt, was ihre eigenen Personen betraf. Von Helmina verlautete keine Sylbe. Ein Päckchen Papiere legte Wilhelm auf ein Seitentischchen, während Max einige Zeichnungen vorwies. Dergestalt verlief alles nach Wunsch und die Brüder begaben sich in eine Herberge, um endlich zu einem Morgenimbiß zu gelangen. Noch waren sie bei dem angenehmen Geschäft, als ein vierschrötiger Bursche hemdärmelig eintrat: „Zum Essen sollt's kommen, ös zwei." — „Wohin?" Diese Frage fand er für dumm; ebenso die andere, zu welcher Stunde gespeist werde? Zeitlebens hatte er nichts anderes gewußt, als daß man Mittags zu Mittag esse. So verfügten sich denn die Gäste zur anberaumten Frist an Ort und Stelle. Auf der Bank vor der Hauspforte saß ein alter Herr im Gesellschafts-Anzug („in Schwarzibus," wie es die fahrenden Jünger des Thespis heißen). Er begrüßte die Ankömmlinge mit dem Lächeln des Hofmanns und jener höflichen Unbescheidenheit, die stets einen Beischmack von Polizei hat, auch wo sie die feinsten Glanzhandschuhe trägt. Nachdem er nach Namen ꝛc. gefragt, gab er sich kund als den Oberst-hofmeister Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit des allerdurchlauchtigsten Herren Erzherzogs Johannes Baptista, dessen Titel und Orden insgesammt aufzuzählen

er nicht versäumte. Seinen eigenen Namen nannte er: Graf Nimpsch. Wenn man ihn vielleicht Excellenz zu betiteln hatte, wird er's wol gesagt haben; ich habe es rein vergessen. Nachdem er sich genug geplaudert, sagte der Alte in Schwarzibus: „Da Sie bei Sr. k. k. Hoheit zur Tafel befohlen sind, dürfte es Zeit sein, in Ihr Hotel zu gehen und sich anzukleiden. Das Diné ist hier ein Dejeuné." Sofort erhielt er den Bescheid, daß die Gäste zu Fuße gekommen seien und kein Gepäck führten. „Aber Sie können doch nicht so vor dem Bruder Sr. Majestät erscheinen?" — „Wir haben das bereits gewagt," sagte Wilhelm ganz ernsthaft und scheinbar arglos; „sollte jedoch der Herr Graf an einer Wiederholung Anstoß finden, so bleibt uns nichts übrig, als zu gehen und Ihnen zu überlassen ..." — „Ich übernehme nichts," fiel der Alte ein; am wenigsten eine Verantwortlichkeit. Durch meine Hand ist keine Einladung gegangen, aber ergangen ist sie nichtsdestoweniger."

Die Bedenklichkeiten des Obersthofmeisters erschienen den Brüdern vollends lächerlich, als sie bei Tafel noch etliche Gäste in graugrünen Röcken erscheinen sahen. Späterhin erhielten sie aus Fanni's Munde Aufklärung über des Grafen Stellung, welchen der Erzherzog um sich dulden mußte, obschon er ihn nicht ausstehen mochte. Weil nun der Prinz und die schöne Nanni dem verdrießlichen Aufseher mancherlei Bengel zwischen die Beine warfen, so suchte er seinerseits sich schadlos zu halten, wo es anging, weßhalb er sein Mäthchen an den jugendlichen Wanderern gekühlt hatte. Nimpsch gehörte, abgesehen davon, daß er ein lästiger Aufpasser war, zum Hofstaate, wel-

chen der Prinz aus seinem Leibgeding von 40,000 fl. C. M. (100,000 Gulden W. W. oder 42,000 jetzigen Geldes) zu besolden hatte, und dessen Beseitigung der Kaiser nicht zugab, obschon der Erzherzog oftmals vorgestellt, daß er, der alljährlich nur bei feierlichen Anlässen für wenige Tage zu Wien erschien, das Geld besser zu verwenden wissen würde, als einen Troß von Müßiggängern in der Hauptstadt damit zu füttern.

Bei Tische saßen die Brüder zur Rechten des Erzherzogs, der in unbefangenster Weise den freundlichen Wirth gegen alle seine Gäste machte. Das Gespräch drehte sich theilweise um Gegenstände des Land- und Bergbaues, von denen die beiden nichts verstanden, doch führte es der gewandte Beherrscher der Unterhaltung stets wieder auf minder fremdartige Gegenstände zurück. Beim Abschiede ertheilte er ihnen die Erlaubniß, um drei Uhr die Schießstätte zu besuchen, wo die Vordernberger Schützengesellschaft eines ihrer sonntäglichen Bestschießen abhielt. Da es kein Freischießen war, konnten sie nicht mithun, doch verschaffte er ihnen die Vergünstigung, ein paar Ehrenschüsse zu versuchen, wozu er ihnen von seinen Gewehren geben ließ. Mit einem Worte: der Erzherzog hätte sich nicht liebenswürdiger erweisen können. Mittelbar lag darin auch eine freundliche Kundgebung für die Dichterin, welche ihm ein Jahr zuvor das Gedicht zum Erzberg-Feste gesendet hat.

Wilhelm ist seitdem nur noch einmal mit dem Erzherzog Johann zusammengetroffen. Es war im Winter von 1828 zu 29. Der Juvenis wollte damals Soldat werden und bat ihn um Aufnahme als Cadett in seinem

Dragoner-Regiment. Der Erzherzog schüttelte lächelnd das Haupt und entgegnete, der Bittsteller sei zu Besserem berufen und es wäre eine Sünde, ihn als Friedenssoldaten verkümmern zu lassen. Wilhelm wandte ein, daß alle Welt an nahen Krieg glaube, und zwar gegen Rußland. So war es in der That, aber der Erzherzog wußte es besser, weßhalb er sich vernehmen ließ: „Sobald wir ernstlich rüsten, melden Sie sich bei mir. Ich nehme Sie unbedingt. Noch mehr: ich befördere Sie in sechs Wochen, spätestens in drei Monaten darauf zum Offizier und bestreite Ihre Ausrüstung.“ Mit diesem Bescheide zog Wilhelm seelenvergnügt ab, überzeugt, daß er binnen Jahr und Tag im weißen Röcklein mit den schwarzen Aufschlägen zu Roß sitzen werde, behelmten Hauptes und den Pallasch an der Hüfte. Indessen ließ der Ausbruch des Krieges zwanzig Jahre auf sich warten. In der Zwischenzeit war der Dragoner auf dem Halm einer anderen Bestimmung zugewachsen, zum Cadetten zu alt und ein Familienvater geworden.

Abends verließen die Brüder Vordernberg, um noch nach Eisenerz zu gehen. Der Marsch nach Admont wäre sonst für einen Tag zu lang geworden. Die Nacht brachte ein Wetter, der Morgen ausgiebigen Regen; aber gewandert mußte werden, da die Reisekasse bis auf einen geringen Betrag sich geleert hatte. Naß bis auf die Haut erreichten sie nach neun Uhr Hieflau, wo sie ein Gabelfrühstück zu sich nahmen und ihren Kassenrest umso weniger schonten, als sie wußten, daß im einsamen Gesäus nichts mehr zu erhalten sei. Und da spielte ihnen denn der Radetzburger einen Rübezahlstreich. Max hatte,

wenn nicht zuviel, so doch zu hastig getrunken. Anfangs zeigte er sich in toller Lustigkeit übermüthig, dann wurde er matt, konnte endlich nicht mehr vom Flecke und warf sich in der Wildniß auf's Moos. Der Regen hatte wol aufgehört, aber wie die Kleider war auch das weiche Lager naß, während die Wolken noch keinen Sonnenstrahl durchließen. Der Maler ließ sich durch kein Zureden bewegen, von der Stelle zu gehen, und schlief ein. Der Bruder hatte keine Wahl als sein Erwachen abzuwarten; das verstand sich von selber. Da ihn aber das Stehen ermüdete, that er sich nieder und schlief ebenfalls ein. Nach zwei oder drei Stunden ermunterten sich die beiden. Die Sonne brach durch die Wolken und half die Kleider trocknen. Wilhelm, der beim Aufstehen Fieberschauer empfunden, lief sich wieder warm und trug keine üblen Folgen davon. Max kam nicht so wolfeilen Kaufes durch; mit einer Halsentzündung traf er zu Admont ein und mußte drei Tage lang das Bett hüten. Nach seiner Wiederherstellung ward der Rückweg in's Hauptquartier Traunkirchen über Aussee und Hallstadt angetreten, doch nichts weniger als in Eilmärschen.

Auf die Weise, welche in diesem langen Abschnitt übersichtlich angedeutet worden, verging der Sommer von 1827. Im Herbste ging Max mit Anton Spaun nach Linz. Wilhelm war darauf gefaßt, auch den nächsten Winter im Kammergute zu bleiben. Erwünscht schien es ihm nicht; da er jedoch kein Mittel dagegen wußte, suchte er aus der Noth eine Tugend zu machen.

15. Wien im Winter 1827 zu 1828.

Eines hellen Sonntagsmorgens im October weckte Helmina ihren Sohn „Lem“ mit der Weisung, daß sie in einer halben Stunde nach Wels abfahren würden. Er möge sich mit frischer Wäsche versehen, da sie bei der Dame Soundso vorsprechen wollten und zweifelsohne die Einladung erhalten würden, einige Tage zu verweilen. Das Hauptgepäck bestand in einer Holztafel von sehr unbequemem Umfange, worauf Max ein Oelbild gemalt hatte. Helmina hoffte in der Dame, deren rechten Namen ich vergessen habe, eine kauflustige Gönnerin für den Maler zu finden. Vielleicht wäre ihr Wunsch erreicht worden, wenn sie nur die Dame selbst gefunden hätte; die aber war am selben Morgen abgereist und hatte niemand in ihrem Hause zurückgelassen als den mürrischen Gärtner und dessen ebenso leutselige Ehehälfte. Vernünftiger Weise blieb also nichts übrig, als den Heimweg für den Herweg zu nehmen; ohnehin sollte das Gefährt, einem Müller in der Viechtau gehörig, am Abend wieder daheim sein, weil der Eigenthümer am nächsten Morgen seine Pferde zur Arbeit brauchte. Helmina jedoch ließ die Vernunft aus dem Spiele, weil sie plötzlich auf den Einfall gerieth, nach Walsee zu fahren. Sie wollte das Schloß kennen lernen, das Bild dort lassen und wo möglich auch den Grafen Wickenburg sehen, der in einem Briefe geäußert, er würde muthmaßlich im October seine Herrschaft für ein paar Tage zu besuchen im Stande sein. Von Walsee wurde dem Kutscher nichts gesagt, um ihn nicht zu erschrecken, aber die Dichterin zwang ihn gebiete-

risch, weiter zu fahren. Auf jedem Haltplatze wollte er die Zügel wenden, und regelmäßig wiederholte sich der gleiche Auftritt, so daß er richtig bis Enns gelangte, klagend und jammernd wegen seiner „Rösser", und in bitterer Angst vor dem Donnerwetter, das ihn zu Hause erwartete. Diese Fahrt ließ eine der langweiligsten Erinnerungen in Wilhelm zurück. Vom Ziele hatte auch ihm die Mutter nichts gesagt. Auf jedem Haltplatze trippelte sie in sichtlicher Unentschlossenheit umher. Die ermüdenden Unterhandlungen mit dem Knecht spannen sich in langen Pausen während des Fütterns ab. Vor einer Herberge standen zwei oder drei leere Hofwagen, die mit eigenen Pferden landabwärts befördert wurden. Die Dichterin zeigte den Lakaien einen Brief vom Grafen Wurmbrand, dem Oberhofmeister der Kaiserin, um zu beweisen, daß sie bei ihrer Majestät in Gnaden stehe. Der Beweis wollte bei „diesen Stöcken" nicht dergestalt verfangen, daß sie ein Gefährt zu der Unbekannten Verfügung stellten. Sie wurden nicht grob, blieben aber unheilbar taub. Zu Enns endlich waren die Pferde völlig erschöpft, so daß Helmina nach längerem Zögern sich bequemte, über Nacht zu bleiben, „obschon Walsee nur noch drei Wegstunden entfernt sei." Erst bei diesem Anlasse erfuhr Wilhelm, wohin die Mutter eigentlich begehrte. Es war Abends zwischen 10 und 11 Uhr.

Zu Walsee erlebte er das kleine Abenteuer, wovon oben (im Abschnitt XII.) die Rede gewesen. Im übrigen vertrieb er sich die Zeit mit der Jagd. Zu Ende des Monats kam Wickenburg mit seinem obersten Vorgesetzten, dem Freiherrn von Baldacci, einem so munteren Greise, als

nur je einer die lebhafte Farbe seiner rothen Nase durch fleißiges Begießen pflegte. Die beiden Herren blieben drei Tage und gaben sich rechtschaffene Mühe, der Dichterin ein Licht in volkswirthschaftlichen Dingen aufzustecken. Natürlich vergebens. Baldacci war ein unterhaltender Gesellschafter, stets guter Laune, sprühend von lustigen Einfällen und mit unübertrefflicher Meisterschaft allerlei Züge aus seinem Leben erzählend.

Die erhaltenen Belehrungen waren, wie gesagt, fruchtlos geblieben, insofern nicht etwa für eine Frucht gelten soll, daß Helmina den Entschluß faßte, sich beim höchsten Herrn des Reiches persönlich Gehör zu schaffen, nachdem sie mit der Kaiserin und deren Umgebung geredet haben würde. Von diesem Gedanken erfüllt, trat sie unmittelbar von Walsee aus, sozusagen ohne Sack und Pack, im November die Fahrt an, welche nach der damaligen Art zu reisen zwei Tage in Anspruch nahm. Gegenwärtig braucht man kaum so viele Zeit, um von Paris nach Wien zu gelangen.

Eine Wohnung fand sich nach wenigen Tagen, und zwar in der innern Stadt, im „Bürgerspital," das seinen Namen führt, weil das ungeheure Zinshaus mit seinen vielen Höfen und Höfchen den bürgerlichen Versorgungsanstalten gehört: die Pfründer selbst wohnen nicht darin. Die Wohnung, in Aftermiethe genommen, bestand aus zwei Zimmern, größer als man heutzutag die Säle für gewöhnliche Behausungen baut. Die Fahrnisse, welche nicht ins Kammergut gesendet worden, wurden nun hier verwendet; und wenn sie auch den weitaus größeren Theil der Einrichtung Helminas bildeten, so verengten sie sei-

neswegs den Raum. Das erste Gemach diente als Empfangszimmer, worin oft 15—20 Personen beisammen waren, ohne sich gegenseitig den Platz zu verkümmern; höchstens fehlte es zuweilen an Sitzen. Das zweite Gemach stellte Schlafgemächer, Küche, Holzlager und Wilhelms Schreibzimmer vor. Am Fenster hatte er sein Stehpult aufgeschlagen, wo er Verse schmiedete, während den größten Theil des Vormittages hindurch am Kochofen im Hintergrunde die Mutter keifte. Sie hatte sich eine Bedienerin eingestellt, die Morgens kam und Abends wieder ging. Babette weilte noch in ihrem Dienste auf dem Lande; doch als echtes und rechtes Galgenmännlein, das sie war, kam sie späterhin einmal wieder zu Helmina, welcher sie im Herbste 1830 nach München folgte, wo sie drei Jahre darauf, von der Gebieterin in eine Versorgungsanstalt eingepfründet, den allerletzten Etappenmarsch vollzog. Das Kleinholz lag kniehoch an der Wand aufgeschichtet und diente nicht selten als Diwan. Auf den Betten ruhten die überspannten Rahmen, die Nachts zu spanischen Wänden wurden. Die Mangelhaftigkeit der Einrichtung und Unordnung störten nicht den Gleichmuth des Juvenis, doch der Lärm am Kochofen verdroß ihn sehr häufig und machte ihn manchmal irre, dergestalt, daß er wol auch den tollsten Unsinn niederschrieb, wie z. B.: „Die Unschuld geht durch stille Paradiese in das Getümmel der bewegten Welt," statt: . . . in stillen Paradiesen durch das Getümmel . . . — Er ahnte nicht, daß er damit eine Schule durchlief, deren nachhaltige Wirkung ihm zu statten kommen sollte, als er zwei Jahrzehnte später in die Lage gerieth, inmitten des Tumultes, welcher gewöhnlich in

Zeitungsredactionen herrscht, zu arbeiten und, wie ein bekannter Kunstausdruck lautet, „die Hand an den Puls der Zeit zu legen."

Unter den ersten Besuchern, die sich einstellten, befand sich Doles. Er hatte einen Dienst als Kammerdiener und Abschreiber beim Freiherrn von Maltitz gefunden und kam nun, um „seinen Baron" anzusagen. Apollonius von Maltitz, kürzlich zur russischen Botschaft versetzt, war ein überaus stattlicher Mann im Anfang der dreißig, groß und stark. Sein bleiches Antlitz mit der gewaltigen Nase unter der hohen Stirne, mit dem feingeschnittenen Munde, auf dem ein Zug Ironie zuckte, mit den großen Augen, die so scharf in die Welt hinausblickten, trug ein bedeutsames Gepräge tiefen Ernstes und unverzagter Melancholie zur Schau. Die Stimme, wollautend vom Gelispel bis zum leuenartigen Gebrüll, war biegsam und kräftig auf allen Staffeln und durch alle Uebergänge einer sehr langen Tonleiter. Ernst, Tiefe und regsamer Geist, welche von der Stirne leuchteten, aus den Augen strahlten, auf den Lippen zuckten, bewegten auch die Zunge. Kein Wort war gesucht, jedes glücklich gefunden, so daß Aussehen, Geberde und Rede übereinstimmend eine von jenen seltenen Erscheinungen kundgaben, deren Glanz kein Aushängeschild falschen Prunkes ist, oder, wenn ihr wollt: deren innerer Werth nicht durch eine unscheinbare Hülle verborgen wird.

Maltitz trauerte um seine Schwester. Sie hatte kürzlich mit eigener Hand sich das Leben genommen; muthmaßlich darum, weil das zerissene Herz gar zu lange nicht brechen wollte. Einen andern erklärlichen Grund konnte sie

kaum zu so frevelhafter Voreiligkeit gehabt haben, kräftig, unvermält, ohne häusliche Sorgen und noch keine 40 Jahre alt, wie sie war. Freilich fiel in die andere Schale der Umstand, daß sie als Hofdame in der Hauptstadt eines Duodezreiches lebte. Geister von hohem Fluge finden sich niemals leicht in so kleinliche Verhältnisse, und manchmal rennen sie sich darin den Schädel ein. Das tiefe Weh, welches Apollonius über den schmerzlichen Verlust und über die noch schmerzlichere Form desselben empfand, war zudem noch mit einem bitteren Beigeschmack versetzt; an Karlsruhe nämlich knüpfte sich eine unliebsame Erinnerung, die kaum noch zehn Jahre alt war. Der Vorfall sei hier berichtet, wie ich ihn zum kleineren Theile aus dem Munde des Herrn von Maltitz, zum größeren aus den Erzählungen der Zeitgenossen im badischen Lande kennen gelernt habe.

Apollonius hatte seine amtliche Laufbahn unter den Fittigen seines Vaters begonnen, welcher russischer Gesandter am Karlsruher Hofe war. Der junge Mann zählte in der Gesellschaft manchen guten Freund, aber auch etliche Widersacher. Zu diesen letzteren gehörte ein Kreis von Offizieren, die ihre Sporen noch in den letzten Feldzügen bis 1815 verdient hatten. Der Friede, damals zwei Jahre alt, war dieser thatenlustigen Jugend begreiflicher Weise viel zu früh gekommen. Der gärende Drang suchte seinen Ausweg in allerlei Uebermuth. In der wilden Zeit unter den Waffen aufgewachsen, besaß sie kein Verständniß für ein geistig ernstes Streben, von welchem beseelt Apollonius sich der Dichtkunst und den Wissenschaften widmete. Um sich selber nicht die geheime

Beschämung einzugestehen, welche sie dem überlegenen Geiste gegenüber empfand, trug sie höhnische Geringschätzung zur Schau. Sie gab vor, Apollonius für ein verwahrlostes Wesen zu halten, weil er keinen Krieg gegen den Wein führte, sich mit Karten und Würfeln nicht befaßte und hoch über den Verlockungen gemeiner Liebeshändel stand. Sein schlagfertiger Witz, immerdar fein, aber auch gefährlich wie eine dreikantige Stoßklinge, diente fürwahr nicht dazu, den Widerwillen zu beschwichtigen. Einer der tollsten Querköpfe unter den rothbetragten Blauröcken war ein Freiherr von Schilling, Wilhelm mit Vornamen, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt. Schilling besaß alle Eigenschaften, wodurch ein Soldat im Kriege zu hohen Ehren gelangen kann; in den zwei Friedensjahren war er zum wüsten Junker und folglich auch zum Raufbold geworden. Er hatte sich vorgenommen, sein Müthchen an Apollonius zu kühlen. Wer Händel sucht, findet sie bald. Auf einem Ball im sog. Museum (einer geschlossenen Gesellschaft) erblickte er den, welchen er sich zum Opfer erkoren, am Schenktisch. Hinzutretend nahm er ein Glas Glühwein und rief: „Baron Maltiz, Ihr Wol." Arglos erhob Apollonius sein Glas. Da warf ihm Schilling das seine in's Gesicht, indem er hohnlachend rief: „Mit einem ... trinke ich nicht!" Das Schmähwort, dessen er sich bediente, entzieht sich der Feder; in der allergemeinsten Form sprach es die schändlichste Beschuldigung aus. Auf Befehl des Großherzogs wurde Schilling als Beleidiger des Mitgliedes einer fremden Gesandtschaft auf die Hauptwache gesetzt. Natürlich begnügte sich Apollonius nicht mit einer

Genugthuung, die seiner amtlichen Eigenschaft galt, wohinter seine Person zu bergen ihm nicht zusagen konnte. Der Handel zwischen dem badischen Rittmeister und dem russischen Diplomaten war beigelegt: die Sache „Maltitz contra Schilling“ nahm ihren regelmäßigen Verlauf. Nach mancherlei Verzögerungen fand die entscheidende Begegnung bei Mannheim statt. Apollonius schien verloren: er hatte niemals eine Schußwaffe in der Hand gehabt, während sein Gegner einer der fertigsten Pistolenschützen des Landes war. Schilling schoß auf 25 Schritte die Augen aus einer Karte in beliebiger Reihenfolge. Zu Roß, und zwar nicht etwa im Galopp, sondern in scharfem Trabe, traf er das Schwarze in einer Scheibe. Jeder Reiter wird verstehen, was das heißt.

Noch ein besonderer Umstand machte den Handel bemerkenswerth. Schilling war Hochzeiter. Seine Braut wohnte in Mannheim. Auf zehn Uhr war die Trauung anberaumt. Als Morgens gegen acht Uhr die Beistände bei Schilling erschienen, um mit ihm zu frühstücken, hieß er sie einstweilen den Kaffee ohne ihn nehmen, da er noch ein kleines Geschäft vor der Stadt habe und erst in einer Stunde zurückkommen werde. „Welches?“ — „Ich muß den Maltitz auf den . . . Boden legen,“ beschied er: und wenn er auch nicht eben „Boden“ sagte, so scheint es überflüssig, den mehr bezeichnenden als salonfähigen Ausdruck des rohen Junkers wiederzugeben.

In den letzten 20—30 Jahren hat sich bei Zweikämpfen allmälig die Sitte herrschend gemacht, die Reihenfolge der Schüsse durch das Loos bestimmen zu lassen; 1817 galt noch das alte Herkommen, wonach der erste

Schuß dem Beleidigten gebührte. Apollonius hob die Hand zum ersten und einzigen Pistolenschusse seines Lebens und streckte den Gegner nieder. Die Kugel saß mitten in der Stirn. Der Gefallene wurde nach Mannheim zurückgebracht, aber statt zur Hochzeit zum Begräbniß. Der Sieger mied das badische Gebiet, um sich Unannehmlichkeiten und dem Karlsruher Hofe Verlegenheiten zu ersparen. Von amtswegen krähte kein Hahn mehr nach der Sache. Für Maltitz blieb sie eine schmerzliche Erinnerung. In Bezug auf Schilling fand er sich freilich schnell getröstet, sobald nur die erste unvermeidliche Aufregung nach dem ungewohnten Vorgange überwunden war; aber die Braut that ihm leid, deren gehofftes Glück in Jammer zu verkehren er gezwungen worden. Ob das schöne und liebenswürdige Fräulein untröstlich geblieben, weiß ich nicht, habe jedoch Gründe, das Gegentheil nicht bloß zu muthmaßen.

Als ein Spiel des Zufalls sei hier erwähnt, daß ein anderer Herr von Schilling später zu Apollonius' vertrauteren Freunden gehörte. Er war russischer Offizier und stammte, wie ich glaube, aus Kurland.

Von den Dichtungen des theueren Genossen einer schönen Zeit ausführlicher zu reden, ist an dieser Stelle nicht meines Berufes. Wo es vor Jahren am Platze war, ist es geschehen. Gegenwärtig ist die Schule, der sie angehören, unseren Augen entrückt; aber sobald einmal die Zeit gekommen, worin die zeitgenössischen Dichter bis 1848 der Geschichte ganz und gar verfallen sein werden, dürfte Apollonius Maltitz einen bleibenden Ehrenplatz in ihren Reihen erhalten, wenn auch vielleicht nicht in der aller-

vordersten. Er hat schöne Erfolge aufzuweisen, unter anderem auch einen außerhalb der Grenzen seiner eigentlichen Thätigkeit, nämlich durch das witzige Büchlein: „Geständnisse eines Rappen." Seine diplomatische Laufbahn war eine ehrenvolle in bescheidnerem Maße; von Wien kam er nach Rio de Janeiro, von da nach München und endlich als Gesandter nach Weimar, wo er seit ungefähr 20 Jahren verweilt. Im reiferen Lebensalter hat er sich glücklich vermält.

Mit Wilhelm befreundete er sich sehr schnell. Die damalige Richtung des Jünglings sagte seinem Wesen zu, und, wie es in seiner wolwollenden Natur lag, erblickte er in der keimenden Begabung bereits Blüthe und Frucht. Zweifelsohne sah er eine ganz andere Art von Entwickelung voraus, als jene, die wirklich eintrat, und noch im Jahre 1860 machte er in einem seiner wunderseltenen Briefe Wilhelm Vorwürfe darüber, daß dieser den Beruf für das Drama verkannt habe. Meines Erachtens dürfte eine solche Annahme auf irrigen Voraussetzungen beruhen; einige Gründe für diese meine Ansicht habe ich bereits früher (im 11. Abschnitt) vorgebracht.

Um den jungen Dichter zu fördern, führte ihn Apollonius in mehrere Häuser seines befreundeten Kreises, namentlich zu Tettenborn und zu einer Frau von Schönfeld. Mit letzterer machte er den Anfang, und diese Vorstellung gab den Anlaß zu zwei bemerkenswerthen Zwischenfällen. In erster Reihe gerieth Helmina darüber in Wuth. Die Schönfeld — nebenbei gesagt eine sehr hübsche Frau „von dreißig Jahren" — war mit ihr bei Eskeles zusammengetroffen und hatte die Dichterin ganz entschieden unbe-

achtet gelassen. Diese erklärte nun, es sei unpassend, daß ihr Sohn im Hause einer Dame erscheine, wohin sie selbst nicht kommen könne. Sie verbiete es, fügte sie hinzu. — „Mein Sohn ist mündig, spricht Ottavio Piccolomini," versetzte der 21jährige Wilhelm und ließ das Verbot unbeachtet. Es gab darauf einen heftigen Sturm, den er gewohnter Maßen an sich abgleiten ließ. — Der zweite Zwischenfall trug sich unmittelbar nach der Schönfeldschen Abendgesellschaft zu. Apollonius sagte draußen auf der Gasse zu dem jüngeren Freunde, daß sie demnächst zu Tettenborn gehen würden; da sie aber den ersten Besuch nur an einem Abend allgemeinen Empfanges bewerkstelligen könnten, so möge Wilhelm im Frack erscheinen. Der erklärte das sofort für unthunlich, denn wenn er auch ein halbes Jahr zuvor dem Grafen Rimpsch gesagt, daß sein Frack zu Wien liege, so war diese Angabe nicht ganz genau gewesen. Während der zwei Winter, welche er außerhalb der Stadt zugebracht, war der Gesellschaftsanzug verwildert und hatten im letzten Sommer die Schaben seine Reste gefressen. Verwundert bemerkte Maltitz: „Merkwürdig. Sie haben sich heute in Ihrem braunen Gehrock mit einer Sicherheit bewegt, als hätten Sie zu Hause den Kasten voll schwarzer Gala. Solches Selbstvertrauen flößt sonst nur das gute Gewissen ein." — Da es helles Wetter war und der Vollmond schien, dehnten der Weltmann und der gesellschaftlich so gewissenlose Dichter ihren Weg zu einem Spaziergang durch die Jägerzeil in den Prater aus. Nachdem sie von allerlei dichterischen Dingen gesprochen, kam Apollonius zögernd und mit langathmigen Umschweifen auf die Rechte und Pflichten der Freundschaft, schließlich aber

auf die Gütergemeinschaft der Freunde zu reden. Den Schluß der langen Auseinandersetzung erwirkte die Zusage Wilhelms, dem Freunde die Sorge für die schwarze Hülle anheimzugeben. In der Erinnerung an diesen Auftritt geschah es später, daß der junge Dichter den Camoens sagen ließ: „Eh'r hätt' ich selbst in wildem Frevelmuth mein breites Schwert mir durch die Brust gerannt, als mich gebeugt zum Dank für solche Gaben, wie sie der Bettler und der Sklave nimmt; doch was ein Freund mir heut, der durch die Gabe nur reicher wird in seines Herzens Schätzen, und dem mein Dank mehr werth als mir sein Gold, verwechselt das nicht mit der stolzen Großmuth, die sich loskaufen will vom Joch des Herzens, weil . . .“ Die Schlußworte sind mir entfallen und nachschauen kann ich nicht, da auch mein Exemplar des verschollenen Buches zu den alten Mondscheinen gegangen.

Gegen Weihnachten erhielt Helmina die erbetene Audienz beim Kaiser, nachdem sie mehrmals von der Kaiserin empfangen worden. Der Monarch verkehrte mit ihr in seiner gewohnten Weise, leutselig und nicht sparsam mit der Versicherung, alle Beschwerden des Volkes im Kammergute genau zu prüfen. Er sprach anerkennend vom guten Willen und der lauteren Gesinnung der Dichterin, unterließ jeden Seitenhieb auf ihre Unkenntniß der Menschen und Zustände, und war zum Schlusse sogar gnädig genug, in sein Geschick ergeben ein Gedicht anzuhören, das sie für diesen Anlaß gemacht. So wenigstens berichtete sie unmittelbar nach der Audienz den Hergang; wolverstanden: mit andern Worten. Wenige Wo-

chen danach erkrankte sie. Der Arzt behandelte sie längere Zeit mit endlosen Mixturen ohne Erfolg. Zufällig kam Rollet, der Landarzt von Baden, zum Besuche in die Stadt, lachte sie aus, als sie behauptete, eine Gehirnentzündung zu haben, gab ihr Hollunderthee zum Schwitzen und hob das Uebel in zwei Tagen. Sie habe einen außergewöhnlich bösartigen Stockschnupfen, sagte Rollet. Vielleicht irrte er sich, jedenfalls aber bleibt gewiß, daß er die Krankheit beseitigte, und ein Arzt, der heilt, behält immer Recht.

Es wird hier am Platze sein, einige Bildnisse von Freunden und Bekannten einzureihen; doch behalte ich mir vor, auch noch andere im letzten Abschnitte dieses ersten Buches vorzuführen, je nachdem sie eben am besten in den Rahmen passen. Ein paar davon kommen jetzt schon als Nachtrag, wie denn überhaupt diese Aufzeichnungen sich nicht allzu streng an die Zeitfolge binden, sobald Rücksichten auf die Verständlichkeit der Darstellung eine andere Anordnung wünschenswerth machen. Es ist ja kein Tagebuch, was der Verfasser zu bieten beabsichtigt, sondern eine übersichtliche Schilderung seiner Zeit und seiner Zeitgenossen in Beziehung auf das Alltagsleben, und da wird ihm allenfalls erlaubt sein, gelegentlich Gruppen zu stellen, deren einzelne Bestandtheile zu ihrer Zeit weit auseinander lagen. Das ist ein Recht aller Uebersichten; wenn wir einen der beherrschenden Gipfel im Hochgebirge erkletiert haben, sehen wir in der Ferne viele Kämme und Kuppen zusammengerückt, die keine Nachbarn waren, als wir sie überstiegen.

Einen der Mittelpunkte des freundschaftlichen Ver-

lehres für Helmina und ihre Söhne bildeten zwei Häuser, die zusammen gehörten, wenn sie auch örtlich durch ein paar Straßen getrennt waren; in dem einen machten Joseph Dessauer und seine unvermälte Schwester Therese die Wirthe, im anderen die Frau Maier von Alsp-Rußbach, ihre ältere Schwester, Gattin eines Großhändlers, Mutter vieler Kinder, deren Zahl noch nicht ganz voll war. — Joseph, nach österreichischem Brauche „Pepi" gerufen, war schon von früherher mit der Dichterin bekannt, und zwar durch eine sehr liebe Freundin, Ernestine Landesmann, von der in diesen Aufzeichnungen bisher noch nicht die Rede war. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Pepi war mit Therese, seiner Schwester, aus der Vaterstadt Prag nach Wien gezogen, wo er seitdem geblieben ist, doch nicht ohne verschiedene Abstecher zu machen, die ihn zuweilen mehrere Jahre hindurch fern hielten. So verweilte er lange Zeit in Mailand und in Paris. Er hat sich als Tondichter bekannt gemacht, namentlich durch seine anmuthigen Liederweisen. Seine Opern, sehr gering an Zahl, haben keine großen und nachhaltigen Erfolge erzielt, wol aber warme Anerkennung gefunden. In der Handhabung des Flügels besaß er sozusagen von Kindsbeinen an eine Fertigkeit, welche ihn in die Reihen der ersten Virtuosen gestellt haben würde, wenn er diese Art flüchtigen Glanzes nicht verschmäht hätte, obschon die Verlockung dazu sehr mächtig winkte und zog, indem dazumal das Virtuosenthum die Höhe des Pflasters behauptete. Freilich fehlte bei ihm der andere Reiz: die drängende Noth. Er brauchte mit seiner Kunst nicht nach Brod zu gehen, da er von Hause

aus ein genügendes Einkommen besaß und ein guter Haushalter war. Kein Ehrgeiz peinigte ihn, wie er z. B. einen Meyer-Beer und einen Felix Mendelssohn zu rastloser Thätigkeit drängte. Pepi liebte ein behaglich künstlerisches Dasein. Unbekümmert um die große Welt wollte er sich und den Freunden leben, mehr genießend und Genuß bereitend als schaffend. Das Bewunderungswürdigste an ihm schien sein musikalisches Gedächtniß; da war kein Werk großer Meister, vielleicht kein ausgezeichnetes Musikstück überhaupt, das er nicht durch und durch auswendig gewußt, das er nicht in jeglichem Augenblick vorzutragen verstanden hätte, und zwar ohne sich dabei an einen gegebenen Clavierauszug zu binden, weil ihm das Vorbild stets in seiner eigensten Gestaltung gegenwärtig war, so daß er in freiem Vortrag je nach der Eingebung des Augenblickes die ursprüngliche Musik in reizender Uebersetzung gleichsam als eigene Schöpfung vorführte. Von den Annehmlichkeiten des persönlichen Umganges mit dem lebensvollen und doch so sanften, mit dem witzigen und doch so harmlosen Künstler ist billiger Weise zu schweigen. Jugendfreunde beräuchert man in den alten Tagen nur mit Cigarren.

Pepis Schwager und Schwester führten ein großes Haus, doch nicht um zu glänzen und zu prunken, sondern um der Geselligkeit eine anmuthige Stätte zu bereiten. Die Zeit wurde nicht nach der Weise jener Leute hingebracht, welche darauf ausgehen, ihre Langeweile todtzuschlagen, ohne sich in geistige Unkosten zu setzen, für die sie aus begreiflichen Gründen den Aufwand nicht bestreiten können. Die Töchter waren damals noch kleine

Mädchen von 4—6 Jahren; jetzt können sie bald Großmütter werden. Die eine ist die Gattin des berühmten Landschafters Remey van Haanen, die andere Witwe des im Jahr 48 vielgenannten Reichstagsabgeordneten Löhner. Der ältere Sohn Leopold ist Advokat, einer der ersten von Wien; in der kurzen Frist, während welcher die Schwurgerichte 1850—51 im Gange waren, fand er Gelegenheit, sich in einem Aufsehen erregenden Rechtshandel auszuzeichnen. Ein Bruder Leopolds v. Maier, Karl, ist der bekannte nationalökonomische Zeitschriftsteller.

Von der Pichler, von der Perin war bereits mehrfach die Rede, aber Regina Frohberg wäre schier übergangen worden. Vergessen ist sie ohnehin schon längst. Sie selbst war besser als ihre Romane und entschädigte im Umgange reichlich für das Lesen ihrer waschledernen Prosa. In den Kreisen der vornehmen Judenschaft heimisch, erinnerte sie in ihrer Weise an eine gewisse Classe von alternden Knaben, die sich in einer wolbestellten Junggesellenwirthschaft wolgefallen, Besuche empfangen ohne eigentlich ein Haus zu machen und in ihren Kreisen überall gern gesehen sind. Regina zeigte sich als eine kleine zierliche Figur, damals bereits in der Dämmerung, „entre deux âges," wie der höfliche Franzose sich ausdrückt. Ihr Anzug war stets vom besten Geschmack gewählt. Wilhelm und Max standen beiweitem besser bei ihr angeschrieben als Helmina. Max fiel jedoch aus ihrer Gnade. Nachdem sie einst in Gegenwart der beiden zu einer Freundin gesagt, die Dichterin sei in ihrem Aeußeren wie in ihrem Benehmen doch gar zu rücksichtslos, und diese geantwortet: „Aber immer sehr geistreich!" platzte Max

heraus: „Wenn nur der Geist den Verstand nicht frähe.“ Regina hielt das für einen Hieb gegen alle Damen in Schindels Lexikon, und da sie selber hinein gehörte, machte sie dem jungen Naseweis einen Tanz, der ihn nicht ermunterte, den Verkehr fortzusetzen. Ueber ihre persönlichen Verhältnisse war in weiteren Kreisen nichts Genaues bekannt; das Gerücht sagte, sie sei verheiratet, aber vom Gemal gleich nach der Hochzeit böslich verlassen worden.

Zu den Verschollenen aus jener Zeit ist auch Stierle-Holzmeister zu zählen. Er hat sehr hübsche Erzählungen geschrieben und nicht ohne Glück sich in gebundener Rede versucht. Früher Soldat, war er in der Friedenszeit als Hauptmann ausgetreten, hatte ein junges sehr hübsches Mädchen geheiratet und führte ein angenehmes Leben. Ein alterthümliches Haus in der Jordansgasse war sein Eigenthum, was hier zu erwähnen ist, um einen bezeichnenden Zug seiner kaltblütigen Geistesgegenwart zu erzählen. Eine kleine Gesellschaft war versammelt, ein Theil beim Flügel beschäftigt, der Hausherr mit Wilhelm beim Schachbrett. Plötzlich hörte man ein ungewohntes Geräusch draußen. Die Zofe ersuchte „seine Gnaden,“ sich hinauszubemühen. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück, setzte sich wieder zum Brett und spielte gelassen weiter. „„Was gibts?“ fragte man. — „Nicht der Mühe werth,“ lautete der ruhige Bescheid; lassen Sie sich nicht stören.“ Man ließ sich in der That nicht stören, mehr noch beruhigt durch Stierle's Miene als durch sein Wort. Ein paar Stunden später, als alles vorüber und der Zwischenfall schier vergessen war, vernahm man, daß es im obersten Stockwerk gebrannt habe. Und Stierle war

der Eigenthümer des Hauses und hatte nicht mehr versichert als den Werth des Dachstuhls! „Bei unseren vorzüglichen Löschanstalten kann nicht mehr verbrennen," sagte er. — „Aber Ihre Gelassenheit?" — „Weßhalb sollte ich denn zappeln? Was zu geschehen hat, geschieht ohne mich."

Wie Stierle-Holzmeister befand sich auch der Graf Theodor von Heussenstamm in der angenehmen Lage, jenes berühmtgewordene Wort der Berliner Bankiersfrau auf sich anzuwenden, die von ihren Söhnen (Jakob Meier-Beer und Michael Beer) zu sagen pflegte: Der Jakob und der Michel sind Künstler, aber sie haben's Gott sei Dank nicht nöthig." Darin bestand indessen auch so ziemlich die einzige Aehnlichkeit zwischen Stierle und Heussenstamm. Der Hauptmann, obschon nicht starken Knochenbaues und fast zu klein von Gestalt, war in Wind und Wetter hartgehämmert. Aus allen Zügen seines blatternarbigen Gesichtes lachte die harmlose Heiterkeit. Sein Wesen trug in jeglichem Stücke das Gepräge jenes ruhigen Selbstvertrauens, das still und wachsam die Dinge an sich kommen läßt, wie der Jäger auf dem Stande das Wild. Der junge Graf dagegen glich einer zarten Sinnpflanze von außen wie von innen. Unter der Mittelgröße, schmächtig, hellblond, weiß von Haut wie ein feines Mägdlein, schien er aus seinen feuchtschimmernden Vergißmeinnicht-Augen wie ein Fremdling in die Welt zu blicken, nicht furchtsam, nicht einmal scheu, auch nicht etwa verdrießlich, gelangweilt oder trutzig, sondern als vermißte er etwas, das sich nicht finden ließ, mit mehr Sehnsucht als Entsagung. Er schleppte das eine Bein, statt daß es ihn getragen hätte; in seinen Knabenjahren

war der Hüftknochen aus der Pfanne gewichen. Um mit Theodor zu verkehren, mußte man ihn vorsichtig anfassen wie ein rohes Ei. In vielen Stücken glich ihm seine hübsche Schwester, zartbesaitet und wo möglich noch blonder wie er. Helmina nannte die beiden ihre weißen Mäuse, doch dauerten die guten Beziehungen zur Gräfin Chorinsky, und folglich zum Bruder derselben nicht lange, da sie — wie schon mehrfach theils gesagt, theils gezeigt worden — eine unglückselige Gabe besaß, grade da, wo sie es am besten meinte, auch fester gefugte Gemüther zu verstimmen. Theodor war mehr Gedicht als Dichter. Was er schuf, war nicht scharf und kräftig genug ausgeprägt, um die Gleichgültigkeit der Welt in Theilnahme zu verkehren; aber sein Dasein war Poesie. Schon seine Wohnung bezeugte das. Sie befand sich in einem der alterthümlichen weitläufigen Häuser der innern Stadt, welche seitdem großen Theils durch neue Gebäude ersetzt worden sind. Zu einem Bruchtheil war Heussenstamm Miteigenthümer, sozusagen: Gaserbe. Um zu ihm zu gelangen, mußte man aus dem Gange eines oberen Stockwerkes auf eine Stiege treten, die sich schräg an der Feuerwand hinzog. Sie mündete unmittelbar in das Wohngemach, das gefällig, fast gefallsüchtig wie ein Frauenzimmer, den Eintretenden empfing, prächtig ohne Prunk eingerichtet, ein traulicher Winkel im Irrgewinde der öden Umgebung des abenteuerlich zusammengefügten Baues, der zweifelsohne im Verlauf von Jahrhunderten stückweise den ursprünglichen Hofraum überwachsen hatte.

Theodor verkehrte beiweitem nicht ausschließlich mit der vornehmen Welt, die man allgemein kurzweg die „Ge-

ſellſchaft" nannte. Heutzutage wird ſie nur noch im eigenen Kreiſe ſo geheißen, wenigſtens von jenen ihrer Mitglieder, welche keine anderen kennen, mithin in gutem Glauben reden. Ihre Berechtigung wird niemand verkennen, welcher zugibt, daß für jeden Menſchen „die" Geſellſchaft derjenige Kreis iſt, worin er mit gleichgeſtellten und gleichgeſinnten Genoſſen ſich unterhält oder zu unterhalten ſucht. Ein nachhaltig erſprießlicher Verkehr kann ſich nur ausnahmsweiſe zwiſchen denen bilden, deren Lebensbeziehungen in ihrer Art und Weiſe allzuweit auseinander liegen. Ein ſchlichter Mann mag unter Fürſten und Grafen einige ſeiner beſten Freunde beſitzen und in den herzlichſten Beziehungen zu ihnen ſtehen; er gehört deßhalb nicht zu ihrer Geſellſchaft, ſo wenig als ſie zu der ſeinigen, wenn nicht etwa der Schwerpunkt ihres Dichtens und Trachtens ganz entſchieden in ſeinen Kreiſen liegt. Wenn aber jedermann befugt iſt, ſeinen eigenen Umgang „die" ſtatt „unſere" Geſellſchaft zu nennen, ſo bleibt nicht minder unzweifelhaft, daß die Mehrzahl der Wiener von anno dazumal ſich eines unrichtgen Ausdruckes bedienten, wenn ſie „die" Geſellſchaft von Kreiſen ſagte, denen ſie fernſtand. Was nun unſeren blonden Dichter mit „Mädchenwangen", aber ohne „Drachengrimm" betrifft, ſo lag ſein Schwerpunkt außerhalb jeglicher Richtung einer Claſſe, mit welcher er auch gar nichts gemein hatte, als eben den angebornen Stand und Rang. Den Anſprüchen der Standesgenoſſen trug er übrigens billige Rechnung im ganzen, ſo weit ſie berechtigt ſchienen, und es fiel ihm nicht etwa ein, den feindſeligen Sonderling zu ſpielen; was hier eigens zu bemerken iſt, um kein

Mißverständniß aufkommen zu lassen. Späterhin ist einmal ein Trauerspiel von ihm bei Cotta erschienen, nachdem es, wie man sagt, im Burgtheater aufgeführt worden. Seit vielen Jahren bereits lebt Theodor Heussenstamm zurückgezogen und friedlich im schönen Graz.

Im Verlaufe des Winters fand sich ein alter Freund Helmina's ein, der Graf von Blankensee. Im fünften Abschnitt ist die Rede von ihm gewesen. Er war noch ganz derselbe, wie die Dichterin ihn zu Berlin in der Taubenstraße gekannt, nur bedeutend dicker geworden, was er augenscheinlich gern in Abrede gestellt hätte. Sehr begreiflich; er machte noch alle Ansprüche eines „Löwen" im ersten Glanze der frischen Jugend und dachte daran, daß er endlich einmal doch auf die Brautschau gehen sollte, bevor die Zahl seiner Lebensjahre zum viertenmale sich vor der Null gewechselt. Als Dichter hatte er in der Zwischenzeit mancherlei versucht, wenig erlangt. Die einfältige Welt versagte ihm den Lorbeer, den sie an Lord Byron so übermäßig verschwendet hatte, obschon auch er wie dieser goldene Saiten an der Harfe führte und bedeutend hinkte. Mit Wilhelm vertrug sich Georg Blankensee vortrefflich: der Jüngling ließ mit jener unerschütterlichen Geduld, welche ihm die Abhärtung gegen Verse gegeben, sich vorlesen, behielt jedes Gedicht auswendig, das er dreimal vernommen, trug es dann nicht übel vor und verlangte nie, mit eigenen Versen das Vergeltungsrecht zu üben, da er von Berlin her wußte, daß der Graf fremde Dichtungen durchaus nicht vertragen konnte. — Mit Maltitz war Blankensee von früheren Zeiten her näher bekannt, man könnte beinahe sagen: befreundet.

Der Umgang wurde in Wien lebhaft fortgesetzt, und Apollonius bot alle diplomatische Feinheit auf, um sich durch den alten Zunftgenossen von seinem Kammerdiener-Abschreiber erlösen zu lassen. Doles war mit der Zeit sehr anspruchsvoll und in demselben Verhältniß äußerst nachlässig geworden, mißbrauchte des großmüthigen Brodherrn Güte mit wachsender Unverschämtheit und ließ seiner Liederlichkeit alle Zügel schießen. Die saubere Handschrift und die Kenntniß fremder Sprachen bestachen Blankensee, so daß er den Taugenichts in seinen Dienst und im Frühjahr mit sich von dannen nahm. Lange wird die Herrlichkeit nicht gedauert haben, aber Maltitz hatte erreicht, was seine Gutmüthigkeit wünschte: Doles loszuwerden, ohne ihn hülflos an die Luft zu setzen. Er hatte ohnehin für mancherlei Kostgänger zu sorgen.

Da war z. B. ein ehemaliger badischer Offizier, er möge hier Brandfuchs heißen, den Maltitz seinerzeit in Karlsruhe gekannt und der in Wien vom Stiefbettel lebte. Brandfuchs hatte in seiner Heimat bessere Tage gesehen, war aber genöthigt worden, den blauen Rock auszuziehen, vermuthlich wegen allzu ausgezeichneten Wolverhaltens. Wenn man ihn hörte, war eigentlich der Schillingsche Handel die Quelle seines „Mißgeschickes". Maltitz gab ihm viel, aber nie genug. Neben Brandfuchs hing ihm auch Max Langenschwarz an allen Ohren, der einige Jahre später als angeblich erster deutscher Improvisator vielen Staub aufwarf. Langenschwarz war nach Wien gekommen, Gott weiß wie, und hoffte dadurch eine Stellung zu erbeuten, daß er sich bekehren ließ. Pilat und dessen Freunde nahmen sich lebhaft seiner an;

als es aber zum Klappen kam, zeigte sich, daß ihr Katechumen kein Protestant, wie sie gemeint, sondern ein Jude sei. „Nur ein Jude“, sagten sie achselzuckend, und der Neubekehrte wurde mit einem Trinkgeld abgefertigt: „mit einem Rasenwasser“, wie er sich ausdrückte.

Durch Blankensee lernte Wilhelm die Herrlichkeiten der Redouten kennen, wohin er in seiner jugendlichen Blödigkeit sich allein nicht gewagt hätte, abgesehen vom Widerwillen der Mutter gegen nächtliche Schwärmerei und rauschende Lustbarkeiten, durch welche, wie sie sagte, ihre Kinder zu Weltlingen gemacht werden könnten. Gegen Georg aber erhob sie keine Einwendungen, als er sich den Sohn zur Begleitung erbat; doch mußte er verheißen, ihn unter seinen Fittigen zu behalten. „Redoute“ sagte man in Wien kurzweg für einen Maskenball, der im Redoutensaale der Kaiserburg abgehalten wird, insofern man eine Versammlung, wobei kein Schritt getanzt wird, einen „Ball“ heißen darf. Die Redouten von heutzutage (oder vielmehr: zu Nacht) gleichen jenen von ehedem wie ein Ei dem anderen, was das Aussehen betrifft. Auch die Triebfedern und das Wesen der Unterhaltung werden im Grunde dieselben sein, wenn auch manche Einzelnheiten sich verändert haben dürften, wie denn überhaupt jede Zeit ihre eigenthümliche Ausdrucksweise und ihren besonderen Gedankengang hat. Wie jetzt erschienen auch damals die Herren unverlarvt im Gesellschaftsanzuge und die Damen größtentheils in der Maske. Wie jetzt war es hergebracht, daß die Herren nicht die Masken anredeten, sondern sich von ihnen anreden ließen Wie jetzt hatten die Damen die verschiedenartigsten Gründe,

Bekannte oder Unbekannte anzureden, doch mag man behaupten, daß eine ziemlich große Anzahl von ihnen sich vorzugsweise diejenigen aussuchte, mit denen sie sonst in der Gesellschaft nicht zusammentrafen, — diese einen Begleiter, von dem sie, je nach dem Zuschnitt der eigenen Begabung, geistige Unterhaltung erwartete; jene einen Vogel, dessen Gefieder ihrem Geschmacke entsprach. Hie und da wird die Redoute wol auch den Schauplatz eines ersten Capitels gegeben haben. Wilhelm kam sich vor wie der Zeisig im Hanfsamen. Natürlich kümmerte er sich um seinen Hüter so wenig mehr, als Blankensee sich um ihn. Ohnehin konnten im tollen Wirrwarr kaum die beisammen bleiben, die Arm in Arm „das Jahrhundert in die Schranken forderten", und das versuchten nur Paare verschiedenen Geschlechtes. Für die letzten Stunden wurde der Juvenis von einem schwarzen Domino ausschließlich in Beschlag genommen. Die „schöne Maske" redete ihn an: „Der graugrüne Rock steht dir besser als ein schwarzer Frack", worauf sie fortfuhr, ihn mit Erinnerungen aus Ischl zu „sekkiren", wie der Kunstausdruck das Necken nennt.

Die Neckerei drehte sich um ein Ischler Abenteuer vom September her. Zur Genesungsfeier des Cardinals Erzherzog Rudolf war ein Volksfest veranstaltet worden. Wilhelm hatte nicht versäumt, sich dabei einzufinden, und war geschickt genug gewesen, seine Mutter im Getümmel zu verlieren. Eine Almerin fiel ihm auf, die viel feiner und hübscher schien als alle übrigen Dirndln in seidenen Kopftücheln und Kitteln von Kattun. Sie war wolbeleibt, aber nicht von ländlich derbem Wuchs, trug Hand-

schuhe an den zarten Händen, ging auf zierlichen Füßchen leicht einher und duftete, nicht stark zwar, aber für eine feine Nase immer noch erkennbar, von einem großstadtischen Wolgeruch. Er ließ mit gutem Vorbedacht diese Wahrzeichen unbeachtet, hielt sich, das Maskenrecht ehrend, an die bäuerische Tracht und verfuhr nach Kathi's unvergessener Vorschrift. Das Dirndl seinerseits zeigte sich nicht als eine von den „Gredln", deren zwischen Lilienfeld und Türnitz Erwähnung geschehen.

Die Maske im schwarzen Domino konnte nun freilich nicht jene Almerin sein. Die Gestalt war höher und bedeutend schlanker. Aber sie zeigte sich von den Vorgängen jenes festlichen Abends in Ischl leidlich unterrichtet und schien großes Behagen daran zu finden, den Begleiter an kleinem Feuer zu braten, wozu er sich gerne hergab, obschon eine steigende Beklemmung ihn überkam, die manchmal bei aller Süßigkeit doch lästig ward. Beim Scheiden erhielt er ein Stelldichein bei Maria Stiegen, wohin er natürlich nicht ging, weil er schon von seinen älteren Freunden wußte, daß jemand vom Maskenball in besagte Kirche bestellen, soviel heiße als: auf Wiedersehen zu Winterpfingsten. — Wenn es nicht bedenklich schiene, einen Waidmannsausdruck, welcher sich auf Rüden bezieht, auf Menschen anzuwenden, so wäre hier zu sagen, Wilhelm sei in jener Nacht auf der Redoute „genossen gemacht" worden. So lange er seitdem in seiner Jugend Gelegenheit hatte, Redouten mitzumachen, versäumte er keine. Als er dann nach langer Unterbrechung in späteren Jahren diese Gelegenheit wiederfand, pflegte er sie nicht anders zu benutzen, als etwa alle 3—4 Jahre

einmal zu einem Ständchen der Beobachtung. Alles hat seine Zeit, sagt der weise Salomo.

Blankensee, welcher drei Bestellungen nach Maria Stiegen, oder eigentlich: „Maria am Gestade“ erhalten, fand die Einförmigkeit des Stelldicheins auffallend genug, um daraus auf die Richtigkeit der nachträglichen Belehrung zu schließen. Ein jüngerer Freund von ihm, ebenfalls ein Norddeutscher, war solcher Belehrung nicht zugänglich, sogar dann noch, als er am ersten Fastensonntag dem Hochamt beigewohnt. Es war ein volles Dutzend von Masken, welches ihn nur zum Scherze dorthin beschieden, und dennoch sprach er die Ueberzeugung aus, daß allein der leidige Zufall die Opfer seiner Unwiderstehlichkeit insgesammt von einer Stätte abgehalten, wohin ihre Sehnsucht sie lockte. Der liebe Junge gehörte zu jenen wahrhaft Glücklichen, die niemand zu beneiden pflegt, und hat sich bis in sein reiferes Alter dabei erhalten. Wenigstens ist dies aus nachfolgendem Zuge zu schließen:

Etwa fünfzehn Jahre später kam unser Norddeutscher, er möge mit Vornamen Sweter heißen, grade weil er nicht so getauft war, als Durchreisender nach Venedig. Da er in der Zeit nicht stehen geblieben, war er inzwischen aus dem jungen Herrn ein Mann im Anbeginn der s. g. besten Jahre, — und da er stehen geblieben zu sein sich einbildete, ein „ci-devant jeune homme“ geworden. Die deutsche Sprache hat dafür einen weniger höflichen Ausdruck, der jedoch, abgesehen von seiner Derbheit, auf einen leidlich erhaltenem Junggesellen im Anfang der Vierzig noch nicht recht zu passen pflegt. Sweters erstes Geschäft in der Dogenstadt war, auf Eroberungen auszu-

gehen. Für den Strichvogel iſt eine ſolche Sendung in Venedig ſchwierig genug. Auf der Straße ſieht man am Tage meiſtens nur die Schweſtern der Macbeth'ſchen Hexen und zuweilen etwa eine Veſtalin. Eine einzige bemerkenswerthe Erſcheinung tauchte auf, „das ſchöne Blumenmädchen", wie man die Frau von Bulgari allgemein nannte, und zwar mit Recht, denn obſchon ſie bereits eine Tochter von 16 Jahren beſaß, ſah ſie ſelber noch wie ein junges Mädchen aus. Ihr Mann war Lohndiener, der Mezzofanti ſeines Faches und in ſeiner Art eine Merkwürdigkeit von Venedig. Die Frau hatte eine allerliebſte Manier, ihre Sträußchen anzubringen. Morgens durchwandelte ſie die Bogengänge am Marcusplatze, und wo ſie vor einem Kaffee einen Fremden beim Frühſtückstiſche traf, legte ſie mit verbindlichem Lächeln ihm ein Sträußchen hin und ging weiter ohne auf Bezahlung zu warten. Sweter fing augenblicklich Feuer. Am nächſten Morgen ſtellte er die Spenderin der Blumen und nach drei Tagen erhielt er das erbetene Stelldichein. Aber es war ſo gut, als wäre er einer Maske zulieb am erſten Sonntag Quadrageſimä in's Hochamt zu Maria Stiegen gegangen. Am nächſten Morgen entſchuldigte ſich die Treuloſe mit einer Ausrede und verhieß, am Abend ihr Wort einzulöſen. Die Abreiſe war zwar für denſelben Tag anberaumt, doch Sweter bewog den Reiſegefährten, ſie zu verſchieben. Abends ging er abermals nach Maria Stiegen. Am Morgen darauf ſpielte ſich dieſelbe Comödie ab wie 24 Stunden zuvor. Die Abreiſe jedoch konnte nicht länger verſchoben werden. Sweter fuhr ſchweren Herzens von dannen, das Los der Schönen beklagend, die, wie er ſagte, dergeſtalt

rasend in ihn vernarrt sei, daß zu befürchten stehe, sie werde an gebrochenem Herzen sterben oder gar sich in die Lagune stürzen.

Wien besaß in den Tagen, wovon hier die Rede, zwei Dichter, welche unter den einheimischen unbestritten den ersten Rang behaupteten: Grillparzer und Zedlitz. Mit Grillparzer erging es Helmina wie wenige Jahre zuvor mit Gustav Schilling in Dresden. Wilhelm wurde leutselig empfangen, aber die Einladung zur Dichterin abgelehnt. Zedlitz zeigte sich umgänglicher. Er hatte sie schon im ersten Winter ihres Wiener Aufenthaltes aus eigener Anregung aufgesucht und den Verkehr fleißig fortgesetzt. Wilhelms nahm er sich wolwollend an, indem er ihm rundheraus die Wahrheit sagte und ihn zum Fleiße ermunterte. Im Herbste 1827 waren die Todtenkränze erschienen und hatten schnellen Erfolg gehabt, so daß der Dichter auf der Höhe seines Ruhmes stand.

Grillparzer war durchaus nicht der Menschenfeind und „Brummbär", wofür Helmina ihn erklärte. Im Gegentheil. Unter seinen Freunden und guten Gesellen zeigte er sich wolgemuth und konnte sogar recht lustig werden. So hat Zedlitz seinerzeit mir erzählt; und der konnte es wissen, weil er selber zu diesen guten Gesellen gehörte. Grillparzer war — ganz einfach herausgesagt — etwas aufrichtiger als viele andere Leute, die, obschon in unabhängiger Stellung, sich aus Gutmüthigkeit gesellschaftlichen Zwang anthun lassen. Er folgte seinem Geschmack, der eine nicht ganz gewöhnliche Richtung genommen. In späteren Jahren soll er wirklich ein wunderlicher Heiliger von unwirscher Gemüthsart geworden

sein. Man erzählt davon folgenden Zug. Er hatte Gedichte zur Durchsicht unter Umständen erhalten, welche ihn bewogen, sich einer Zumuthung zu bequemen, wie er sonst sie rundweg von der Hand zu weisen pflegte, darin ehrlicher als die meisten berühmten Dichter, welche so häufig derlei annehmen und nach einiger Zeit ungelesen mit der Aeußerung zurückstellen, sie hätten sich sehr daran erbaut. Die Verse waren die ersten Versuche eines jungen Prinzen (muthmaßlich des Erzherzogs Max Ferdinand). Entschlossen, mit unbarmherziger Härte vorzugehen, las Grillparzen die Dichtungen mit gewissenhafter Aufmerksamkeit durch, um hernach mit sichtlichem Verdrusse zu äußern, es sei ihm im höchsten Grade unlieb, sie für lobenswerth erklären zu müssen, aber die Wahrheit bleibe Wahrheit.

Zedlitz, anders gestimmt als Grillparzer, liebte die Geselligkeit und war, um mit Helmina zu reden: ein [illegible]gemachter Weltling. Dieses Wort bedeutete in ihrem Munde einen Vorwurf, wie schon mehrfach angedeutet worden. In seiner Jugend hatte der Dichter die Waffen getragen. Er sah immer noch wie ein echter und rechter Husar aus: freisam, rüstig, rührig und immerdar wohlgebaut. Geboren im Jahre 1790, vielleicht noch etwas früher, stand er in voller Blüthe der männlichen Kraft und trank in raschen tiefen Zügen aus dem schäumenden Becher des Lebens. Die Frauen waren ihm hold und er kein Weiberfeind. In dieser Beziehung glich er seinem Freunde, dem General Tettenborn, welcher zwar um ein gutes Stück älter, aber dem Aussehen nach wie in seinem Wesen ebenso jung war.

Tettenborn bekleidete damals den Posten eines babi-

schen Gesandten. In den Freiheitskriegen hatte er als tapferer und glücklicher Soldat sich rühmlich hervorgethan. Seine Thaten leben in den Aufzeichnungen der Geschichte jener Kämpfe fort. Schlagfertig wie seine Faust war auch seine Zunge. So hat er einmal dem Kaiser Napoleon I. eine treffende Antwort gegeben. Mit irgend einer diplomatischen Sendung in Paris betraut, mußte er, statt in kriegerischem Gewande, bei einem s. g. Cercle in den Tuilerien in der vorgeschriebenen Hoftracht erscheinen. Napoleon ging dabei von einem zum andern der im Kreise aufgestellten Gäste, um mit jedem einige Worte zu wechseln. Bei Tettenborn angelangt, der ohne Rücksicht auf des Kaisers bekannten Widerwillen gegen Bärte seine Oberlippe ungeschoren gelassen, sagte der große Corse in spöttischer Weise: „Der Schnurrbart paßt nicht zu diesem Gewande.“ Worauf Tettenborn gelassen entgegnete: „Um Vergebung, Sire, die Tracht paßt nicht zum Schnurrbarte.“

Bekannt wie eine große That war Tettenborns Ritt von Paris nach Wien in einem Zuge. Ohne Rast und Ruhe hatte er in fabelhaft kurzer Zeit, ich glaube in 120 oder 140 Stunden den Weg im Sattel auf Postkleppern zurückgelegt und ritt mit sechzehn blasenden Postknechten in die Kaiserburg, um den Abschluß des Pariser Friedens zu melden. Heutzutage gehen freilich die Meldungen rascher und stiller vor sich.

Wilhelm war bei Tettenborn wol aufgenommen, doch bildeten sich keine näheren Beziehungen, wie sie in viel späteren Jahren allerdings sich gestalteten, als Tettenborn für kurze Zeit zu Baden-Baden verweilte (1842) und es

wünschenswerth fand, gewisse vorbereitende Anschauungen in die Oeffentlichkeit zu werfen. In Wien hatte der Jüngling noch keine eigene Meinung über öffentliche Dinge gehabt. Es war ihm darin ergangen wie jedem, welcher über den Gang der großen Weltgeschicke noch keine Uebersicht gewonnen hat und von der menschlichen Natur nur überlieferte Begriffe besitzt. Das ist das gemeinsame Los der männlichen Jugend und des weiblichen Geschlechtes, nur daß erstere häufig die Höhe über dem Nebel gewinnt, während letzteres fast ohne Ausnahme darin stecken bleibt. Im Jahre 1842 war Wilhelm allerdings noch lange nicht über jene Art von Politik hinaus, welche vom Herzen und von der Einbildungskraft beeinflußt wird und häufig den Sympathie-Schwindel erzeugt, aber seine geschichtlichen Kenntnisse wie seine Erfahrung hatten Fortschritte gemacht, die ghibellinische Färbung begann sich erkennbar anzusetzen und Tettenborn fand ihn wie er ihn wünschte.

Ich kann nicht umhin, hier ein für allemal eine verwahrende Bemerkung einzuschalten. Es gibt ohne Ausnahme keinen Sterblichen, der mit seiner Meinung über Mittel, Wege und Ziele in der Politik unfehlbar wäre, weßhalb man keinen ebenbürtigen Gegner unterschätzen darf, der auf der Höhe andere Ergebnisse gefunden hat als wir. Die Hauptsache bleibt, daß er die Höhe gewonnen. Sobald er uns eines Irrthums überführt hat, soll uns keine armselige Rechthaberei hindern, es zu bekennen. Dagegen ist erlaubt, alle, sowol Widersacher wie Parteigenossen, geringzuschätzen oder wenigstens zu bemitleiden, welche ohne eigenes Verständniß mit irgend einer Strömung schwimmen. Sie verfallen in drei Haupt-

klassen: Bullenbeißer, Schwachköpfe, Söldlinge. Als Gegner mag man sie verlachen, als Anfänger benutzen wie ein Führer sein Kanonenfutter; „sie füllen einen Graben aus so gut wie andere", sagt Sir John.

Helmina kam nicht in Tettenborns Haus. Der Grund lag in früheren Beziehungen von Frankfurt her, welche der Generalin nicht wünschenswerth machen konnten, die Dichterin bei sich zu empfangen. Tettenborn war nicht der erste Gemal der einst berühmt schönen Dame, und die Geschichte ihrer Verbindung hatte einen romanhaften Anfang genommen. Frau von Tettenborn war seitdem alt geworden, aber geistreich und liebenswürdig geblieben. In ihrer Gesellschaft traf man stets die oben erwähnte Frau von Schönfeld. (Vielleicht hieß sie auch Schönberg, . . . burg oder . . . wald; jedenfalls war „Schön" dabei, und zwar als nomen & omen.)

Max kam im Verlaufe des Winters zur Mutter, kehrte aber im Anbeginn des Frühjahrs nach Linz zurück, von wo er sich im Mai unmittelbar nach Traunkirchen begab. Helmina mußte im Mai ebenfalls die Stadt verlassen, da ihr die Wohnung im Bürgerspital nur bis Georgi gehörte. Sie versicherte sich einer anderen, welche zu Michaelis frei wurde. Nach der Wiener Zeitrechnung bedeutet Georgi den 8. Mai, Michaelis den 14. October, weil jeder Ziehzeit vierzehn Tage zugegeben werden, sieben unbedingt, sieben aber unter Abtretung eines Theiles der zu verlassenden Wohnung für Fahrnisse der nachfolgenden „Partei". Die Reihe der Fristtage schließt der sogenannte „Muß". Wer bis Mittags um 12 Uhr am „Muß" nicht geräumt hat, wird beförderlich hinausge-

drängt. In der inneren Stadt gibt es nur die zwei genannten Ziehzeiten, in den Vorstädten (mit Ausnahme der Leopoldstadt) deren vier im Verlaufe des Jahres. Und gleichwie eines der bezeichneten Halbjahre sieben, das andere fünf Monate zählt, so hat eines der dazwischen fallenden Vierteljahre blos zwei, ein anderes dagegen vier Monden aufzuweisen.

Bevor Wilhelm dießmal zum Sommeraufenthalte abging, war ihm klar geworden, daß es höchste Zeit sei, an etwas zu denken, was der Mutter gar nicht beizufallen schien, nämlich an seine Zukunft. Wenn diese Saite auch noch so zart und leise bei Helmina angeklungen wurde, verfiel sie in krampfhafte Aufregung. War es ein Freund, der darauf anspielte, so brach sie in Thränen aus und sprach vom Sterben. Ein Fremder wurde schnöde abgetrumpft. Den Söhnen wurde Undank, Abfall, Verrath, Herzlosigkeit und Gott weiß was noch vorgeworfen. Wilhelm schwieg also über den Gegenstand in Gegenwart der Mutter, ließ ihn aber deßhalb doch nicht fallen, da er, abgesehen von der Rücksicht auf seine Zukunft, mit jedem Tage sein Dasein bei ihr unerträglicher fand. Er sehnte sich ja schon lange nach Unabhängigkeit, und dieser Drang ließ ihn die Launen und Wunderlichkeiten Helmina's immer schwerer ertragen und machte ihn häufig sogar ungerecht, wie es eben in gereizter Stimmung zu kommen pflegt. Jedenfalls war er entschlossen, den nächsten Winter nicht im Kammergute zuzubringen, wo Helmina, wie er voraussah, bleiben würde, und zwar eben deßhalb, weil sie eine Wohnung in der Stadt gemiethet hatte.

Beim Abschiede bestärkte ihn Maltitz in der Ansicht, daß ein so zweckloses Dasein nicht länger fortzuführen sei und versprach ihm, seinerzeit zur Wendung der Dinge hülfreiche Hand zu leisten. Wie das anzufangen, werde sich aus den Umständen ergeben: einstweilen sei nur soviel klar, daß Wilhelm im October nach Wien zurückkehren müsse. Dafür werde er sorgen.

---

16. Die entscheidende Wendung.

Am 8. Mai 1828 verließ Helmina die Kaiserstadt, man kann wol sagen: für immer, weil die wenigen Tage, welche sie im nächsten Jahre daselbst zubrachte, von ihren freundschaftlichen und geselligen Beziehungen fast unberührt blieben. Sie ging mit Wilhelm für kurze Zeit nach Baden, wo sie sich, der Himmel mag wissen wie und warum, mit einer Zofe belastete, die für sie paßte wie die Faust aufs Auge. Was sie bedurfte, war eine derbe Trampelgunde mit zwei rauhen Händen und einem dickhäutigen Herzen; was sie nahm: ein empfindsames Geschöpf, Waise eines Offiziers, in einer der kaiserlichen Anstalten für solche Waisen erzogen und zweifelsohne zur Kammerjungfer für eine feine Dame geeignet. Toni hatte viel gelesen, freilich nur Clauren, van der Velde, Tromlitz und anderes schon damals veraltetes Leihbibliotheken-Futter. Sie führte ein Stammbuch, worin u. a. etliche Zöglinge der Neustädter Artillerieschule mit Reimsprüchen aus einer Blumenlese und eigenen „gefühlten" Worten verzeichnet standen. Einer hatte eine braune Locke beigesiegelt. Das Petschaft, zweifelsohne von Messing,

zeigte im Abdrucke zwei Anfangsbuchstaben auf einem schräggelehnten Schild vor einem gerieften Säulenstrunk. In Werken der Nadel und Scheere leistete Toni Vorzügliches. In alltäglichen Verrichtungen war sie weniger erfahren, manchmal gradezu sogar unbeholfen. Wurde sie etwas lebhaft angelassen, so brach sie in Thränen aus und verlor vollends, was sie an Kopf besaß. Diese Schwäche und Zimpferlichkeit stand im grellsten Gegensatze zu ihrem Aeußern. Das kaum achtzehnjährige Mädchen war groß und stark wie eine wolgenährte Frau von 29 Jahren. Sie trug hellblondes Haar und eine Lilienhaut. Helmina verglich sie mit einer jener großen und fetten weißen Katzen, wie man sie zu Paris in kleinbürgerlichen Haushaltungen nicht selten antrifft.

Nachdem Wilhelm genöthigt worden, noch eine Anzahl von Schwefelbädern zu nehmen, deren er nicht mehr bedurfte, führte eines schönen Nachmittags ein offener Einspänner die drei von dannen über Neustadt nach „Schottwien", dessen eigentlicher Name Schaidwien lautet. Die Ankunft erfolgte erst in später Nachtstunde, weil Helmina eine Verzögerung herbeigeführt, die beinahe sehr böse Folgen gehabt hätte. Da sie selber nämlich junge Gemüse fast leidenschaftlich liebte, trug sie mit dem Pferde Erbarmen, das nur trockenes Heu zu fressen bekam. Sie legte deßhalb eine Fürbitte beim Kutscher ein, der jedoch „in seiner Fühllosigkeit" sich der Ausrede bediente, daß sein „Viecherl" derlei nicht vertrage. Frisches Grün sei jedem Geschöpfe zuträglich, sagte die Dichterin; gewiß sehne sich das arme Thier danach und der Gerechte erbarme sich seines Viehs. Als nun der Kutscher

auf einem Haltplatze den Rücken gewendet, um in der Wirthsstube sein Glas Wein zu trinken, rupfte Helmina auf der nahen Wiese feuchtes Gras, Vergißmeinnicht und andere Blumen ab, welche das Pferd begierig aus ihrer Hand fraß, worauf es nach Verlauf einer Stunde Blähungen und sonstige Zufälle bekam. Zum Glück waren ein Dorf und ein Hufschmied in der Nähe. Das Uebel wurde gehoben und brachte außer der Verzögerung keinen Nachtheil. Helmina aber behauptete, wenn das Pferd die grüne Kost nicht bekommen hätte, so würde es an der Entzündung gefallen sein, denn diese habe ganz gewiß eine frühere Ursache gehabt und sei im Anzuge gewesen. Dieser kleine Zug ist gewiß nicht minder als alle Vorgänge im Kammergute für einen Charakter bezeichnend, der — aus liebreichem Wolwollen und eigenwilligem Vorurtheil zusammengesetzt — in der allerbesten Meinung so häufig Unheil stiftete oder verdrießliche Händel anrichtete.

Schaidwien liegt langgestreckt zwischen hohen Felswänden in einer Thalschlucht, wohindurch die Fahrstraße sich zieht, welche damals zwischen Wien und Graz noch allein den Verkehr vermittelte, mühselig genug die Joche des Semmering überwindend. Sehnsüchtig blickte Wilhelm empor zum alten Thurm und den Trümmern der Ritterburg Clam: gar zu gerne wäre er emporgestiegen zum geheimnißvollen Adlerhorst. Er ahnte nicht, daß er ein Vierteljahrhundert später dort oben auf Eisenschienen hingleiten und wie ein fliegender Vogel aus der Höhe das Städtchen, die Schlucht und die alte Heerstraße in Augenschein nehmen würde. Wenn es ihm jemand vor-

ausgesagt, würde er allenfalls entgegnet haben, das sei grade so wahrscheinlich, als daß dereinst das freie Wort aus Frankreich sich nach Oesterreich flüchte, — ein Napoleonide die Höhe des Pflasters in Italien gewinne, — der Gulden hundert Kreuzer zähle.

Im Einspänner ging es mühselig über den Semmering und jenseits der Höhe nach Leoben; von da am nächsten Tage bis Rottenmann. Dort wollte die Dichterin nicht übernachten, sondern nahm ein leichtes Gefährt, um auf der bergigen Seitenstraße Admont zu erreichen. Das aber ging nicht so leicht als sie sich eingebildet. Das Frühjahr hatte den Weg gräulich zugerichtet, dazu ward es Nacht und den Reisenden blieb keine Wahl, als auszusteigen, um nicht Hals und Bein zu wagen. Zu Fuße war die Wanderung zwar beschwerlich, aber verhältnißmäßig doch sicher. Letzteres fand Toni freilich nicht; sie zitterte und bebte wie Espenlaub und kam endlich nicht mehr von der Stelle, so daß Helmina kein Mittel übrig sah, als sie in Wilhelms Schlepptau zu hängen. Furchtlos ging sie, oder kletterte vielmehr bergab. Die Begleitung blieb weit hinter ihr und dem Wagen zurück. Mit jedem Schritte ward die Zofe verzagter, setzte oft sich nieder und mehr als einmal war Wilhelm dem Entschlusse nah, diese „colossale Weiblichkeit“ ihrem Schicksale zu überlassen. Doch dazu schien sie ihm zu jung und zu hübsch.

Um Mitternacht erreichten sie Admont. Am nächsten Morgen suchte Helmina den Hofrichter auf, welchem sie versprochen hatte, bei ihm statt im Stifte das Einlager zu nehmen. Er hauste mit seiner Mutter und einer unvermälten Schwester Namens Lisi. In den nächsten Ta-

gen hatte sich Stary nach Strechau zu verfügen, um einige Zeit dort zu verweilen. Er bewog Helmina mit leichter Mühe, ihn und die Schwester zu begleiten. Die Zofe ward nach Traunkirchen vorausgeschickt und die Fahrt angetreten, sobald im Stifte eine förmlich und feierlich anberaumte große Abfütterung vor sich gegangen.

Strechau ist eine Stift-Admont'sche Herrschaft. Das Schloß steht auf einem felsigen Vorsprunge, zum größeren Theile verfallen, mit einem im baulichen Stande noch leidlich erhaltenen Flügel, rings von Waldgebirgen umgeben. Ein herrlicher Aufenthalt für Gemüther von romantischer Stimmung, besonders wenn ihre Hüllen von Fleisch und Bein so trefflich versorgt werden, wie Lisi, die gute Seele, sich angelegen sein ließ. Sie behandelte ihre Gäste, als habe sie dieselben zur Mästung überkommen. Wenn sie durchaus nicht mehr essen wollten, mußten sie naschen. Wilhelm streifte viel im Walde umher. Der Jahreszeit gemäß gab es außer Wildtauben kein jagdbares Wild, aber er begnügte sich gerne damit, da ihm mehr am Walde selbst als an der Beute lag. Zudem wußte die Lisi die blaugrauen Vögel in ihrer Küche mit Meisterschaft mundgerecht zu machen.

Der Aufenthalt zu Strechau dauerte eine geraume Weile, doch bei weitem nicht so lange, als der Juvenis sichs gerne hätte gefallen lassen. Helmina kehrte über Aussee und durch das Kammergut nach Traunkirchen zurück. Davon ist nicht mehr viel zu sagen, da die Erlebnisse des Sommers von 1828 der Hauptsache nach im 14. Abschnitt bereits gekennzeichnet worden. Spaun stellte sich wieder in Ebenzweier ein. Der alte Clodi war

gestorben. Die Erben wünschten die Besitzung zu verkaufen. Wilhelm unternahm viele Wanderungen, meistens um im Hochgebirge Gemsen zu pirschen, doch nicht selten auch ohne blutdürstige Absichten, wenn der unwaidmännische Ausdruck erlaubt ist, da bekanntlich das Wild in seinen Adern kein Blut, sondern Schweiß führt. Oft verweilte er mehrere Tage hintereinander im wilden Gebirge, von einem „Trieb" zum anderen wandernd. Hie und da fügte sich's, daß Citherspieler und Schwegelpfeifer ihn begleiteten, um „zu Alm" einen Tanz zu veranstalten. Den Almerinnen wurde dann der mitgebrachte Rosoglio (süßer Schnaps) zum Besten gegeben.

Auf der Augstalm bei Aussee geschah es, daß ein Holzknecht an Wilhelm die Frage richtete, wie es doch komme, daß er ohne Noth und Zwang sich die Mühe gebe, so hoch zu „kraxeln"? — „Um der Aussicht willen", lautete der Bescheid. Das kam dem Frager vollends unbegreiflich vor. Da sagte sein Gespan: „Der Erzherzog ist ja grade so ein Narr." Jetzt war der Vorwitz belehrt und zufrieden, denn was der Erzherzog (nämlich: der Erzherzog Johann) that, mußte unbedingt gut und recht sein, wenn es auch närrisch schien. Diese Volksthümlichkeit des Prinzen hatte im Berglande so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie nicht mit ihm gestorben ist. Sein Sohn hat sie geerbt und weiß sie, wie verlautet, grün und blühend zu erhalten.

Mit Moltitz unterhielt Wilhelm einen lebhaften Briefwechsel. Seine dichterische Hauptbeschädigung drehte sich um das Drama „Camoens". Er hatte sich die frühere Untugend abgewöhnt, „alle vier Wochen sein Trauerspiel

vom Stapel zu lassen", wie Max, allerdings etwas übertreibend, sich auszudrücken beliebte.

Im September verließ Helmina Traunkirchen, um abermals das Hochhaus in Gmunden zu beziehen. Sie werde bis Martini bleiben, sagte sie. Wie Wilhelm selbst, begriff auch Maltitz, daß dieser St. Martinstag bedeutend später eintreffen könnte, als am 11. November. Demgemäß bot er dem jungen Freunde ein Zimmer in seiner Wohnung an und ersuchte Helmina dergestalt dringend, ihn „vorauszuschicken", daß sie sich wirklich dazu bequemte, ihn gegen Ende des Septembers ziehen zu lassen. Sie werde mit Max umso schneller folgen, sagte sie.

Wolgemuth strich der flügge gewordene Vogel vom Neste ab, der neuen Selbstständigkeit froh, die zu behaupten er fest entschossen war. Ein Wunsch, welcher lange in ihm geschlummert, war zum Bewußtsein erwacht; er begehrte, den weißen Rock anzulegen und in den Krieg zu ziehen. Die Luft roch nach Pulver, seit der Czar und der Padischah hart an einander gerathen waren. Das Haus Habsburg konnte und durfte wenigstens nicht auch noch Stambul den Russen preisgeben, nachdem Metternichs Politik in Betreff Griechenlands so rücksichtsvoll die Flagge gestrichen hatte. Niemand glaubte, daß die Federn der Diplomaten für dießmal den Handel beilegen würden, weil man eben den nordischen Koloß für stärker hielt als er wirklich war. — In Linz, wo er ein paar Tage verweilte, sprach Wilhelm mit Spaun von seinen Planen. Gegen den weißen Rock äusserte der Gastfreund mancherlei Bedenken, selbst für den Kriegsfall, wogegen er den Grundgedanken billigte und schließlich zugab, daß — wenn

alle Stränge reißen sollten — Soldat zu werden immerhin besser sei als durch Beharren im bisherigen Zustande zu verkümmern.

Durch die sorg[illegible] Güte der Frau von Spaun reichlich mit Mundvorrath versehen, bestieg Wilhelm ein Floß oder nach damaligem Sprachgebrauch „das" Floß, welches das Münchener hieß. So lange die drei wandelbaren W: Wasser, Wetter und Wind es zuließen, schwammen in jeder Woche bairische Hölzer aus der Isar die Donau herab, und diese regelmäßige Gelegenheit hieß das Münchener Floß. Es war zahlreich von Reisenden aus sehr verschiedenen Lebenskreisen besetzt. Auch zwei „Gentlemen" fanden sich vor: ein fröhlicher Magyar von leutseligem Wesen und ein riesengroßer Grieche von bärbeißigem Aussehen. Die Oesterreicher aus Ungarn fraßen damals noch keine „Schwaben". Der Palikar in Gehrock und Pantalons war nicht so schlimm als er aussah. Er wußte vieles von seinen Heldenthaten zu Land und See im griechischen Freiheitskriege zu erzählen. Seinen Reden nach wäre ohne seinen Beistand der Türke Meister geblieben. Er sagte zwar nicht ausdrücklich, daß Miltiades und Themistokles im Vergleiche zu ihm arme Schlucker gewesen und daß er ganz allein ein Fähnlein Spahis umzingelt habe, aber was er erzählte, schmeckte nach dergleichen Aufgeschnittenem. Sein Vortrag unterhielt durch anschauliche Lebendigkeit, abgesehen von der geheimen Befriedigung innerlicher Spottlust, die er rege machte. Die Fahrt ging bei dem schönen Wetter fröhlich von statten. Bei Wallsee vorüberschwimmend gedachte Wilhelm des Hungers, welchen er zwei Jahre zuvor durch des Pflegers Fahrlässigkeit bis

Dürnstein ausgestanden. Wenn zu selbiger Stunde dem biederen Herrn Schröder ein Ohr geklungen haben sollte, so war's sicherlich das linke. Soviel ist gewiß: die reizende Gegend fand noch viel freudigere Anerkennung als an jenem Tage, da der bellende Magen und die trockene Kehle den Genuß zu stören bemüht waren.

Der heitere Tag sollte nicht ohne Abenteuer enden. Das Floß verfehlte beim Strudel den richtigen Thalweg, fuhr auf die Klippen auf und wurde in mehrere Stücke zerrissen. Auf einem davon befanden sich der Magyar, der Hellene und Wilhelm. Sie trieben dem Wirbel zu, jener trichterförmigen Vertiefung des Wassers, welche gar zu oft schwimmende Gegenstände verschluckte und sogar Schiffe gefährdete, die nicht kunstgerecht darüber hinweggelenkt wurden. Seit jener Zeit sind die meisten Klippen des Strudels gesprengt, der Wirbel durch versenkte Schiffslasten von Steinen unschädlich gemacht worden. — Der tapfere Befreier seines Vaterlandes fürchtete sich mehr vor dem Donauweibchen als ehedem vor den Türken. Er sank in die Kniee und jammerte um sein junges Leben. Die Begleiter konnten sich des Lachens nicht erwehren, obschon sie beide wußten, welche Gefahr sie auf dem Wirbel erwartete, eine Gefahr, die unser jammernder Recke mit dem pechschwarzen langen Schnauzbart zu seinem Glück nicht kannte; er wäre sonst vor Angst vollends gestorben. Während der Eine heulte und den zwei Lachern Vorwürfe machte, war das bairische Holz vernünftig genug, auch ohne Ruder das richtige Fahrwasser zu treffen und unversehrt durch die Wirbel zu gelangen. Vom Ufer stießen einige „Waidzillen" ab, um die Leute

zu bergen. Ein Holzhändler, der mit einer Ladung nußbaumener „Flossen“ (kurze dicke Bretter) das Floß bestiegen hatte und nun von seinem Bruchstück aus die theueren Nutzhölzer schwimmen sah, schrie fortwährend den Schiffern zu, sie sollten sich um nichts weiter als um seine Flossen kümmern. Sie hörten nicht darauf; wol aber thaten dies die Unglücksgefährten, um dem Selbstling sofort ihre Meinung darüber handgreiflich auszudrücken. Das Wirthshaus von St. Nikolas nahm die Floßbrüchigen auf und versorgte sie, als sei man auf so zahlreichen Besuch vorgesehen gewesen. Verunglückt war kein Mensch, verloren kein Stück Gepäck und der Floßmeister wacker genug, den Reisenden zu erklären, daß die Belohnung der Schifflente von St. Nikolas einzig seine Sache sei, denn er allein habe den Zwischenfall verschuldet.

Der Grieche blieb nicht in Nikolas. Er machte, sobald er sein Gepäck hatte, sich zur Stunde ohne Abschied auf dem Landwege davon. Sechs Wochen danach traf ihn Wilhelm zu Wien auf der Straße. „Wohin“? fragte der Türkenfresser. — „In die Leopoldstadt, um Raimunds neues Stück zu sehen.“ — „Das möcht ich wol auch einmal sehen.“ — „Was hält sie ab?“ — „Das Wasser.“ — „Ist Ihnen die Ferdinandsbrücke nicht fest genug?“ — „Ich mag kein Wasser mehr sehen. Wenn ich nur von der Donau rede, wird mir schon übel. Gott befohlen.“ Mit diesen Worten stelzte er auf seinen langen Beinen davon.

In Krems hätte Wilhelm ein wenig zu verweilen gewünscht, unterließ es aber, da er vernahm, daß Graf Wickenburg verreist sei und noch acht bis zehn Tage aus-

bleiben werde. Zu Wien war Maltitz noch nicht eingetroffen; er hatte im Sommer und Herbst auf weiten Ausflügen mancherlei in der Welt gesehen, wovon zweifelsohne dieses und jenes des Erzählens werth sein würde. Aber bekanntlich pflegen die Herren Diplomaten sogar über die unverfänglichsten Dinge schweigen zu müssen, weil alle Welt sich abmüht, in jedes ihrer Worte einen verfänglichen Sinn hineinzudeuteln. Für unsere Nachkommen steht zu wünschen, daß sie von Apollonius dereinst Aufzeichnungen erben, die, wenn sie überhaupt niedergeschrieben wurden oder werden, an Bedeutung den Tagebüchern Varnhagens schwerlich nachstehen, an Wahrheitsliebe aber desto leichter sie übertreffen dürften.

Wilhelm nahm sein Einlager bei seinem lieben Freunde Max Landesmann, von welchem bereits berichtet worden, daß er sich später als Bade-Arzt in der pannonischen Quellenstadt niederließ. Vier Jahrzehnte sind bis jetzt verflossen, seit die beiden sich kennen gelernt und einander zugethan blieben. Vermuthlich wird es auch noch für den kleinen Rest des Weges dabei sein Bewenden haben. Seltsamer Weise aber haben sie im Verhältniß zu der langen Zeit nur wenig mit einander verkehrt und jeder von ihnen die wichtigeren Wandlungen des Lebens, äußerliche wie innerliche, ohne den anderen durchgemacht. Darin liegt die Ursache, aus welcher so wenig von Max Landesmann zu reden war und ist. In der genannten Zeit bereitete er sich auf der Hochschule zu seinem Berufe vor. Zwei seiner Schwestern, Marie und Lisi, sind bereits erwähnt worden; eine dritte, Erneſtine, sonderte sich so viel als möglich von den anderen ab, im Hause wie im gesel-

ligen Verkehr. Erneſtine führte ein Doppelleben. Die Arbeitszeit gehörte dem Geſchäft, die Muße den freien Künſten und den Freunden. Ihr Geſchäft war ſehr ausgebreitet und hatte doch keinen feſten Sitz. Sie ſchaffte damit einer Menge von fleißigen Arbeiterinnen das tägliche Brod, vermittelte Kauf und Tauſch im Kreiſe weiblichen Gewandes und Putzes, kam in der ganzen Stadt herum, verkehrte mit der Dame wie mit der Griſette, und unter ihren Kundſchaften werden wol auch wilde Gräfinnen nicht gefehlt haben, ſo wenig als bei den Blumenmacherinnen die wilden Roſen fehlen dürfen.

Für Leſer, welche das Wiener Leben nicht kennen, möge hier bemerkt ſein, daß „wilde Gräfin" eine Schönheit heißt, die ſich wie eine Dame aus vornehmer Geſellſchaft nur durch Mittel kleidet, deren Anwendung ſie aus anſtändigen Kreiſen ausſchließt.

Sobald Handel und Wandel abgethan, war Erneſtine die liebenswürdigſte und geiſtreichſte Geſellſchafterin ihrer Bekannten, die hingebende Freundin. Mit künſtleriſchem Verſtändniß, mit glockenheller Stimme trug ſie Lieder vor, deren einige ſie ſelber in Muſik geſetzt. Sie dichtete zuweilen auch; mehrere ihrer Gedichte ſind in Schlichs Zeitſchrift erſchienen und mit Beifall aufgenommen worden. Der Umgang mit ihr war geiſtig anregend und immerdar erfreulich.

Die ſchönen Octobertage ließ Wilhelm nicht unbenutzt. Auf ſeinen einſamen Wanderungen durch die hübſchen Umgebungen der Kaiſerſtadt kam er eines Nachmittags nach Schönbrunn und verſäumte nicht die Gelegenheit, die alte Gönnerin ſeiner Mutter, Frau von

Eskeles, im benachbarten Hietzing zu besuchen. Dort weilte auch der Eskeles Tochter, die Gräfin Marianne Wimpffen, um nach beendigtem Landaufenthalt sich wieder zu ihrem Gemal zu begeben, welcher damals als Major oder Oberstlieutenant beim Regiment stand, vermuthlich in Wälsch-Oesterreich. Zur Zeit hatte sie erst zwei von den Kindern, die ihr bestimmt waren. Marianne war eine der lebhaftesten Frauen ihrer Zeit, geistreich, gefühlvoll und mehr oder weniger phantastisch. In ihrem raschen Wesen schien eine gewisse launenhafte Zerfahrenheit vorwaltend; wer sie jedoch besser kannte, ward inne, daß es keine beständigere Freundin gab. Ihr Herz besaß das treueste Gedächtniß, das inmitten der Zerstreuungen in der großen Welt von ganz Europa unzersplittert blieb. Ihre Albums sind zu einem Denkbuch der ausgezeichnetsten Erscheinungen ihrer Zeit innerhalb eines Zeitraums von vierzig Jahren geworden. Von den größten Zeitgenossen wird kaum die Handschrift eines einzigen fehlen. Goethe wie Radetzky stehen auf diesen Blättern verzeichnet. Nicht minder eine lange Reihe von berühmten Namen aller Nationen. Die Liebenswürdigkeit des Herzens und die Frische des Geistes hat sie bis zu ihren alten Tagen behauptet, so daß man getrost sagen kann, sie sei, obschon sie über sechzig Jahre gelebt, dennoch jung gestorben.

Mama Eskeles brauchte mit Wilhelm keine Umstände zu machen und machte sie auch nicht. Sie überschüttete ihn mit Vorwürfen darüber, daß er erst nach Tische gekommen statt zum Essen. Er verhieß, am nächsten Tage schon den Fehler gut zu machen. Er kam und traf mit

der Gräfin Wimpffen bei ihrer Mutter zusammen. Nach Tiſche ſagte Marianne in ihrer raſchen Weiſe: „Morgen eſſen Sie bei mir, aber kommen Sie ja recht früh, daß wir vorher noch ein bischen herumgehen können.“ Das „recht früh“ war nicht ſo gefährlich gemeint und bedingte keinen Abbruch am Schlafe; es bedeutete: gegen Mittags 12 Uhr, juſt die rechte Zeit, um einige Weintrauben zu verſpeiſen und die zwei Stunden bis zum Eſſen in auch leiblich behaglicher Stimmung hinzubringen. Wilhelm kam zu Fuße, das verſtand ſich damals ungefähr von ſelber, grade ſo, wie heutzutage ſogar die jüngſten Bürſchlein zu bequem geworden ſind, die 6—8000 Schritte auf eigenen Sohlen zurückzulegen. Wer kein herrſchaftliches Gefährt und keinen Fiaker zur Verfügung hat, ſetzt ſich in einen „Stellwagen“. — Der Vormittag war im Handumwenden vorüber. Der Juvenis hatte nebenbei auch eine Anſicht kennen gelernt, die ihm einleuchtete. Nach Mariannes Auffaſſung ſchien es durchaus nicht nöthig, daß ein Mann ſeine Hände ſtets in Lederhüllen berge; weſentlich ſei allein, zu zeigen, daß man Handſchuhe beſitze, ob man nun die Hände in ihnen, oder ſie in der Hand trage. Unſchicklich ſei es, gar keine Handſchuhe zu haben; vom ſchlechteſten Geſchmack aber, deren in der Taſche mit ſich zu führen, um ſie bei beſonderer Gelegenheit vorzuweiſen. — Als die Eſſenszeit gekommen, führte Marianne ihren Gaſt zur Frau von Eskeles. Schier wäre er darüber in Verlegenheit gerathen, doch ließ er's wolweislich bleiben; er wäre damit nur ausgelacht worden. Beim Abſchied ermahnte ihn Marianne, auf einige Tage nach Baden zu gehen. „Sie finden jetzt überall

Platz dort, um ganz bequem die Ankunft des Freundes abzuwarten," sagte sie. — „Wenn nur die Abende nicht schon so lang wären," versetzte er; „ich finde keinen Geschmack daran, zwei oder drei Stunden im Wirthshause bei den Philistern zu sitzen." Sofort kam des Pudels Kern zum Vorschein. „Die Tante Pereira bleibt noch einige Wochen dort", ließ Marianne sich vernehmen, „und ihr Salon wird Abends nicht zugesperrt." Am nächsten Tage fuhr Wilhelm nach Baden, schlug sein Zelt im Johannisbade auf und half eine Woche lang den spärlich bevölkerten Salon der „Tante Pereira" beleben. Die Zeit verstrich ganz angenehm. Die letzten Reste der Sommergesellschaft fanden sich im Hause der Frau von Pereira zusammen. Dazu kam, daß in der Villa Duport die früher erwähnte Umgestaltung der Zustände sich vollzogen hatte; Therese und ihre Mutter hielten das Heft in der Hand und dachten nicht mehr daran, sich den Launen des kleinen Otello zu fügen.

Maltitz kam zurück und übernahm am „Muß" seine neue Wohnung in der Riemerstraße Nr. 811, die so bequem eingetheilt war, daß die beiden Insassen sich gegenseitig nicht störten. Für die Bedienung sorgte ein alter Wallone, der vor Zeiten ein sog. Courier, nämlich Reisediener, dann Lohnbedienter gewesen, ein gewandter rühriger Bursche, welcher sein Wien am kleinen Finger hatte und zu allem zu brauchen war. Unter anderem verstand er zu kochen. Statt des Kaffees, welchen Maltitz nicht vertragen konnte, bereitete er eine kräftige Fleischbrühe, welcher er Beefsteaks oder Cotelettes folgen ließ, zum großen Behagen des Juvenis, der in jener Zeit körper-

licher Entwickelung zu jeder Stunde des Tages bereit war, die nahrhafteste Kost zu sich zu nehmen.

Wilhelm nahm seine Malzeiten Mittags in der Künstlerkneipe zu St. Anna, wenn er nicht etwa eingeladen war, was in der Woche zwei bis dreimal der Fall zu sein pflegte. Abends war er ziemlich regelmäßig von 10 oder 11 Uhr an im Jägerhorn zu treffen, wo es zu später Stunde lebendig herging, wenn auch der Kreis nicht eben zahlreich war, weil die gewöhnlichen Gäste meistens vor der Thorsperre (10 Uhr) sich entfernten. Zwischen 5 und 7 Uhr war er im Kaffeehaus ansässig. Im Fasching machte er mit, was mitzumachen war. Mit einem Worte: er genoß den Winter hindurch alle Kurzweil der großen Stadt wie einer, der voraussetzte, daß er im Frühjahr ein Reitersmann sein werde. Wie es gekommen, daß er's nicht geworden, ist bereits erwähnt worden. Hier ist noch hinzuzufügen, daß die Mutter gewaltigen Lärm schlug, als sie vom Plane „des verrückten Lem" vernahm, den Vater mit jammervollen Briefen bestürmte und dieser endlich den Sohn wissen ließ: er sei bereit, Wilhelm vermittelst eines Jahrgeldes unabhängig von der Mutter zu machen, wenn er sich friedlichen Trieben widmen wolle; wo nicht, so gebe er keinen Centime her. Nun hatten allerdings mehrere Gönner erklärt, sich zur Leistung eines Zuschusses zu verpflichten; da aber das drohende Kriegswetter gegen das Frühjahr hin sich verzog, hielt es Wilhelm für angemessen, sich an seinen Vater zu halten, obschon dieser die Erklärung augenscheinlich nur deßhalb abgegeben, um nicht länger mit diesem Gegenstand gelang-

weilt zu werden. „Madame m'embête cruellement", hatte er zum vermittelnden Freunde gesagt.

Von der Stimme des Blutes wird vielerlei gesagt und gesungen, doch sind es nur Fabeln, welche darüber verlauten. Ein Vater, der nicht Wachsthum und Entwicklung seiner Kinder mit eigenen Augen gesehen, wird sie in neun Fällen unter zehn auf das Pflichttheil der Zuneigung setzen, besonders wenn die Mutter nicht gut bei ihm angeschrieben steht. Beim Vater Chezy kam noch der Umstand hinzu, daß er für nichts mehr Sinn hatte als für seine gelehrten Arbeiten und jegliche Störung verabscheute. Diese Eigenthümlichkeit wird bei einer späteren Gelegenheit nochmals zur Erwähnung gelangen müssen.

Die Erzählung hat hier einmal wieder weit vorgegriffen. Der Lieblingswunsch, welcher gegen den Frühling hin in die bodenlose Tiefe fallen sollte, stand den ganzen Winter über in voller Blüthe. Ebenso hat sich erst in der Fastenzeit die kleine Begebenheit zugetragen, welche im Hause der Pichler den ersten Anstoß dazu gab, daß Wilhelms schriftstellerische Bestrebungen eine neue Richtung nahmen. (S. Abschnitt 11.) Es wird hoffentlich nicht erst der besonderen Bemerkung bedürfen, daß die Wendung in allmäligen Uebergängen sich vollzog. Plötzlich traten allein die zwei Ergebnisse ein: daß der Dichter nicht mehr am Theetische vorlas und die dramatische Form in gebundener Rede fallen ließ.

Wilhelm war, seit er die Kaiserstadt kannte, stets ein eifriger Theaterbesucher gewesen. Der Eifer hatte wol nachgelassen, doch war er lange noch nicht zum Gefrier-

punkt gesunken. Das wäre, abgesehen von anderen Ursachen, schon darum nicht möglich gewesen, weil neben der Musik das Theater einen Angelpunkt des öffentlichen Lebens bildete. Wie anderwärts mit dem Wetter, fing in Wien jede Unterhaltung mit der Schaubühne an. Ortskundige Leute behaupteten, daß diese herrschende Vorliebe durch die Nachwehen der Kriegsläufe aufgekommen sei. Der Mittelstand, sagten sie, habe sich genöthigt gefunden, die früheren Genüsse der Tafel bedeutend einzuschränken und sei dadurch dem minder kostspieligen Zeitvertreib zugeführt worden, weil er damals von einer Geselligkeit ohne leckeren Schmaus keinen Begriff gehabt habe. Wie dem immerhin sein möge, die Ursache war verschwunden, die Wirkung geblieben. Man hatte sich an das Theater gewöhnt, es liebgewonnen, und wird zweifelsohne auch, von einem ursprünglich dunkeln Drange getrieben, auf diesem Wege die Vorschule öffentlichen Lebens allmälig durchgemacht haben. Die Kaiserstadt besaß dazumal fünf Schaubühnen: die zwei Hoftheater, nämlich eines in der Burg und das Opernhaus am Kärntnerthore; das Theater an der Wien; das Volkstheater in der Leopoldstadt; das Josephstädter.

Das Burgtheater hatte unter Schreivogels Leitung eine beherrschende Höhe erklommen. Neben der Tragödie wurden auch das bürgerliche Schauspiel und vor allen das sog. Conversationsstück mit vollendeter Meisterschaft dargestellt. Iffflands häuslicher Katzenjammer, Ehren-Kotzebues breite Bettelsuppen, Scribe's und anderer Franzosen lose Waare gewannen Reiz und Leben durch erlesene Kunst und durch wolgeschulte Uebung. Aus der

berühmten Mannheimer Schule wirkten noch die Veteranen Koch und Krüger. Anschütz stand im kräftigsten Mannesalter. Ihm gesellte sich, ich glaube 1827, der Heißsporn Löwe, um das Fach jugendlicher Helden zu übernehmen. Korn, der erste Liebhaber mit seinem bereits gefrorenen Liebäugeln, stand in sinkendem Hause, doch hatte er eine zahlreiche Partei dankbarer Anhänger für sich, welche in ihm immer noch den sahen, der er gewesen. Sophie Schröder sah hinter den Lampen wie eine Frau von dreißig Jahren aus und behauptete in ungeschwächter Kraft die Höhen ihrer Kunst.

Sophie Müller, bald darauf (1830) in noch jugendlichem Alter vom unerbittlichen Tode hingemäht, entwickelte die herrlichsten Blüthen ihrer reichen Begabung. Noch erblicke ich sie vor den Augen meiner Seele mit ihrer ebenmäßig gebauten Gestalt, stolz und kräftig, mit den edeln Zügen, den wundersamen Augen von dunkelm Veilchenblau und dem schwarzen Haar. Tief zum Herzen drang die klangvolle Stimme, wenn sie sprach und vollends wenn sie sang, welches letztere sie übrigens nur gelegentlich in häuslichem Kreise that. Bei solchem Anlaß geschah es, daß jemand ihr eine Artigkeit zu machen wähnte, indem er sagte, es sei Schade, daß sie nicht Sängerin geworden; sie würde der Schröder-Devrient wenigstens die Wage gehalten haben. Worauf sie mit feinem Spotte: „Warum hat er nicht Schrot geladen?" Diese Worte waren einem damals neuen Gedichte Grillparzers entnommen, worin er, offenbar auf seine eigene Laufbahn anspielend, von einem Jäger spricht, der, mit der Kugel im Rohr auf Hochwild ausgezogen, Feldhühner

und anderes geringes Wild antrifft, das nur mit Schrot zu erlegen wäre. — Sophie Müller war eine große Künstlerin von anerkannter Geltung und dabei von unbeflecktem Rufe, was damals noch bei Schauspielerinnen für eine seltene Ausnahme galt. Sie war eine Zierde guter Gesellschaft und statt von Anbetern umschwärmt, von einem Kreise uneigennütziger Freunde umgeben, welchem trotz seiner Jugend angehört zu haben, Wilhelm sich jetzt noch zur Ehre schätzt. Im Winter von 18²⁰/₂₀ hatte er eine besondere Vertrauenssendung, die ohne ausdrückliche Vollmacht ihm aufgeladen worden: er mußte beim Nachtische dem Papa Müller Gesellschaft leisten, bis dieser seinen Ofner getrunken hatte und die Augen schloß. So konnte die Tochter nach dem Braten ungehindert sich zurückziehen. Sophie erwies ihrem Vater jede kindliche Rücksicht, aber offenbar gewann das Pflichtgefühl allein ihr die Selbstverleugnung ab, welche sie übte. Es steht zu vermuthen, daß sie sich unbehaglich beim Herrn Papa fühlte, weil er ihre Achtung verwirkt hatte. Die Sage ging, er sei gar nicht ihr rechter Vater, sondern habe sie als Pflegekind im ersten Jahre nach ihrer Geburt überkommen. Wenn Wilhelm einmal vier Tage ausgeblieben war, erhielt er einen Verweis, dessen Feinheit seine Schärfe fürwahr nichts weniger als beeinträchtigte.

Franz Schubert, der Erfinder süßer Weisen, war der Mittelpunkt eines kleinen Kreises, welchem Schwind, Bauernfeld und der um vieles ältere Johann Mayrhofer angehörten. Wilhelm war mit diesem Kreise manchmal in gelegentliche Berührung gekommen, durch Ernst

Feuchtersleben bei der Tafelrunde eingeführt, die zwischen 5—7 Uhr Abends in einem Kaffee zusammentraf, das die Ecke der Singerstraße und des Blutgasserls bildete. Mayrhofer war mürrisch, scheu und für neue Gesichter unzugänglich. Sein Leben hat er durch Selbstmord geendet. Das vollkommenste Widerspiel zu ihm gab der kleine breite Musicus, von außen zwar ein Talgklumpen, aber mit dergestalt glitzernden Augen, daß sich das innere Feuer dem ersten Blicke verrieth. Leider hatte sich Schubert mit seinen lebensdurstigen Neigungen zu jenen Abwegen verirrt, die gewöhnlich keine Rückkehr mehr gestatten, wenigstens keine gesunde; die Bekehrung ist nicht allemal gleichbedeutend mit Umkehr, besonders wenn einer nach dem Beispiele des bekannten alten Teufels sich zum Einsiedler macht. Doch auch zu solcher Bekehrung konnte Schubert nicht gelangen, da er schon in seinem dreiunddreißigsten Jahre starb. Er setzte einen gewissen . . . soll ich sagen: Stolz? in die Unfälle, welche ihm auf wilden Wegen zugestoßen waren. Jedenfalls that er sich etwas darauf zugute. Die reizenden Müllerlieder hatte er unter ganz anderen Schmerzen gesetzt, als jene waren, die er im Munde des armen Mühlknappen mit der verschmähten Liebe durch seine Noten unsterblich machte. Auch dem Weine war er zugethan wie nur je ein Jünger der holdseligsten Kunst. Doch wenn das Blut der Rede in ihm glühte, tobte er nicht etwa, sondern liebte es, in einen Winkel zurückgezogen sich behaglich stiller Wuth zu überlassen, ein lächelnder Tyrann, der, wenn es anging, irgend etwas ohne Lärm verwüstete, z. B. Gläser, Teller, Tassen. Wobei er zu schmunzeln und die Augen ganz

klein zusammenzukneifen pflegte./— Wilhelm hatte ihn seit Jahr und Tag aus den Augen verloren, als eines Abends, es wird im November (1828) gewesen sein, eine Art von Sehnsucht ihn überkam, einmal wieder mit Franz ein Stündlein zu verplaudern. Er ging zum Blutgaffel hin. Der kleine Saal war leer, der wolbekannte runde Tisch unbesetzt. „Kommen Euer Gnaden schon von der Leicht?“ (dem Leichenbegängniß) fragte der Marqueur. — „Von welcher?“ fragte der Gast entgegen, um sofort zu vernehmen, daß Schubert zwei Tage zuvor gestorben war und an selbigem Nachmittag zur Erde bestattet wurde.

Bis zum Januar war Helmina noch nicht in Wien eingetroffen, und da sich der Winter zu Weihnachten sehr grimmig und bösartig eingestellt, so konnte sie offenbar vor dem Frühling nicht mehr reisen. Auf dem Lande lag der Schnee ellenhoch und es fror, wie der Volksmund sich ausdrückt, „Stein und Bein“. Seit zehn bis zwanzig Jahren war kein so russischer Winter mehr über das Land gekommen. In Wien nennt man die Kälte schon außerordentlich, wenn das Quecksilber acht bis zehn Grade unter Null zeigt; dießmal sank die Säule unter —15° R. und manchmal sogar unter 20°. Wilhelm dachte an die Wuth des Winters von $18^{12}/_{13}$, die er in Berlin ausgehalten. Gegen das Ausbleiben der Mutter hatte er nicht viel einzuwenden; ihm blieben dadurch stürmische Auftritte wegen seiner kriegerischen Absichten, und — was er noch mehr fürchtete — mancherlei Langweile sowie Eingriffe in die freie Verfügung über seine Zeit erspart. Ein Sturm, gegen den man im Inneren Gleichgültigkeit fühlt, thut nicht sonderlich weh, aber was drum

und dran hängt im häuslichen Leben, bringt Ueberdruß, besonders wenn eine Frau, sei sie nun Mutter, Tante, Schwester oder Gattin, die unglückselige Gabe besitzt, ohne Unterlaß zu reden, immer wieder etwas zu wissen oder zu wollen und alle Springfedern ihrer Neugier in rastloser Thätigkeit zu erhalten. Die eigentliche Fegfeuerpein auf Erden besteht in Nadelstichen. Wenn jedoch das Ausbleiben der Mutter dem zärtlichen und opferwilligen Söhnlein keinen Kummer machte, so that ihm das Geld doch leid, das so unnütz für eine leere Wohnung ausgegeben wurde. Alle diese angeführten Einzelnheiten in der Stimmung hatten Wilhelm für eine Verlockung, die Wohnung wegzugeben, ohnehin sehr zugänglich gemacht, als eine solche in ganz unwiderstehlicher Form auftrat. Sophie Müller verlangte die Wohnung für ihre Base Gretchen aus Mannheim, deren Gatte, zum Theater am Kärntnerthore berufen, mit ihr eingetroffen war und kein Obdach finden konnte. Im Gasthofe zu bleiben, wäre bedrohlich theuer zu stehen gekommen. Wilhelm ließ sich ganz gerne überreden, abgesehen davon, daß er sehr zufrieden war, der Künstlerin einen Gefallen zu erweisen. Und da eine schriftliche Anfrage bei der Mutter zu viel Zeit gekostet hätte, wahrscheinlich auch abschlägig beschieden worden wäre, machte er einen Staatsstreich, gab Knall und Fall die Wohnung her und meldete die fertige Thatsache nach Gmunden. Natürlich erhielt er eine tüchtige Strafpredigt, die er umso leichter verschmerzen konnte, als er die geretteten 100 Gulden W. W. für rückständige Anweisungen in Rechnung bringen und sich wieder flott machen konnte.

Noch eine Verwandte Sophies ist hier zu erwähnen: Die ebenso hübsche als kunstfertige Harfenspielerin Krings. Die achtzehnjährige Künstlerin galt für die erste ihres Faches. Fräulein oder wie man damals sagte: Demoiselle Krings wurde durch eine sog. gute Partie ihrer Laufbahn entrückt. Sie heiratete einen Millionär, den Freiherrn von Eichthal, einen Verwandten der bairischen Bankiers dieses Namens. Er war in Triest ansässig. Nach einigen Jahren brach schweres Unglück über ihn herein und zerrann sein Reichthum. Die thatkräftige Frau verlor nicht den Muth. Sie lenkte wiederum, wie es nach ihr auch die Gräfin Rossi (Henriette Sonntag) gethan hat, in die verlassene Künstlerlaufbahn ein. Frau von Eichthal erwarb im Verlaufe von 10—15 Jahren, die sie größtentheils in England zubrachte, ein kleines Vermögen, das ihr ein anständiges Auskommen und ihren Kindern einen Rückhalt sicherte.

Um mit dem Andenken der unvergeßlichen Sophie auf diesen Blättern der Erinnerung abzuschließen, wird noch hinzuzufügen sein, daß Wilhelm, gleichwie er bei einer Bühnenkünstlerin die Coquettenschule durchgemacht, auch durch eine Schauspielerin in die Geheimnisse einer durchaus lauteren Freundschaft zwischen einem schönen Weibe und einem Manne eingeweiht wurde. Eine Lehrerin der erstgenannten Art ist leicht zu finden, auf den Brettern wie außerhalb; desto schwerer die andere.

Vom Theater ist noch Einiges zu sagen. Eine wälsche Oper, wie (bis 1824) Barbaja's Truppe im Kärntnerthortheater sie ausführte, ist weder vorher noch nachher in Deutschland je gehört worden. Lablache, David, Don-

zelli, Rubini, die Fodor und andere Kräfte ersten Ranges wirkten zusammen, und der Impresario erlebte einen Triumph, den er allmälig zu theuer fand, denn dieser Verein von Kehlen kostete mehr, als sich durch die stets überfüllten Häuser, die erhöhten Eintrittspreise und den Zuschuß vom Hofe decken ließ. Seine Einbuße soll sehr beträchtlich gewesen sein. Barbaja's Nachfolger Duport erntete nicht so überschwängliches Lob, kam aber dafür auch in Geldsachen nicht zu Schaden.

Das Theater an der Wien ging in den 20er Jahren seinem Verfall entgegen, wie schon erwähnt wurde. Gegen 1830 hin übernahm es der bekannte Komiker Carl, der — früher Direktor des Narthortheaters in München — mit seiner ganzen Truppe nach Wien gekommen war. Er machte gute Geschäfte, kaufte später die Leopoldstädter Bühne, baute das Haus neu und behielt es bis zu seinem Tode. Er ist in den 50er Jahren als Millionär gestorben.

In der Leopoldstadt waltete Raimund, der geniale Darsteller; der glückliche Dichter. Obschon als solcher jetzt nahezu vergessen, hat er doch „den Besten seiner Zeit genug gethan." Schon naht die Zeit, welche den vorzüglicheren seiner Schöpfungen die nachweltliche Anerkennung zu widmen bestimmt ist. Unter seinen Genossen seien hier nur zwei genannt: Ignaz Schuster und Therese Krones. Dem launigen Ignaz stand sein Buckel dergestalt wol an, daß Fremde zuweilen meinten, er habe den Auswuchs mit gutem Vorbedacht sich für den einen Abend angeschnallt. Er war die Flamme der schönen Comtesse Desfours, die zum Verdruß eines hohen Adels,

aber zum Vergnügen des k. k. Militärs und eines verehrungswürdigen Publicums sich frank und frei den wilden Gräfinnen zugesellt hatte. Die Krones, eine übermüthige, lebenskräftige und zügellose Schönheit, war eine zum allervolksthümlichsten Ausdruck zurückgeführte Philine. Sie stand im Jahre 1826 in den nächsten Beziehungen zu einem polnischen Abenteurer Jaroszynski, der sich einen Grafen nannte, weil er gleich vielen seiner Landsleute sich einbildete, daß ein sarmatischer „Herr von" wenigstens soviel vorstelle als ein deutscher oder französischer Graf. Jaroszynski machte großen Aufwand, spielte den vornehmen Herrn und sagte mit Mephistopheles: „Ich bin ein Cavalier wie andere Cavaliere." Die Rechnung traf nicht zu. Er verübte einen Raubmord, übertrat das elfte Gebot und wurde aufgeknüpft. Ein Namensvetter von ihm (vielleicht sein Sohn oder Enkel?) wurde im Jahr 1862 zu Warschau gehenkt.

2) Das Leopoldstädter Theater ward für Wilhelm zum Gradmesser für sein Verständniß des Wiener Lebens. Im Jahre 1823 sah er den Fiaker als Marquis, eine Glanzrolle Schusters. Die Darstellung ließ ihn kalt. Zwei Jahre später gewährte sie ihm die größte Befriedigung.

3) Das fernentlegene Josephstädter Theater trug ganz und gar das Gepräge einer Provinzbühne. Alles kam dort zur Darstellung, neben Maria Stuart die Teufelsmühle, mit den Kleinstädtern das Käthchen von Heilbronn, mit französischen Lustspielen in plumper Uebersetzung Ballette und Pantomimen. Die Zuschauerschaft der südwestlichen Vorstädte ward auf dem Laufenden er-

halten, ohne die weite Wanderung nach den anderen Welttheilen der Kaiserstadt unternehmen zu müssen.

In den allerkältesten Tagen des Januars 1829 mußte Maltitz als Staatsbote nach St. Petersburg abgehen. Schon ein paar Wochen vorher war die Rede davon gewesen und die Verabredung getroffen worden, daß Wilhelm ihn begleiten solle. Der aber war unwol geworden und mußte für einige Tage das Bett hüten. Der Zufall war zwar von geringer Bedeutung, aber der Arzt erklärte, daß wenigstens acht Tage nöthig seien, um durch Schonung in gleichmäßiger Zimmerwärme und durch körperliche Ruhe üble Folgen abzuwenden. Eine Fahrt bei Tag und Nacht und bei einer Kälte von 15—20 Grad würde Wilhelm ernstlich krank machen. Und da nun Apollonius nicht zögern durfte, reiste er ab, zum großen Leidwesen des Freundes, welcher nicht nur allein zurückblieb, sondern auch zugleich mit der Gesellschaft des Bruders in Apoll die Gelegenheit verlor, die nordische Hauptstadt kennen zu lernen, und zwar unter den Fittigen eines Gönners, der ihn ohne Weitläufigkeiten mitten in den großen Verkehr hineingeworfen haben würde. Fürwahr, zu ungelegenerer Zeit hätte Wilhelm nicht unpäßlich werden können; aber es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß die körperlichen Unfälle, die ihm zuweilen begegneten, ihre Seltenheit durch Kränkung und Verlust aufwiegen sollten. So brachte ihn später einmal die schwerste Erkrankung seines Lebens um eine nicht nur kostenfreie, sondern Gewinn verheißende Fahrt nach Konstantinopel und Griechenland.

Gegen Ende des Monats Februar fiel eines Abends

wie aus den Wolken geschneit. Max Chezy dem Bruder in's Zimmer. Unter dem Vorwande, einige Wochen bei Spaun zuzubringen, hatte er 14 Tage zuvor Gmunden verlassen und nun ohne Vorwissen der Mutter den Abstecher nach Wien unternommen, um . . . nach Paris zu gehen. Wie das zu ermöglichen sei, davon hatte er freilich noch keinen klaren Begriff, aber ein dunkler Drang belehrte ihn, daß nirgends anders als grade in Wien vielleicht die Mittel zu finden sein würden. Max war ein Männlein plötzlicher Entschlüsse. Er könne es bei der Mutter nimmer aushalten, sagte er. Sie lasse ihn den ganzen Tag über nicht zu Athem kommen, und selbst die Nachtruhe störe sie häufig, um ihn mit Jammer und Klagen zu behelligen. Ihr rastloses Keifen sei unausstehlich, noch unausstehlicher ihr Gerede über „Lem", der, wie sie steif und fest behaupte, wahnwitzig geworden sei. Theils beweine sie sein Los, theils breche sie in Klagen über seinen Abfall und seine Herzlosigkeit aus, und das Ende vom Liede laufe regelmäßig auf ein wüstes Schimpfen und Schmähen von überwältigendem Nachdruck hinaus.

Die Brüder hielten Rath und wurden einig, durch kleine Anlehen bei guten Freunden die geringfügige Summe zu vervollständigen, welche sie durch Verkauf ihrer Uhren, Vorsteknadeln ꝛc. aufbringen konnten. Der Vater, rechneten sie, werde die Schuld decken. Das Auskunftsmittel schien dem Zwecke zu entsprechen, doch fand sich von einer Seite her, wo es nicht erwartet worden, ein besseres, das zugleich den beiden das schmerzliche Opfer ersparte, die kleinen Andenken wegzugeben, welche ihnen meistentheils

hundertfach mehr galten als der Geldwerth betrug. Als nämlich Max seine Aufwartung bei der Frau von Eskeles machte, sprach er von seinem Plane. Sie billigte ihn und forschte nach den Mitteln der Ausführung. In seiner unbefangenen Weise ertheilte er Auskunft. Sofort sprach sie von anderen Dingen. Beim Abschiede aber ließ sie sich vernehmen: „Kommen Sie am Donnerstag zum Essen. Ich werde sie mit Herrn Ouvrard, einem Deutschfranzosen bekannt machen, der an diesem Tage bei mir speisen wird. Er reist nächstens nach Paris ab. Vielleicht läßt er sich bestimmen, Sie in seinem Wagen mitzunehmen. Uebrigens erweisen Sie mir den Gefallen, in Geldsachen einstweilen keinen Schritt zu thun. Ich will über die Angelegenheit nachdenken und es wäre nicht unmöglich, daß sich Rath fände.“ Max ließ sich das nicht zweimal sagen. Der Rath fand sich in der That. Ouvrard war ein Geschäftsmann im Großen. Er machte sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus, der Gemalin eines bedeutenden Geschäftsfreundes eine Gefälligkeit zu erweisen; zudem fand er die Gesellschaft des jungen Künstlers ganz nach seinem Geschmacke. Frau von Eskeles händigte Max 200 Francs ein, wofür er ihr irgend eine Ansicht aus Paris schicken sollte. So trat er denn als Reisender mit Extrapost den Weg an, welchen im Nothfalle sogar zu Fuß zurückzulegen er kurz zuvor entschlossen gewesen, und brachte noch dazu sein Reisegeld nach Paris, da Ouvrard, obschon das Gegentheil verabredet worden, ihn unterwegs freihielt, indem er sagte: „Ich mache nur kurze Tagereisen und kehre in den theuersten Gasthöfen ein, wo wir als Extrapostreisende vornehm leben müssen,

wie ichs ohnehin gewohnt bin. Es wäre unbillig von mir, Ihnen überflüssige Kosten aufzubürden. Lassen Sie also die Schnüre Ihrer Börse zugeknüpft."

Einen Paß hatte Max ohne Schwierigkeit von der französischen Gesandtschaft erhalten, da er — kürzlich 21 Jahre alt geworden — nach dem französischen Gesetze mündig war. Ausweise besaß er freilich keine, aber dem Herzog von Montmorency waren die persönlichen Verhältnisse der Familie Chezy hinlänglich bekannt. Von München, wo er sich ein paar Tage aufhalten mußte, meldete der Flüchtling nach Gmunden, was sich zugetragen. Was die Mutter dazu sagte, läßt sich ungefähr denken. Der erste Sturm brach, glücklicher Weise nur schriftlich, gegen Wilhelm los, der natürlich „die Milch frommer Gesinnung in gäkend Drachengift verwandelt" hatte. Nur er, er allein hatte dem „unschuldigen Kleinen" den höllischen Gedanken eingeimpft, um das Mutterherz zu brechen. Das Uebermaß der Vorwürfe brach ihnen die Spitze ab.

Ouvrard war in Frankreich eine sehr bekannte Persönlichkeit und hatte leicht besser sein als sein Ruf. Im spanischen Feldzuge des Herzogs von Angouleme war er durch Lieferungsgeschäfte für das Heer zu großem Reichthum gelangt. Später, es wird in den 40er Jahren gewesen sein, hatte er einen Aufsehen erregenden Rechtshandel. Beim Schluß einer Abrechnung war er mit einem Gesellschafter zerfallen, der eine Million mehr herausverlangte, als ihm nach Ouvrards Auffassung gebührte. Das Handelsgericht gab dem Gesellschafter gewonnene Sache. Der Verurtheilte hielt (oder erklärte wenigstens)

den Spruch für ungerecht und ergab sich darein, fünf Jahre im Schuldgefängniß zuzubringen. Länger als fünf Jahre durfte nach dem damals noch neuen Gesetz kein Schuldner in Frankreich mehr festgehalten werden. Ouvrards Freunde stellten ihm vor, es sei doch eine Schmach für ihn, sich wegen einer Schuld einsperren zu lassen, die zu tilgen ihm nicht schwer fallen könne. Worauf er: „Wer von euch würde für eine Million nicht unter Lebensgefahr über Land und Meer reisen und fünf Jahre hindurch angestrengt arbeiten? Nun denn, ich opfere fünf Jahre ohne Gefahr, ohne Mühseligkeiten, ohne Arbeit, um meinen Kindern die Million zu erhalten, welche ich nach dem todten Buchstaben des Gesetzes, aber entgegen dem Geiste der Gerechtigkeit herausgeben soll." Dabei blieb er. Natürlich ließ er sich in der Clichy-Straße nichts abgehen und empfing zahlreiche Besuche. Eines Tages war ihm des Getümmels zuviel geworden und er sagte am nächsten Morgen dem Aufwärter: „Wenn heute jemand kommt, so soll man unten am Thore den Bescheid geben, Herr Ouvrard sei nicht zu Hause."

Max hatte sein Französisch rein vergessen, aber er sprach geläufig italienisch, welche Sprache, gleich allen anderen romanischen Mundarten, der Vater vollkommen innehatte, während er das Deutsche nur verstand, wenn er es schriftlich vor Augen sah. Die Aufnahme gestaltete sich herzlich, nachdem das erste Erstaunen überwunden war. Ein Freund hatte erst eine Stunde vorher Chezy von der Ankunft des Sohnes und den Ursachen derselben unterrichtet. Max blieb nicht viel über zwei Jahre in Paris. Von seiner Rückkehr zur Mutter wie

von seinem Pariser Leben wird seinerzeit im zweiten Buche dieser Erinnerungen das Nöthige beigebracht werden.

Der Frühling nahte heran, die Aussichten auf Krieg waren wieder verschwunden und Wilhelm hatte sich den Zugeständnissen bequemt: dem Vater zu Gefallen zu leben, nicht in Wien zu bleiben und eine Hochschule zu beziehen. In Wien, meinte der Vater, könne nichts Rechtes aus dem Sohne werden, und die damaligen Verhältnisse schienen allerdings eine solche Voraussetzung zu rechtfertigen. In Paris wollte er ihn nicht haben, nach Berlin aber der Juvenis noch weniger gehen als in eine kleine Universitätsstadt. So wurde denn München beliebt. Auch Helmina stellte sich leidlich zufrieden. Sie schrieb an Wilhelm, daß sie Mitte April nach Wien kommen werde, er möge auf sie warten. Das ging leicht, da er ohnehin vor Ende des gedachten Monats nicht abzureisen hatte. Vom 1. Mai an war sein Monatgeld bei Eichthal in München angewiesen, jährlich 1200 Francs, für einen Studenten jener Zeit ein glänzendes Einkommen. Bis zur Abfahrt genoß der künftige Pandectenreiter sein Wiener Dasein in süßem Jubel und ließ sich keineswegs träumen, daß er sein Herz nicht unversehrt von dannen tragen sollte. Und jetzt ist eine trübselige Liebesgeschichte zu berichten, die in zwanzig Zeilen abzuthun wäre, wenn nicht die Verständlichkeit eine abschweifende Einleitung nöthig machte.

Wilhelm hatte die Laufbahn eines jungen Mannes mit einigen mehr oder weniger galanten Abenteuern begonnen, wobei das Herz, obwol einigermaßen im Spiele, wenigstens nicht Trumpf war. Ein bischen Herz mischt

sich ja überall bei Liebeshändeln ein, grade so wie in der Karte. Das Herrlein war von der Natur beiweitem nicht so großmüthig ausgestattet, daß man es zu den „Gefährlichen“ hätte rechnen dürfen, aber verwahrlost war es doch auch nicht, noch weniger auf den Kopf gefallen. Wilhelm behauptete sich auf der Höhe der Sache sowol blauen als schwarzen Augen gegenüber, die Uebergänge zwischen diesen mitinbegriffen, dergestalt, daß er im „Wettstreit“ zwischen ihnen nur für den Lohn des Paris einer Farbe im Ernste den Preis zuerkannt hätte. Besagter „Wettstreit“ war ein Kränzlein von Gedichten, welches Maltitz und Wilhelm mitsammen gewunden hatten, und worin jede Farbe eigens mit großem Eifer vertreten ward. Der Jüngling bekannte sich nicht immer zu derselben Abtheilung als Verfasser; was den Freund betrifft, so dürfte der natürlich ein so loses Spiel verschmäht haben. Erzählt hat er mir nichts davon.

Dergestalt „leichtbeseelt wie leichtbesohlt“ lustwandelte Wilhelm am Charfreitag über Kohlmarkt und Graben durch das nachmittägliche Gedränge. Noch heutzutage ist am Charfreitage ganz Wien auf den Beinen; die Einen, um mit Andacht oder mindestens mit dem guten Willen dazu die heil. Gräber in den Kirchen zu besuchen, die Anderen, um den Besuchern zuzusehen. Unser Juvenis gehörte entschieden zu den letzteren. Es war ihm nicht gegeben, inmitten großen Getümmels seine Gedanken von irdischen Dingen abzulenken, gleichwie er noch bis zum heutigen Tage nicht die Kunst versteht, in die Feinheiten und Spitzfindigkeiten der Andacht einzugehen und unseren Herrgott mit casuistischem Grillenwerk zu behelligen. Hei-

teren Mathes betrachtete er sich der schönen Welt schönere Hälfte. Da geschah es, daß auf dem Stockimeisen-Platz unfern der berühmten Modehandlung zur schönen Wienerin ein Blitz aus heiterem Himmel ihn traf. Dieser Himmel war ein blaues Augenpaar, der Blitz ein Blick, nicht etwa von herausforderndem Feuer, sondern offenbar wie von süßem Erschrecken unwillkürlich angeregt. Die Augen leuchteten aus einem apfelrunden Antlitz, das beinahe mehr noch einem Kinde als einer Jungfrau anzugehören schien. Locken vom zartesten Aschblond ringelten sich zu beiden Seiten der hohen Stirne an den Schläfen nieder. Ein feines Näslein, schier nicht groß genug, stand keck in die Welt hinaus. Auf den brennrothen Lippen, nicht zu klein gespalten, spielte wie der Sonnenschein auf leichtgekräuselten Wogen ein bezauberndes Lächeln. Die rosigen Wangen trugen kindlich schalkhafte Grübchen. Die Gestalt, über Mittelgröße, zeigte bei aller Zartheit der ersten Jugend bereits jene gesunde Fülle, welche eine prachtvolle Entwicklung zu verheißen pflegt. Wilhelm wußte bestimmt, daß er weder die ältere unscheinbare Begleiterin an ihrer Seite noch sie selbst jemals mit leiblichen Augen erblickt habe. Ein solches Kleinod hätte er nicht mehr vergessen. Woher aber das Erröthen über Wangen und Stirne bis über die Locken hinein? Woher das süße Erschrecken im überraschten Blick? Darüber nachzugrübeln war keine Zeit. Der Pfeil saß fest mit doppeltem Widerhacken im Innersten der Seele. Von holdseligen Schauern überrieselt, wie er sie nie zuvor geahnt, geschweige denn empfunden, folgte Wilhelm der Schönen wie das Eisen dem Magnet. Sofort fiel ein

Gegenstand zur Erde; es wird ein Schnupftuch gewesen sein. — „Sie haben etwas verloren, Fräulein.“ — „Ich danke, Herr von Chezy.“ Sie kannte also den Namen. Woher? Die Frage blieb unbeantwortet, aber sie bot den Anknüpfungspunkt zu fernerem Gespräch, um das die Begleiterin sich gar nicht zu kümmern schien. Wilhelm verlor nicht die karggemessenen Augenblicke bis zur Michaeliskirche, wohin, wie er gleich anfangs erfuhr, die bezaubernde Blondine ging. Ein Wiedersehen ward verabredet. Sie war offenbar von seinen Verhältnissen besser unterrichtet als er von den ihren. Sie wußte, daß er dem Kreise angehöre, welcher sich jeden Freitag bei Josephine Verin zusammenfand. Ferner war ihr nicht unbekannt, daß am nächsten Freitag der Schluß dieser Kränzchen stattfinden solle. Sie war im Verlaufe des Winters zwei oder dreimal bei der Verin gewesen, aber stets an Abenden, an welchen Wilhelm zufällig ausgeblieben. „Ich bin ein Unglücksvogel,“ sagte er dazu; „wenn's Gold regnet, stehe ich unter Dach und Fach.“ Am Portal der Michaeliskirche nahmen sie Abschied. Wilhelm hielt nicht für passend, unter den obwaltenden Umständen am Charfreitage die heilige Stätte zu betreten. Das wäre ihm wie eine Entweihung vorgekommen. Draußen aber zu warten, hätte gegen die gute Lebensart verstoßen.

Eine lange, sehr lange Woche war es, deren sieben Tage nun sich zu Ewigkeiten ausdehnten. Wenn einer davon endlich überwunden war, legte seine Länge sich dem folgenden zu, bis sie endlich alle sieben sich wie Alpdrücken auf die letzte Stunde wälzten. Wilhelm verfügte sich vor der gewöhnlichen Zeit zur alten Freundin, um

ungestört mit ihr zu plaudern. Wovon? bleibt als überflüssig hier ungesagt. Die Perin war nicht zu Hause. Dreißig bis vierzig „Jahre", „Jahrhunderte" oder „Ewigkeiten" verstrichen, bevor sie endlich und endlich am Gesichtskreise auftauchte. Sie war schwarz gekleidet, trug ein Gebetbuch in der Hand und schaute trübselig drein. Ihre Betrübniß ließ Wilhelm für den Augenblick unberührt. Desto schmerzlicher sollte er gleich darauf sie mitempfinden. Das Leichenbegängniß, von welchem sie kam, betraf ihn nur zu nahe. Die Blondine vom Stockimeisen-Platz war am Osterſonntag erkrankt, am Mittwoch gestorben und hatte ihre sterbliche Hülle soeben der Erde zurückgegeben.

Sie wird hienieden genau so wie andere Leute getauft worden sein und einen bürgerlichen Namen geführt haben. Wie sie geheißen, möge vergessen bleiben. Engel haben keinen irdischen Namen mehr.

Das war die trübselige Geschichte von Wilhelms erster Liebe. Noch viele Jahre danach ist er mehr als einmal am Charfreitags-Nachmittag vom Stockimeisen über den Graben und den Kohlmarkt zur Michaeliskirche hinauf gewandelt, um den kurzen Wundertraum nochmals durchzuträumen und dabei zu vergessen, daß bereits ein drittes Jahrzehnt, wie gegenwärtig ein viertes, seinen unaufhaltsamen Gang seit jener unvergessenen Stunde angetreten. Vor dem Portal des Gotteshauses, dessen ehrwürdige Nacht die himmlische Erscheinung in sich aufgenommen, um sie nimmermehr herauszugeben, ringt sich dann der bange Seufzer aus bedrängter Brust: „Dolores mis albricias." Das sind die Worte, welche dieses

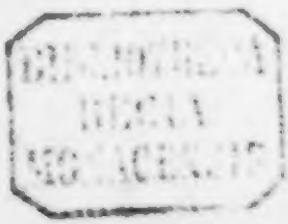
Buch den theuersten Erinnerungen weihen. Jeder Schüler, der ein bischen Spanisch versteht, wird sie übersetzen: „Schmerzen mein Lohn".

Im April kam Helmina auf einige Tage nach Wien, um ihre letzten Geschäfte daselbst abzuwickeln. Sie klagte viel über Abfall und Verrath, nannte ihr Dasein ein ausgeraubtes und blieb für Vernunftgründe taub. Nichtsdestoweniger war sie einigermaßen beschwichtigt, weil Wilhelm nur nicht Soldat geworden. Und da er klug genug war, ihr nichts von seinen geheimen Hoffnungen auf Krieg in den nächsten Jahren und von der Verheißung des Erzherzogs zu sagen, so stellte sich ein leidliches Verhältniß her, das die besten Aussichten auf künftiges Einvernehmen darbot.

Maltitz kam zurück, mit dem St. Annenorden geschmückt. Zweifelsohne hatte er willkommene Mittheilungen nach der russischen Hauptstadt gebracht. Darüber ließ er selber natürlich nichts verlauten. Die Zeitumstände aber ließen darauf schließen. Der Czar hatte für den Augenblick von Oesterreich nichts zu befahren, wiewol seine Kerbhölzer nichts weniger als sauber waren.

Wer die Kaiserstadt am Donaustrande auch nur in den 40er Jahren kennen gelernt, um von den Zuständen nach 1848 und vollends seit 1860 vorläufig zu schweigen, den werden die Erinnerungen aus den Jahren 1823—29 wie Klänge aus verschollener Zeit gemahnen. Verwundert wird das jüngere Geschlecht vernommen haben, wie kurz vor dem Beginn dieses Zeitraumes das Auge mit Mühe und Noth sich daran gewöhnen mußte, die Frauen anders gekleidet zu erblicken, als in enganschließen-

dem Gewande, das vom Gürtel unmittelbar unter dem Busen abfallend die natürliche Form zeichnete. In diesen Jahren setzten sich die die ersten schüchternen Anfänge zu künstlicher Nachhülfe an, welche drei Jahrzehnte später sich zum Ungethüm über Stahlreifen aufblähen sollten: sie bestanden aus einer vervollständigenden Aufbauschung unter dem Gürtel auf der Rückseite und wurden als etwas aus Paris bezeichnet, das in Paris selber ungenannt blieb. Der Schnurrbart, anderwärts das Vorrecht des Kriegerstandes, galt zu Wien für das Abzeichen des Ungarn. Der Offizier und die neuerungssüchtige Jugend trugen den Backenbart halbmondförmig, auf den Wangen spitz gegen die Mundwinkel hingezogen. Vollbärte erblickte man nur an polnischen Juden und erklärte sie für abscheulich. In feiner Gesellschaft sollte man nicht nach Tabak riechen. Man dampfte aus Meerschaum. Die Cigarre war eine Ausnahmserscheinung. Die Stege an den Hosen fingen erst an, aufzukommen; jetzt ist der Steg selber längst vergessen. So ließen sich noch viele äußerliche Wahrzeichen einer Zeit aufführen, die innerlich in Gedanken und Empfindungen so ganz verschieden von unseren Tagen war, daß zweifelsohne manches bereits nicht mehr junge Wienerkind, insofern es überhaupt dieses Buch liest, diese oder jene der Andeutungen darüber wie etwas überraschend Fremdes entgegennehmen wird . . . Doch auf innere wie äußere Unterschiede werden wir ja — der Leser mit dem Verfasser — seinerzeit eingehender zurückkommen.

Eines schönen Abends packte sich Wilhelm in den Eilwagen. Von jugendlicher Wanderlust und vom Bewußt-

sein der errungenen Freiheit beseelt, nahm er den Abschied nicht allzuschwer, obschon das Scheiden ihn fürwahr nicht freute. Sein Herz blieb in der Kaiserstadt zurück, aber nicht im Getümmel des regen Lebens. Es lag unter einem noch unberasten Grabhügel des St. Marxer Friedhofes.